







# Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

**Heinrich Hubert Houben.**

---

**Einundzwanzigster Band.**

## Der deutsche Krieg.

Drittes Buch. I.



**Leipzig.**

Max Hesses Verlag.

1908.

# Der deutsche Krieg.

Historischer Roman in drei Büchern

von

**Heinrich Laube.**

---

**Drittes Buch:**

## Herzog Bernhard.

Historischer Roman in zwei Teilen.

I.



**Leipzig.**
Max Hesses Verlag.
1908.

Subscription fund

# Herzog Bernhard. I.

# I.

Ein Nachmittag im Frühling lag schwül und drückend auf der Erde. Kein Lüftchen regte sich, und die Sonne war verdeckt durch eine schwarzgraue Wolkenschicht, welche am Abendhimmel emporstieg. Ein Reiter auf einem Maultiere, der gegen Südosten ritt, sah sich nach dieser Wolkenschicht um und sagte zu seinem Begleiter: „Dies wird eins von den Frühlingsgewittern, welche plötzlich da sind und eine Sündflut herabstürzen. Wir werden Nancy nicht mehr erreichen." Der Begleiter, ein eleganter Kavalier auf schönem Rosse, erwiderte: „Was Nancy?! Seid Ihr schon wieder zweifelhaft! Wir lassen Nancy links. Unser heutiges Ziel ist Toul. Ihr seid geradezu töricht mit Eurer Abneigung vor dem Wege nach Paris. Wir müssen dahin. Sie hatten in Brüssel ganz recht mit der Behauptung, daß für die nächste Zeit der ganze Schwerpunkt des deutschen Krieges in Paris liegen würde. Ich hab' Euch nachgegeben bis jetzt, weil Ihr Zeit zur Überlegung verlangtet, und habe mich immer weiter nach Osten von Euch drängen lassen, von den Ufern der Maas bis an die Ufer der Mosel. Ich hab' Euch nachgegeben selbst auf die Gefahr, daß wir dem wilden weimarischen Heere in die Fäuste gerieten; aber hier in dem Flußwinkel, der vor uns liegt, wo die Meurthe in die Mosel fällt, müssen wir uns entscheiden. Ich bestehe darauf, daß wir rechts abbiegen nach Toul, um von da direkt nach Paris zu reiten." „Zunächst müssen wir die Tiere spornen, um unter irgend ein Obdach zu kommen," entgegnete der Mann auf dem Maul-

tiere, „denn das Wetter kann in einigen Minuten da sein; der Wind erhebt sich schon leise." „Nicht doch!" „Ja doch! Auf die Dinge der Natur muß ich mich doch einigermaßen verstehen, wenn ich überhaupt etwas verstehe." „Nun, das Städtchen da vor uns erreichen wir gewiß noch. Es wird Frouard heißen. Die Meurthe kommt da von Nancy und fällt in die Mosel. Schaut da rechts hinüber, da am fernsten Horizonte vier Turmspitzen, das ist die Kathedrale von Toul!" „So weit seh' ich nicht; ich werde alle Tage kurzsichtiger durch meine ungehorsame Leber. Aber spornen wir die Tiere, damit wir noch trocken in das Städtchen kommen!"

Sie taten es, und da noch zwei Reiter hinter ihnen ritten, welche zu ihnen gehörten, so waren sie bald in eine Staubwolke gehüllt. Denn der Boden war ausgetrocknet und schmachtete nach Regen. Am Ufer der Mosel zog die Staubwolke dahin. Dieser Fluß, welcher aus den Vogesen kommt, ist hier noch seicht und wird erst einige Meilen weiter nordwärts, bei Metz, schiffbar. Die Landschaft dieser alten Bistümer Toul, Metz, und — ein wenig abseits nordwestlich — Verdun an der Maas ist von keinem besonderen Reize. Im nördlichen Teile Obstbäume, im südlichen hier nach Toul hinüber Weingärten mit einem Gewächs von zweifelhafter Güte. Aber jetzt in früher Jahreszeit belebten die aufgrünenden Weinstöcke die Ebene, die jungen Saaten erquickten ebenfalls das Auge, und schmale Wiesen wie einzelne Baumgruppen am Moselufer nahmen sich heiter aus. Die Lerchen stiegen singend von den Saatfeldern in die Höhe, als wollten sie die dunklen Wasserwolken begrüßen, und die kürzlich angekommenen Schwalben schossen in großer Anzahl über dem Wasserspiegel der Mosel hin und her zur Linken der dahintrabenden vier Reiter, welche mitten in ihrer Staubwolke von alledem nichts sahen. Aber sie hörten plötzlich einen mächtigen Donnerschlag. Der Mann auf dem Maultiere hatte recht gehabt. Der Wind erhob sich wie ein Ungetüm, einzelne große Regentropfen fielen. Die Reiter

setzten ihre Tiere in Galopp. Das Städtchen Frouard lag dicht vor ihnen; aber das Wetter war schneller als der Galopp ihrer Tiere — ehe sie's erreichten, brach ein Platzregen über sie nieder, welcher sie mit einer Flut übergoß. Sie waren durch und durch gebadet, ehe sie den Marktplatz und an einer Ecke desselben das Haus erreichten, welches Zeichen eines Wirtshauses an sich trug. Es kam ihnen auch kein Hausknecht oder sonst ein dienendes Geschöpf entgegen. Aus Furcht vor dem Gußregen? Nicht bloß. Seit einigen Stunden war in dem Städtchen Frouard die Nachricht verbreitet, das weimarische Heer habe seinen Marsch durch die Niederung der Seille nach dem östlichen Lothringen und nach dem Elsaß geändert und ziehe gegen Toul und Nancy herüber, werde also auch über Frouard hereinbrechen. Und „hereinbrechen" war der mildeste Ausdruck. Verwüstung und Verderben befürchtete man von diesem Heere, dessen geringer Teil französischer Truppen nichts bedeutete neben den wilden Haufen deutscher Kriegsleute, die in Schlachten ergraut, in Plünderung und Gewalttat verwildert wären. Diese Nachricht hatte in Frouard lähmende Bestürzung erregt, und deshalb, nicht bloß des Gewittersturmes halber kam den vier Reitern niemand entgegen. Man hielt die vier heransprengenden Reiter für den Vortrab des weimarischen Heeres. Sie mußten sich also selbst helfen. Am eiligsten von seinem Tiere war der feiste Herr, welcher das große Maultier geritten und sich über seine Kurzsichtigkeit beklagt hatte. Er war nicht der körperlich Gewandteste, aber er war der Weichlichste. Durchnäßt zu werden und sich zu erkälten, war ihm die nächste und größte Besorgnis. Es war Doktor Blandini, der gesuchte italienische Arzt, welcher im Dienste der Jesuiten zu stehen schien und vor drei Jahren dem Waldstein so verdächtig geworden war. Seit diesen drei Jahren hatte er an Körperfülle zugenommen, und seine Gesichtsfarbe war gelber geworden. Er eilte auf die Haustür zu und schrie laut auf, als er sie verschlossen fand. Der zweite Reiter auf dem schönen Rosse schien

das Ungemach leichter zu ertragen. Er lachte und schritt zu einem Fenster neben der Haustür. Dort klopfte er und rief mit starker Stimme, man möge öffnen und einem reisenden Kavalier Unterstand gewähren für gutes Geld. Dies half. Man hörte den schweren Tritt von Holzpantoffeln — sabots genannt —, welche sich innen der Haustür näherten.

Dieser zweite Reiter war Norbert von Zierotin, welcher sich sehr wohl befand. Er war mehr und mehr ein ausgebildeter Diplomat des Jesuitenordens geworden, und seit der Waldsteinschen Katastrophe hatte er in mehrfachen Sendungen seine wachsende Bedeutung erprobt. In Rom, in Spanien, in Paris hatte er seine Aufgaben erledigt, und jetzt kam er vom Hofe in Brüssel. Von der früheren Priesternovize war gar nichts mehr an ihm zu entdecken, er hatte das kühlste, vornehmste Ansehen eines Kavaliers und befahl dem öffnenden Hausknechte sowie dem nun auch herbeikommenden Wirte so erfolgreich, daß binnen wenig Minuten alle Bedienung dergestalt im Gange war, wie er und Blandini sie wünschten. Ein Zimmer im ersten Stocke war ihnen eingeräumt, die Tiere samt den zwei Dienern waren untergebracht, und ein Mantelsack Blandinis war herbeigeschafft, um Wechsel der Kleidung zu ermöglichen. Norbert hatte das nicht so eilig mit Ablegung seiner nassen Kleider und stieg in die Küche hinab, um eine Mahlzeit mit der Frau Wirtin zu besprechen. Als er damit zu Rande war, trat sein Diener in den Hausflur und winkte ihm. Er kam aus dem Pferdestalle. Es war kein gewöhnlicher Diener, es war ein dienstfertiger Begleiter — es war Medardo, die sogenannte rote Feder. Er hatte seit dem unangenehmen Vorfalle im Zirndorfer Lager den Kriegsdienst ganz verlassen und sich wie in Teplitz zur Aufbringung wertvoller Papiere nur der Verrichtung einzelner schwieriger Aufgaben zugewendet, sich also auch auf höheren Befehl sehr gern der steten Begleitung Herrn Norberts von Zierotin gewidmet. In diesen Geschäften kamen stets interessante Aufgaben vor, und ein Talent wie das

Medardos hatte in Rom, Madrid, Paris und Brüssel Gelegenheit gehabt, sich auch in seiner Richtung auszubilden. Er trug sich sauber, wenn auch nach etwas buntem Geschmack, und schien nicht zu altern. Seit drei Jahren war er dem Bart-Konrad nicht mehr begegnet, die nervösen Aufregungen hatten also sein Gedeihen nicht mehr beeinträchtigt. Es fiel deshalb Norbert auf, daß er jetzt so gewiß aufgeregt winkte und nicht eher sprach, als bis sie mitten auf der Stiege waren. „Was hast du denn?" fragte endlich Norbert und blieb stehen. „Die schlimme Neuigkeit, gnädiger Herr, daß die Leute hier im Orte gemeint haben, wir gehörten zum weimarischen Heere, und daß sie jede Stunde das Einrücken des weimarischen Heeres hier erwarten." „Ah! — Desto besser!" „Gnädiger Herr! Und wenn von den friedländischen Eisenfressern welche darunter sind und uns erkennen —" „Pah! Nach Jahren! Was Nördlingen nicht aufgefressen, das hat übrigens hinlängliche Gelegenheit gefunden, ins Gras zu beißen. Des Doktors wegen ist's mir recht, dem weimarischen Herzoge selbst zu begegnen. Mach' fort und sorge, daß wir vorher in Ruhe speisen können."

Kopfschüttelnd stieg Medardo hinab. Norbert rief ihm noch nach: „Schick' mir trockene Wäsche und Kleider herauf und gib mir Nachricht, wenn sich das Gerücht bestätigen sollte. Während des Unwetters werden sie nicht kommen." Er selbst stieg bis auf den Vorsaal hinauf und trat an ein Saalfenster, welches bei besserem Wetter den Blick aufs Feld gewähren mochte. Jetzt sah er nur einen vom Winde gepeitschten Wasserstrahl vor sich, welcher die ganze Luft ausfüllte. — Er schien zu überlegen. Die Entwicklung des Krieges in den letzten zwei Jahren zog an seinem Geiste vorüber. Die Kriegslage war damals für die kaiserliche Partei besonders günstig. Der Untergang des Friedländers war von den protestantischen Heerführern gar nicht ausgebeutet worden. Im Gegenteil hatte die Eifersucht zwischen Bernhard von Weimar und dem schwedischen Grafen Horn, welche die beiden Hauptheere der Pro-

testanten befehligten, eitel Nachteile für ihre gemeinschaftliche Sache zuwege gebracht. Der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna war gebietender Kriegsherr, insofern er auch den Heilbronner Bund, die Vereinigung der evangelischen Fürsten, Städte und Herren, dirigierte, und Oxenstierna war Schwiegervater des Grafen Horn. Natürlicherweise begünstigte er diesen und tat alles, um den Herzog Bernhard, das begabteste Kriegshaupt unter den Deutschen, nicht aufkommen zu lassen. Denn er befürchtete nicht mit Unrecht, Bernhard wolle sich die oberste Führung anmaßen. Während dieser zersplitternden Zwistigkeiten unter den Evangelischen hatte sich das kaiserliche Heer durch einen starken Zuzug spanischer Truppen verstärkt und war unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Ferdinand, des erstgeborenen Sohnes des Kaisers, ins Reich eingerückt. Gebieterisch und mächtig: der spanische Infant an der Seite des Oberbefehlshabers, alle erprobten Führer, alle Kerntruppen mit ihm — es war eine Entscheidungsschlacht nicht zu vermeiden gewesen. Bernhard hatte Horn schreiend herbeigerufen aus der Ferne, und ehe noch alle Heerteile der Protestanten vereint waren, hatte sich am 6. September 1634 die große Schlacht bei Nördlingen entzündet. Sie war ein großer Sieg der Kaiserlichen geworden, der größte, welchen sie erfochten hatten im Laufe dieses endlosen Krieges. Horn selbst ward gefangen, das protestantische Heer zersprengt und aufgelöst, Bernhard flüchtig — die evangelische Sache war an den Abgrund getrieben.

In dieser Lage hatte Bernhard von Weimar zum ersten Male auf den Führer Frankreichs gehört, auf Richelieu. Dieser war gleichsam mitgeschlagen bei Nördlingen, all seine heimlichen Bündnisse mit den Schweden und einzelnen deutschen Fürsten kamen an den Tag, und ein Krieg mit Spanien und dem deutschen Kaiser trat an die französische Schwelle. Es war für ihn von großer Bedeutung, im Herzoge Bernhard den begabtesten deutschen Feldherrn an sich zu knüpfen. Bernhard

war nur vorsichtig darauf eingegangen. Sein Verhältnis zu den Schweden, die ja längst mit Frankreich verbündet waren, diente ihm als Mittel, den Verkehr mit Frankreich bis auf einen gewissen Grad zu beschränken. Da wurde im Frühjahre 1635 der Prager Friede abgeschlossen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen. Er erneuerte für die Evangelischen den alten Religionsfrieden, also die Religionsfreiheit, und brachte eine verschämte Zurücknahme des Restitutionsediktes. Die von den Fürsten eingezogenen geistlichen Güter nämlich sollten noch vierzig Jahre in unbestrittenem Besitze ihrer jetzigen Herren bleiben. Eine Vertagung also fast auf ein Menschenleben, ein verschleiertes Entsagen. Hiermit war die große evangelische Phalanx gegen den katholischen Kaiser gesprengt. Der mächtigste protestantische Fürst, der Kurfürst von Sachsen, trat zurück vom Kriege, seine schwächeren Nachbarn mußten ihm folgen, und auch diejenigen, welche zunächst nicht folgen wollten, wie die Welfen im Norden, der Hesse im Westen, waren auf vorsichtige Verhandlung angewiesen, um nicht allein und hilflos zu verbleiben dem mächtig gewordenen Kaiser gegenüber. Der Heilbronner Bund brach in sich zusammen, denn die übrigbleibenden kleinen Fürsten und Grafen und Städte konnten den geschwächten schwedischen Kanzler nicht hinreichend unterstützen, und dieser Kanzler Oxenstierna verließ am Ende selbst persönlich den deutschen Boden — das Jahr 1635 wurde ein Jahr der Auflösung für die protestantische Kriegspartei.

Da hatte Herzog Bernhard, welchem ein halber Friede, ein Überantworten der zerrütteten Reichsfreiheit an den jetzt übermächtigen Kaiser nicht genügte, da hatte dieser junge aufstrebende Kriegsmann gemeint, so dürfe der große Aufschwung zur Neugestaltung des Reiches nicht geknickt werden, und man müsse standhalten mit allen erdenklichen Mitteln. Er suchte Richelieu, Richelieu suchte ihn zu täuschen im Abschlusse eines Bündnisses. Bernhard meinte als selbständiger Reichsfürst ein Bündnis mit Frankreich abschließen zu können, welches

nur Frankreichs Hilfe gegen die bedrohte Reichsfreiheit annehmen, Frankreichs Eingreifen in deutsche Verhältnisse aber zurückweisen könnte. Richelieu dagegen wollte nur einen überlegenen Feldherrn mit abgehärteten Truppen an sich fesseln und mit solcher Hilfe deutsche Länder erobern. Keiner von beiden hatte ein Interesse, völlige Klarheit in das Verhältnis zu bringen, und so war man unter halber Übereinkunft zusammen ins Feldlager gerückt am Rheine und hatte sich zusammen gegen die andringenden Kaiserlichen gewehrt. Bernhard hatte mit Schrecken erkannt, daß die französischen Truppen erbärmlich waren und daß die Unterstützung nirgends zureichte. Aber Gallas und Piccolomini griffen mit Übermacht an, er mußte sich nach Kräften verteidigen. Da war der berühmte Rückzug erfolgt im Nahetale aufwärts über Meisenheim, Birkenfeld, St. Wendel bis Saarbrück hinüber nach der Gegend von Metz durch die ungangbaren Engen und Schluchten des Hochwaldes, ein Rückzug, welchen Gallas selbst die größte Kriegstat des deutschen Krieges nannte, und der Führer desselben, Herzog Bernhard, war als kriegerisches Genie an der französischen Grenze erschienen mit seinen abgerissenen aber furchtbaren Weimaranern, Tag für Tag weichend, aber unter grimmigen Nackenschlägen den kläglichen französischen Heerteil, welchen ein unkriegerischer Kardinal befehligte, errettend.

Das war im Herbste 1635 geschehen; jetzt im Frühjahre 1636 sollte der deutsche Krieg, welcher in Deutschland dem Ende nahe war, unter ganz anderen Verhältnissen und in anderen Ländern erneuert werden. Richelieus verdeckte Feindschaften waren zu offenem Auftreten genötigt, der Krieg mit Spanien war am Ausbruche, und der mit dem Kaiser war nicht mehr zu beschönigen. Alle Welt blickte auf die Bistümer Metz, Toul und Verdun, wo Bernhard lag. Wird er nördlich gegen die Spanier in den Niederlanden, wird er südlich gegen Gallas in Lothringen und Elsaß sein überlegenes Schlachtentalent geltend machen? Seine Person verkörperte den dortigen Krieg,

ihn allein fürchtete man in Brüssel, in Madrid und in Wien. In solchem Sinne hatte man zu Brüssel mit Norbert von Zierotin und Doktor Blandini die Lage der Dinge besprochen. Diesem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar beizukommen, war die Aufgabe des neuen Jahres.

Die Jesuiten hatten einen Hauptsitz in Brüssel. Der große Stil ihrer stillen Herrschaft richtete sich überall auf die wichtigsten Punkte, auf die wichtigsten Menschen. Bernhard war dort erwogen worden mit allen möglichen Gewichten. Sein Ruf besagte, daß er ein strenger Lutheraner und in Sachen des Glaubens nicht um eines Haares Breite mit sich markten lasse. Indessen erweise er sich nicht gerade übermäßig hart gegen die Katholiken. In Sachen des Kaisers hege er das hartnäckigste Vorurteil, den strengsten Widerwillen. Ein größeres Reichsland für seine Herrschaft zu erringen, sei sein Ziel. Über die feineren Züge seines Charakters war man nicht aufgeklärt. Schon um deswillen sei es nötig, sichere Leute in seine Nähe zu bringen, damit er beobachtet und erforscht werde. Das sei jetzt tunlich, da er unter Franzosen, also unter Katholiken lebe. Wahrscheinlich komme er auch nach Paris. Dort habe man Anknüpfungspunkte genug. Obwohl Richelieu die deutschen Protestanten stütze, so sei er doch ein Kirchenfürst und in Frankreich der Todfeind der Protestanten. Er habe ja die Hugenotten niedergeworfen. Und in seinem Ministerium arbeite ein Mann, Desnoyers genannt, welcher dem Orden ergeben und verpflichtet sei. Das gebe Anknüpfungspunkte genug. Norbert und Blandini waren befehligt worden, diese Aufgabe zu übernehmen. Blandini hatte wenig Lust dazu gezeigt. Er war etwas bequem geworden, und Waldstein hatte ihn eingeschüchtert. Kriegsherren im Kriegslager wollte er seit dem Zirndorfer Lager lieber aus dem Wege gehen. Norbert war aber entschlossen, ihn sobald als möglich an den Mann zu bringen. Er hatte die Reise an der Maas herauf so eingerichtet, daß sie einer Begegnung Bernhards immer näher kamen. Das

schien jetzt erreicht, und als Blandinis Diener auch ihm trockene Kleider brachte, war er, Norbert, auf dem reinen: es müßte furchtlos und ganz ans Werk gegangen werden. Er trat ins Zimmer. Blandini war umgekleidet, rieb sich eifrig alle Gliedmaßen, um sich vollständig zu erwärmen, und bewies durch seine Frage nach der Mahlzeit, daß er in der Lage sei, Norberts beabsichtigte Zudringlichkeit zu ertragen. Norbert erhöhte die bessere Stimmung Blandinis durch die Nachricht, daß in hiesiger Gegend schon die fränkische Vorliebe für Geflügel beginne, und daß er in der Küche einen feisten Hahn am Spieße entdeckt habe. Auch sei die Obstzucht hier in den Bistümern wohl gepflegt, es werde also an der Tafel an würzigem Kompott nicht fehlen. Nur der Wein sei hierzulande noch etwas ansäuerlich. Norbert, welcher sich rasch umkleidete, wußte genau, daß diese Rede günstig wirken müsse. Blandini gab viel auf gute Speise und scheute wegen seiner unbequemen Leber starke Weine. Säuerliche dagegen, welche ihm die Galle verdünnten, waren ihm willkommen. Die Mahlzeit wurde denn aufgetragen, und sie setzten sich beide zu Tische. Draußen goß der Regen ununterbrochen, und es blitzte und donnerte; aber der Sturmwind hatte sich gemindert. Blandini aß und trank mit gutem Appetit, und Norbert gönnte ihm lächelnd die Stärkung. Erst beim Nachtische, dem noch heutigestags beliebten Zuckerwerk aus dem nahen Verdun, teilte er dem arglosen Blandini mit, daß der Herzog Bernhard hier in Frouard erwartet werde. Blandini fuhr erschrocken hoch auf und stammelte nach einer Pause: „Dann machen wir uns eilig von dannen!"

„Während solchen Wolkenbruchs!" entgegnete Norbert; „seid doch besonnen, Doktor, und macht Euch nicht schwächer, als Ihr wirklich seid. Dem Auftrage könnt Ihr Euch doch nicht entziehen, oder Ihr müßtet Euch unserm Dienste entziehen. Und das wird Euch kaum einfallen. Ihr werdet königlich bezahlt und fortwährend in die vornehmsten Verbindungen gebracht, Verbindungen mit Potentaten und großen Herren,

welche Euch die reichste Praxis der Welt sichern. Das hörte ja sofort auf, wenn Ihr Euch uns versagtet. Ein Wort von uns, welches Zweifel ausdrückte über Eure Wissenschaft und Ehrlichkeit, ein einziges solches Wort, binnen vierzehn Tagen an allen Höfen Europas verbreitet, entwertete Euch auf der Stelle und machte Euch zum bloßen Naturforscher. Ihr besitzt wohl schon großes Vermögen, das glaub' ich gern, aber auch ein wohlhabender Naturforscher ist gefährlichen Dingen ausgesetzt, wenn wir ihm nicht mehr trauen. Naturforschung streift leicht an Ketzerei. Und Ihr habt schon manchen Dienst verrichtet, welcher sich arg mißdeuten läßt. Man kann leicht nachweisen, daß Ihr oft mehr getan, als Ihr tun solltet; Ihr habt Eurer Sucht nach Experimenten oft den Zügel schießen lassen und Giftstoffe an lebendigen Leibern erprobt, die Euch keineswegs in solchem Maße überantwortet waren. Kurz, solch ein Zurücktreten wäre unabsehbar in Gefahren für Eure Ruhe, für Euer Gedeihen, ja für Euer Leben. Entfliehen aber könnt Ihr nicht, unser Arm reicht überallhin, und in einer Wüste zu verschwinden, wäre schwerlich Euer Geschmack."

Blandini stöhnte und machte eine Gebärde, die ausdrücken mochte: Ich denke ja gar nicht an solche Dinge! — „Ihr lehnt also den Gedanken ab, daß Ihr zurücktreten könntet?" fuhr Norbert fort. „Freilich!" „Also rafft Euch auf aus Eurer Bequemlichkeit, welcher Ihr seit ein paar Jahren ungebührlich nachgebt. Die jetzige Aufgabe ist ja ungemein ergiebig für Euch. Sie wird Euch nach Paris führen, und dort wartet Eurer die lohnendste Praxis. Desnoyers hat seit einem Jahre dem Kardinal Richelieu von Euch gesprochen. Der Kardinal schmachtet nach Euch in der Hoffnung, Ihr werdet sein zerstörtes Nervenleben wiederherstellen. Er hofft auf Euch in betreff des melancholischen Königs, in betreff der unfruchtbar verbleibenden Königin. Sie brauchen einen Dauphin wie's liebe Brot, um einen Zukunftshalt zu haben gegen die Seitenlinie, welche auf die Nachfolge spekuliert und deshalb die ewigen Umtriebe der

Seigneurs unterstützt. Die prächtigste Ernte liegt dort vor Euch, und mit dem Bernhard tut vielleicht keine Eile not. Wir beobachten zunächst. Was ist da zu befahren?! Ihr seid ihm völlig unbekannt, also auch unverdächtig. Eine so zufällige Bekanntschaft, wie wir sie hier machen können, ist ja das Beste, was wir zu wünschen haben. Und e r ist fremd, w i r aber sind unter unseren Glaubensgenossen. Seid doch nicht blind und taub!" „Das bin ich ja nicht! Aber seit dem Friedländer bin ich schreckhaft, sobald mir solch ein Kriegshaupt zugewiesen wird. Diese Sorte läßt hängen und spießen im Handumkehren, das ist ihre Praxis."

Ein Blitz, flutend wie ein Feuermeer, und ein furchtbarer Donnerschlag unterbrach ihn — beide Männer fuhren erschreckt von ihren Sesseln in die Höhe. Das Gewitter mußte unmittelbar über dem Orte schweben und sich entladen haben, und ein tobender Windstoß hatte gleichzeitig das Fenster aufgerissen; die Wasserflut brauste ins Zimmer.

„Da kommen sie!" schrie Blandini und zeigte auf den Marktplatz hinab. Unordentlich durcheinander kamen in vollem Rosseslaufe Reiter dahergesprengt in endloser Masse. Schwarz sahen sie aus, unkenntlich von triefendem Wasser, welches die Hutkrempen niedergeweicht hatte über Antlitz und Schulter. Auf dem Markte parierten sie ihre Pferde, und der ganze Platz war binnen einer Minute angefüllt, überfüllt. — „Sie reiten an alle Haustüren, vor alle Fenster und schlagen hinein wie das wilde Heer!" schrie Blandini.

Er hatte recht. Überall brachen sie ein, und vom Rosse absprengend, verschwanden sie samt ihren Tieren in den Hausfluren, auch wenn die Zugänge viel zu eng erschienen für die gesattelten und bepackten Pferde. Sie wollten um jeden Preis ins Trockene dringen. Am zahlreichsten geschah das im Wirtshause, welches bald von wildem Geschrei erdröhnte. — „Sie kommen die Stiege herauf, riegeln wir zu!" — „Dann schlagen sie die Tür entzwei und wir sind noch übler daran," entgegnete Norbert.

Eine schmetternde Fanfare unten vom Marktplatze zog die Aufmerksamkeit wieder dorthin. Eine neue Reiterabteilung war angekommen, eine vornehmer aussehende, obwohl Hüte und Kleider nicht minder trieften. Es waren Edelleute vom französischen Heerteile. Sie ließen blasen, damit ihnen Platz gemacht würde, und auf dies Blasen stolperten und klirrten diejenigen, welche im Wirtshause die Stiegen herauf gelärmt kamen, wieder abwärts, um zu sehen, was die Fanfare bedeute. Blandini und Norbert blieben dadurch noch eine Weile befreit. Lärmendes Gezänk erhob sich aber nun unten an Hof- und Haustür und an den Fenstern. Die Erstgekommenen ließen die eben Ankommenden nicht ein, weil der Raum schon überfüllt sei, Degengeklirr drang herauf, ja Pistolenschüsse krachten. Letztere in geringer Zahl, weil die naß gewordene Schießwaffe versagte. Die schwarzen weimarischen Reiter schienen nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen auf den vornehmen Stand der Franzosen. Zum Glück für die französischen Seigneurs kam jetzt französische Infanterie eingerückt. Sie kam in Geschwindschritt, in aufgelöster Ordnung, und hatte natürlich auch nichts Dringenderes im Sinne, als Obdach zu gewinnen. Die Seigneurs riefen ihnen zu, die Weimaraner ließen keinen Franzosen in die Häuser, sie sollten die Waffen erheben und die Häuser stürmen. Französische Kommandowörter erhoben sich von allen Seiten, die Fußtruppen traten in geordnete Glieder zusammen — ein schallendes Gelächter der Weimaraner aus den Türen und Fenstern des Wirtshauses schien die Antwort zu bedeuten. Aber ein eigentümlich wilder Trompetenstoß aus einem Fenster des Wirtshauses kam hinzu. Es war ein Signal für die Weimaraner. Aus allen Häusern kamen sie hervorgestürzt mit gezogenen Schwertern, und aus dem Wirtshause selbst traten alle die schwarzen Reiter, welche es angefüllt, unter einem grauenvollen Geschrei ebenfalls mit geschwungenen Säbeln auf den Platz hinaus. Ein hoch gewachsener, breitschultriger Schwarzer schrie mit besonderer Furie,

und da Regen und Wind jetzt nachließen, so hörte man weithin seine Worte: „Hauen wir uns endlich einmal einen Salat zusammen aus diesen welschen Memmen!"

„Maria und Joseph, er ist's wahrhaftig!" rief in diesem Augenblicke eine zitternde Stimme hinter Norbert, welcher, in der Nähe des Fensters stehend, hinabsah. Die Stimme war Medardos, welcher sich herauf gerettet. „Was ist's?" fragte Norbert. „Der da, der auf den steinernen Brunnen springt und schreit. Der triefende Bart hängt ihm jetzt bis auf den Bauch und verstellt ihn; aber ich erkenne ihn nur zu gut — es ist der Bart-Konrad aus Oberösterreich und Wien und Podiebrad. Aus Podiebrad kennt er auch Euch, gnädiger Herr — wenn er uns sieht, sind wir Kinder des Todes!"

Unten war es indes zum Handgemenge gekommen; aber eigentlich nur mit den französischen Kavalieren. Die Infanterie verhielt sich ziemlich passiv. Obwohl an Zahl den Weimaranern völlig gewachsen und vom Mittelpunkte aus zu gesammeltem Angriffe günstig aufgestellt, während die deutschen Reiter ringsum von außen eindrangen, machte sie doch keine Miene zum Angriffe, sondern hielt nur ihre Piken vor. Es sah fast aus, als würde sie sich zusammenhauen lassen — da krachte ein Kanonenschuß, und seine Ladung schlug in die oberen Teile der Häuser. Wahrscheinlich war absichtlich hoch gezielt worden, und es sollte nur ein Schreckschuß sein. Er ging vom französischen Feldherrn aus, welcher mit der Artillerie ins Städtchen rückte und welchem ein zurückeilender Seigneur Kunde gegeben hatte von dem Zusammenstoß zwischen Franzosen und Deutschen. Dieser Feldherr kam in einem gedeckten Wagen und stieg jetzt erst zu Pferde, da der Regen jählings aufgehört hatte und das stattliche Erscheinen einer hohen Respektsperson den Aufruhr beseitigen sollte. Wirklich hatten die schwarzen Reiter innegehalten und erstaunt nach der Seite geblickt, von welcher ein so grobes Hilfsmittel wie ein scharfer Kanonenschuß hergekommen war. Aber das Heranreiten des franzö-

sischen Feldherrn machte nicht die erwartete Wirkung. Er sah nicht eben imponierend aus für Soldaten. Die Figur war fein und schlank, das Gesicht spitz und bleich, und der Anzug hatte eine wunderliche Zutat von geistlicher Würde: ein Barett auf dem kleinen Haupte. Der Feldherr war ein Kardinal des Namens Lavalette, welcher seine hohe Würde auch im Felde andeuten wollte.

„Der Bemützte, der Bemützte rückt an!" schrie lachend vom Brunnengeländer der Bart-Konrad, welcher ihn von seinem erhöhten Posten zuerst sah, und dies bekannte Stichwort machte sogleich auf dem ganzen Platze die Runde unter den Weimaranern. Verächtliche Rufe folgten von allen Seiten, und einige Führer der ungebärdigen deutschen Reiter stiegen nun zu Konrad hinauf, wahrscheinlich um das Wort zu ergreifen.

Es entstand eine augenblickliche Stille, und der auf weißem Rosse herankommende Lavalette hielt seinen Schimmel an, erhob die Hand und sprach mit weicher Stimme: „Solch ein Betragen schickt sich nicht für Verbündete, die Leid und Freude in christlicher Gemeinschaft tragen sollten —" Er sprach dies französisch, und Konrad unterbrach ihn mit dem schreienden Zuruf: „Sprecht deutsch, Herr, sonst nutzt es nix! Wir verstehen kein Welsch." Diese Worte hatten die Weimaraner auf dem ganzen Platze verstanden und bekräftigten sie durch wildes Geschrei. Ein rotbärtiger Kriegsmann neben Konrad nahm nun das Wort. Es war augenscheinlich ein Offizier, und sein Benehmen, wenn auch barsch und scharf, verriet Reste einer guten Erziehung. Er sprach nicht gut französisch, aber er sprach es und setzte auseinander, daß diese wilden Szenen nur immer ärger werden würden, wenn die französische Regierung fortführe, ihre Schuldigkeit so schlecht zu erfüllen wie bisher. „Wir sind deutsche Protestanten", fuhr er fort, „und sind nicht dahergekommen, um die Unkosten für euch zu tragen. Ihr habt Unterhaltung unseres Heeres versprochen und kriegerischen Beistand. Wie haltet ihr dies Versprechen? Ihr zahlt die ver-

sprochene Löhnung nicht und legt uns in ausgesogene Quartiere. Der ganze Winter war erbärmlich für uns. Wo wir lagen, war nichts mehr zu finden, und gutes Unterkommen drüben über eurer Grenze versagtet ihr hartnäckig. Dabei mußten wir uns fortwährend schlagen, und was das Schlagen anbetrifft, so hat sich's seit einem Jahr gezeigt, was wir von euch zu erwarten haben. Eure Truppen sind weichliche Menschen und laufen davon, eure Offiziere spielen die großen Herren, welche sich untereinander zanken und nur darin einig sind, daß sie eurer Kardinals-Regierung in Paris nicht gehorchen und nicht nützen wollen. Wir müssen die Schlachten schlagen, wir müssen euch immerfort schützen und retten, nicht ein Trainknecht von euch wäre übrig geblieben von Mainz bis Saarbrück, wenn wir nicht Tag und Nacht gefochten hätten wie die Bären. Das muß ein Ende nehmen. Zahlt, schafft Quartiere schafft Lebensmittel, stellt ordentliche Kriegsleute neben uns, oder wir schaffen uns selbst, was wir brauchen, und dann seht zu, was aus euch wird. Jetzt zieht eure Truppen hinweg, der Ort wird geplündert, wenn ihr nicht binnen einer Stunde unsere rückständige Löhnung bar erlegt."

„Das ist ja —", stöhnte oben im Wirtshauszimmer Medardo, „Rudolf von Mitzlau — scheint mir —, denn er wäre sehr verändert!" sagte leise und trocken Norbert.

Kardinal Lavalette hatte unten eine Erwiderung begonnen auf die Rede des Offiziers und namentlich gegen die Plünderung protestiert, welche einer zu Frankreich gehörigen Stadt widerfahren solle. Aber das Wort „pillage" hatte unterdessen die Runde gemacht, und es zeigte sich, daß sämtliche Weimaraner diesen französischen Ausdruck verstanden. Sie drückten ihre Zustimmung aus unter betäubendem Lärmen, und wurden durch den Zufall wesentlich unterstützt. Der Zufall brachte es nämlich mit sich, daß die zunächst in Frouard ankommende Heeresabteilung weimarische Fußtruppen waren. In ihrem durchnäßten Zustande hatten sie große Eile, unter Dach und

Fach zu kommen, und marschierten im Sturmschritte in das Städtchen. Die ohnehin eingeengten Franzosen konnten dies für einen zusammenhängenden Angriff nehmen und nahmen es wohl auch dafür. Mit einem Worte: sie wichen und wichen, den Feldherrn und ihre Seigneurs im Gedränge mit fort nötigend, Schritt für Schritt nach der entgegengesetzten Seite des Städtchens, und nach Verlauf einer Viertelstunde war kein Franzose mehr in Frouard, und das Städtchen war in unbestrittenem Besitze der Weimaraner. Mit den Fußtruppen waren einige Wagen angekommen. Sie hielten in der Mitte des Marktplatzes und wurden abgedeckt und abgeräumt. Rudolf von Mitzlau — denn er war wirklich jener rotbärtige Offizier — sprang auf einen der Wagen, und auf den andern nahmen ebenfalls Offiziere Platz. Auf ihren Wink erfolgte ein eigentümliches Signal mit Trompete und Trommel, das Plünderungssignal, und die Weimaraner drangen nun wie zu einem regelmäßigen Geschäfte in alle Häuser. Bis der Trompeter abblies, der Trommler abtrommelte, hatten sie das Recht, alles an sich zu nehmen, was sie auffinden und ergreifen konnten. Sie hatten darin eine Übung wie im Waffenhandwerke. Alle Schränke und Schubladen, an denen die Schlüssel fehlten, wurden aufgesprengt und ihres Inhaltes entledigt; Keller und Boden wurden sorgfältig abgesucht und besonders hinter den Schornsteinen kein Winkel unbeachtet gelassen, ja die Schornsteine selbst wurden mit Stangen untersucht. Innerhalb eines Viertelstündchens, rühmten sie sich, ein Haus von mäßigem Umfange gründlich ausgeweidet zu haben. Bei einer formellen Plünderung wie heute wurde alles geraubte Gut auf den Beuteplatz getragen, damit es dort durch die Offiziere regelmäßig verteilt würde. Es fehlte nie an Anklagen, daß Geld und kleinere Wertgegenstände von dem und jenem unterschlagen und in tiefe Taschen geschoben wären, aber das konnte bei so summarischem Verfahren nicht vermieden werden, und auf Gezänk und beiläufige Schlägerei wurde nicht sonderlich geachtet. Die

sprochene Löhnung nicht und legt uns in ausgesogene Quartiere. Der ganze Winter war erbärmlich für uns. Wo wir lagen, war nichts mehr zu finden, und gutes Unterkommen drüben über eurer Grenze versagtet ihr hartnäckig. Dabei mußten wir uns fortwährend schlagen, und was das Schlagen anbetrifft, so hat sich's seit einem Jahr gezeigt, was wir von euch zu erwarten haben. Eure Truppen sind weichliche Menschen und laufen davon, eure Offiziere spielen die großen Herren, welche sich untereinander zanken und nur darin einig sind, daß sie eurer Kardinals-Regierung in Paris nicht gehorchen und nicht nützen wollen. Wir müssen die Schlachten schlagen, wir müssen euch immerfort schützen und retten, nicht ein Trainknecht von euch wäre übrig geblieben von Mainz bis Saarbrück, wenn wir nicht Tag und Nacht gefochten hätten wie die Bären. Das muß ein Ende nehmen. Zahlt, schafft Quartiere schafft Lebensmittel, stellt ordentliche Kriegsleute neben uns, oder wir schaffen uns selbst, was wir brauchen, und dann seht zu, was aus euch wird. Jetzt zieht eure Truppen hinweg, der Ort wird geplündert, wenn ihr nicht binnen einer Stunde unsere rückständige Löhnung bar erlegt."

„Das ist ja —", stöhnte oben im Wirtshauszimmer Medardo, „Rudolf von Mitzlau — scheint mir —, denn er wäre sehr verändert!" sagte leise und trocken Norbert.

Kardinal Lavalette hatte unten eine Erwiderung begonnen auf die Rede des Offiziers und namentlich gegen die Plünderung protestiert, welche einer zu Frankreich gehörigen Stadt widerfahren solle. Aber das Wort „pillage" hatte unterdessen die Runde gemacht, und es zeigte sich, daß sämtliche Weimaraner diesen französischen Ausdruck verstanden. Sie drückten ihre Zustimmung aus unter betäubendem Lärmen, und wurden durch den Zufall wesentlich unterstützt. Der Zufall brachte es nämlich mit sich, daß die zunächst in Frouard ankommende Heeresabteilung weimarische Fußtruppen waren. In ihrem durchnäßten Zustande hatten sie große Eile, unter Dach und

Fach zu kommen, und marschierten im Sturmschritte in das Städtchen. Die ohnehin eingeengten Franzosen konnten dies für einen zusammenhängenden Angriff nehmen und nahmen es wohl auch dafür. Mit einem Worte: sie wichen und wichen, den Feldherrn und ihre Seigneurs im Gedränge mit fort nötigend, Schritt für Schritt nach der entgegengesetzten Seite des Städtchens, und nach Verlauf einer Viertelstunde war kein Franzose mehr in Frouard, und das Städtchen war in unbestrittenem Besitze der Weimaraner. Mit den Fußtruppen waren einige Wagen angekommen. Sie hielten in der Mitte des Marktplatzes und wurden abgedeckt und abgeräumt. Rudolf von Mitzlau — denn er war wirklich jener rotbärtige Offizier — sprang auf einen der Wagen, und auf den andern nahmen ebenfalls Offiziere Platz. Auf ihren Wink erfolgte ein eigentümliches Signal mit Trompete und Trommel, das Plünderungssignal, und die Weimaraner drangen nun wie zu einem regelmäßigen Geschäfte in alle Häuser. Bis der Trompeter abblies, der Trommler abtrommelte, hatten sie das Recht, alles an sich zu nehmen, was sie auffinden und ergreifen konnten. Sie hatten darin eine Übung wie im Waffenhandwerke. Alle Schränke und Schubladen, an denen die Schlüssel fehlten, wurden aufgesprengt und ihres Inhaltes entledigt; Keller und Boden wurden sorgfältig abgesucht und besonders hinter den Schornsteinen kein Winkel unbeachtet gelassen, ja die Schornsteine selbst wurden mit Stangen untersucht. Innerhalb eines Viertelstündchens, rühmten sie sich, ein Haus von mäßigem Umfange gründlich ausgeweidet zu haben. Bei einer formellen Plünderung wie heute wurde alles geraubte Gut auf den Beuteplatz getragen, damit es dort durch die Offiziere regelmäßig verteilt würde. Es fehlte nie an Anklagen, daß Geld und kleinere Wertgegenstände von dem und jenem unterschlagen und in tiefe Taschen geschoben wären, aber das konnte bei so summarischem Verfahren nicht vermieden werden, und auf Gezänk und beiläufige Schlägerei wurde nicht sonderlich geachtet. Die

abgedeckten Wagen waren hier der Beuteplatz, und unter dem Wehgeschrei der armen Einwohner, welche an den Fenstern und vor ihren Türen erschienen, wurde abgeblasen und abgetrommelt, und die Verteilung begann. Der Regen hatte ganz nachgelassen, aber kalt war der Abend geworden. Selbst die untergehende Sonne, welche am Horizonte die Wolken durchbrach, war nicht mehr imstande, die eisige Atmosphäre zu erwärmen. Sie vergoldete aber die Ankunft neuer Kriegsleute, welche nach dem dicht angefüllten Marktplatze ritten — die Soldaten traten überall zur Seite, der tosende Lärm um die Beutewagen verstummte mit einem Male — eine breite Gasse öffnete sich für die Reiter, jeder Soldat machte schweigend ein grüßendes Zeichen.

Der vorderste Reiter auf einem starken und doch schlanken Rosse von kohlschwarzer Farbe, welcher in langsamem Schritte dahergeritten kam, brachte diese Wirkung hervor. Die Sonne beschien ihn von rückwärts und zeichnete scharf seine Umrisse in goldenem Rahmen. Das Gesicht stand im Schatten. Es war länglich und von tiefem Ernste. Dunkle Augen sahen fest auf die Kriegsleute, auf die Beutewagen. Das lange Haar hing schlaff und glatt bis an den Hals herab. Es war braun und vom Regenwasser naß, so wie der Stutz- und Knebelbart. Auch die Hutkrempe war vom Regen niedergebogen und der Spitzenkragen klebte zusammengekrümmt und schmutzig auf dem Eisenpanzer, welcher Brust und Arme bedeckte. Unweit der Beutewagen hielt er still. Es war der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Von der ihn begleitenden Suite ritt ein höherer Offizier zu ihm heran und sprach leise einige Worte zu ihm. Dies war ein Franzose namens Guébriant, welchen Lavalette dem Herzoge entgegengeschickt hatte mit heftiger Anklage gegen die weimarischen Truppen. Herzog Bernhard hörte die Worte Guébriants ruhig an, ohne ein Wort zu erwidern. Dann wendete er sich zu den Offizieren, welche noch auf den Wagen standen, und sprach mit tiefer, wohlklingender Stimme:

„Wer hat euch die Erlaubnis gegēben zur Plünderung?" „Die Notwendigkeit, fürstliche Gnaden," antwortete Rudolf von Mitzlau, „wir müssen leben, und man gibt uns nicht, was wir brauchen und was uns zusteht. Und dies ist nur das Allernotwendigste! Unsere Kapitulation besagt ja viel mehr. Welch eine Aussicht aber haben wir dafür? Die trostloseste. Unsere Kapitulation, die wir als Truppenführer abgeschlossen, besagt, daß im einstigen Frieden unsere heimatlichen Ansprüche gewahrt und befriedigt sein sollen, damit wir einst wieder eintreten können in unsere rechtlichen Besitzstände daheim. Besonders wir, die wir aus den kaiserlichen Ländern stammen. Wie steht es damit? Entsetzlich. Drinnen im Reiche haben sie zu Prag einen Frieden abgeschlossen, und da wir nicht dazu gehören, nehmen andere Platz in unsern heimatlichen Besitzstellen. Mit jedem Tage mehr werden wir Geächtete, die keinen Fußbreit heimischen Bodens mehr zu erwarten haben. Nun sind Eure fürstliche Gnaden, wie uns mitgeteilt worden, zwar mit dem Könige von Frankreich übereingekommen, daß unsere Rechte in einem künftigen Frieden ausdrücklich ausbedungen werden sollen, aber alles, was wir erleben seit dem Bündnisse von Frankreich, widerspricht diesem Übereinkommen. Frankreich leistet nichts der Rede Wertes für den Krieg und gerät nun obenein in einen Krieg mit Spanien. Wo soll das hinaus mit uns? Was ist da für ein Ende abzusehen?!"

Einige dreißig Offiziere schrien jetzt im Chor von allen Seiten: „So ist's! So ist's! Mitzlau sagt die Wahrheit!" — „Er sagt die Wahrheit; so spreche auch ich," antwortete Herzog Bernhard in ruhigem Tone. Ein allgemeiner Zuruf brauste über den Platz. Einer rief es dem andern zu, der Herzog erkläre sich für die Sache seiner Truppen und gegen die Franzosen, und der Zuruf sammelte und ordnete sich zu einem donnernden Hoch auf den populären Feldherrn.

Als dieser mit der Hand winkte, schwieg alles, und mit lauter Stimme fuhr er fort: „Habt Geduld, Kriegsgefährten;

denn wir sind in schwieriger Lage und können nur mit Geduld und Tapferkeit zum Ziele kommen. Wir sind der Kern der streitenden evangelischen Sache im Deutschen Reiche. Schalen sind abgefallen nach allen Seiten. Zeigen wir, daß wir ein fester Kern sind. Zeigen wir's in zwiefacher Richtung. Zunächst in Sachen unseres Glaubens. Wir sind und fechten in katholischem Lande und mit katholischen Bundesgenossen. Das soll und darf uns nicht verhindern, unserer evangelischen Lehre treu zu bleiben, sie offen und standhaft zu bekennen. Schart euch fromm um unsere geistlichen Hirten, habt Gott vor Augen und im Herzen, wie es das Evangelium vorschreibt. Wenn Gott für uns ist, wer kann gegen uns bestehen?! Seid mild und schonend gegen die Katholiken, ohne eures Herzens Glauben zu verleugnen. Wir sind in diesem Punkte hier Gäste und müssen den Frieden wahren. Alsdann aber trachten wir mit allen Leibeskräften nach dem Ziele unseres Krieges. Das heißt: den Feind zu schlagen in diesen Grenzländern, ihn zurückzuwerfen bis an und über den Rhein. Dort werden wir wieder inmitten unserer evangelischen Landsleute sein, die unserer harren, besonders in Württemberg und am Main, und dort werden mir mit Gottes Hilfe einen Frieden erzwingen, der all unsern Forderungen gerecht wird, auch den Forderungen unserer Offiziere, denen der Wiedereintritt in ihre früheren Rechte und Besitzungen gesichert werden soll. — Damit nun aber hier in diesen Ländern Mittel und Wege so geordnet werden, wie wir selbige brauchen, damit Löhnung und Unterhalt regelmäßig geleistet werden, gehe ich morgen schon nach Paris." Ein allgemeines Ah! flog über den Platz. „Nach Paris, um selbst mit dem Könige von Frankreich zu sprechen und unser Bündnis auf festen Fuß, auf klare Bedingungen zu stellen. Haltet euch besonnen und tapfer in meiner Abwesenheit! Sie wird nicht lange dauern. Und wenn ich wiederkehre, soll es mit Gott und neuen Kräften vorwärts gehen nach Sonnenaufgang hinüber gegen die Widersacher unseres Glaubens, gegen die Widersacher eines

freien Deutschen Reichs. Der Herr behüte euch bis dahin und segne eure Waffen!"

Er wendete sein Roß und ritt unter donnernden Hochrufen aller Krieger langsam auf das Wirtshaus zu, nach welchem ein Reiter aus seiner Suite hindeutete. Zu gleicher Zeit kamen mehrere Kutschen an und hielten vor dem Wirtshause, welches zum Hauptquartier des Feldherrn bestimmt schien. Norbert und Medardo erkannten als aufmerksame Zuschauer diese Absicht vollständig und sahen einander fragenden Blickes an. Medardo ängstlichen Blickes. Die Anwesenheit des unversöhnlichen Feindes Konrad, und auch die Mitzlaus, welcher ja Norbert als Jesuiten aus Wien kannte, war eine Gefahr. Es war ja ein streng protestantisches Heer, inmitten dessen sie sich plötzlich befanden. Zunächst war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man sie nötigen würde, dies Zimmer zu räumen und bei einbrechender Nacht das Weite zu suchen; denn das Hauptquartier eines Feldherrn werde jeden Winkel des Hauses in Beschlag nehmen. Ihre fragenden Blicke wendeten sich nun auf den Doktor. Sie sahen mit Erstaunen, daß er sich um die Vorgänge gar nicht gekümmert, sondern sich an einem großen Tische niedergelassen hatte und mit Sortierung von Pflanzen beschäftigt war. Sein Diener, welcher den Mantelsack heraufgebracht, stand neben ihm und reichte Büschel auf Büschel aus diesem Mantelsacke. Doktor Blandini war seinem innersten Zeichen nach Naturforscher. Was ihm auch begegnen mochte, es berührte ihn nur oberflächlich, und er kehrte immer sogleich zu seiner Herzensangelegenheit zurück, zu seinen Studien, zu seinen Versuchen. Norbert hatte ihn überzeugt, daß es Ernst, daß es beschlossene Sache sei mit der Anbringung an den berühmten Feldherrn, den Herzog von Weimar. Das Gefährliche der Aufgabe hatte ihn erschreckt, denn er wußte ganz genau, daß sie bis zum äußersten gehen könnte. Wenn der Tod dieses berühmten Feldherrn den Auftraggebern notwendig erschien, dann wurde dem Doktor Blandini einfach angezeigt, daß dieser Tod herbeizuführen wäre. Langsam oder

schnell, je nach Bedürfnis. Gewissensskrupel hatte in solchem Falle Blandini gar nicht. Seine auftraggebende Herrschaft war eine eminente geistliche Behörde. Sie trug, meinte er, die höhere Verantwortung, nicht er, der Diener. Religiöse Streitigkeiten gab es für ihn gar nicht. Er hielt sie für müßig, und sie interessierten ihn nicht. Er war unbedenklicher Untertan seiner Kirche. Nicht gerade aus Überzeugung, er beschäftigte sich eben nicht mit Fragen und Sorgen, welche eine Überzeugung suchen, — nein, er war seiner Kirche ganz untertänig, weil ihm dies bequem war. Dieser ganze Bereich des denkenden Menschen ließ ihn gleichgültig, und diese Gleichgültigkeit war ihm ein Lebensprinzip geworden. Wozu — hatte er von Jugend auf räsoniert —, wozu sich mit Dingen befassen, für welche der Mensch doch keine volle Lösung finden kann, welche aber zu den ärgsten Mißhelligkeiten führen, weil die brutale Gewalt da überall eingreift, heiße sie Gewalt der Kirche oder des Staates. Das Feld der Naturforschung daneben ist neutral, ganz neutral, und wenn man's nach ärztlicher Richtung ausbeutet, so ist es obenein sehr lohnend. Das war ihm nicht ohne Wichtigkeit, denn er hatte Anlage zum Geiz, er hatte wenigstens eine starke Neigung für Besitz und Eigentum. In der italienischen Heimat lebte ihm eine alte Mutter, welcher er jedes Jahr eine Freude machte. Sie schätzte die Tüchtigkeit ihres Sohnes nach der Größe seines Gelderwerbes. Jedes Jahr sandte oder brachte er ihr eine Summe; für diese Summe kaufte sie Landbesitz, und auf diesen immer größer werdenden Landbesitz wollte sich Blandini in älteren Tagen zurückziehen.

Es war also ganz natürlich, daß er jetzt sorglos bei seinen Pflanzen saß. Auf Reisen pflegte er abzupflücken, was er Ungewöhnliches am Wege wachsen sah. In einem Walde an der Maas hatte er besonders schöne Exemplare der Belladonna im Vorüberreiten gesehen, sein Diener hatte sie pflücken müssen. Diese betrachtete er jetzt und verglich sie — denn sie waren jetzt im Frühjahre noch unentwickelt — mit getrockneten, reif ge-

wordenen Exemplaren der Tollkirsche, welche der Diener aus einem Kästchen reichen mußte. Da wurde die Tür heftig aufgerissen und Leute traten ein mit Gepäck. Hinter ihnen der Gastwirt und ein graulockiger kleiner Herr. Der Gastwirt rief Norbert zu, das Zimmer müsse sogleich geräumt werden; Altesse, der große General von Sachsen, habe das ganze Hotel in possession genommen. — Das wurde barsch in einem Patois gesprochen, welches seine Worte aus verschiedenen Sprachen zusammengetragen hatte; denn die französische Sprache war damals in den Bistümern noch nicht vollständig durchgedrungen. Norbert verstand trotzdem den Sinn ganz gut, hielt es aber für diplomatisch, ihn nicht ganz verstanden zu haben und sich um Erklärung an den graulockigen kleinen Herrn zu wenden, welcher gutmütig aussah, obwohl er mit seinen hervorquellenden Augen ein wenig schielte. Es war dies ein geschickter diplomatischer Zug Norberts. Dem etwas schielenden kleinen Herrn schien es schwer zu werden, die brutale Ausquartierung des Wirtes in gutem Deutsch zu wiederholen. Norbert hatte deutsch gesprochen, um sich dem kleinen Herrn zu empfehlen. Ein gutmütiger Mensch wiederholt nicht gern eine Grobheit, und der kleine Herr umging denn auch die Antwort mit der leutseligen Frage, ob die Herren Deutsche wären.

„Euch zu dienen," entgegnete Norbert im höflichsten Tone, „deutsche Gelehrte, welche die Wälder und Berge Europas bereisen, um zu botanisieren, will sagen, um seltene medizinische Pflanzen aufzusuchen. Karl, gib doch acht und steh' auf! Entschuldigt, Herr, meinen Freund, er ist dergestalt über eine Pflanze aus dem Ardennerwalde vertieft, und — ich habe nicht die ganze Wahrheit gesagt: ich nur bin ein ganzer Deutscher, mein Freund ist ein angebildeter, ein naturalisierter, er stammt aus Italien und ist der berühmte Arzt Carlo Blandini, welcher im letzten Lebensjahre Waldsteins dessen Leibarzt gewesen." — „Ah?!" rief der kleine Herr, welcher Rehlingen hieß, und seine großen Augen quollen hastig zu dem aufstehenden Blandini

hinüber und auf den mit Pflanzen bedeckten Tisch. Herr Rehlingen schien neugierig zu sein oder wißbegierig. „Aus dem Ardennerwalde? Und beim Waldstein?“ wiederholte er nicht ohne Behagen. „Ja, Herr,“ fuhr Norbert fort, „und es ist recht hart für friedliche Leute unseres Schlages, welche für das Wohl der Menschheit beschäftigt sind, wenn sie mitten in ihrer mühseligen Arbeit gestört und aufs unwirtliche Feld hinausgeworfen werden zu kalter Nachtzeit —“ „Freilich!“ klagte Rehlingen teilnehmend. „Denn der ganze Ort ist angefüllt mit Truppen, die Platz und Ruhe brauchen; es wird kein Winkel übrigbleiben, wohin wir unser Haupt legen könnten.“ „Richtig, richtig!“ „Und gerade jetzt! Eine frisch gebrochene Pflanze sollte in ihrem Safte mit einer alten, abgelegenen verglichen werden. Morgen schon ist dieser Saft nicht mehr frisch, und die Vergleichung ergibt ein unsicheres Resultat. Das medizinische Mittel, welches in Rede steht, kann nicht festgestellt werden, und doch wäre es heutigen Tags so wichtig und nötig.“ „Was für ein Mittel?“ „Gegen die Lagerpest, welche in unseren Kriegszeiten so oft grausam wütet. Junge Giftpflanzen — da liegen sie! —, deren Saft noch nicht aus voller Reife der Pflanze stammt, erweisen sich als Gegengift verschiedener Pestarten, und gerade über dieses Mittel hofften wir heute einen Abschluß zu gewinnen.“ „Das sollt ihr, das sollt ihr, meine gelehrten Herren,“ rief Rehlingen, „warum denn nicht?! Das Zimmer ist groß, wir haben zusammen Platz. Ich schreibe heut abend doch nicht, denn morgen sind wir beizeiten in Toul, und da gibt's einen halben Rasttag. Sorgt für drei Lagerstätten, Wirt, in dieser Stube. Eine für mich, zwei für die Herren! Ohne Umstände! Macht fort!“

Und nun wendete er sich mit allen möglichen Fragen eines wißbegierigen alten Herrn an Blandini und Norbert und verschlang mit offenem Munde die medizinische Weisheit Blandinis, welcher ruhig und sachgemäß auf Norberts Einleitung einging. Er fühlte in der Geschwindigkeit und recht arglos Herrn Rehlingen selbst an den Puls, sagte ihm ruhig, daß er

sanguinischen Temperamentes sei mit leichter Verrichtung der täglich nötigen Lebensbedingungen und daß ihm ein gesundes, behagliches Alter bevorstehe. Rehlingen war dabei keineswegs ein Schwachkopf. Im Gegenteil! Er war von lebhaften Geisteskräften. Gerade dadurch hatte er sich dem Herzoge Bernhard empfohlen. Er hatte eine Flugschrift herausgegeben über den Prager Frieden, gegen den Prager Frieden, um es richtiger zu sagen, welche großes Aufsehen gemacht und die Halbheiten und Inkonsequenzen dieses Friedens scharfsinnig aufgedeckt hatte. Die schlimmen Folgen eines solchen faulen Friedens entwickelnd, hatte er dem Herzoge Bernhard aus der Seele gesprochen, und dieser hatte ihn vor kurzem zu sich berufen und zu seinem Kanzler gemacht. Je zweideutiger des Herzogs Stellung wurde durch das Bündnis mit Frankreich, desto mehr bedurfte er öffentlicher Rechtfertigung, und eine gute Feder war ihm höchst willkommen für alle die Staatsschriften, die abzufassen waren in so verworren erscheinender Lage. Hans Ulrich Rehlingen von Leder war der volle Name dieses alten Juristen, welcher dem jungen Herzoge mit Leib und Seele ergeben war.

Gerade diese Liebe verleitete ihn zu dem Unglückseligsten, was er beginnen konnte mit seiner neuen Bekanntschaft. In den Nachfragen über Waldsteins körperliche Beschaffenheit, welche ihn aus dem Munde des Waldsteinschen Leibarztes höchlich interessierte, unterbrach er sich plötzlich mit den Worten: „Signor Blandini, Ihr müßt auch unsern Herzog kennen lernen. Die Gelegenheit ist zu günstig. Er mag nichts von Ärzten wissen; er ist eben einunddreißig Jahre alt und gesund wie ein junger Bär, da kümmert man sich nicht um Ärzte. Erst wenn das Leben sich abwärts neigt, da wird man aufmerksam auf die Symptome der Gebrechen, welche in die Grube führen. Aber wir klagen alle über des Herzogs Unbedacht. Er setzt sich allem aus, er verspottet jede Schonung, und heut hat er sich wirklich was zugezogen. Heut gerade! Das ist wie ein Fingerzeig, Euch an ihn zu bringen, Herr Doktor. Der Wolkenbruch hat ihn bis auf die Knochen durch-

geweicht, und dann hat er bei eisiger Abendkälte eine halbe Stunde lang hier unten auf dem Platze still gehalten. Er hielt noch, als ich in meinem Wagen ankam. Da hat er sich denn durch und durch erkältet. Als er vom Pferde gestiegen war, schüttelte ihn ein plötzlicher Ausbruch des Frostes so, daß ihm alle Gliedmaßen des Körpers zitterten und flogen und die Zähne klapperten. Trotzdem war er nicht ins Bett zu bringen. Er verrichtet wie jeden Abend all seine hundert Geschäfte: der Generalstab wird instruiert für morgen, der Generalquartiermeister, der Generalwagenmeister, der Generalproviantmeister kriegt seine Weisungen, der Hofprediger spricht sein Gebet, und dann geht's noch ans Lesen all der Eingänge aus Schweden, aus Niedersachsen, aus Hessen, aus Heilbronn, aus Württemberg, aus Paris, und endlich komm' ich noch an die Reihe mit allen Aufträgen für diese Eingänge. Wie stark er ist, ich werd' ihn erschöpft und elend finden — denn er ist ja doch ein Mensch — und da wird der Herr Doktor am Platze sein, und wir werden ihm irgend was aufnötigen, damit er morgen früh hergestellt erwacht."

„Nichts leichter als das!" sagte Blandini und ging nach dem Mantelsack. Aus diesem nahm er eine Handvoll Pflanzen und gab sie seinem Diener mit dem Auftrage, sie unten in der Küche sogleich zu kochen, wie er schon hundertmal getan.

Rehlingen ging selbst mit dem Diener auf den Vorsaal hinaus, um von den Leuten des Herzogs jemand mit hinabzusenden, welcher in der Küche Raum und Hilfsmittel anzubefehlen habe. Norbert, Blandini und Medardo waren eine kurze Zeit allein. Die beiden ersten winkten einander mit den Augen zu, und dann wendete sich Norbert an Medardo. Er sollte rekognoszieren, ob Mitzlau und der Bart-Konrad im Hause wären. Medardo machte eine schmerzliche Grimasse; aber er konnte nicht leugnen, daß dies Geschäft ratsam wäre. Der Bart-Konrad kannte aus dem Zirndorfer Lager den Doktor Blandini und wußte, unter welchem Verdachte Blandini dort ausgerissen war. Wenn

davon etwas an den Herzog kam, so war die Bekanntschaft garstig eingeleitet. Medardo verband sich sein Gesicht mit einem Tuche, als ob er am heftigsten Zahnweh litte, und schlich mit schwerem Herzen hinaus. Er fand sogleich Ursache, seine Vorsicht zu loben. Der Vorsaal im ersten Stockwerke des Wirtshauses erwies sich, obwohl er sich ziemlich lang und breit um die Stiege hinzog, doch kaum geräumig genug für den Zudrang zu einem Feldherrn, welcher alles selbst anzuordnen schien. Das Kommen und Gehen der höheren Offiziere und Kommissarien war sehr zahlreich und wurde fast Gedränge, da auch die aus dem Zimmer des Feldherrn Herauskommenden außen stehenblieben und Gespräche anknüpften. Medardo sah sich sofort eingeengt von Gruppen. Er wollte nach der Stiege hinsteuern. Denn seine Hauptsorge war Konrad, und er setzte voraus, daß dieser unten im Erdgeschosse sein werde, wenn er überhaupt im Hause wäre. Als er sich aber bis zur Stiege durchgeschlängelt hatte, kam Mitzlau im Gespräche mit einem breitschulterigen Manne die Stiege herauf. Medardo wollte eiligst zurück; er konnte aber nicht, wenn er nicht durch heftiges Drängen Aufmerksamkeit erwecken wollte. Gerade um den Stiegenanfang hatten sich eben mehrere Gruppen zusammengedrängt. Er machte sich so schmal als möglich, um an der Mauerseite den Heraufkommenden auszuweichen, weiter konnte er nicht, und Mitzlau stand bald neben ihm. Die Beleuchtung war glücklicherweise gering: einige Talglichter an den Wänden bewirkten sie notdürftig, uud Medardo hüllte sein Antlitz so tief als möglich ins Tuch.

„Ihr kommt durch das Elsaß?" fragte Mitzlau seinen Begleiter und blieb auf der letzten Stufe stehen, um abzuwarten, bis oben Platz würde. „Ja, Herr," erwiderte der Breitschulterige, „durch Elsaß und Lothringen, denn ich mußte weit nach rechts ausbiegen, um die kaiserlichen Truppen unter Gallas zu vermeiden. Ich kann dem Herzoge ziemliche Auskunft geben über den Stand des Feindes." „Ich will Euch melden, sobald das Abendgebet vorüber ist. Erlach ist Euer Name?" „Erlach aus der Schweiz."

Da hörte plötzlich das geräuschvolle Summen auf, jedermann nahm seinen Hut ab, es wurde ganz still — die Tür zum Herzoge hatte sich geöffnet, der Geistliche war auf der Schwelle sichtbar geworden. Er begann das Gebet, welches gleichzeitig im Zimmer des Herzogs und auf dem ganzen Vorsaale vernommen wurde. Beim Abnehmen des Hutes hatte Mitzlau den Kopf Medardos gestreift und ihm das verhüllende Tuch ein wenig zur Seite gestreift. Dies Hindernis bemerkend, wendete er sich gegen Medardo und sah ihm in das zur Hälfte bloßgelegte Antlitz. Das Gesicht fiel ihm auf; er war über Jahresfrist beim Heere des Herzogs, er kannte jedermann in dessen Nähe — wer ist der eingemummte Patron? schien er zu denken. Medardo war recht unbequem zumute während dieses ketzerischen Gebetes, welches wohl fünf Minuten dauerte. Es endigte mit dem Segensspruche: „Der Herr behüte und bewahre euch!" und bei diesem Spruche senkten alle die Häupter. Das verleitete den Medardo zu dem Mißgriffe, sich bekreuzigen zu wollen, um sich der allgemeinen Frömmigkeit anzuschließen. Auf halbem Wege besann er sich wohl, daß dies katholische Zeichen hier nicht am Orte sei, und führte es nicht ganz aus. Mitzlau aber, in seiner Jugend selbst Katholik, hatte wohl diesen halben Weg erkannt und redete ihn scharf an, als der Gottesdienst vorüber war, mit der Frage, wer er sei. Der Schluß des Gottesdienstes war jedoch auch das Signal für die Menge, den Platz zu räumen. Man drängte sich plötzlich allgemein die Stiege hinab, und Medardo ließ sich äußerst nachgiebig mitdrängen. So kam er glücklich unten an, während Mitzlau seines Erlach wegen oben geblieben war, um den Fremden beim Herzoge einzuführen.

Unten war das Gedränge noch größer. Hier herrschte der Korporal, der Quartiermeister, später Furier genannt, der Profos, der Freireiter. Letztere waren Begleiter, welche sich die Offiziere hielten zu ihrer Bequemlichkeit. Veteranen aller Gattungen strömten ab und zu, da das Hauptquartier zufällig in ein Wirtshaus geraten war und neben der Quartiermeister-

stube die große Wirtsstube freigegeben war für den Wirtshausverkehr. Herzog Bernhard war darin weit abweichend vom Waldsteinschen Wesen: er sonderte sich nicht ab von seinen Truppen, er teilte im Felde Lager und Beschwerde mit ihnen, er war ebensosehr Soldat wie Feldherr, und deshalb wurde der ganze Verkehr ein populärer und vertraulicher. Demgemäß ging es auch unter ihm in der Wirtsstube laut und zwanglos her — ein voller Gesang schallte Medardo entgegen, ein Männergesang von wild sonorer Art. Medardo selbst war von der Wucht desselben betroffen, und sein Schicksal wollte, daß er ihn Wort für Wort anhören mußte. Er hatte sich nämlich nahe an die Tür der großen Wirtsstube drängen lassen, um diese zu überschauen, ob Konrad anwesend wäre — da erhielt er einen heftigen Stoß in die Seite und sah sich in den Winkel der außen an einen Futterkasten angelehnten Stubentür gequetscht. Derjenige aber, welcher ihm den Stoß versetzt hatte, war niemand anders als der Bart-Konrad selbst. Es war Bestimmung! Denn Konrad hatte ihn noch gar nicht gesehen oder erkannt. Er kam eben an und drängte zur Stubentür, und das kleine Wesen in seinem Wege wurde beiseitegeschoben. Konrad schrie mit Löwenstimme in die Stube hinein: „Vivat Companeia!" Daran entdeckte Medardo zu vollständigem Schrecken, wer ihm den Stoß in die Leber versetzt, wer Körper an Körper neben ihm war.

Ein jubelnder Zuruf aus der Stube heraus begrüßte Konrad. Er war offenbar eine sehr beliebte Figur, und „der Bart ist da, der Bauernkönig! Von vorn anfangen! Er singt vor!" schrien alle. Konrad nahm seine kleine Tonpfeife aus dem Munde und stieß einen Juchzer aus, wie man ihn auf den Alpen hört, hinzusetzend: „Er singt vor, die Litanei!" Dabei tat er zur Herzstärkung Medardos einen weiteren Schritt bis auf die Schwelle des Stubeneingangs, und Medardo konnte die angelehnte Tür so weit nach vorwärts bewegen, daß er durch den geöffneten Spalt schlüpfen und sich zwischen Futterkasten und Tür in einem Raume einklemmen konnte, welcher ungefähr zureichte für seine

schmale Gestalt. Sogar Aussicht hatte er durch die Spalte an den Angeln der Tür, und er überblickte die dampfende Stube. Dampfend von den nassen Kleidern, die in der Wärme ihre Dünste lösten, und von den Tonpfeifen, welche dicken Tabaksrauch qualmten. Denn von den Spaniern war der Gebrauch des Tabaks seit einiger Zeit ins deutsche Heer übergegangen.

„Die Litanei, die Litanei!" schrie man inner- und außerhalb der Stube. Konrad war eine Art Vorsänger, und wie kurz vorher oben der evangelische Geistliche zwischen Zimmer und Vorsaal seine Rede gehalten, so trieb es jetzt unten, gleichsam parodierend, Konrad mit seinem Gesange. Zunächst nach dem Juchzer entwickelte er eine pantomimische Einleitung, welche ersichtlich die Gebärden eines katholischen Geistlichen nachahmen sollte in fratzenhafter Übertreibung. Er reichte unter tiefer Verbeugung seinen dampfenden Pfeifenstummel einem herzutretenden kleinen Marketender, welcher den Stummel in der Luft umherschwang. Dann strich er mit beiden Händen über Haupt und Gesicht und den wirklich bis auf den Magen hinabreichenden schwarzen Bart, verbeugte sich links, verbeugte sich rechts und stimmte mit greller Fistelstimme eine plärrende Melodie an in lateinisch klingenden, unsinnigen Worten.

„Bravo, Pfäfflein! Bravo, Pfäfflein!" rief man von allen Seiten. Konrad aber richtete sich plötzlich in voller Länge auf, stieß einen tierisch grunzenden Ton aus, schnalzte mit der Zunge und intonierte in sonoren Baßtönen folgendes Lied:

„Das heil'ge römisch-deutsche Reich
Das schmachtet im Gebären.
So was gebiert sich nicht sogleich,
Wird noch 'ne Weile währen.
Warum? Warum?"

Innerhalb und außerhalb der Wirtsstube fiel unisono der Chor ein:

„Darum! Darum!"

Und Konrad fuhr fort, ganz wie ein Volkssänger jedes Wort wie mit Fett bestrichen heraushebend:

„Der Kleine will groß, der Große soll klein,
Das Glück und Recht soll allgemein,
Der Glaube schlicht, die Kirche rein,
Gott selbst soll Papst und Kaiser sein.“

Da fiel der Chor ein:

„Oho! Hoho!“

Und Konrad antwortete, energisch singend:

„Wir wollen's so!
Bernhardi Weimarani!“

In brausender Einstimmigkeit wiederholte der Chor:

„Wir wollen's so!
Bernhardi Weimarani!“

Konrad fuhr fort:

„Der Schwed' ist hin, der Wallenstein
Der hat sich arg betrogen;
Die kaiserlichen Ritterlein
Sind allesamt verlogen.
Warum? Warum?“

Der Chor:

„Darum! Darum!“

Konrad:

„Des Pfaffen sein Kleid und Gewissen ist bunt,
Wie Treu' und Lug in seinem Mund,
Und römisch Gift liegt stets zum Grund,
Es beißt halt jeder Hund.“

Der Chor:

„Oho! Hoho!“

Konrad:

„Wir wissen's so!
Bernhardi Weimarani!“

Der Chor:

„Wir wissen's so!
Bernhardi Weimarani!“

Konrad fuhr fort:

„Achill von Weimar lebet noch,
Man nennt uns Myrmidonen;
Das heißt: wir sind die Herren doch
Von Frau Europas Thronen.
Warum? Warum?“

Der Chor:

„Darum! Darum!“

Konrad:

„Der Kaiser kriegt Schläg', der Franzos gibt Geld
Das Reich ist in den Winkel gestellt,
Der Junge erbt die alte Welt,
Der jüngste Mann ist unser Held.“

Der Chor:

„Oho! Hoho!“

Konrad:

„Wir schaffen's so!
Bernhardi Weimarani!“

Der Chor:

„Wir schaffen's so!
Bernhardi Weimarani!“

Ein gellender Juchzer Konrads verkündete, daß der Reitergesang zu Ende sei, und brüllender Jubel lärmte aus allen Kehlen. In diesem Augenblicke fühlte sich Medardo hinten am Kragen gefaßt. Entsetzt wendete er sich um nach dem Futterkasten. Blandinis Diener stand zusammengequetscht am Futterkasten und hielt seinen rauchenden Topf in die Höhe, welchen er mit der gekochten Medizin aus der Küche brachte. Er bat Medardo, vor ihm her zu gehen, damit er freie Bahn gewinne, denn er komme nicht durch mit seiner heißen Brühe. Er verschütte unaufhörlich, verbrühe sich und andere und erhalte links und rechts Maulschellen. Medardo schöpfte tief Atem, da er gleichzeitig innewurde, Konrad sei in die Wirtsstube hineingetreten. Die Masse folgte Konrad, und als sie dünner wurde, drückte Medardo

die Tür vorsichtig so weit auf, daß er herausschlüpfen und nach der Stiege eilen konnte. „Langsam, langsam!“ rief Blandinis Diener, „ich verschütte sonst!“ Medardo hatte andere Sorge als die Schonung der medizinischen Flüssigkeit: er schob wie ein Wiesel die Treppe hinauf, hielt vor der letzten Stufe nur einen Augenblick an, um den Vorsaal zu überblicken des Herrn von Mitzlau wegen, und da er diesen richtig noch neben dem breitschultrigen Erlach an der Tür des Herzogs stehen sah, glücklicherweise aber den Rücken gegen die Stiege zu, so schob er, sich fast bis zur Erde beugend, rechts hinüber ins Zimmer seines Herrn. Schlotternd vor Angst berichtete er hier — Norbert und Blandini waren noch allein —, daß Mitzlau und Konrad leibhaftig im Hause wären und wahrscheinlich auch in demselben übernachteten. Herr von Zierotin möge um keinen Preis das Zimmer verlassen, und höchst ratsam wäre es, noch in der Nacht aufzubrechen — da kam Herr Rehlingen zurück; Medardo mußte schweigen.

Rehlingen von Leder war ärgerlich, und das stand ihm schnurrig genug zu dem gutmütigen Wesen seines Naturells. Das Geleit des Dieners nach der Küche war wohl gelungen und das Kochen des Tranks, aber in den Zimmern des Herzogs selbst war er auf Störungen gestoßen und auf Schwierigkeiten. Ein Kriegsmann aus der Schweiz sei vorgestellt worden und habe Zeit wie Aufmerksamkeit des Herzogs stark in Anspruch genommen. „Und als das endlich vorbei war,“ fuhr er fort, „schob sich der Offizier dazwischen, welcher den Schweizer eingeführt hatte, und machte eine Meldung, welche den Herzog in garstige Stimmung versetzte. Der Offizier meldete, er habe vorhin draußen an der Stiege einen vermummten Mann gesehen, welcher ihm aufgefallen. Erst nach einer Weile, und nachdem sich der Vermummte unsichtbar gemacht, sei es ihm klar geworden, daß er den Patron kenne, und zwar aus Wien kenne von siebzehn Jahren her. Dort sei er ein Handlanger der Jesuiten gewesen. Das machte denn großen Rumor. Der Herzog haßt die Jesuiten zum äußersten. Wie kommt ein Handlanger derselben hier in

die nächste Nähe des Feldherrn? Steckt Paris dahinter, oder Brüssel, oder Wien? Der Herzog gab sogleich Order, den Kerl zu fahen. Mitten hier unter dem Heere wird er nicht entwischen können. Es gerät eben alles in Bewegung, oben und unten, mit der Suche, und der Herzog hörte nur mit halbem Ohre, als ich ihm von seinem Unwohlsein sprach und von Euch, geehrter Herr Doktor. Er fuhr mich sogar ungebührlich an, obwohl er elend aussieht und noch immer vom Frost geschüttelt wird. Aber der Hoffmann, sein Leibdiener, ist ein verständiger Mensch. Er flüsterte mir zu, ich sollte den Doktor nur bringen, fürstliche Gnaden würden schon Vernunft annehmen. So bitt' ich Euch denn, werter Herr Doktor, machen wir uns auf. Der Diener mag den Trank an Hoffmann einhändigen."

Das Trifolium Norbert, Blandini und Medardo war in arger Verlegenheit. Eine Hausdurchsuchung stand also bevor, und Blandini konnte dem Mitzlau begegnen. Mitzlau aber erkannte ihn wahrscheinlich, er hatte ihn damals in Wien gesehen an der Leiche des Kaisers Matthias, im Harrachschen Hause und sonstwo! Konrads nicht zu gedenken, der ihn von Waldstein her kannte und vielleicht jetzt bei der Hausdurchsuchung da herauf kam! Was tun? Ein wenig Zeit zur Überlegung wurde dadurch gewonnen, daß Blandini vorgab, er müsse den gekochten Trank erst fertigmachen. Bei dieser Apothekerhantierung steckte das Trifolium die Köpfe zusammen, und Norbert flüsterte dem Doktor zu, er müsse gehen. Er sei soviel dicker geworden, daß Mitzlau ihn gewiß nicht erkennen werde. Dann wendete sich Norbert an Rehlingen mit der Bitte, doch einen Posten aufstellen zu lassen vor diesem Zimmer, welcher das Gemach des Kanzlers vor unnützen Zudringlichkeiten sichere. Er, Norbert, fühle sich so todmüde, daß ihm ein tiefer Schlaf dringendes Bedürfnis sei.

„Gewiß, gewiß!" entgegnete Rehlingen, „und so gehen wir mit Gott!"

Rehlingen, Blandini und der Diener mit dem Tranke marschierten denn ab. Medardo wollte eiligst hinter ihnen die

Tür verriegeln. Aber die Tür hatte weder Riegel noch Schlüssel. Auf dem Vorsaale rief Rehlingen wirklich eine Ordonnanz und wollte ihr den Auftrag geben, aber die Ordonnanz erwiderte, es sei Befehl, alle Zimmer zu durchsuchen.

„Schade!" sagte Rehlingen zu Blandini, „nun wird Euer Freund doch gestört werden." Es war leerer auf dem Vorsaale, aber man hörte von unten herauf gewisse Kommandoworte, welche auf eine regelmäßige Absuchung deuteten. Am Treppenabsatze stand Mitzlau und sprach in den tiefer stehenden Bart-Konrad hinein. Blandini erkannte den letzteren sogleich und wendete sein Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Er hörte übrigens deutlich im Vorübergehen Konrads kräftige Äußerung: „Das ist die rote Feder, straf' mich Gott, und das soll ein Hauptspaß werden!" Unter dem Schrecken dieses Eindrucks trat Blandini in das Vorzimmer des Herzogs. Es waren nur noch ein paar Ordonnanzen darin, welche sich in einem Winkel niedergesetzt hatten. Rehlingen fragte nach dem Leibdiener. Die Ordonnanzen wiesen auf die Zimmertür, welche soeben aufging. Leibdiener Hoffmann trat ihnen entgegen. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit großer Nase und großen lichtblauen Augen, welche sehr fest und sicher blickten. Sie sagten jedermann: in unserm Kopfe ist die Weisheit zu Hause.

„Immer hinein, Herr Kanzler," rief er jetzt, „mit dem Herrn Doktor!" „Ist fürstliche Gnaden also geneigt, den Doktor anzunehmen?" fragte Rehlingen. „Gewiß nicht. Aber man muß es versuchen. Denn er ist krank, und wenn er krank ist, beträgt er sich eben wie ein Kind, das keine Arznei nehmen will. Kommt nur tapfer mit!"

Dies sagend, ging er voraus ins Zimmer des Herzogs. Es war ein ziemlich großer Raum. In der Mitte stand ein Tisch, auf welchem Papiere lagen, in der Ecke stand ein großes Himmelbett. — Der Herzog stand eben vom Tische auf und ging nach dem Bett. Er kehrte dabei den Eintretenden den Rücken zu. Blandini sah, daß er ein Mann von schlankem Wuchse war,

etwas über Mittelgröße, und daß er scharf und rasch auftrat. Leibdiener Hoffmann meldete laut: „Der Herr Kanzler Rehlingen von Leder —“

„Komm her, Hoffmann, und zieh mir die Stiefel aus; ich will mich niederlegen. Dann bring die große wollene Decke, ich klappere immer noch vor Frost.“

Hoffmann ging schweigend hin und verrichtete das Geschäft. Dabei hatte sich der Herzog am Bette niedergesetzt und konnte die an der Tür harrenden beiden Männer sehen, wenn er aufblickte. Er blickte aber nicht auf und sagte gleichsam ins Leere: „Schreibt heut abend noch, Rehlingen, einen Brief an Hugo Grotius nach Paris und schickt ihn durch einen Kurier. Ich ritte von morgen ab recte nach Paris und wünschte ihn gleich zu sehen, nachdem ich angekommen. Den regierenden Herren möchte er auf der Stelle sagen, ich sei ein deutscher Reichsfürst aus ältestem Hause und hielte darauf, als solcher empfangen und gehalten zu werden. Er soll ausdrücklich sagen, daß ich darin empfindlich sei.“

„Zu Befehl, fürstliche Gnaden.“ — „Weiter nichts heute, Rehlingen, ich bin zerstreut —“ „Unwohl, fürstliche Gnaden.“ „Ach was!“ dabei blickte er auf und sah Blandini — „wer ist der Fremde?“ „Der berühmte Doktor Blandini,“ sagte Rehlingen, indem er etwas näher trat, „einst Leibarzt des Friedländers —“ „Was will er bei mir? Ich tauge nichts für Ärzte; ich weiß sie nicht zu schätzen.“ „Leider nicht!“ brummte Hoffmann vor sich hin, während er die Stiefel beiseite setzte und den Harnisch abschnallte, welchen der Herzog noch um Brust und Arme trug. „'s ist ja unverantwortlich, fürstliche Gnaden,“ setzte er hinzu, „daß Ihr nicht einmal das nasse Hemd gewechselt habt!“ „Jetzt geschieht's ja, Murrkopf! Bring ein frisches und den Schwamm! Waschen und Abreiben wird mich erwärmen — Antwort, Rehlingen, was will der Mann?“ „Ich hatte ihm gesagt, daß sich fürstliche Gnaden in dem Wolkenbruche erkältet hätten und daß —“ „Ihr seid ein altes — Frauenzimmer, Herr von Leder, und habt

den Mann ohne Not daher bemüht. Ich bedanke mich beim Herrn Doktor. Macht, daß der Brief an Grotius fortkommt! Gott befohlen!"

Unterdes hatte er das Wams ausgezogen und selbst das Hemd, so daß er nackt bis an die Hüften dasaß. Es schien ihn nicht zu kümmern, daß jemand zugegen wäre. Er nahm den nassen Schwamm aus Hoffmanns Händen und wusch sich heftig Brust und Schultern. Dann nahm er das dargebotene Handtuch und trocknete sich ebenso heftig ab, hinzusetzend: „Mach's mit dem Rücken ebenso!"

„Das wird wenig helfen," brummte Hoffmann, indem er's tat, „Euch schüttelt ein rechtschaffenes Fieber, und von Paris ist in den nächsten Tagen keine Rede." „Dies wär das erstemal, daß mich ein Fieber abhielte —" „'s gibt für alles ein erstes Mal." „Potztausend, Leder," rief der vom Sessel aufstehende und das frische Hemd überwerfende Herzog, „worauf wartet Ihr denn noch?" „Ich warte, fürstliche Gnaden, auf ein Wort, welches Ihr zu Euren eigenen Gunsten aussprechen sollt. Der Herr Doktor neben mir bestätigt, daß ein rechtschaffenes Fieber an Euch sichtbar sei auf zehn Schritte Entfernung und daß sich das nicht von selbst verlieren werde morgen und übermorgen —" „Sondern daß Medizin not tue. Ich hab's ja verstanden und habe ihm und Euch gedankt. Laßt mich in Ruhe! Ich bin kein Waldstein, der Zeit seines Lebens dokterte, bis die Krankheit bei ihm eingenistet war, und wundere mich, daß es dem berühmten Herrn Doktor gar so sehr um Praxis zu tun ist. Ich bin für ihn kein Patient, und damit holla!"

Unter diesen Worten warf sich der Herzog, nachdem ihm Hoffmann die Unterkleider abgestreift, aufs Lager und hüllte sich fest in die wollene Decke, den Kopf nach der Wand richtend. Somit war Blandini abgewiesen und glücklicherweise die Anknüpfung vernichtet, welche den Herzog Bernhard mit Lebensgefahr bedrohte. Hoffmann zuckte die Achseln. Wie dreist er mit seinem jungen Herrn umzugehen pflegte im zuversichtlichen

Gefühle seiner älteren und größeren Weisheit, er unterwarf sich knurrend, wenn die „junge Herrlichkeit" positiv auftrat. Er pflegte auch darin eine Genugtuung für sich auszufinden, er pflegte zu sagen: „Ich habe eben die ‚junge Herrlichkeit' zu solcher Charakterstärke erzogen, er spricht jetzt, wie ich sprechen würde, wenn ich in seiner Haut steckte, und — das kann mir schon recht sein." Hoffmanns Achselzucken belehrte Rehlingen, daß nun jeder weitere Versuch hoffnungslos sei, und mit einer Pantomime des Bedauerns gegen Blandini wendete er sich zum Rückzuge. Ganz anders Blandini. Er wußte nun einmal, daß er an diesen Mann mußte. Jetzt abgewiesen, konnte er später nur aufdringlich erscheinen, besonders wenn draußen Norbert und Medardo entdeckt und als Jesuitenwerkzeuge dazu benutzt würde, ihn selber als ihren Genossen zu kennzeichnen. Für diesen wahrscheinlichen Fall mußte er alles daran setzen, unterdessen dem Herzoge nähergerückt zu sein, ihn sich bis auf einen gewissen Grad verpflichtet zu haben. Blandini besaß alle Eigenschaften eines kühlen Egoisten. Wenn er einmal im klaren war, daß Furcht und Bequemlichkeit überwunden sein müßten, dann war er von starker Fassung und sein Verstand setzte sich dann in Bewegung wie ein Uhrwerk. Er machte also gegen Rehlingen eine abwehrende Bewegung und begann zu sprechen. Langsam und ausdrucksvoll, als ob er vor Gericht stände, aber höflich wie ein Mann, der seine Stimme zum ersten Male erhebt gegenüber einer unverdienten Beleidigung.

„Ich bitte um Nachsicht, fürstliche Gnaden," sprach er, „daß ich Euren Unwillen erregt. Ich bin hierher g e f ü h r t worden, ich bin nicht hergekommen. Auf meiner Durchreise zufällig hier getroffen, hat mich der wackere Herr Kanzler um Heilmittel befragt, welche einem Feldherrn am Herzen liegen für seine Kriegsleute. Vom Unwohlsein des Feldherrn war nur nebenher die Rede. Die Lagerpest, welche bei langen Kriegen epidemisch sich entwickelt, war das Thema meiner Unterhaltung mit dem Herrn Kanzler. Er sagte mir, daß Eure fürstliche Gnaden immer

schmerzlich davon ergriffen würden, wenn kräftige Menschen dieser Todesgeißel zu Hunderten erlägen, und er setzte hinzu, es sei ein Akt der Menschlichkeit, einem menschlich fühlenden Feldherrn die medizinischen Mittel anzuvertrauen, welche ich in langer Erfahrung entdeckt habe gerade gegen diese verheerende Krankheit —" Bis daher hatte er nach der Wand hin gesprochen, da selbst der Hinterkopf des Herzogs kaum zu sehen war. Jetzt wendete sich der Herzog und richtete sich auf. „Was sagt Ihr da?" rief er. „Ich sage, fürstliche Gnaden, daß ich nach langer Praxis zum ersten Male in der Lage bin, um Entschuldigung zu bitten für menschenfreundlichen guten Willen. Meine Unkenntnis hat mich verleitet. Ich bin Katholik und habe immer unter Katholiken gelebt. Ich habe nicht gewußt, daß bei Evangelischen die ärztliche Hilfe für verpestete Kriegsleute keinen Wert hat." „Wer hat Euch denn gesagt, daß bei uns solche Barbarei herrsche?" „Diese meine augenblickliche Erfahrung, für meinen guten Willen ungnädig hinausgewiesen zu werden." „Der Abschnitt vom mitleidigen Samariter steht ja im Evangelium, nach welchem wir Evangelische heißen. Es hat Euch kein Mensch hinausgewiesen für solche Absicht. Ich habe von dieser Absicht nicht ein Wort gewußt. Tretet näher! Hoffmann, einen Sessel für den Herrn Doktor! Und bringe Licht! — Warum hat denn der Leder davon nichts gesagt?!" „Fürstliche Gnaden, ich hätte ja später —" „Was später! Warum fangt Ihr mit meinem Fieber an? Ich brauche keine Medizin; aber meine armen Soldaten können sie brauchen, wenn sie gut ist. — Setzt Euch, Doktor, und erklärt mir, — richtig! In Nomeny drüben hab' ich fünf Musketiere zurücklassen müssen, die erkrankt sind unter allen Merkmalen der Pest. Ihr tut ein Gotteswerk und mir eine große Liebe, wenn Ihr morgen hinüber geht!" „Das ist kaum möglich. Kardinal Richelieu hat mich eiligst nach Paris berufen, indessen, wenn es wirklich die Pest ist —" „Das kann der Herr Doktor gleich merken," rief Hoffmann dazwischen, „der Hauptmann Winzer vom Starschädelschen Regimente ist vor einer halben Stunde drüben in

Gefühle seiner älteren und größeren Weisheit, er unterwarf sich knurrend, wenn die „junge Herrlichkeit" positiv auftrat. Er pflegte auch darin eine Genugtuung für sich auszufinden, er pflegte zu sagen: „Ich habe eben die ‚junge Herrlichkeit' zu solcher Charakterstärke erzogen, er spricht jetzt, wie ich sprechen würde, wenn ich in seiner Haut steckte, und — das kann mir schon recht sein." Hoffmanns Achselzucken belehrte Rehlingen, daß nun jeder weitere Versuch hoffnungslos sei, und mit einer Pantomime des Bedauerns gegen Blandini wendete er sich zum Rückzuge. Ganz anders Blandini. Er wußte nun einmal, daß er an diesen Mann mußte. Jetzt abgewiesen, konnte er später nur aufdringlich erscheinen, besonders wenn draußen Norbert und Medardo entdeckt und als Jesuitenwerkzeuge dazu benutzt würde, ihn selber als ihren Genossen zu kennzeichnen. Für diesen wahrscheinlichen Fall mußte er alles daran setzen, unterdessen dem Herzoge nähergerückt zu sein, ihn sich bis auf einen gewissen Grad verpflichtet zu haben. Blandini besaß alle Eigenschaften eines kühlen Egoisten. Wenn er einmal im klaren war, daß Furcht und Bequemlichkeit überwunden sein müßten, dann war er von starker Fassung und sein Verstand setzte sich dann in Bewegung wie ein Uhrwerk. Er machte also gegen Rehlingen eine abwehrende Bewegung und begann zu sprechen. Langsam und ausdrucksvoll, als ob er vor Gericht stände, aber höflich wie ein Mann, der seine Stimme zum ersten Male erhebt gegenüber einer unverdienten Beleidigung.

„Ich bitte um Nachsicht, fürstliche Gnaden," sprach er, „daß ich Euren Unwillen erregt. Ich bin hierher geführt worden, ich bin nicht hergekommen. Auf meiner Durchreise zufällig hier getroffen, hat mich der wackere Herr Kanzler um Heilmittel befragt, welche einem Feldherrn am Herzen liegen für seine Kriegsleute. Vom Unwohlsein des Feldherrn war nur nebenher die Rede. Die Lagerpest, welche bei langen Kriegen epidemisch sich entwickelt, war das Thema meiner Unterhaltung mit dem Herrn Kanzler. Er sagte mir, daß Eure fürstliche Gnaden immer

schmerzlich davon ergriffen würden, wenn kräftige Menschen dieser Todesgeißel zu Hunderten erlägen, und er setzte hinzu, es sei ein Akt der Menschlichkeit, einem menschlich fühlenden Feldherrn die medizinischen Mittel anzuvertrauen, welche ich in langer Erfahrung entdeckt habe gerade gegen diese verheerende Krankheit —" Bis daher hatte er nach der Wand hin gesprochen, da selbst der Hinterkopf des Herzogs kaum zu sehen war. Jetzt wendete sich der Herzog und richtete sich auf. „Was sagt Ihr da?" rief er. „Ich sage, fürstliche Gnaden, daß ich nach langer Praxis zum ersten Male in der Lage bin, um Entschuldigung zu bitten für menschenfreundlichen guten Willen. Meine Unkenntnis hat mich verleitet. Ich bin Katholik und habe immer unter Katholiken gelebt. Ich habe nicht gewußt, daß bei Evangelischen die ärztliche Hilfe für verpestete Kriegsleute keinen Wert hat." „Wer hat Euch denn gesagt, daß bei uns solche Barbarei herrsche?" „Diese meine augenblickliche Erfahrung, für meinen guten Willen ungnädig hinausgewiesen zu werden." „Der Abschnitt vom mitleidigen Samariter steht ja im Evangelium, nach welchem wir Evangelische heißen. Es hat Euch kein Mensch hinausgewiesen für solche Absicht. Ich habe von dieser Absicht nicht ein Wort gewußt. Tretet näher! Hoffmann, einen Sessel für den Herrn Doktor! Und bringe Licht! — Warum hat denn der Leder davon nichts gesagt?!" „Fürstliche Gnaden, ich hätte ja später —" „Was später! Warum fangt Ihr mit meinem Fieber an? Ich brauche keine Medizin; aber meine armen Soldaten können sie brauchen, wenn sie gut ist. — Setzt Euch, Doktor, und erklärt mir, — richtig! In Nomeny drüben hab' ich fünf Musketiere zurücklassen müssen, die erkrankt sind unter allen Merkmalen der Pest. Ihr tut ein Gotteswerk und mir eine große Liebe, wenn Ihr morgen hinüber geht!" „Das ist kaum möglich. Kardinal Richelieu hat mich eiligst nach Paris berufen, indessen, wenn es wirklich die Pest ist —" „Das kann der Herr Doktor gleich merken," rief Hoffmann dazwischen, „der Hauptmann Winzer vom Starschädelschen Regimente ist vor einer halben Stunde drüben in

des Bürgermeisters Hause zusammengebrochen unter denselben Merkzeichen, wie heut morgen in Nomeny die Musketiere umfielen —" „Das ist sogleich erreichbar," sagte Blandini und stand auf, „schickt eiligst hinüber und laßt dem Hauptmann ganz frisches Brunnenwasser einflößen eine Viertelstunde lang. Das ist die notwendige Einleitung, die Zersetzung des Blutes aufzuhalten. Binnen einer Viertelstunde bin ich bei ihm."

Hoffmann eilte hinaus.

„Brav, brav, lieber Doktor! Auf Wiedersehen! Sagt mir Bescheid über den Kranken." „Morgen früh, fürstliche Gnaden, Ihr müßt den Schlaf suchen und den Schweiß. Erlaubt einen Augenblick Euren Puls — Ihr habt, wie der Mann vorhin sagte, ein rechtschaffenes Fieber. Von keiner Bedeutung bei Eurer gesunden Leibesbeschaffenheit. Aber es kann Euch die nächste Woche verderben. Ihr werdet nicht aufgelegt, Euer Geist wird umdüstert sein." „Das könnt' ich freilich nicht brauchen, ich habe Wichtiges vor." „So trinkt einen einfachen Aufguß von Flieder; das ist ja keine Medizin, die Ihr nicht mögt, sondern ein einfaches Hausmittel. Nach meiner Vorschrift bereitet, wirkt es rasch und völlig. Laßt Euch gut zudecken, und reichlicher Schweiß treibt die Erkältung heraus; morgen früh seid Ihr frisch und fröhlich. Jetzt eile ich zu dem Hauptmann. Ade, fürstliche Gnaden!" „Ich hoffe Euch morgen früh zu sehen und hoffe, daß Ihr unseren Ärzten Anweisungen gebt über die Heilmittel der Pest." „Letzteres gern. Helfen wird es nicht viel. Diese furchtbare Krankheit hat bei jedem einzelnen persönliche Gründe und Kanäle. Die muß der Arzt erkennen. Wiedersehen werd' ich Euch schwerlich morgen früh; ich habe Eile, und so bitt' ich schließlich nochmals um Entschuldigung, daß ich Euch belästigt."

Er verbeugte sich und ging, nur mit neuer Verbeugung erwidernd, als der Herzog ihm nachrief: „Ihr beschämt mich; ich habe Euch unrecht getan und habe zu danken." Gerade das wollte Blandini. Der Herzog sollte ihm verpflichtet bleiben und sich dankbar seiner erinnern. Im Vorzimmer begegnete ihm der

rückkehrende Hoffmann. Ihm gab er den Fliedertrank, mit welchem sein Diener wartete, und Vorschriften für den Gebrauch. Dann bat er den sehr zufriedenen Rehlingen, sich der Ruhe seines Reisegefährten im Zimmer drüben anzunehmen, denn er sei nicht ganz wohl und bedürfe eines tiefen Schlummers.

„Hol' mir", fuhr er gegen seinen Diener fort, „aus dem Arzneikasten Fläschchen Nummer siebzehn und achtzehn und bring meine Kapuze mit, die Nacht wird kalt!"

Während der Diener danach aus war, ließ er sich durch den Soldaten, welcher ihn führen sollte, den Zustand des Hauptmanns beschreiben und bat den Kanzler Rehlingen, ihn bis an die Haustür des Wirtshauses zu geleiten, als Sauvegarde gegen die angetrunkenen Soldaten, welche leichtlich einen Fremden aufhalten könnten. Rehlingen war äußerst bereit. Die Fläschchen und die Kapuze kamen; Blandini stülpte die Kapuze über Haupt und Antlitz, faßte vertraulich Rehlingen unter den Arm und trat den Marsch an, nach Kräften gedeckt gegen eine mögliche Begegnung Mitzlaus oder Konrads. Diese Begegnung blieb nicht aus. Sie fand am Fuße der Treppe statt. Der untere Teil des Hauses war sorgfältig abgesucht nach dem Jesuitenhandlanger. Nichts war gefunden worden, und Konrad bestand darauf, nun auch oben genau zu revidieren. Der vermummte Blandini fiel ihm denn auch sogleich auf, und er rief ihn an, ohne auf das Geleit des Kanzlers Rücksicht zu nehmen; ja er griff nach der Kapuze.

„Achtung!" rief Rehlingen, „vor dem Arzte des Herzogs, welcher zu einem Pestkranken eilt, und laßt mein Zimmer oben unbehelligt; ich komme sogleich hinauf und will schlafen."

Halb wirkte das. Sie ließen ihn mit Blandini passieren, im Hinaufgehen aber grunzte Konrad: „Nichts da von Ausnahmen! Jedes Zimmer muß dran, die rote Feder schlüpft allenfalls zum Herzoge hinein." Und so schritt Konrad, als sie oben angekommen waren, gerade nach der Ecke, in welcher das Zimmer des Kanzlers lag. In diesem Zimmer waren Norbert und Medardo des Über-

falls gewärtig. Norbert kaltblütig genug. Er hatte sich auf das Nachtlager hingelegt, welches eine Heumatratze an der Erde darbot. Mit dem Mantel, welcher von feinem Tuche war, hatte er sich bis an die Nase zugedeckt; eine schwarze Seidenmütze hatte er sich über die Ohren und bis über die Augenbrauen herab gezogen. Neben ihm an Fußboden lag ein feines spanisches Schwert, ein Stoßdegen mit einer Toledoklinge. Fern von ihm auf dem Tische brannte ein Talglicht mit großer Schnuppe, rötlichtrübe schimmernd. Er hatte ein großes Buch Blandinis so vor das Licht gestellt, daß der rötliche Schein nicht auf sein Antlitz fiel, und das Antlitz hatte er nach der Wand gekehrt. Medardo seinerseits hatte mehrere Versuche gemacht, sich im Winkel am Fenster dergestalt unter die ledernen Mantelsäcke Blandinis zu betten, daß man nur die ledernen Säcke sähe, ihn selbst aber nicht. Es war ihm nicht gelungen. Obwohl er klein war, guckte doch immer irgendwo ein Teil seines Körpers vorwitzig heraus. Endlich hatte er sich zu einem kühnen Versuche entschlossen. Nicht weit von Norberts Lager stand ein großer Ofen in der Mauer. Er war aus Backsteinen zusammengesetzt und trat nur einen Schritt breit aus der Mauer hervor. Wahrscheinlich reichte seine andere Hälfte mit der Feuerung ins angrenzende Zimmer. Um diesen Ofen war von Latten ein hölzernes Gerüst errichtet hoch über ihn hinaus, eine Obstdarre, denn hier in den Bistümern spielte die Obstpflege eine große Rolle. Er hatte die Latten geprüft, ob sie einen leichten Menschenkörper tragen könnten, und die Not hatte ihn sagen lassen: Ja, sie können's. Unter Beihilfe Norberts hatte er da oben hinauf die mit Pflanzen angefüllten ledernen Säcke Blandinis transportiert, und er selbst war ihnen nachgeklettert, um sich dort oben nahe an der Decke hinter diesen Säcken niederzulegen. Das war alles nicht leicht gewesen; die ausgetrockneten Latten hatten bedenklich geknarrt, und wenn er sich oben hinter seiner Lederverschanzung nur im geringsten rührte, so entstand ein unheimliches Geräusch. Aber was tut man nicht, um sein Leben zu retten! Und er hielt geradezu sein Leben

für bedroht, wenn hier mitten unter wilden Ketzern sein Erbfeind ihn entdeckte.

So war die Lage, als Mitzlau und Konrad ins Zimmer traten. — Konrad schritt sogleich zum Lager Norberts, der leise schnarchte. Er suchte nur die rote Feder. Dieser entsprach der feine Mantel, die sichtbare feine Nase, der feine Degen gar nicht. Konrads Augen wandten sich also rasch anderswo hin. Er ging nach dem Tische und nahm den Leuchter. Mit ihm suchte er alle Winkel ab. Nirgends war ein Mensch zu entdecken. Endlich kam er nach dem Winkel zurück, wo der Ofen mit dem Gerüste stand und wo in der Nähe Norbert lag. Dort stand er still und blickte auf Mitzlau, welcher an Norberts Lager getreten war und den Degen aufgehoben hatte. — „Eine Toledoklinge!“ sagte er halblaut, indem er sie halb aus der Scheide zog. Konrad betrachtete nun auch den Stahl, und es wurde eine Weile ganz still. — Der Mensch bildet sich ein, er könne eine vorgeschriebene Stellung nicht lange aushalten; die Phantasie entdeckt Schwierigkeiten, welche gar nicht bestehen. So ging es Medardo oben. Er lag nicht gerade bequem, aber der Lattendruck auf seine Hüfte steigerte sich ihm zur Unleidlichkeit, er suchte eine kleine Veränderung seiner Lage, und dieser Versuch geriet eben in die plötzlich eintretende Stille — die Latten knarrten! Konrad wendete sich flugs nach dem Ofengerüste und hielt das Licht so hoch, wie sein Arm reichte. Er sah wohl nur die Ledersäcke, aber seine Aufmerksamkeit war auf diesen Punkt erweckt. Er holte sich einen Sessel und stieg auf ihn, um näher hinzuschauen.

Medardo oben merkte das und schwitzte Blut, seine Hüfte verwünschend, die jetzt nicht weniger litt und jetzt doch mäuschenstill liegen konnte. Auch auf dem Sessel reichte Konrads Haupt nicht so weit, daß er über die ledernen Verschanzungen hätte wegsehen können. Er wartete unbeweglich, ob sich das Geräusch wiederholen würde. Unten aber ereignete sich indessen etwas Positives. Mitzlau nämlich, als er den Degen wieder an die Erde legte, ward betroffen von dem Lichtscheine, welcher von

Konrads erhöhtem Standpunkte auf Norberts Kopf fiel. Das kleine Stückchen Antlitz, welches er jetzt beleuchtet sah, gemahnte ihn — er bückte sich sogleich, hob den Mantel vom Munde und Kinn und — erkannte Norbert. Er sagte aber kein Wort. Und als Konrad nun vom Sessel herabstieg und mürrisch brummte: „Es war das ausgetrocknete Holz, das reißt und platzt" — da erwiderte Mitzlau: „Gehen wir weiter! Er ist nicht hier." Konrad stellte das Licht auf den Tisch, und sie gingen hinaus. Außen begegneten sie dem zurückkommenden Rehlingen, welcher sie schalt, daß sie sein Zimmer nicht verschont hätten. — Mitzlau tröstete ihn mit der Versicherung, daß der schlafende Herr nicht aufgeweckt worden sei. „Wo reist denn der fremde Kavalier hin?" setzte er fragend hinzu.

„Nach Paris." — „So, so! Gute Nacht, Herr Kanzler!"

Rehlingen ging in sein Zimmer. Mitzlau und Konrad schritten weiter. Nach einigen Schritten aber sagte Mitzlau: „Sucht allein drüben, Konrad; ich will beim Herzoge eintreten und durch den Leibdiener umherspähen lassen." Sie trennten sich. Mitzlau, welcher mit dem Leibdiener Hoffmann befreundet war, dachte nicht mehr an Umherspähen; er wollte bei Hoffmann durchsetzen, daß er, der Mitzlau, unter die Begleitung aufgenommen würde, welche der Herzog zum Aufenthalte in Paris auswählen würde.

---

Der nächste Morgen stieg sonnenklar empor. Frisch und kühl zwar, aber rein und kräftig in seiner Luft. Man meinte in dem Landstädtchen Frouard das Zwitschern der Lerchen zu hören, welche draußen vor dem Tore aufstiegen von den Saatfeldern. Auch in dem Zimmer des Kanzlers Rehlingen schienen alle mit Befriedigung erwacht zu sein. Rehlingen hatte vortrefflich geschlafen, weil Blandini in der Nacht mit der Nachricht zurückgekommen war, der Hauptmann vom Regimente Starschädel sei außer Gefahr und werde wahrscheinlich gar nicht zurückbleiben dürfen in Frouard. Das war ja ein Triumph für die

weise Erkenntnis Rehlingens, welche die Kunst Blandinis dem Herzoge so dringend empfohlen hatte. Rehlingen hatte denn auch nichts Eiligeres zu tun, als gleich hinüber zu schauen ins Haus des Hauptmanns, um dem Herzoge so herrlichen Bescheid zu bringen. Blandini war zufrieden, weil die Wunderkur so wohlfeil gewesen war. Die Krankheit des Hauptmanns hatte gar nichts zu tun gehabt mit der Pest, und nur die Furcht vor dieser grimmigen Krankheit hatte die Anzeichen des Übelbefindens so grell ausgemalt. Medardo ferner hatte von der unbequemen Obstdarre herunterkriechen und auf dem glatten Fußboden wie im Himmel schlafen können. Jetzt stand er am Fenster und schaute vorsichtig auf den sonnenbeschienenen Marktplatz hinab, wo die Weimaraner zum Abmarsch antraten und aufsaßen. Er zuckte vor Freude zusammen, als er hoch zu Roß den nichtswürdigen Obderennser, den Bart-Konrad, erblickte, welcher an der Spitze seines Zuges hinausritt aus dem Städtchen. Herz, was willst du mehr?! Befreiung von nächster Gefahr gilt uns ja immer mehr als Befreiung von jeder Gefahr. Nur Norbert, bisher der zuversichtlichste, schien nachdenklich zu sein. Er hatte natürlich trotz geschlossener Augen das Wegziehen des Mantels bemerkt, er war ziemlich der Meinung, von Mitzlau erkannt worden zu sein, und er überlegte, was das für Folgen für ihn haben könnte. Die Folgen traten schon ein; die Tür ging auf — Rudolf von Mitzlau schritt auf ihn zu. Norbert verhielt sich schweigend. Mit gedämpfter Stimme sprach Mitzlau: „Einst Pater Norbert, ich grüße Euch mitten im Ketzerheere. Dürfen wir wissen, was der Jesuit unter uns sucht?"

„Nichts sucht er," antwortete Norbert ruhig, „er ist von dem Kriegsheere überrascht worden auf seiner Reise nach Paris, und er ist auch kein Jesuit mehr, sondern ein Kavalier des Namens Zierotin. Die damalige Novize, welche Ihr in Wien gesehen, hat nicht Beruf genug gehabt, in den Orden einzutreten, und ist schon seit fünfzehn Jahren in den Laienstand zurückgekehrt. Ich freue mich, so unerwartet dem Landsmanne Rudolf von

Mitzlau wieder zu begegnen, und es tut mir leid, daß sich derselbe seiner schönen Heimat Schlesien und seinen schönen Familiengütern so weit entfremdet hat, wie es scheint, für immer entfremdet hat." „Meint Ihr?" „Allerdings. Nach dem Prager Frieden wär' es Euch ja ein leichtes gewesen, Euren Frieden mit dem Kaiser zu machen und Eure Familiengüter in Besitz zu nehmen. Sie sind, soviel ich weiß, noch nicht endgültig vergeben, und über den heimkehrenden verlorenen Sohn, sagt ja die Schrift, herrscht größere Freude als über neunundneunzig Gerechte." „Wer weiß?!" „Ich weiß es."

Nach diesen Worten ging Norbert auf die Fensterbrüstung zu, in welcher kurz vorher Medardo gestanden, und lud mit einer Handbewegung Mitzlau zur Nachfolge ein. Dort ließen sie sich auf zwei Sessel nieder und sprachen leise miteinander, während Blandini und Medardo und Blandinis Diener sich mit Einpacken beschäftigten, als ginge sie das Gespräch nicht das mindeste an. Rudolf von Mitzlau, einst ein so glänzender Jüngling und glücklicher Nebenbuhler Norberts bei Ludmilla, hatte ein wüstes Ansehen bekommen und stach jetzt ungünstig ab neben dem schön verbliebenen Norbert. Haar und Bart in üppiger Verwilderung war ohne Pflege in Luft und Wetter zu ungefälliger Farbe gediehen, es zeigte einen fuchsig roten Schnitt, und in das Antlitz hatten sich unschöne Leidenschaften eingegraben. Besonders das Auge war unruhig, grell und stechend geworden. Sein Schicksal hatte es mit sich gebracht, daß seine Entwickelung ungedeihlich hatte geraten müssen. Mit dem haltlosen Winterkönige damals nach Holland gekommen, hatte er bald das Bedürfnis gefühlt, sich einer hoffnungsreicheren Partei anzuschließen. Sein nächster Stützpunkt war Mansfeld geworden, und so war er in das wildeste Kriegsleben hineingeraten, welches heute Reichtum, morgen Mangel mit sich bringt und nur eins festmacht im Wechsel: die Unstetheit des Charakters. Solche freibeutende Krieger werden wie Spieler. Und Mitzlau war auch wie von einer Pharobank zur andern, vom Mansfelder zum

Lüneburger, vom Lüneburger zum Hessen gelaufen, und als die schlaue hessische Landgräfin Miene machte, dem Prager Frieden beizutreten, aber doch nur so beizutreten, daß ihr jeden Augenblick der Rücktritt offen blieb, für ihre Offiziere aber keine Gewähr entstand, vom Kaiser wieder eingesetzt zu werden in ihre Besitzrechte, da hatte er sich endlich in der Wetterau dem Herzoge Bernhard von Weimar angeschlossen. Denn dieser bot die meiste Aussicht. Auf der einen Seite für einen erfolgreichen Krieg, auf der anderen Seite für einen Frieden, welcher die Offiziere nicht vergessen würde, da der Herzog für gewissenhaft galt in diesem Punkte.

Das letzte Jahr mit der Wendung nach Frankreich hatte auch diese Hoffnung arg erschüttert, und die Offiziere sahen trostlos in ihre Zukunft. Frankreich, meinten sie, wolle sie nur als Söldner gebrauchen und werde sich kein Haar weh tun, um in einem einstigen Frieden ihre heimatlichen Rechte auszubedingen; Herzog Bernhard aber werde dies als bloßer Feldherr Frankreichs nicht vermögen. Was war natürlicher, als daß Mitzlau beim Anblicke Norberts auf weitere Gedanken geriet. Er wußte zwar nicht, was Norbert jetzt für eine Stellung habe, aber er war außer Zweifel, daß der österreichische Kavalier-Jesuit mannigfachen Rat wissen werde.

Um diesen Rat bewegte sich die leise Unterredung in der Fensterbrüstung. Und sie brauchte nicht lange zu dauern, da sich herausstellte, sie träfen sich binnen einigen Tagen in Paris. Leibdiener Hoffmann nämlich hatte Mitzlau soeben angezeigt, er dürfe sich der Suite des Herzogs anschließen. Außerdem wurden sie auch unterbrochen durch den geräuschvollen Eintritt Rehlingens. Er verkündete freudestrahlend, der Herzog sei frisch und gesund, der Hauptmann drüben desgleichen, und fürstliche Gnaden wolle den außerordentlichen Doktor Blandini sprechen, um ihm den besten Dank auszudrücken. „Kommt, kommt, lieber Herr Doktor, denn der Herzog will sogleich zu Pferde steigen, um gegen Mittag in Toul zu sein.“ Blandini;

seiner Rolle getreu, lehnte ab. Seine Sammlungen seien in Unordnung geraten, er müsse sie schleunigst ordnen, denn auch er habe Eile, nach Paris zu kommen. Rehlingen wollte das durchaus nicht gelten lassen. Blandini aber blieb standhaft. „Und wo findet man Euch wenigstens in Paris?" fragte verstimmt Rehlingen, welcher die segensreiche Bekanntschaft durchaus fortgesetzt sehen wollte.

„Im Palais Kardinal, lieber Herr, ich bin Gast des Kardinals von Richelieu", antwortete lächelnd Blandini. Rehlingen eilte zum Herzoge hinüber, um den unhöflichen Doktor zu entschuldigen. Mitzlau folgte ihm. Norbert und Blandini nickten sich lächelnd zu: es war alles im besten Gange.

„Wir reiten aber seitwärts", sagte Norbert leise, „und lassen Toul und diese Soldateska links. Wie denn überhaupt jener schwarzbärtige Korporal beseitigt werden muß, sobald die Stunde geschlagen und Euch, Blandini, an die Seite des Herzogs berufen hat." „Still!" rief dringend Medardo — und wirklich, es flog die Tür auf und der Herzog Bernhard stand vor derselben und sprach: „Ihr sollt Euch meinem Danke nicht entziehen, lieber Doktor. Ich rechne darauf, Euch in Paris zu sprechen. Gott befohlen!"

Von unten hörte man Trompeten schmettern, und nach kurzer Weile sah man den Herzog, schön wie den Kriegsgott, auf dem schwarzen Rosse von dannen sprengen. Norbert und Blandini sahen ihm nach, und Blandini sagte ausdruckslos: „Ich habe lange nicht einen so gesunden Menschen gesehen! Fest und fein. Der könnte sehr lange leben und viel ausrichten." „Anrichten!" setzte Norbert hinzu.

## II.

Etwa eine Woche später, wiederum an einem sonnenhellen Morgen, schritt langsamen aber festen Schrittes ein normannischer Schimmelhengst durch eine einsame Pariser Straße.

Sein Eisenhuf klapperte laut auf dem fast trockenen Pflaster, und der Reiter, massiv wie sein Roß, blickte kopfschüttelnd auf den schlechten Steinweg. Nicht die Schlechtigkeit, sondern die Trockenheit desselben schien ihm aufzufallen. „Das große Schmutzloch will sogar trocken werden!“ brummte er vor sich hin und hielt an einer Mauer still.

Die ganze Straße zeigte vorzugsweise Mauern und zwischen diesen nur wenige geringe Häuser. Diese Mauern hatten ungefähr dreifache Mannshöhe und waren hier und da mit großen Türen versehen, mit Tortüren, welche geschlossen waren. Diese Gegend von Paris, am linken Ufer der Seine, also gegen Mittag gelegen, hieß damals und heißt heute noch Vorstadt Faubourg St. Germain.

Der vierkantige Reiter stieg ab und führte sein Roß zu solch einem verschlossenen Tore. Dort zog er an einem Eisendrahte. Man hörte in der Ferne eine Glocke klingen; der Grauschimmel wieherte. „Merkst du's?“ sagte der hochgewachsene Mann und streichelte dem Rosse das dicke Stirnhaar von den Augen. — Es dauerte lange, ehe man eine Wirkung des Glockenzeichens merkte. Endlich hörte man Schritte, und der Grauschimmel wieherte von neuem. In dem Haustore klapperte ein eisernes Türchen, ein vergittertes Fensterchen öffnete sich und eine Stimme rief: „Gerechter Gott, Ihr seid's, Mathieu?“ „Allerdings. Du brauchst nur die Gehtür aufzumachen; deshalb bin ich abgestiegen.“

Eine schmale Tür im Torflügel wurde geöffnet; Mann und Roß drängten sich hindurch, und als sie hinein waren, fiel die Tür wieder zu in ein festes Schloß. Innen sah es freundlich aus. Links und rechts stockhohe Gebäude und hinten quervor ein zweistöckiges Schlößlein in italienischem Stile. Der große Hof sauber gepflastert. Mathieu fragte, ob die Herrschaft daheim wäre. „Freilich!“ war die Antwort. „Dann laß mich melden, still und vorsichtig! Ich bringe indes meinen Schimmel unter.“ Der Pförtner wollte nach diesem und jenem fragen,

Mathieu aber winkte mit der Hand und sagte: „Später!“ — Darauf schritt er links hinüber, wo in den einstöckigen Gebäuden die Stallungen waren. Der Pförtner, ein kleiner Greis mit weißem Haar, schritt auf das Schlößchen zu. Dies Schlößchen war übrigens durchaus nicht klein, es erschien nur hier nach der Hofseite zu weniger ansehnlich. Seine Hauptfront ging nach der andern Seite und blickte dort nach einem Garten mit alten, mächtigen Bäumen. Bis dahinüber war es sehr tief und barg in sich eine Fülle von Raum, der für eine breite Marmortreppe und für weite, hohe Gemächer verwendet war. Wenn man es zuerst von der Gartenseite sah, wo die Morgen- und Mittagssonne es beschien, da machte es einen sehr schönen und vornehmen Eindruck. Der Garten lag einen Halbstock höher als der Hof, und aus den Gemächern trat man durch Fenstertüren über eine drei Stufen hohe Terrasse in den Garten hinaus. Eine solche Fenstertür stand jetzt offen, und die Sonne fiel tief hinein in ein weites Gemach.

In diesem Gemache saß neben rundem Tische eine Dame. Sie hatte geschrieben und legte sich jetzt in den Lehnstuhl zurück, als ob sie sich besänne, was noch weiter zu schreiben wäre. Der Sonnenschein, der Gesang der Vögel — auch im Zimmer schmetterten zwei Kanarienvögel in goldenen Bauern — das Grün der Bäume im Garten schien sie zu zerstreuen; sie blickte hinaus in das Sonnengold und in das junge Grün wie jemand, der in sich spricht: Es wird wieder schön in der Welt, warum kann nur ich nicht einstimmen in das fröhliche Zwitschern der kleinen Gesellen da oben in den Zweigen?! Ihr Antlitz, edel, aber streng, hatte etwas Trauriges um große graue Augen und um den bitter zuckenden Mund. Eine fein gebogene Nase, ein blasser, zarter Teint, ein weites schwarzes Sammetkleid gaben ihr etwas Vornehmes, und das ergrauende volle Haar deutete auf ein Alter von fünfzig Jahren. Sie war eine Tochter Sullys, des großen Ministers unter Heinrich dem Vierten, der ein Freund seines Königs und Protestant wie dieser ge-

wesen war. Margareta von Bethune, Herzogin von Sully war dem Hugenottentume treu geblieben und hatte einen Gatten gefunden, welcher lange Zeit das Haupt der hugenottischen Partei gewesen, Heinrich von Rohan. Ihre Ehe war eine glückliche, so weit treues Verständnis mit einem gemütvollen, tüchtigen Manne Glück verbürgt. Aber sie hatte von neun Kindern nur eins am Leben behalten, eine Tochter, und das Schicksal ihres Mannes, der als kriegerischer Hugenotte hartnäckig verfolgt wurde von der französischen Regierung, hatte tiefe Schatten auf ihr Wesen geworfen. Sie war sehr ernst geworden, und so hatte sie eben an ihren fernen Gemahl geschrieben. Fern war er, weil er unter der Regierung des Kardinals Richelieu seiner Freiheit und seines Lebens nicht sicher war. Ein Rohan war auf französischem Boden nicht sicher! Die Rohans gehörten zu den ältesten und ersten Familien Frankreichs. Abstammend von den einstigen Regenten der Bretagne, hatten sie den königlichen Häusern der Valois und Bourbons Stammgüter gegeben und hießen „princes de naissance“. Nur Lothringen, Savoyen und Bouillon teilten in Frankreich diesen Titel mit ihnen. Ihre stolze Devise lautete: „Roy ne puys — Duc ne daygne — Rohan suys,“ will sagen: König kann ich nicht heißen, Herzog mag ich nicht heißen, Rohan heiß' ich.

Der Gemahl Margaretens, Heinrich der Zweite, erster Herzog von Rohan, Prinz von Leon, Graf von Porhoët, Herr von Blein, hieß schon damals der „große Kapitän“ der Familie. Siebenundfünfzig Jahre alt, war er seit vierzig Jahren Kriegsmann. Vor fünfzehn Jahren war er Generalissimus aller Reformierten in Frankreich gewesen und war vom Parlamente von Toulouse trotz seines hohen Ranges und seiner Pairswürde verurteilt worden, von vier Pferden zerrissen und seines Adels verlustig erklärt zu werden. Das war wohl an seinem Haupte vorübergegangen durch die Waffenmacht der Hugenotten, und er hatte vor sieben Jahren einen Friedensvertrag

mit König Ludwig dem Dreizehnten geschlossen. Aber seine Sicherheit in Frankreich blieb unter Richelieu, welcher unter Ludwig dem Dreizehnten regierte, tief gefährdet — er war ausgewandert und hatte eine Feldherrnstelle in Venedig angenommen. Dann hatte er sich nach Padua zurückgezogen und in der Stille über Krieg und Kriegsdinge geschrieben. Hier war ihm überraschend ein Brief König Ludwig des Dreizehnten zugekommen, der ihn eingeladen, eine Kriegsaufgabe zu übernehmen im Interesse Frankreichs. Bei den Graubündtnern nämlich — grisons heißen sie bei den Franzosen — sollte er als Führer eintreten, um diesen Schweizern die Pässe verteidigen zu helfen gegen die Spanier in Italien. Herzog Heinrich hatte dies getan und war nach Chur gegangen. Die Anknüpfung an das französische Königshaus hatte ihn mit der Hoffnung erfüllt, es werde ein besseres Verhältnis zur Heimat überhaupt daraus erfolgen. Diese Täuschung hatte mehrere Jahre gewährt, aber sie hatte sich zuletzt doch als Täuschung erwiesen. Die Regierung Richelieus, welche in Deutschland die Ketzer unterstützte, hatte es in Frankreich auf völlige Vernichtung der Hugenotten abgesehen, und Rohan entdeckte zu wiederholten Malen, daß ihm aufgelauert wurde und daß er gefangen werden sollte, sobald er die Schweiz verließ und französischen Boden betrat.

Über dies traurige Verhältnis hatte die Herzogin soeben an ihren Gemahl einen langen Brief geschrieben. Sie hatte ihn darin dringend gewarnt, er möge sich ja nicht verlocken lassen durch das Bündnis Richelieus mit Bernhard von Weimar. Dieser selbst werde allerdings in Paris erwartet, und die hugenottische Partei erwarte allerdings für sich eine günstige Wendung von diesem Bündnisse. Aber es sei abermals Täuschung, wie damals des Königs Brief an ihn nach Padua. Ihre guten Quellen bei Hofe hätten sie darüber genau unterrichtet. Er solle sich ja nicht in falsche Sicherheit wiegen lassen. Sie selbst sei nach Hofe geladen zum Empfange des deutschen Her-

zogs und zu den Festlichkeiten, die man für ihn veranstalten wolle. Sie werde auch hingehen trotz inneren Widerstrebens, um die scheinbar freundliche Gesinnung in nichts zu stören. Aber sie wisse zuverlässig, daß alles falscher Schein sei und daß man ihn, den Hugenottenführer, kaltblütig in die Bastille werfen würde, wenn man seiner habhaft werden könnte, während man dem deutschen Protestanten Feste gäbe. Sie hoffe dagegen, diesen Sommer zu ihm nach Genf zu kommen und ihm das liebe Kind zuzuführen, welches er jahrelang nicht gesehen und welches in diesen Jahren zur anmutigsten Jungfrau herangeblüht sei. Über diesen Reiseplan dachte die Herzogin nach, als sie in die junge Frühlingspracht des Gartens hinausblickte.

Da ging hinter ihr eine Tür auf, und ein schwerer Sporentritt ward vernehmbar. Sie wendete sich um, rief „Mathieu!?" und erhob sich hastig vom Sessel. Es war jener Reiter vom Grauschimmel, ein Diener und Kriegsgenosse des Herzogs, welcher von Jugend auf alle Gefahren mit ihm durchgefochten, ein graubärtiger fester Mann.

„Er schickt dich selbst," rief sie, „was heißt das? Wenn du erkannt wirst!" „Bin grau geworden, seit ich das letztemal hier war. Man erkennt mich nicht, und der Fürst wollte es. Er kommt selbst!" „Um Gottes willen nicht!" „Doch, erlauchte Frau!" „Gib den Brief!" „Ich habe keinen. Deshalb komm' ich eben selbst. Briefe sind Verräter. Ich soll mündlich berichten und erklären." „So sprich!" „Der Herr Fürst will und muß mit dem deutschen Fürsten, dem von Weimar, zusammenkommen. Er hat ihm einen Freund — Erlach heißt er und ist aus Bern — entgegengeschickt. Wir waren dem Erlach nach bis Nancy." „So weit herein?!" „So weit herein. In der Nähe von Dijon haust ein alter Freund, ein braver Hugenotte, welcher den Herrn versteckte. Dort warteten wir auf Erlachs Antwort. Erlach kam und sagte: Paris. Hier in der großen Stadt könne man sich leichter unbemerkt sehen und sprechen als in freiem Felde. Der Herr nahm's an. Er sehnt sich nach Euer Erlaucht und der kleinen

Prinzessin." „Schrecklich, schrecklich!" „Mut, Erlaucht! Der Herr reitet nur des Nachts, und ich habe alle Etappen gut bestellt. Ich reite auch gleich zurück bis nach Melun, wo ich ihn nächste Nacht erwarte, um ihn spät am Abend herein zu bringen. Denn hier in der Nähe ist's am gefährlichsten; ich kenne die einsamen Richtwege. Der deutsche Herzog hat sich auch verspätet, wie ich höre, und kommt erst heute. Das paßt. Alle Welt guckt auf ihn, und alle Hugenotten sind auf den Beinen. Jetzt kommt man leichter durch am Tore. Erlach kommt mit, und der hat einen Passierschein vom Weimar." „Still, Marguerite kommt!"

Die junge Prinzessin kam hereingesprungen, ein schlankes, feines Geschöpf von sechzehn Jahren. Sie umarmte die Mutter und blickte dann auf den Reitersmann. „Herr Gott, Mathieu!" rief sie und reichte ihm die Hand. Dem alten Reiter schossen Zähren über die braunen Wangen. Er küßte das feine Händchen und stammelte: „Prinzeß kennen mich alten Kerl noch?" „Freilich! Wie lange ist's denn her, daß wir einen Sommer lang in Chur waren?" „Fünf Jahre, Prinzeß, und Ihr waret ganz klein und mager — und jetzt —!" „Bin ich noch immer mager, nicht wahr? Aber groß, groß!" „Und schön! Wie wird sich der Herr Fürst Vater freuen!" „Du bringst doch gute Nachrichten von ihm?" „Die allerbesten. Er ist auf dem Wege —" „Mathieu!" rief lebhaft die Herzogin dazwischen. „Wohin auf dem Wege?" fragte Marguerite unbefangen. „Nach Bern!" antwortete die Mutter, „wo wir vielleicht diesmal mit ihm zusammentreffen werden statt in Genf." „Sieht man dort auch den Montblanc? Den großen weißen Mantel vergess' ich gar nicht." „Die großen deutschen Alpen sieht man von dort. Aber, Kind, hast du an deine Toilette gedacht? Du weißt, daß wir nach St. Germain geladen sind, daß du mitfahren darfst und daß wir um zwölf Uhr aufbrechen." „Daran gedacht? Ich hab' gar nichts anderes im Kopfe gehabt seit gestern. Den deutschen Mars sehen, wie Dietrich sagt! — à propos, maman, der Dietrich ist da und will erzählen. Darf ich ihn hereinholen? Ja? Ja!" . . . . . . . .

Und fort sprang sie, gar nicht hörend, daß die Mutter sie abhalten wollte.

„Der junge de Groot kennt dich am Ende, Mathieu? Dann geh rasch hinaus!" „de Groot?" „Der Sohn des schwedischen Gesandten hier in Paris." „Ah, der Vater war einmal bei unserm Herrn Fürsten, es war in Zürich. Man nannte ihn dort Hugo Grotius." „Das ist derselbe. Unvorsichtiger Mathieu, vor dem Kinde erzählen, daß der Vater auf dem Wege hierher ist!" „Der Vater!" „Das Kind ist ja unbedacht! In irgend einer Aufwallung verrät sie sich bei Hofe, und verrät den Vater." „Also der junge de Groot —?" „Es war ein junger Bursch mit dem alten Herrn in Zürich —" „Dann hinaus, Mathieu, hinaus!"

Es war zu spät. Prinzessin Marguerite trat eben ein mit dem jungen Dietrich, und ihr erstes Wort war, daß Dietrich den Mathieu kenne aus Zürich, und daß sie Mathieu fragte, ob der junge Mann auch mager gewesen und fleißig gewachsen wäre? Die Herzogin und Mathieu mußten sich drein ergeben. Am Ende war's ja natürlich, daß Botschaft hin und her ging, zwischen Mann und Frau; es war nur nicht gut, daß die Person des Boten bekannt wurde. Die Herzogin ermahnte also Dietrich, verschwiegen darüber zu sein. Dietrich dagegen, ein kaum zwanzigjähriger blonder Bursche mit neugierigen blauen Augen, versicherte treuherzig, daß sich dies von selbst verstünde. Dies sei das diplomatische Abc, in welchem er auferzogen würde, und des alten Dieners Anwesenheit sei übrigens höchst erwünscht.

„Wie das?" fragte unruhig die Herzogin. „Mein Vater", fuhr der junge Mann fort, „hat gestern abend draußen in Lagny den Herzog Bernhard gesprochen und hat heut morgen erzählt, daß Herzog Bernhard in Verbindung getreten sei mit dem Herzoge Heinrich von Rohan." „Schwerlich!" „Doch, doch! In Frouard bei Nancy sei ein Vertrauter des Herzogs von Rohan gewesen, und hier in Paris solle die Unterhandlung weitergeführt werden. Da ist denn ein zuverlässiger Bote nach der Schweiz sehr willkommen. Meinem Vater liegt sehr viel an dieser An-

näherung. Als Vertreter der schwedischen Krone ist es seine Aufgabe, alle protestantischen Elemente in Verkehr miteinander zu bringen. Der alte Diener da, der Mathieu, mag nur ja einige Tage warten! Ich werd' ihm schon Aufträge bringen."

Der Herzogin war gar nicht wohl zumute bei dieser Eröffnung. Ein blutjunger Mensch in Kenntnis solcher Verhandlungen, und zwar jetzt gerade, da ihr Gatte selbst erwartet wurde. Sie wiederholte also dringend ihre Warnung.

„Oh! Erlaucht sind viel zu ängstlich. Wir stehen jetzt in großer Macht. Frankreich ist verloren ohne den großen Kriegsfürsten Bernhard. Und das weiß auch alle Welt. Der Kardinal ist geschmeidig wie ein Aal, selbst der Poltron Pater Joseph schwärmt für Herzog Bernhard; die Jesuiten ducken tief, und die Hugenotten erheben überall ihr Haupt. Schaut nur hinaus in die Vorstadt St. Antoine, Erlaucht! Bis in den Wald von Vincennes hinein, von welchem der Einzug des deutschen Kriegsfürsten erwartet wird, steht Karosse an Karosse, weht Fahne an Fahne, und Seigneurs wie Manants im Putze, die Damen besonders, erwarten den Helden und sprechen vom neuen Henri quatre, der diesmal aus dem Norden komme, ein Sachse für den Bearner, um eine neue Zeit heraufzuführen über das unkriegerisch gewordene Frankreich. Ich bin hierher geeilt, Erlaucht, um Euch aufzufordern, an dieser großartigen Ovation teilzunehmen. Die große Karosse wird eben in den Hof geschoben. Wenn Ihr Order gebt, so kommen wir noch zurecht, den Einzug mitzufeiern."

Die Herzogin lehnte das Anerbieten des jungen Enthusiasten sehr bestimmt ab, war aber nicht imstande, den weiteren Erguß des Jünglings zu hemmen.

„Es wird gleich heute", fuhr er fort, „zu scharfen Szenen kommen. Die katholische Partei hat's durchgesetzt, selbst gegen den Kardinal, daß Herzog Bernhard im Arsenal einquartiert wird, nicht im Louvre, und der unwichtige Herzog Eduard von Parma, der gestern angekommen ist, hat im Louvre absteigen

dürfen. Das läßt sich der deutsche Reichsfürst nicht gefallen, der als Reichsfürst mehr ist als ein Herzog von Parma. Diesem Parma werden Trabanten vor die Tür gestellt und königliche Edelleute zur Bedienung bei Tafel gegeben. Das will man dem Reichsfürsten verweigern, weil er sich als französischen General betrachten solle. Das wird nicht geduldet. In St. Germain will ihn der König empfangen; der deutsche Reichsfürst wird darauf bestehen, daß er im Louvre empfangen werde." „Wie? Es wäre nicht sicher, daß heute in St. Germain —?" „Nicht sicher!" fuhr der junge Mann fort, „durchaus nicht sicher. Mein Vater hat geraten, den Empfang in St. Germain anzunehmen und auf einem zweiten Empfange im Louvre zu bestehen. Aber Herzog Bernhard ist sehr ärgerlich gewesen, und er verfährt kurzweg, wenn er zornig wird. Auch besteht er darauf, sich den Hut aufzusetzen, wenn dies der König tut, und sich zu setzen, wenn sich der König setzt. Das Deutsche Reich sei eben vornehmer als irgend ein Staat in Europa, und das ist begründet im europäischen Völkerrechte. Kurz, es wird Szenen geben, scharfe Szenen. König Ludwig kann sich in acht nehmen! Es bilden sich Gruppen, die bedenkliche Dinge sprechen. Man brauche einen tapferen König, sprechen sie, nicht einen melancholischen, kränklichen —" „Monsieur Dietrich de Groot," unterbrach ihn die Herzogin, „Ihr sprecht mehr, als Ihr vor Eurem Vater verantworten könnt." „Aber er spricht schön, Maman, nicht wahr?" rief Prinzessin Marguerite, „besonders wenn er von dem deutschen Herzoge erzählt. Wie freue ich mich, den zu sehen, den Helden von Lützen! So heißt's, nicht so?" „Lützen, ganz recht, Prinzessin, wo er den Tod Gustav Adolfs gerächt und den Waldstein aufs Haupt geschlagen hat."

Die Herzogin, ängstlich und mißtrauisch geworden durch herbe Lebenserfahrung, sah zum ersten Male auch argwöhnisch auf den jungen Dietrich in betreff ihrer Tochter. Er war ins Haus gekommen durch den Verkehr mit dem Vater seit etwa einem Jahre. Marguerite war kaum fünfzehn Jahre alt und

noch sehr unentwickelt gewesen. Der vielfach unterrichtete gutmütige Bursche war ganz gern gesehen worden, weil das Mädchen mancherlei von ihm lernte und sichtlich durch sein frisches Wesen belebt und gezeitigt wurde. In diesem Jahre aber war sie fast jählings bis an die Schwelle der Jungfräulichkeit gediehen, und gerade jetzt, als sie unter Dietrichs weiter ausgesponnener Schilderung des deutschen Helden mit ihm in den Garten hinausging, fuhr der Mutter der Gedanke durchs Herz, daß sich zwischen den beiden jungen Leuten ein wärmeres Verhältnis ausbilden könne. Mathieu erschreckte sie zudem mit der leise ausgesprochenen Bemerkung: „Vielleicht ein Paar!"

„Monsieur de Groot!" rief sie hastig, als müßte gleich ein Ende gemacht werden, „wir müssen Euch verabschieden. Marguerite soll noch einen Brief an ihren Vater schreiben, ehe sie sich kleiden läßt, und Ihr versäumt ja auch den Einzug des Herzogs von Sachsen." „Das ist wahr," sagte, ins Zimmer zurückkehrend, Dietrich, „ich hatte gehofft, Eure Durchlaucht würden meine Begleitung zu dem Einzuge in Anspruch nehmen." „O nein! Wir müssen jede Demonstration vermeiden. Empfehlt mich Eurem Herrn Vater. Er geht wohl auch nach St. Germain?" „Jawohl." „Ich lasse ihn bitten, mich dort nicht anzureden. Ich sehe die Lage der Dinge ernster an als Ihr und möchte die politische Aufmerksamkeit durchaus nicht auf mich lenken. Vergeßt es ja nicht; vergeßt aber den Namen Rohan dergestalt auf acht Tage, daß Ihr ihn nirgends aussprecht." „Wie?!" „Die Phantasie geht mit Euch durch, junger Staatsmann. Man muß ihr Fesseln anlegen. Gebt mir die Hand darauf, den Namen Rohan acht Tage lang nicht auszusprechen."

Etwas bestürzt küßte er ihr die Hand und empfahl sich ein wenig linkisch.

„Jetzt wird er immerfort leise vor sich hinsprechen: Rohan! Rohan!" sagte halblaut Marguerite, indem sie ihm lächelnd nachsah.

Diese Äußerung beunruhigte die Mutter abermals. Sie

schloß daraus, daß sie zu weit gegangen sei gegen Dietrich, und daß dieser, aufgeregt durch das Verbot, nun erst recht irgend was Törichtes veranlassen werde. Und diese Besorgnis war wohl begründet. Sie hätte besser getan, den jungen Schwätzer seiner Unbefangenheit zu überlassen. Unzufrieden mit sich selbst, schickte sie Marguerite auf ihr Zimmer und besprach mit Mathieu die Maßregeln, welche die geheime Ankunft des Herzogs nötig machen könnte. Die Diener des Hauses waren wohl alle treu und ergeben, dennoch schien es ratsam, nicht alle wissen zu lassen, daß der Herzog käme.

---

Dietrich de Groot kam etwas verdutzt auf die stille Straße der Hofmauern hinaus. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Frau Herzogin ihn halb und halb fortgejagt habe. Und sie war sonst eine gar milde, gute Frau!

Dietrich aber hatte die Fähigkeit, sich das zurechtzulegen. Er war ein Opiumraucher. Er rauchte zwar nicht und hatte auch kein Opium; aber seine Phantasie verschaffte ihm beides. Er war ein angenehmer Träumer, angenehm für sich. Was ihm auch begegnen mochte, es wurde ihm Veranlassung zu märchenhafter Gestaltung, und er selbst spielte natürlich immer die glückliche Hauptperson des Märchens. Im vorliegenden Falle hatte er binnen zehn Minuten, während er durch Querstraßen bis an die Seine hinaus geschlendert war, den Standpunkt gefunden, welcher für den Opiumrausch erforderlich war. Er hatte sich klargemacht, die Herzogin besorge ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der Prinzessin Marguerite. Und darin hatte er ja auch nicht ganz unrecht. Dies Liebesverhältnis bildete er sich nun aus mit allen seinen Folgen. Nur mit den angenehmen. Die unangenehmen ließ er als unwesentlich beiseite. Auch verweilte er nur kurze Zeit bei der jungen Prinzessin selbst und bei der gegenseitigen Liebe. Die Gegenseitigkeit zog er wenig oder gar nicht in Betracht. Er nahm nur an, daß die Prinzessin *ihn* liebe und Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, ihn zu

besitzen. Was ihr sicherlich gelingen werde, da sie ja das einzige Kind sei und Vater wie Mutter sie nicht würden verzweifeln lassen. Er selbst werde jedenfalls in angeborenem Edelmute sehr wohlwollend, aufmerksam und gütig für sie sein. Es ist wahr, er hatte keine Vorliebe für so junge schmächtige Mädchen, er hatte Vorliebe für pikante Gestalten und ausgebildete Frauen. Wollüstige Erfahrung im Liebesumgange war für ihn absonderlich lockend, überlegenes Spiel des erfinderischen Liebesgeistes schien ihm erforderlich für seine Sultanin. Er selbst war ganz unerfahren, und das mochte wohl zum Grunde liegen. Hilfe und Ergänzung mochte er suchen in Verhältnissen, welche ihm tatsächlich ganz fremd waren. So erklärte er sich wenigstens seine Neigung für ältere Frauen, das heißt für Frauen, die älter waren als er. Von heut zu morgen, meinte er, werde sich auch seine Verheiratung mit Prinzessin Marguerite nicht bewerkstelligen lassen, und unterdessen werde ihm wohl die schöne Deutsche unten im Marais, die er seit einigen Tagen am Fenster gesehen neben der Wohnung seiner Eltern, in die Arme gesunken sein, und die reizende Nichte des Kardinals, die fröhliche Herzogin von Aiguillon, welche so herausfordernd mit ihm zu scherzen liebe, werde ihn auch plötzlich geküßt haben. Kurz, alle vergnüglichen Vorrechte des Mannes würden ihm wohl reichlich zustatten gekommen sein, bis er alle Hindernisse besiegt und als adoptierter Herzog von Rohan seine stattlicher gewordene Marguerite aus der alten bretonischen Kapelle ins bemooste Schloß der Domnonée, und zwar ins stillste Gemach dieses Schlosses führen würde. — Er werde sich auch keineswegs faulen Genüssen der großen Rohanschen Mitgift hingeben. Durchaus nicht! Er hatte das Bedürfnis, eine große Rolle zu spielen in der Welt und die Grundsätze zu verherrlichen, in denen ihn sein gelehrter Vater auferzogen. Dort in seinem neuen Stammlande, in der Bretagne, welche von Abkömmlingen der alten Kelten bewohnt wird, dort sei der stärkste Kern für tiefe religiöse Reform, dort werde das unterdrückte Hugenottentum in neuer, vertiefter Gestalt durch

ihn wieder erweckt werden, und mit einem unwiderstehlichen Volksheere werde er aufwärts ziehen an der Loire, ein moderner Gottfried von Bouillon, und bei Orleans werde er mit dem Herzog Bernhard zusammentreffen, welcher die unsaubere Herrschaft in Paris gestürzt habe und welcher sich nun mit ihm beraten wolle, wie das neue Reich einzuteilen und welcher Weg einzuschlagen sei, um das zerrüttete Deutsche Reich in Beschlag zu nehmen. Er fühlte sich nicht abgeneigt, dem Bernhard die deutsche Kaiserkrone zu überlassen und sich mit der französischen Krone zu begnügen, aber —

„Ho! ho! Aufgeschaut!" rief es da, und ein empfindlicher Rippenstoß ernüchterte ihn. Er war an den Seinestrand gekommen und in das Gedränge hineingeraten, welches am Strome aufwärts wogte. Der Menschenstrom wälzte sich nach der Insel zu, über welche man hinüber mußte, um den Einzug des deutschen Herzogs zu sehen. Dietrich besaß die Fähigkeit, sogleich und vollständig aufzuwachen aus seinem Opiumrausche. Dabei war er gutmütig und bat um Verzeihung, daß man ihn in die Rippen gestoßen.

Das Arsenal, nach welchem das Gedränge stürmte, lag der Insel Louvier gegenüber an einem Arme der Seine, welcher jetzt verschüttet ist. Drüben vom rechten Ufer des Flusses bis dicht an die Wasserfläche heran schaute die Hauptfront des großen Waffenhauses mit Kanonensäulen der Masse entgegen, welche vom linken Ufer über die Brücke drängte. Es steuerte diese Menschenflut nach dem Cölestinerkloster, welches mit einem großen Garten dem Hauptträkte des Arsenals gegenüberlag. Durch die dazwischen liegende Cölestinergasse wurde der Einzug erwartet, und zwar in den zweiten Hof von dieser Seite, in die cour du grand maître gegenüber dem Garten der Cölestiner. Dieser Hof war der größte von den sieben Höfen des Arsenals, und in ihm waren viele Wohnungen. Hier hatte Sully gehaust, der Hauptgründer des Arsenals, welches vom zweiten Heinrich angelegt und unter dem vierten Heinrich

ausgeführt worden war. Hierher in die cour du grand maître und hinauf in die Wohnung Sullys war auch zuerst die Leiche Heinrichs nach Ravaillacs Dolchstiche gebracht worden. Es war ein besonderes Omen, daß der deutsche Herzog hier wohnen sollte.

Der Zudrang über die Brücken war groß, aber er hatte auch sein Vergnügliches für Dietrich. Dieser vertauschte flugs die Bilder der Einbildung mit den Bildern der Wirklichkeit. Mitten unter Bürgermädchen, welche lachten und schäkerten, ließ er sich mit Behagen schieben und quetschen und spielte den jungen Kavalier, welcher lächelnd in muntere Augen schaut. In solchen Kreisen war er auch nicht auf den Unterschied bedacht, ob er ausgelacht oder angelacht würde, was ihn zuweilen vorübergehend beunruhigte in vornehmen Kreisen. Denn bei aller Eitelkeit war er doch kein Geck und gestand sich ein, daß es hübschere junge Männer gebe als ihn. Er war etwas eckig im Bau seiner Gliedmaßen. Das wußte er, und in dieser Wissenschaft hatte er sich die gelbe Farbe zur Lieblingsfarbe erkoren. Er meinte, ihr matter, lichter Schein runde ab. Gelbes Wams, orangegelber Mantel — letzterer eine Huldigung für das Haus Oranien, welches seinen Vater beschützte —, ledergelbes Beinkleid zeichneten ihn allerdings aus. Aber die Bürgermädchen flüsterten sich zu, es stimme dies überherrschende Gelb zu sehr mit seinen starren, lichtblonden Haaren, welche ein siegreiches Widerstehen gegen jedwede Lockenkräuselung zeigten, und das rote Gesicht mit langer Nase würde sich besser ausnehmen in dunkler Umgebung. Dietrich war anderer Meinung und lächelte kopfschüttelnd, als er so was hinter sich hörte. „Wie ein junger Löwe!" sagte die Dreisteste kichernd, und er wollte sich eben nach ihr umwenden und ihr gnädig zuwinken — da wurde er und das ganze Gedränge durch einen Ruck festgehalten. Sie waren glücklich bis an das Cölestinerkloster vorgedrungen, und der erwartete Einzug kam eben am Garten entlang. Das zudrängende Volk wurde jählings zurückgestaut. Dietrich hatte dadurch eine enge Stellung erhalten,

welche ihm auf die Länge gar nicht mißfiel. Erstlich war er so nahe an dem zweiten Hofe, der cour du grand maître, daß er bis auf die Physiognomien alles genau erkennen konnte, wenn der Zug hineinlenkte, und zweitens war er zwischen zwei Bürgermädchen eingepfercht, welche ihm gar nicht übel vorkamen. Besonders die zu seiner Rechten, ein Schwarzkopf mit spitzigen Augen und runden Körperformen. Sie war ziemlich barsch gegen ihn und machte ihm wegen der Annäherung Vorwürfe, welche er gar nicht verdiente. Denn er selbst war gar nicht selbständig, sondern wurde hinten und vorn gepreßt. Er entschuldigte sich nach Kräften, und da er dies höflich und aufrichtig tat, wie es seine sanfte Natur mit sich brachte, so beruhigte sich Louison allmählich. Die zur Linken nämlich nannte sie Louison und gab Dietrich die Gelegenheit, mit der vielfachen Anrede „Mademoiselle Louison" dem Bürgerkinde schmeichelhafte Dinge zu sagen. Sie wies dieselben zwar kurzweg zurück, lachte aber doch auch kurzweg darüber und erklärte endlich, wenn er ein Chevalier sei, so könne er's am besten dadurch beweisen, daß er ihnen die Personen nenne, welche da vorüberführen und -ritten. Denn als Chevalier müsse er sie doch kennen.

„Mit Vergnügen, Mademoiselle Louison! Die Reiter vorn, welche jetzt in den Hof einbiegen, sind königliche Gendarmen, lauter Offiziere." „Die kennen wir selber!" entgegnete schnippisch Louison, „aber die zwei Reiter, die jetzt kommen—?" „Der auf unserer Seite ist ein Kämmerling des Königs, Baron von Berlize, welcher im königlichen Staatswagen nach Champ an der Marne hinausgefahren ist, um den deutschen Herzog einzuholen." „Und der auf der anderen Seite?" „Den hab' ich auch wohl gesehen, aber seinen Namen weiß ich nicht." „Na, so viel wissen wir auch. Und die Karosse, die jetzt kommt, das ist doch offenbar der königliche Staatswagen, he?" „Allerdings. Und der ernste, junge Mann, welcher auf der Seite gegen uns her sitzt und sich so genau umsieht nach der Bastille hinüber, das ist —" „Na?" „Das muß der Herzog Bernhard sein. Ich hab' ihn nie gesehen."

„Auch das nicht?! Freilich muß er das sein. Der sieht gar nicht aus wie ein Franzose. Die Haare hängen so buschig um das braune Gesicht, und die Augen, seht, jetzt schaut er hierher! Die Augen sind ja nicht so dunkel wie — nein, die haben was Lichtes; nicht schlecht, nicht schlecht! Der kann einen umstoßen, wenn er einen ansieht. Aber 's ist gar nichts Blankes, gar nichts Gebürstetes an ihm." „Er kommt ja gerades Weges aus dem Kriege!" „Wenn auch! Ein Franzose hätte Kamm, Bürste und Pomade bei sich auch im Kriege. Seht nur den Herrn zu seiner Linken, wie der schimmert — wer ist der?" „Der Herzog von Tremouille, glaub' ich." „Na, endlich kennt Ihr einen! Tremouille, das ist sehr vornehm! Wir haben lange Zeit den Zucker in sein Hotel geliefert." „Euer Vater ist Gewürzkrä — händler?" „Epicier, ja, mein Herr, in der rue St. André, die beste Firma im Quartier. — Der in der zweiten Karosse, ah, das ist 'ne Pracht! Den kennt Ihr doch?" „Ja; das ist der Baron von Croisilles, der Haushofmeister des Königs." „Und die Reiter hinterher, brr! Das sind grimmige Kerle, die sich nie barbieren. Hu, hat der Riese einen Bart! Der ist zum Fürchten. Und was nun kommt in gewöhnlichen Kutschen, das ist nicht der Rede wert."

„Das ist der schwedische Gesandte, und die anderen sind wohl die Staatsmänner des Herzogs." Eine neue geringschätzende Bemerkung Louisons belehrte Dietrich, daß er ganz wohl daran getan, sich nicht als den Sohn des schwedischen Gesandten zu enthüllen, und da das Gedränge sich nun auflöste, er selbst aber in die Nähe seines Vaters trachten wollte, so empfahl er sich mit einer höflichen Wendung seiner scharfen Nachbarin. Sie erwies sich gegen Erwarten dankbar für seine Höflichkeit und hatte plötzlich einen ganz artigen Schwall von Redensarten, welche sie ihm geläufig spendete für seine guten Dienste. Dieser Erziehungsschatz jeder Französin gefiel Dietrich ungemein, und er drückte eiligst seinen Wunsch aus, ihr in der Straße St. André einmal wieder zu begegnen. „In der Straße nicht, aber in unserm Laden, Herr Chevalier, wenn Ihr was Feines braucht

von Kolonialwaren oder Spezereien. Auch Farbewaren, wenn Ihr einmal daran denkt, dem gelben Mantel eine andere Couleur zu geben. Blau zum Beispiel würde Eurem frischen Teint sehr vorteilhaft stehen."

Sie machte dabei eine so allerliebste schalkhafte Grimasse und zeigte so glänzende weiße Zähne, — und was die Hauptsache war — kleine Zähne, daß Dietrich sie reizend fand und die Einladung ernstlich beachtete. Außerdem hatte er die Mädchen von der place royale sprechen hören, wo die Bürgermädchen Sonntags zu promenieren pflegten. St. André und place royale waren also seine Losung. Während er sich zum Arsenal hinüberdrängte, wiegte er sich bereits in einem neuen Räuschchen. Diesmal bürgerlich; Genreleben. Behagliche Existenz im lauschigen Hinterstübchen, munterer, derber Verkehr. Er war kein Kostverächter und hatte Verständnis für die verschiedenartigsten Lagen des Lebens. Im Grunde war er ein Demokrat von Gesinnung, und selbst das üppigste Phantasieren beschädigte sein menschenfreundliches Herz nicht. Er strotzte von Erziehung, er triefte von Kenntnissen. Sein Vater war einer der unterrichtetsten Männer Europas, seine Mutter eine lebenskräftige, begabte Frau. Nicht die Spur von irgend einem Vorurteile war in seine Seele zugelassen worden. Alles Lebendige hatte seinen Wert und seine Berechtigung für ihn, und nachdem die Eltern ihn gründlich unterrichtet, überließen sie ihm die Wahl des Lebenslaufes ganz und gar. Er war der freieste Mann auf Erden, und vielleicht der glücklichste. Seine gefällige Phantasie war ja unerschöpflich. Von gutmütigem Eigennutze getränkt, verwendete sie sein reiches Wissen zu den mannigfaltigsten Traumbildern des Glücks.

Auch jetzt, noch mit der pikanten Louison in Gedanken tändelnd, schritt er zuversichtlich in den großen Hof des Arsenals hinein, um ohne weiteres in den Lebenskreis des berühmten deutschen Helden einzutreten. Vater Hugo hatte versprochen, ihn dem Herzoge sogleich vorzustellen und dringend zu empfehlen.

Wer mochte wissen, was sich da für eine interessante Laufbahn eröffnete. Er wurde ja zunächst Vermittler zwischen Bernhard und der Krone Schwedens. Im Herrenhofe des Arsenals — um cour du **grand maître** frei zu übersetzen — wurde eben die große Staatskarosse umgewendet, und es wurden ihr frische Pferde vorgelegt. Sie wartete, hieß es, bis oben eine kurze Mahlzeit abgehalten worden — dann werde der deutsche Herzog in gestrecktem Laufe nach St. Germain hinausgefahren.

Dietrich fand überall Zutritt, da er sich als Sohn des Gesandten und zur schwedischen Ambassade gehörig auswies. Rausch und Räuschchen hatte er beim Eintritt in die Höfe hinter sich geworfen, er schritt einher mit sichtlichem Gefühle seiner ausgezeichneten gelben Persönlichkeit, und als ihm nahe an der großen Treppe der Sekretär seines Vaters entgegenkam, um ihn hinaufzugeleiten, wie es der Vater angeordnet, da nahm er eine Haltung an, die nichts an gesandtschaftlicher Würde zu wünschen übrig ließ, obgleich die leise Mitteilung des Sekretärs nicht gerade aufmunternd klang. Der Sekretär flüsterte ihm nämlich zu, jetzt und hier — lasse ihm der Vater sagen — könne von einer Vorstellung nicht die Rede sein. Er solle also in den Vorzimmern bleiben. Der Herzog Bernhard sei üblen Humors und zeige eigentlich gar keine Lust, nach St. Germain zu fahren. Er wolle im Louvre empfangen werden vom Könige. Er spreche sehr wenig und nur in herben Ausdrücken, die mit dem Herzoge von Tremouille schon einigemal bis zu Streitworten geführt hätten. Der Herzog von Tremouille sei als großer Seigneur wie all seine Standesgenossen ein Gegner Richelieus, werde also von den Seigneurs mit scheelen Augen angesehen. Herzog Bernhard merke das nur zu sehr, und es sei nicht unmöglich, daß ein „Eklat" ausbreche.

Diese Mitteilung wurde unterbrochen durch einen Vorgang im Hofe. Ein bestäubter Reitersmann war da hereingesprengt und hatte die Pferde an der Karosse scheu gemacht. Vorwürfe der Kutscher hatte er mit scharfen Worten abgewiesen und nach

den Ordonnanzen des Herzogs von Weimar gerufen. Eine Ordonnanz des Herzogs hatte sich unter Freudengeschrei sogleich eingestellt, und zwar der „Riese mit dem Barte zum Fürchten". Er stürmte mit dem bestaubten Reiter an Dietrich vorüber die Stiege hinauf.

Oben auf dem weiten Treppenflur schrie der Bärtige mit Stentorstimme: „Hoffmann!", und der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann, trat aus einer entfernten Tür auf den Flur heraus. Er hob die Hände in die Höhe und rief: „Na, das wird fürstliche Gnaden aber freun!" und ließ den bestaubten Reiter sofort eintreten. — Der bärtige „Riese" kehrte singend in den Hof zurück. Es war eine zahlreiche Flucht von Zimmern, welche dem Herzog Bernhard hier im Arsenale eingeräumt war. Im hintersten auf diesem Flure wohnte Hoffmann, welcher eben mit Auspacken beschäftigt gewesen und jetzt auf der Stelle bereit war, das unerwartete Eintreffen des Ankömmlings seinem fürstlichen Gebieter anzumelden. Er führte ihn durch ein weites Schlafzimmer in einen geräumigen Saal und bat ihn, da zu warten. — Er selbst schritt durch das anstoßende Vorzimmer, welches von französischen Herren angefüllt war, geradeein in den Speisesaal, wo sein Herr mit den vornehmen Seigneurs an der Tafel saß. Der Haufe von Dienern hinter den Sesseln ließ seine Erscheinung nicht auffallen, um so größer war das allgemeine Erstaunen, als Herzog Bernhard, nachdem ihm Hoffmann die Meldung ins Ohr geflüstert, von seinem Stuhle aufsprang und zu seinem Nachbar, dem Herzoge von Tremouille, sagte: „Entschuldigt mich, Herzog! Ein wichtiger Besuch nötigt mich, die Tafel zu verlassen." Und ohne weiteres ging er hinweg, dem vorauseilenden Hoffmann raschen Schrittes folgend. Die französischen Seigneurs sahen einander betroffen und beleidigt an.

Herzog Bernhard aber, als er in seinen Empfangssaal trat und des bestaubten Mannes ansichtig wurde, streckte diesem beide Hände entgegen und rief: „Grüß dich Gott, grüß dich Gott, Hans! Es freut mich ja herzlich, daß du mir endlich gefolgt

bist, und zwar bis daher in wilde Fremde." „Ich fürchte, mein teurer Herzog, es wird Euch nicht freuen, was mich hierher getrieben hat." „Ist in Weimar unter den Meinigen jemand verunglückt?" „Nein, fürstliche Gnaden, dort ist kein Unglück geschehen. Aber dort wie überall in deutschen Landen herrscht Bestürzung, daß man den letzten Hort unseres Glaubens und unseres Reiches im welschen Lande aufsuchen und in Paris finden muß." „Wem sagst du das! Seit Monden wurmt es niemand so sehr als mich. Aber die Fürsten unseres Glaubens im Deutschen Reiche haben mich dazu gezwungen. Komm her, setz' dich zu mir und laß uns sprechen wie nüchterne Männer. Wie geht es dir? Du siehst angegriffen aus." „Ich bin Tag und Nacht auf dem Pferde gewesen von der Grenze an, wo ich Euch noch zu finden hoffte, und wo ich die Nachricht fand, der tapferste deutsche Herzog sei nach Paris. Das hat mich angegriffen. Um Gottes willen, Herzog, wohin geraten wir?!" „Ins Unabsehbare, Freund, aber es ging nicht anders. Hör' mir zu!"

Es war Hans von Starschädel, zu welchem der Herzog sprach. Er war mit dem Herzoge aufgewachsen, oder vielmehr der um sieben Jahre jüngere Herzog war unter den Augen Starschädels aufgewachsen. Hans war ihm ein Vorbild kriegerischer Fertigkeit, in manchen Dingen sogar ein junger Lehrer gewesen. Dergleichen vergißt sich nie, weil es mit dem Ideale einer jungen Seele verwächst, und deshalb schon hatte der berühmte Feldherr auch jetzt noch eine Teilnahme und Achtung für Hans, welche freundschaftlich und groß war. Dazu hatte Hans nach der Nördlinger Schlacht und nachdem der sächsische Kurfürst sich immer deutlicher dem Frieden zugeneigt, seine beiden Regimenter aus dem kurfürstlichen Heere zurückgezogen und dem Heere Herzog Bernhards zugeteilt. Zwei Regimenter waren nichts Geringes, und schon um deswillen hatte Hans Anspruch darauf, in der Frage um den Feldzugsplan gehört zu werden.

Der Herzog setzte ihm jetzt in fliegenden und schneidenden Worten auseinander, daß seit der Nördlinger Schlacht nicht

der geringste Halt mehr verblieben sei im Heilbronner Bunde. „Der Schwede tief geschwächt und doch voll eigennütziger Anmaßung, die evangelischen Stände furchtsam und zerfahren wie eine Taubenschar, welche den starken Raubvogel über sich sieht. Was blieb übrig, Freund? Ein schmachvoller Untergang. Wenn i ch mich damals ergab, so war es aus und ein siebzehn Jahre lang geführter Krieg mit all seinen entsetzlichen Opfern vergeblich geführt. Der Kaiser überzog das ganze Reich binnen drei Monaten mit eisernen Klammern, er diktierte nicht den Frieden, nein, er vollzog lautlos die Unterwerfung und machte mit der deutschen Libertät, was ihm gutdünkte, mit der Kirchenfreiheit, was ihm und dem Papste gefiel. Konnte ich, durfte ich mich ergeben? Nein, tausendmal nein, und auch du, Hans, kannst in alle Ewigkeit nicht ja sagen. Was blieb also übrig? Frankreich allein, welches mir die Hand entgegenstreckte."

„Nein, Herzog! Rückzug in den Norden, wo der Kaiser nur schwach vertreten war, wo ein Zusammenstehen mit dem Hessen, mit dem Welfen Anhalt genug bot." „Anhalt genug? Hast du denn geschlafen, daß du nicht gesehen hast, wie ich's versucht habe? Daß du nicht innegeworden bist, wie der Welfe, ja wie selbst die hessische Landgräfin hinter meinem Rücken mit dem Kaiser unterhandelt und sich für den schlimmsten Fall sicherzustellen gesucht? In der Luft hing ich, und nichts blieb mir übrig." „Wenn alles verloren war, blieb der Rückzug nach Holland übrig, wie Mansfeld tat. Zu Stammgenossen, zu Glaubensgenossen wenigstens wurde da unsere Fahne geflüchtet, nicht aber zu den Welschen, zu den Katholischen. Was um Gottes willen bietet dieser Kardinal Richelieu für eine Bürgschaft?! Ist uns nicht selbst der feindliche Kaiser näher als dieser welsche Kardinal?!" „Warum nicht gar!" „Euer Haß gegen das Kaiserhaus hat Euch irregeführt, Herzog. Selbst der feindliche Landsmann bleibt doch unser Landsmann, ist doch dem gleißnerischen Fremden vorzuziehen. Und nun gar jetzt, wie sich's vorbereitet im Personenwechsel. Der jesuitische zweite Ferdinand neigt sich zum Grabe;

sein Sohn ist besser und wird sich wahrscheinlich den Jesuiten entziehen —" „Aber Hans, was sind das für Reden! Wer kann auf den Schlachtfeldern mit ferner Möglichkeit oder Wahrscheinlicheit rechnen! Das Bedürfnis schreit und will befriedigt sein von heut zu morgen. Ich stand am Rheine, die französische Hand war erreichbar bis morgen. Nach Osten hinüber war alles Land ausgesogen und konnte meinen Leuten keinen Bissen mehr liefern. Aber nach Westen hin lag unberührtes Land, und zunächst will und muß man leben." „Was ist Leben, wenn es die Selbständigkeit kostet! Ihr habt Eure Selbständigkeit hingeben müssen." „Das ist nicht wahr. War ich etwa selbständiger mit dem Schweden? Hat dieser Oxenstierna mich weniger gelähmt mit seiner Übermacht als Bundeshaupt, mit seiner Bevorzugung des Schwiegersohnes Horn? Wahrhaftig nicht. Bessere Soldaten hatte er, das ist wahr. Diese Franzosen sind erbärmlich. Aber darin liegt meine Stärke. Sie können das Feld nicht halten ohne mich, ohne uns. In Wirklichkeit also führe i ch sie." „Und dennoch werden sie Euch verwenden, wie man seinen Feldherrn, seinen Diener verwendet." „Dazu sind zwei nötig. I ch bin dieser zweite nicht. Mein Pakt mit ihnen lautet anders." „Wie lautet er, Herzog?" „Unbestimmt und zweideutig." „Also!" „Aber so, daß auch i ch ihn deuten kann. Was bedeutet denn ein Pakt im Tumulte?! Die Tatsachen entscheiden. Gibt's Tatsachen ohne Taten? Mit meinen Taten aber war es aus. Jetzt erst, mit dieser Hilfe erst bin ich imstande, wieder aufzutreten mit Taten. Und entgegenkommen müßt ihr mir, damit sie für uns ausschlagen, nicht durch Zweifel und Zagen mich schwächen. Des Kaisers Landgrafschaft, das Elsaß, ist mein nächstes Ziel." „Der Kardinal, heißt es, hat Euch diese Landgrafschaft zugesagt?" „Das hat er." „Und vom Franzosen wollt Ihr Euch ein deutsches Reichsland schenken lassen!" „Schenken lassen! Erobern muß ich's. Die kaiserlichen Kriegsvölker bedecken es jetzt über und über. Dies Schenkenlassen kenn' ich! Hab' ich nicht Franken besessen und von Würzburg beherrscht? Wo ist es?" „Eben weil

Ihr Euch's von einem andern Fremden, vom Schwedenkönige, schenken ließet!" „Eben weil die Schenkung nichts bedeutet, wenn man sich nicht die Macht bildet, es selbst und kräftig zu behalten. Durch eure Mithilfe will ich's behalten. Hinüber nach Schwaben will ich euch die Arme reichen. Dort sollt ihr ein neues Bundesheer vorbereiten. Die zahlreichen Reichsstädte sollen sich anstrengen, wenn ihnen an ihrer Reichsfreiheit was gelegen ist und an ihrem Glauben. Die Württemberger sind bereit. Ihr junger Herzog ist bei mir. Auf jenen Winkel also zwischen Rhein und Schweiz richtet alle Kräfte. Die stolze Feste des Breisgaues wird der Mittelpunkt meiner Taten werden, Breisach will ich stürmen und erstürmen oder des Todes sein. Dort soll und wird sich die neue Wendung des Krieges erfüllen, sei dessen sicher. Ich weiß, was ich will. Hat der Kaiser erst diese feisten Erbländer verloren, dann fehlt ihm das rechte Bein. Das kann ich aber nur von hier aus. Bin ich erst wieder am Rheine, sitz' ich fest in Breisach, dann bin ich auch mit euch wieder in festem Zusammenhange, und dann lege ich den Pakt aus mit dem Kardinal. Niemand kommt mir erwünschter dafür in diesem Momente als du, mein ruhiger und kluger Starschädel. Du sollst die Fäden knüpfen mit all unseren Glaubensgenossen in Deutschland, welche noch halbwegs aufrecht sind, und sollst alles zusammenziehen nach dem Schwarzwalde hin. — So sprich! Warum schweigst du?"

Da ging die Tür auf, durch welche sie eingetreten vor einer Viertelstunde. Kanzler Rehlingen schlängelte bescheiden seinen kleinen, feisten Körper herein und erschrak höchlich, als der Herzog ihm entgegenrief:

„Ich will nicht gestört sein. Von niemand." „Fürstliche Gnaden," sagte der erschrockene Kanzler mit sanftester Stimme, „der Herzog von Tremouille schickt mich. Der König warte in St. Germain, die Wagen seien im Hofe bereit." „Wenn mich der König im Louvre erwartete, dann würde ich bereit sein. Jetzt hätte ich weder Zeit noch Lust." „Um

Gottes willen, fürstliche Gnaden, das soll ich —" „Das sollt Ihr sagen, wem Ihr wollt, und mich jetzt in Ruh' lassen."

Rehlingen zog sich zurück wie jemand, der unter eine strömende Dachrinne geraten ist und der zunächst weder hört noch sieht.

„Nun, so sprich, Hans," fuhr der Herzog fort, „begreifst du mich? Verstehst du meine Zukunft? Übernimmst du die Aufgabe? Bis zur Höhe des Sommers kann ich vor Breisach erscheinen." „Ich begreife Euern Gedankengang, lieber Herzog. Teilen kann ich ihn nicht." „Hans!?" „Ihr hofft, diese abgefeimten welschen Politiker täuschen zu können. Das wird Euch nicht gelingen. Denn Ihr werdet niemals so wahllos in den Mitteln der Täuschung sein, wie es diese Leute sind. Und wenn es Euch gelänge, so wäret Ihr Eures Lebens nicht sicher vor diesen getäuschten Pfaffen. Sie sind und bleiben Pfaffen, wie weltlich sie sich anstellen; dieser Richelieu ist ja doch das Frechste, was man sehen kann: die Hugenotten im eigenen Land bis auf den Tod verfolgen, und mit den schwedischen und deutschen Protestanten Herzensfreundschaft heucheln! Die Lügenhaftigkeit ist ja doch offenbar. Politische Eroberung suchen sie, das steht außer Zwifel. Das Deutsche Reich, unser Vaterland, wollen sie beschädigen und verringern zu ihrem Vorteile, und unser bester Mann im Felde, der Herzog Bernhard, soll ihnen dazu behilflich sein. Dies ist der Kern der gleißenden Frucht." „Meinethalben. Aber der Herzog Bernhard weiß das und hat das Schwert in der Hand." „Dies Schwert aber ist nur geliehen. Es wird Euch in der Hand festgehalten werden, wenn Ihr Breisach erobert habt und nun fortkämpfen wollt im Zwecke unseres vaterländischen Streites. Denn alsdann dient Euer Kampf den Franzosen nicht mehr. Sie wollen nur durch Eure Hilfe die Länder besetzen, welche zwischen Frankreich und dem Rheine liegen, Lothringen, Elsaß, Hochburgund. Habt Ihr ihnen dort festen Fuß verschafft, dann habt Ihr Eure Dienste getan, und sie werden dann dafür sorgen, daß Ihr in Deutschland selbst zu keiner neuen, ihnen bedenk-

lichen Macht gelangt." „Zugegeben. Deshalb soll von Breisach aus der zweite Abschnitt beginnen, deshalb sollst du alles vorbereiten, daß sich um den Schwarzwald unsere Partei zusammenziehe, um mir die Hand zu reichen. Werfen wir dort den Kaiser, so ist es ein Kinderspiel, rückwärts die Franzosen aus dem Elsaß zu werfen." „Ich halte das nicht für ein Kinderspiel, wie schwach auch jetzt die Kriegsmacht Frankreichs sei. Sie wird von Euch lernen, und die Franzosen sind sehr begabt. Sie haben außerdem die einheitliche Leitung für sich, während bei uns zehn einzelne leiten wollen. Sie haben das Geld für sich; wir sind durch den langen Krieg verarmt. Sie haben einen familienhaften engen Zusammenhalt für sich, welchen sie jetzt schon mit einiger Wirkung ‚Frankreich' nennen, und welchen wir nicht haben. Wir haben uns zu groß gewöhnt und zu weit, und werden an dieser Größe und Weite zugrunde gehen. Ihr selbst, Herzog, seid mir ein trauriger Beweis dafür. Daß Ihr hier aus der neidischen Fremde Hilfe holen wollt gegen unser Vaterland, das ist ein trauriger Beweis, wie der Familiensinn unter uns Deutschen erstirbt und verdirbt. Und was soll denn am Ende helfen und dauern über die Parteistreitigkeiten hinaus, wenn nicht der herzliche Sinn der Familie, der Sinn natürlicher Zusammengehörigkeit! Nein, mein sonst hochverehrter Herzog, ich finde alles traurig bestätigt, was mich in Furcht und Sorge hierher gesprengt, ich finde Euch auf einem Wege, welcher lebensgefährlich ist für unser Vaterland, und ich kann und darf nicht behilflich sein, ihn fortzuwandeln. Ich muß meine Regimenter von Eurem Heere trennen." „Hans, das wirst du nicht tun!" „Ich muß, Herzog, wie weh es mir tut. Dieser Weg widerstreitet meinem innersten Gefühle." „Du, unser hingebendster Mann in sächsischen Landen, unser vermögendster obenein —" „Das bin ich schon nicht mehr. Soviele Jahre lang zwei Regimenter erhalten, zehrt das größte Besitztum auf. Mein Vermögen ist schon zusammengeschmolzen bis auf einen kleinen Bestand. Das täte nichts. Ich hab' es erhalten zu solchem Zweck, ich gäbe den

Rest mit Freuden hin. Aber nicht für das Gedeihen der Franzosen."

Da öffnete Rehlingen zum zweiten Male die Tür. Sehr vorsichtig. Er war auf den unangenehmsten Empfang gefaßt. Denn der Herzog Bernhard war eine leidenschaftliche Natur. Vorherrschend ruhig, ja sanft, brach plötzlich stürmisches Wesen aus ihm hervor wie ein Orkan, wenn die Unterredung oder die Schlacht auf einen Höhepunkt gekommen war. Diesen Höhepunkt fürchtete jetzt Rehlingen, und mit bescheidenstem Tone brachte er vor, was er vorzubringen sich gezwungen fühlte. Vorsichtig stellte er eine Schildwache vor seine Worte, den schwedischen Gesandten, den Herrn Hugo van Groot; denn er wußte, daß Herzog Bernhard intim mit diesem Manne zusammenhing und ein volles Vertrauen auf ihn setzte. „Der schwedische Gesandte", hauchte Rehlingen in den Saal hinein, während der Herzog drohend auf ihn zuschritt, „Exzellenz van Groot, fürstliche Gnaden, zwingt mich, nochmals einzutreten und Eurer fürstlichen Gnaden auszurichten, was er für hochwichtig, ja für kapital erachtet. Es sei eine Kriegserklärung, was fürstliche Gnaden mir da vorhin aufgetragen. Der König mit dem ganzen Hofe warte in St. Germain. Er könne die Beleidigung Eures Ausbleibens nicht vergeben, auch wenn der Kardinal das wollte, auch wenn der König selbst es wollte. Der Stolz der Seigneurs, die draußen schon blaß vor Erbitterung durcheinanderlaufen, ließe das nicht zu. Der König gelte für entwürdigt. Das könne er nicht hinnehmen ohne eigene Gefahr. Das Bündnis mit Euch sei dadurch gesprengt, und Eure Person sei dem äußersten ausgesetzt. Ihr wäret nicht bei Eurem Heere, Ihr wäret hier allein; kurz, es sei dies eine Lage, welche die ganze niedergehaltene Macht der katholischen Partei zum Ausbruch bringen würde. Exzellenz van Groot läßt Euch beschwören, sogleich nach St. Germain zu fahren, wenn Ihr nicht Eure ganze Sache, ja Euer Leben aufs Spiel setzen wolltet!" — Der Herzog stand dicht vor dem zitternden Rehlingen, als dieser mit obigen Worten schloß.

„Ihr seid ein furchtsamer Hase, Leder,“ sagte der Herzog mit überraschend ruhigem Tone, „und van Groot übertreibt wie ein Schriftgelehrter. Wartet!“

Dann ging er mit großen Schritten im Saale auf und nieder und blieb endlich vor Hans stehen.

„Nun, abtrünniger Freund, wollen wir zu Pferde steigen und hinaussprengen? Vielleicht erreichen wir Toul und mein Heer. Was dann? Dann kommandier' ich ‚Kehrt!‘, und wir marschieren die Mosel abwärts und wehren uns so gut wir können, wenn die Kaiserlichen in unsere Flanke brechen, und am Ende lassen wir uns aufrollen und zusammenhauen, und das letzte evangelische Heer ist vernichtet, der Kaiser ist unumschränkter Herr. Ist damit deinen patriotischen Gewissensskrupeln Genüge getan?“

Hans schwieg. — Der Herzog ebenfalls. Er besaß die Kraft, seine erregte Leidenschaft jählings zu zügeln. Diese Kraft machte ihn zum Feldherrn. Er hatte sich Rehlingen gegenüber gezügelt, und jetzt reifte ein kühler Entschluß in ihm.

„Du schweigst?“ fuhr er fort. „Du bist unsicher, ob es mir ernst ist? Doch! doch! Ich habe immer noch etwas in mir von der jugendlichen Begeisterung aus der weimarischen Zeit, wenn Ihr mir von der Weltgeschichte erzähltet und von den großen Opfern eines Leonidas, eines Regulus. Ich kann noch heute darüber hinwegsehen, daß jenes Todesopfer des Leonidas und der dreihundert Spartaner keine sichtbare Folge hatte; ich kann's noch immer billigen, daß mein Ahnherr Johann Friedrich die Kurwürde aufs Spiel setzte und verlor durch starren Trotz gegen Kaiser Karl; ich kann noch schwärmen wie du, trotz all den Erfahrungen, die ich gemacht, trotz all den Enttäuschungen, die ich erlebt. Wohlan denn! Überlassen wir das Vaterland seinem Schicksale und geben wir jedes verwegene Mittel auf zu seiner Rettung. Wir werden uns persönlich dabei besser befinden und am Ende noch ein himmelhohes Lob ernten für unsere Enthaltsamkeit und Ruhe. Man wird von uns sagen: Das waren

Rest mit Freuden hin. Aber nicht für das Gedeihen der Franzosen."

Da öffnete Rehlingen zum zweiten Male die Tür. Sehr vorsichtig. Er war auf den unangenehmsten Empfang gefaßt. Denn der Herzog Bernhard war eine leidenschaftliche Natur. Vorherrschend ruhig, ja sanft, brach plötzlich stürmisches Wesen aus ihm hervor wie ein Orkan, wenn die Unterredung oder die Schlacht auf einen Höhepunkt gekommen war. Diesen Höhepunkt fürchtete jetzt Rehlingen, und mit bescheidenstem Tone brachte er vor, was er vorzubringen sich gezwungen fühlte. Vorsichtig stellte er eine Schildwache vor seine Worte, den schwedischen Gesandten, den Herrn Hugo van Groot; denn er wußte, daß Herzog Bernhard intim mit diesem Manne zusammenhing und ein volles Vertrauen auf ihn setzte. „Der schwedische Gesandte", hauchte Rehlingen in den Saal hinein, während der Herzog drohend auf ihn zuschritt, „Exzellenz van Groot, fürstliche Gnaden, zwingt mich, nochmals einzutreten und Eurer fürstlichen Gnaden auszurichten, was er für hochwichtig, ja für kapital erachtet. Es sei eine Kriegserklärung, was fürstliche Gnaden mir da vorhin aufgetragen. Der König mit dem ganzen Hofe warte in St. Germain. Er könne die Beleidigung Eures Ausbleibens nicht vergeben, auch wenn der Kardinal das wollte, auch wenn der König selbst es wollte. Der Stolz der Seigneurs, die draußen schon blaß vor Erbitterung durcheinanderlaufen, ließe das nicht zu. Der König gelte für entwürdigt. Das könne er nicht hinnehmen ohne eigene Gefahr. Das Bündnis mit Euch sei dadurch gesprengt, und Eure Person sei dem äußersten ausgesetzt. Ihr wäret nicht bei Eurem Heere, Ihr wäret hier allein; kurz, es sei dies eine Lage, welche die ganze niedergehaltene Macht der katholischen Partei zum Ausbruch bringen würde. Exzellenz van Groot läßt Euch beschwören, sogleich nach St. Germain zu fahren, wenn Ihr nicht Eure ganze Sache, ja Euer Leben aufs Spiel setzen wolltet!" — Der Herzog stand dicht vor dem zitternden Rehlingen, als dieser mit obigen Worten schloß.

„Ihr seid ein furchtsamer Hase, Leder," sagte der Herzog mit überraschend ruhigem Tone, „und van Groot übertreibt wie ein Schriftgelehrter. Wartet!"

Dann ging er mit großen Schritten im Saale auf und nieder und blieb endlich vor Hans stehen.

„Nun, abtrünniger Freund, wollen wir zu Pferde steigen und hinaussprengen? Vielleicht erreichen wir Toul und mein Heer. Was dann? Dann kommandier' ich ‚Kehrt!', und wir marschieren die Mosel abwärts und wehren uns so gut wir können, wenn die Kaiserlichen in unsere Flanke brechen, und am Ende lassen wir uns aufrollen und zusammenhauen, und das letzte evangelische Heer ist vernichtet, der Kaiser ist unumschränkter Herr. Ist damit deinen patriotischen Gewissensskrupeln Genüge getan?"

Hans schwieg. — Der Herzog ebenfalls. Er besaß die Kraft, seine erregte Leidenschaft jählings zu zügeln. Diese Kraft machte ihn zum Feldherrn. Er hatte sich Rehlingen gegenüber gezügelt, und jetzt reifte ein kühler Entschluß in ihm.

„Du schweigst?" fuhr er fort. „Du bist unsicher, ob es mir ernst ist? Doch! doch! Ich habe immer noch etwas in mir von der jugendlichen Begeisterung aus der weimarischen Zeit, wenn Ihr mir von der Weltgeschichte erzähltet und von den großen Opfern eines Leonidas, eines Regulus. Ich kann noch heute darüber hinwegsehen, daß jenes Todesopfer des Leonidas und der dreihundert Spartaner keine sichtbare Folge hatte; ich kann's noch immer billigen, daß mein Ahnherr Johann Friedrich die Kurwürde aufs Spiel setzte und verlor durch starren Trotz gegen Kaiser Karl; ich kann noch schwärmen wie du, trotz all den Erfahrungen, die ich gemacht, trotz all den Enttäuschungen, die ich erlebt. Wohlan denn! Überlassen wir das Vaterland seinem Schicksale und geben wir jedes verwegene Mittel auf zu seiner Rettung. Wir werden uns persönlich dabei besser befinden und am Ende noch ein himmelhohes Lob ernten für unsere Enthaltsamkeit und Ruhe. Man wird von uns sagen: Das waren

gründliche deutsche Patrioten! Denn in einem Kriege, der schon lange von beiden Seiten mit ausländischen Truppen geführt wurde, sahen sie plötzlich ein, daß dies ein patriotischer Fehler sei. Bei Nördlingen waren sie durch die spanische Infanterie besiegt worden, aber sie hielten es doch trotz aller Schweden mit einem Male für undeutsch, das Geld der Franzosen anzunehmen, um ihre Sache vom Untergange zu retten, sie überließen aus feinem patriotischem Skrupel dem feindlichen Kaiser mit seinen Spaniern das Reich und die Kirche. Sie erretteten sich im letzten Augenblick vor übler Nachrede. Koriolanus hatte sie gewarnt, sie waren der Schulzeit treulich eingedenk. Topp! Entlaß deine beiden Regimenter. Sie sind die besten meines Heeres. Einige andere werden ihnen folgen. Denn was sie tun, wird als schwerwiegendes Beispiel wirken. Und nun hört es auf mit meiner Selbständigkeit. Also geschwächt, werde ich ein französischer General. Das steht einem Herzoge von Sachsen nicht zu Gesicht. Ich werde deshalb wie eine Novize, die sich aus der Welt zurückzieht, nach St. Germain fahren und dem Könige von Frankreich meine Abdankung anzeigen. Was tun wir dann? Wir flüchten selbander nach Holland, wenn die durch mich getäuschten Franzosen nicht in ihrem Grimm mich festnehmen oder totschlagen — gleichviel! Koriolan auf eine andere Manier, und der allmächtig gewordene Kaiser lobt am Ende noch selber meinen antiken Vaterlandssinn und läßt mich nach Weimar zurückkehren, daß ich dort Kohl baue und in der Stille sterbe als gerechter Bauer. So sei es denn! Ist es dir recht?" Hans litt entsetzlich unter dieser Rede. Zwei große Tränen rollten über seine Wangen. Er gab dem Herzoge nicht recht. Aber er mußte sich eingestehen, daß er ihn vernichte, wenn er jetzt auf seinem Rechte beharrte. Mühsam brachte er die Worte hervor: „So behaltet meine Regimenter und —"

„Und? — Du übernimmst die Aufgabe, all unsere noch möglichen Kräfte zu einen und nach dem Schwarzwalde zu führen?"
„Das ist gewiß. Denn das ist ja meinen Grundsätzen und meiner

Seele entsprechend." „Wohl! Heut abend schreib' ich dir die Vollmachten. — Leder! Ich hab' einen Betsaal verlangt für unsern Prediger. Ist das in Ordnung?" „Noch nicht, fürstliche Gnaden." „So laßt es auf der Stelle in Ordnung bringen! Und zwar hier in diesem Saale. Ruft meinen Hofprediger! Er soll hier Gottesdienst halten. Und die Türen werden geöffnet. Die Franzosen sollen es sehen." „Fürstliche Gnaden, der Eindruck —" „Ich befehl' es. Sie sollen sehen, diese Hugenottentöter, was mir mein Glaube gilt. Ich bin als freier Gast hier, und der König draußen mag es erfahren, ehe wir Auge in Auge einander gegenüberstehen." „Und — der Herzog von Tremouille, welcher wartet, fürstliche Gnaden —?" „Soll warten, bis unser Gottesdienst beendigt ist. Eher fahre ich nicht. Vorwärts!"

Rehlingen gehorchte — voll Angst und Besorgnis. Denn es war eine schreiende Herausforderung der französischen Regierung, welche nirgends in Frankreich auch nur eine Andeutung protestantischen Gottesdienstes duldete. Nach Verlauf einer Viertelstunde war alles im Gange. Der Hofprediger des Herzogs, äußerst bereit zu dieser herausfordernden geistlichen Handlung inmitten der katholischen Hauptstadt, hatte einen Tisch wie einen Altar herrichten lassen. Das Evangelienbuch wurde aufgeschlagen, die Abendmahlsgeräte, Kelch und Brotschüssel, wurden aufgestellt, sämtliche Begleitung des Herzogs bis auf den letzten Diener war herzugerufen, der Prediger trat vor den Altartisch, im Halbkreise stehend gruppierte sich die Zuhörerschaft, der Herzog und Hans von Starschädel in der Mitte. Rehlingen hoffte noch, die ärgste Herausforderung, das Öffnen der Türen, vermeiden zu können. Denn auf seine leise Mitteilung draußen an den schwedischen Gesandten hatte dieser erschreckt ausgerufen: „Das kann zu einer Katastrophe führen!" Dieser Ausruf war gehört worden, die ohnehin schon gereizten Seigneurs hatten nachgefragt, hatten in scharfer Weise Auskunft verlangt. Grotius hatte sie ihnen so schonend wie möglich gegeben, und es war eine stürmische Bewegung ausgebrochen unter den französischen

Herren. Der Herzog von Tremouille hatte sogleich einen Boten abgesendet, wahrscheinlich um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ein zweiter Bote war ihm nachgeeilt, ersichtlich von anderer Seite. Denn der Kardinal hatte trotz aller Vorsicht der Königlichen dafür gesorgt, daß auch für ihn ein Vertrauter vorhanden war in der Deputation, welche den Herzog empfing.

Grotius hatte beides bemerkt und Rehlingen zugeflüstert: „Sorgt nur, daß es wenigstens rasch vorübergeht und — wie gesagt — daß die Türen nicht aufgemacht werden."

Herzog Bernhard aber, wie geschmeidig und frei er sein mochte in politischen Fragen, war inbetreff seines Kirchenglaubens streng und eng. Man konnte nicht sagen, daß er intolerant gewesen wäre, nein, er zeigte sich oft nachsichtig und billig für Andersgläubige. Aber er gestattete nie, daß seinem Glauben etwas vergeben würde, er bekannte ihn überall unumwunden und mit vollem Nachdruck. Als er jetzt innewurde, daß die Tür geschlossen blieb, winkte er dem Prediger mit der Hand zum Zeichen, es solle der Anfang des Gottesdienstes noch verzögert werden. Er selbst aber rief mit starker Stimme: „Öffnet die Tür!" Konrad, der ebenfalls zugegen war, fühlte sich berufen, dies auszuführen. Sein streitsüchtiges Naturell witterte, daß hier eine Herausforderung stattfinden sollte. Er begnügte sich also nicht mit dem Öffnen, sondern rief den im Zwischenzimmer anwesenden Franzosen mit brutalem Stentorlaute zu: „Silentium!" Dies lateinische Wort war ihm irgendwoher angeflogen, und da er nicht französisch reden konnte, so hielt er es hier den Welschen gegenüber für besonders geeignet. Ausrufe und Murren antworteten ihm, und der Lärm wurde dadurch vermehrt, daß auf seinen grellen Ruf nun auch die Seigneurs aus dem Speiseraume in das Zwischenzimmer drängten. Er wiederholte deshalb in noch heftigerem Tone „Silentium!", und sein wildes Aussehen erhöhte noch die drohende Herausforderung. Der Prediger nahm keine Notiz davon. Ihm war es sichtlich eine besondere Genugtuung, evangelischen Gottesdienst zu halten

mitten im katholischen Paris, und er war denn auch darauf bedacht, ihn so herausfordernd wie möglich zu halten. Die Abendmahlsfeier mit Brot und Wein von seiten der Gemeinde war der herausforderndste Ritus. Die Tatsache sprach da deutlich genug, wenn der Franzose auch kein Wort verstand: er sah, daß auch dem Laien der Wein gereicht wurde, welchen in der katholischen Kirche der Priester allein genießt. Ebenso unterscheidend ist die Beteiligung der Gemeinde durch den gemeinschaftlichen Gesang.

Der Prediger stimmte also das Lied Johann Heermanns an, welches als Abendmahlslied in damaliger Zeit in der lutherischen Kirche gebräuchlich war. Herzog Bernhard und die Seinigen, welche es sämtlich auswendig wußten, stimmten in vollen Tönen ein, und durch den Hof des Arsenals klang aus den geöffneten Fenstern ein Choral, welcher seit Unterdrückung der Hugenotten ganz fremd geworden war:

Als Jesus Christus in der Nacht,
Darin er ward verraten,
Auf unser Heil war ganz bedacht,
Dasselbe zu erstatten —

Da nahm er in die Hand das Brot
Und brach's mit seinen Fingern,
Sah auf gen Himmel, dankte Gott
Und sprach zu seinen Jüngern:

Nehmt hin und eßt, das ist mein Leib,
Der für euch wird gegeben,
Und denket, daß ich euer bleib'
Im Tod und auch im Leben.

Desgleichen nahm er auch den Wein
Im Kelch und sprach zu allen:
Nehmt hin und trinket insgemein,
Wollt ihr Gott wohlgefallen.

Hier geb' ich euch mein teures Blut
Im Kelche zu genießen,
Das ich für euch und euch zugut
Am Kreuze werd' vergießen.

Das macht euch aller Sünden frei,
Daß sie euch nicht mehr kränken;
So oft ihr's tut, sollt ihr dabei
An meinen Tod gedenken.

O Jesu! Dir sei ewig Dank
Für deine Treu' und Gaben;
Ach, laß durch diese Speis' und Trank
Auch mich das Leben haben!

Als der Gesang beendigt war, wendete sich der Geistliche mit dem Gesichte nach dem Altar und goß Wein in den Kelch. Man sah, daß an Austeilung des Abendmahls gegangen werden sollte.

Während dieser Pause trat ein französischer Offizier aus dem Zwischenzimmer in den Saal und schritt zum Herzoge Bernhard. Es war Guebriant, welcher schon seit längerer Zeit neben dem Herzoge im Felde gestanden und von allen Franzosen dem Herzoge am vertrautesten geworden war. Er sprach mit gedämpfter Stimme: „Hoheit! Der Herzog von Tremouille sendet Euch durch mich die dringende Bitte, diesen Gottesdienst sogleich abbrechen zu lassen. Er macht ein drohendes Aufsehen. Der Hof unten füllt sich mit Zuschauern, unter denen wahrscheinlich zahlreiche Hugenotten. Man hört aufrührerische Äußerungen, und es steht ein gefährlicher Tumult zu besorgen. Ihr wißt, daß der König und die katholische Kirche in Frankreich solchen Gottesdienst nirgends gestattet, und daß —" „Genug!" unterbrach ihn der Herzog. „Sagt dem Herrn, daß ich Protestant und Gast des Königs von Frankreich bin. Mein Leib ist dahier nicht ohne meine Seele. Diese braucht Nahrung wie mein Leib. Ist dies dem Könige zuwider, so soll er mir's sagen lassen, *er* soll mir's sagen lassen. Dies wird mir Kündigung sein, daß wir nicht zusammenstimmen, und ich werde seine Hauptstadt, sein Reich und seine Sache verlassen stehenden Fußes. Bis er, der König, dies trennende Wort gesprochen, werd' ich auch hierzulande meinem Gotte dienen,

wann und wo es mir gefällt, und wer das hindern will, wird unsere Schwerter fühlen. Dies für Euren Herrn von Tremouille. Gott befohlen!"

Guebriant ging hinaus. Der Herzog aber winkte dem Geistlichen, welcher sich wieder zur kleinen Gemeinde herumgewendet, in seinem Amte fortzufahren. Es war eine große Stille eingetreten. Jedermann ahnte, was diese leise Unterredung der beiden Kriegsmänner zu bedeuten habe, und in dieser Stille klang es sehr feierlich, als der Geistliche jetzt die Einsetzungsworte des Abendmahls intonierte. Rezitativisch, wie es der lutherische Ritus vorschreibt, ohne irgend eine musikalische Begleitung, die reine Menschenstimme. Ein wohlklingender Bariton des Geistlichen kam der Feierlichkeit zustatten, er drang sonor hinab bis in die ferneren Höfe des Arsenals. Es wehte wie ein tiefer Schauer des Gottesdienstes durch das alte Waffenhaus, als der Geistliche sang:

„Unser Herr Christus — in der Nacht, da er verraten ward — nahm er das Brot — dankte und brach's, und gab's seinen Jüngern und sprach: — Nehmet hin und esset — das ist mein Leib — der für euch gegeben wird — solches tut zu meinem Gedächtnis. —

Desselbengleichen nahm er auch den Kelch nach dem Abendmahl — dankete und gab ihnen den und sprach: — Nehmet hin und trinket alle daraus — dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut — das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. — Solches tut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis."

Nun schwieg er. Der Herzog trat einige Schritte näher zu ihm und kniete nieder. Hans und alle übrigen taten ebenso in einem Halbkreise, und der Geistliche reichte einem nach dem andern Brot und Wein, indem er in tiefem, gedämpftem Tone dazu sprach: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden." Als alle beteiligt waren, sprach er den Segen, und die ganze Versammlung erhob sich wie ein Mann, ruhig

stehen bleibend und lautlos ein Vaterunser betend. Bis daher war es unten im Hofe und im Zwischenzimmer ruhig verblieben. Jetzt erhob sich von unten Lärm, und im Zwischenzimmer brach ein rasselndes Geräusch los, als sollten die Waffen an die Reihe kommen. Herzog Bernhard reichte Starschädel die Hand und sagte: „Auf heut abend!“ Dann ging er raschen Schrittes auf das Zwischenzimmer zu. Man wich zurück vor dem stattlich daherkommenden jungen Feldherrn, welcher tiefen Ernstes auf die Seigneurs blickte. „Herr Herzog von Tremouille!“ rief er. Dieser, ein schöner Mann, trat vor ohne ein Höflichkeitszeichen.

„Ich bin bereit, nach St. Germain zu fahren.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt der Herzog weiter. Ein Mann von Mittelgröße, dunkel und einfach gekleidet, schloß sich ihm an und sprach leise Worte. Das magere Antlitz des Mannes war von einer stattlichen Nase und etwas starren Augen beherrscht. Ebenso starr waren die Gesichtszüge und der schmallippige Mund. Aber feine Zuckungen liefen öfters vom Munde zu den Augen und verrieten, daß ein beweglicher Geist in diesem Kopfe waltete. Es war Hugo Grotius, welcher als schwedischer Gesandter den Herzog nach St. Germain begleiten wollte. Schweden war in engem Bündnisse mit Frankreich und hatte lange die Vermittelung geführt zwischen Richelieu und den protestantischen Häuptern in Deutschland. Hugo de Groot war also darauf bedacht, diese Vermittelung festzuhalten auch in dem vorliegenden Falle, obwohl man sie nicht in Anspruch nahm. Denn Bernhard wie Richelieu wollten selbständig miteinander verkehren.

Hugo de Groot war aber nicht bloß schwedischer Gesandter, er war eine große protestantische Autorität durch sein überlegenes Wissen in staats- und völkerrechtlichen Fragen, er war dem Herzoge auch als Privatmann und Glaubensgenosse ein willkommener Begleiter. Sie waren während der letzten Jahre fleißig im Verkehr miteinander gewesen, und Kanzler Rehlingen hatte Groots Kenntnis und Rat vielfach in Anspruch nehmen

müssen. Dazu kam, daß Groot kein geborener Schwede war, also auch nicht bis zum letzten parteiisch für sein Amt erfunden wurde, sondern Verständnis besaß und zeigte für des Herzogs deutsche Absichten und Pläne. Kurz, sie standen einander recht nahe, und als die Stiege herauf Hugos Sohn, der gelbe Dietrich, mit langen Schritten, immer über je zwei Stufen gehastet kam, da blieb der Herzog freundlich stehen, um sich ihn durch den Vater vorstellen zu lassen. —

Er hatte Dringendes zu melden. Unten entwickele sich ein Kampf. Schon die Volksmasse im Hofe habe sich gestritten, weil Hugenotten unter ihr lebhafte Sympathie ausgedrückt für den deutschen Herzog und für den Herzog da oben. Dann seien Reiter angekommen aus dem Louvre, und gleichzeitig mit ihnen Fußtruppen. Die machten einander den Eingang streitig, und allen Äußerungen nach seien die Reiter von der königlichen Partei und gegen den Herzog von Sachsen gestimmt, die Fußtruppen aber von der Partei des Kardinals für den Herzog. „Hört Ihr den Lärm, ja das Degenklirren?" schloß er atemlos, „das Volk wird Partei nehmen, es wird ein blutiges Gemetzel entstehen, und fürstliche Gnaden werden hier unbeschützt in schlimmere Gefahr stürzen als in offener Feldschlacht. Bleibt im Hause, ich beschwöre Euch. Wir werden den Zugang zur Stiege verteidigen bis zum äußersten." Er machte dabei Miene, seinen Degen aus der Scheide zu ziehen. Der Herzog lächelte und legte die Hand auf seine Schulter, als wollte er den jugendlichen Ungestüm dämpfen. Als geborener Diplomat hatte Dietrich in der Sprache berichtet, welche den hinter Bernhard herabsteigenden Franzosen unverständlich war, in der deutschen, und der Herzog stieg weiter hinab, als ob er nichts erfahren hätte.

Seine Erscheinung im Hofe tat ihre Wirkung. Neugier ist oft ein Beruhigungsmittel. Jedermann wollte den berühmten Fremdling in Ruhe sehen, jeder rief seinem Nachbar zu, sich still zu verhalten, und so gewannen die Trabanten, welche von den Seigneurs in Anspruch genommen wurden, Gehör und Raum

und konnten die Volksmasse zurückdrängen. Der große Staatswagen fuhr vor; Herzog Bernhard stieg ein; der Herzog von Tremouille setzte sich zu seiner Linken und wollte rasch Befehl geben, daß das Viergespann in den Wirrwarr unter dem Ausgangstore hineinsprenge. Denn dort standen sich wirklich Reiter und Fußtruppen mit gezückten Waffen gegenüber. Eine Handbewegung Bernhards hielt den Befehl auf. Mit starker Stimme rief er nach dem Stiegenhause hinüber: „Meine Herren Offiziere wollen mich zu Pferde begleiten, und mein Pferd soll mitgenommen werden!" Dann sagte er in französischer Sprache zu dem Herzoge von Tremouille: „Alles ist fertig; laßt scharf fahren!"

Die Truppen unter dem Torwege wurden gewahr, daß der Wagen keine Umstände mit ihnen machen würde, sie räumten das Gewölbe, indem sie sich unter Scheltworten nach der Straße hinaus zogen, und die Karosse sauste an ihnen vorüber.

---

Draußen im Lustschlosse St. Germain wurde diese Verspätung vielfach empfunden. Es war ein lieblicher Frühlingstag. Leichte weiße Wolken verdeckten die Sonne und gestatteten doch der Wärme eine milde Verbreitung. Die Winde schwiegen völlig, und auf der Terrasse am linken Seineufer wandelten die Hofleute in ihren schönen Kleidern umher, als ob sie in einem Saale sich befänden. Kein Staub, kein Schmutz; junger, elastischer Rasen zu den Füßen, lichtgrünes neues Laub über den Häuptern, und vor ihnen die reizende Aussicht nach der Pariser Ebene hinauf. Das linke Ufer der Seine erhebt sich hier, wo das Lustschloß steht, fast steil empor und gewährt eine weite Fernsicht über das wohl angebaute, reichlich mit Bäumen versehene Land. Dadurch unterscheidet sich dies alte Lustschloß von der späteren Schöpfung Ludwigs XIV., von dem stolzen Versailles. Es steht gleichsam in Verbindung mit dem Lande und umfaßt mit dem Blicke die Landschaft bis nach Paris. Ver-

sailles dagegen liegt in der Tiefe, und seine Front ist abwärts von Paris gerichtet auf den großen einsamen Park. Die Hofleute waren über sich selbst erstaunt, daß sie zu Naturgenuß berufen schienen. Als die Stunde geschlagen, welche zum Empfang bestimmt war, und sie sich eiligst dem Schlosse zugewendet, hatten sie zu ihrer Überraschung erfahren, daß von der Postenkette, welche bis Paris aufgestellt war, die Nachricht eingegangen, der deutsche Herzog habe Paris noch gar nicht verlassen, er sei also in einigen Stunden erst zu erwarten, und der König wolle die Herrschaften nicht veranlassen, sich jetzt schon in den Empfangssälen einzufinden. Sie hatten sich also wieder unter den Bäumen zerstreut und sonderten sich jetzt in Gruppen, welche sich hie und da niedersetzten. Eine der belebtesten Gruppen hatte sich um eine Dame gebildet, welche ein besonderes Ansehen zu genießen schien. Sie war schlank gewachsen und etwas frei gekleidet. Nur ein dünnes Spitzentuch bedeckte die wohlgebildeten Schultern, vielleicht nur um Luft und Sonne abzuhalten und drinnen im Saale abgelegt zu werden. Schwarzes Haar umrahmte in üppigen Locken ein geistvolles Antlitz, welches sich ungemein lebendig bald hierhin, bald dorthin wendete und in seinen Zügen eine auffallende Abwechselung zeigte. Bald streng, bald lachend, oft auch maliziös scharf richtete sich dies Gesicht am öftersten auf einen kleinen Mann mit grauem Haar, mit welchem sie zu streiten schien. Dieses graue Männlein war ein Gegensatz zu ihr. Sein schlaffes Gesicht war ganz unbeweglich. Seine Augen waren halb zugedeckt von Augenlidern, welchen die Kraft versagt schien, sich ganz in die Höhe zu ziehen. Und doch mußten die Antworten dieses apathischen Mannes immer schlagend oder herausfordernd sein, denn die Dame verriet immer einen scharfen Eindruck, wenn der Graukopf mit leiser Stimme etwas gesprochen hatte.

Sie war die Nichte Richelieus, Marquise de Combalet, Herzogin von Aiguillon geheißen, eine junge Witwe von etwa dreißig Jahren, welcher man nachsagte, daß sie sehr kokett wäre

und den erwarteten deutschen Bären in ihre Netze einfangen wollte. Der kleine Graukopf hieß Desnoyers und war Minister, also wohl eine Kreatur ihres Oheims. Letzteres leugneten manche. Sie behaupteten, Desnoyers sei dem Kardinal keineswegs ergeben und strecke seine Fühlfäden nach verschiedenen Seiten. So nach dem Könige wie nach den strengen Katholiken. Der Kardinal könne dieses Mannes aber nicht entbehren, weil er ein großes Regierungstalent sei, und wage es nicht, sich desselben zu entäußern, weil Desnoyers die mächtigsten Beschützer habe. Der Kardinal selbst war nicht zugegen. Er galt für unwohl und mußte das Zimmer hüten zu Rueil, seinem Landhause unweit Paris. An jene Gruppe trat jetzt ein Kavalier des Königs und bestellte die Order: Seine Majestät wünschte Herrn Minister Desnoyers zu sprechen. Dieser verbeugte sich leicht und ging langsamen Schrittes zum Schlosse. Die Herzogin von Aiguillon aber hielt den Kavalier mit der Frage zurück, ob etwas vorgefallen sei.

„Allerdings!" entgegnete der Kavalier, „die Nachrichten, welche der Herzog von Tremouille aus dem Arsenal heraus sendet, lauten sehr unerwartet. Er hat Truppen aus dem Louvre requiriert —" „Truppen? Wozu?" fragte in hochfahrendem Tone die Herzogin von Aiguillon. „Der Herzog von Sachsen hat sich brüsk benommen und hat öffentlichen Gottesdienst angeordnet im Arsenale, hugenottischen Gottesdienst."

Dies Wort verbreitete sich wie ein Lauffeuer; von allen Seiten drängte man sich an die Gruppe heran.

„Was ist da zu verwundern?" rief die Herzogin; „er ist ein Lutheraner, und wie es scheint ein frommer. Er kommt ja nicht zu einem Konzil nach Paris, sondern zur Konferenz für einen Feldzug." „Der König denkt nicht so frei hierüber," fuhr der Kavalier fort, „und nimmt das ganze Betragen sehr übel. Vor allen Dingen ist der König von Frankreich nicht gewohnt, zu warten."

Ein beistimmendes Gemurmel ließ sich ringsum vernehmen.

„Ah, Kriegsmänner sind keine Hofleute! sprach lachend die Herzogin, „und die Fürsten des Deutschen Reichs halten sich nach dem Kaiser für die vornehmsten Herren der Erde. Das Reich heißt eben heilig römisch-deutsches Reich. Man darf einen Herzog von Sachsen nicht verwechseln mit unsern Herzögen. Diese deutschen Herzöge sind reichsunmittelbar. Das bedeutet sehr viel, sagt mein Oheim." „Es bedeutet in fremden Landen" erwiderte der Kavalier, „so viel als man zugestehen will. Und der König scheint nach diesem Vorfalle nicht mehr geneigt, zu irgend einem Zugeständnisse. Im Gegenteile. Er bedauert deshalb, daß Seine Eminenz der Herr Kardinal nicht zugegen ist, bei der Feststellung strenger Maßregeln, und er hat deshalb den Herrn Minister Desnoyers rufen lassen, um diesem seine Befehle auszudrücken." „Gott gebe, daß sie passend sind!" sagte die Herzogin mit maliziöser Schärfe, „denn an der Schwelle eines Krieges mit Spanien und dem Deutschen Reiche wird ein Feldherr schwerer wiegen als irgend eine Etikette."

Der Kavalier entfernte sich voll Ärger, und die Zuhörer zerstreuten sich, ebenfalls voll Unmut über die dreiste Nichte des Kardinals. — „Wer ist denn schuld," flüsterten sie einander zu, „daß wir Spanien und das Deutsche Reich gleichzeitig auf den Hals bekommen, als die schlechte Politik des Kardinals?!" Dieser Kardinal hatte hier unter dem Hofadel gar keine Freunde. Ebensowenig aber gab es hier Hugenotten, wenn auch nur versteckte. Daß Ludwig XIII. der Sohn Heinrichs IV., des einstigen Hugenottenprinzen sei, war in niemandes Gedächtnis. In diesem kränklichen, melancholischen Könige lebte nichts von der Frische des Vaters, auch nichts von der Frische der Erinnerung, daß die Krone ja doch nur durch die tapfere Hilfe der Hugenotten an die Bourbons aus Bearn übergegangen war. Und diese tiefe Vergeßlichkeit hatte tiefe Entfremdung von beiden Seiten zur Folge gehabt.

Um so schwerer war für die Herzogin von Rohan die Aufgabe, jeweilig doch am Hofe zu erscheinen. Ihr Gemahl wollte

es aus guten politischen Gründen, und sie hatte sich auch heute gefügt. Einsam saß sie mit ihrem Töchterlein auf abgelegener Seite unter den Bäumen, flüchtig, wenn auch respektvoll, gegrüßt von Vorüberwandelnden. Der gute und große Name Rohan, die hochgeachtete Tüchtigkeit des fernen Herzogs, die würdige Haltung der Herzogin erzwangen diesen Respekt. Ein alter Seigneur wagte es auch, eine kleine Weile bei ihr stehenzubleiben, und sie zu unterrichten über das, was mit dem Herzoge von Sachsen vorginge, der sich so herausfordernd gegen den König benommen und diesen in Zorn versetzt habe.

Die Herzogin war erschrocken über diese Nachricht, und doch gewährte ihr die Nachricht eine innere Genugtuung. Der öffentliche Gottesdienst ihres Glaubens, öffentlich mitten in Paris, die geringschätzige Behandlung des in allen Formen eitlen Königs — sie hätte eine Heilige sein müssen, wenn ihr Sinn davon nicht gelabt worden wäre.

Ihre Tochter jubelte geradezu darüber. Das junge Blut, aufgewachsen in den Gedanken und Wünschen der Eltern, fand ihr Ideal in diesem deutschen Herzoge und klagte nur darüber, daß er nun am Ende aus Geringschätzung für den König gar nicht käme und sie ihn nicht zu sehen kriegte. Einmal über das andere lief sie an die zehn Schritte weit entfernte Barriere, um seitwärts hinabzuschauen auf den Fahrweg, wo der letzte Reiterposten aufgestellt war. Solange sich der nicht in Bewegung setzte, um das Herannahen des Gastes im Schlosse zu melden, so lange war an die Ankunft des Herzogs nicht zu denken.

Sie sah gar lieblich aus, die sechzehnjährige Marguerite im duftigen schneeweißen Gewande, wenn sie sich spähend über das Geländer lehnte und schmollend sagte: „Noch immer nicht, Mama!“ — „Still, still, Mama!“ rief sie plötzlich, „jetzt kommt drüben jenseits der Seine ein Reiter mit verhängtem Zügel gesprengt! Er winkt, er winkt! Der hier unten winkt zurück, wendet sein Pferd, sprengt herauf — Mama! dort,

dort, weit, weit! kommt eine Staubwolke geflogen, richtig! Eine Karosse mitten drin, das ist er, das ist er! Laß uns ein wenig nach rechts hinübergehen, Mama, da sehen wir ihn, wenn er über den Fluß kommt und herauffährt."

Das gestattete natürlich die Mama nicht. Denn gleichzeitig kamen auch die Hofherren mit der Meldung, und die Hofgesellschaft strömte ins Schloß. Die Herzogin folgte mit ihrer Tochter.

Zehn Minuten später hielt die Karosse am Portale. Die Pferde trieften von Schweiß, und die herbeieilende Dienerschaft betrachtete die keuchenden Tiere mit Mißbehagen. So pflegte man nicht zu fahren in einer Staatskarosse.

Der Herzog Bernhard stieg leicht und rasch aus dem Wagen und betrachtete die Pferde. „Überfüttert und ohne Übung!" sagte er in langsamer, sorgfältiger Betonung zu dem tief verdrießlichen Tremouille. Er sprach das Französische nicht mit besonders gutem Akzent, aber grammatisch richtig. Er hatte es nicht in der Jugend gelernt. Damals war das Lateinische wichtiger, und in Österreich das Spanische. Der Kaiser Ferdinand II. zum Beispiel sprach nie französisch. Im protestantischen Norden war es während des letzten Jahrzehnts etwas mehr beachtet worden von den höhergestellten Personen, besonders seit der schwedische Verkehr mit Frankreich die protestantischen Führer auch in Verkehr gebracht hatte mit französischen Geschäftsträgern. Da hatte sich's denn auch Bernhard mit ziemlich leichter Mühe angeeignet, weil eine gründliche Sprachenbildung aus seiner weimarischen Jugendzeit ihm gute Grundlagen an die Hand gegeben hatte. Während des letzten Jahres war er täglich genötigt worden, sich dieser Sprache zu bedienen, und so war er jetzt ziemlich vertraut mit derselben. Nur langsam sprach er sie, absichtlich. Er wollte nicht mehr sagen, als er eben sagen wollte. Er war zu sehr Staatsmann geworden, um nach eitler und müßiger Konversation zu haschen, welche ihn übereilen konnte.

Die Umgebung und das Schloß aufmerksam betrachtend, stieg er langsam die Stufen hinauf — zum Troste seines Leibdieners Hoffmann, der ihn einholen konnte. Hatte er doch, der sorgfältige Diener, in Paris Not genug gehabt, seinem plötzlich davonfahrenden Herrn nachzukommen! Jetzt eilte er atemlos herbei und flüsterte dem Herzoge zu, er könne doch nicht mit dem verstaubten Halskragen vor den König und den Hof treten! Der Herzog lächelte und sagte zu Tremouille: „Mein Diener will etwas an meiner Toilette verbessern. Wir treten wohl erst in ein Nebenzimmer, ehe ich vor den König geführt werde?“ Tremouille nickte schweigend.

Innen im großen Audienzsaale hatte sich indessen die Hofgesellschaft geordnet. Es war Bedacht darauf genommen worden, diesen Empfang nicht in großem Stile stattfinden zu lassen. Es war kein Thron zu sehen. Nur größere Sessel standen da für den König und dessen Bruder, den Herzog von Orleans. Der König wollte sich durchaus nichts vergeben an seiner Herrlichkeit einem deutschen Fürsten gegenüber, den man am liebsten nur als französischen General behandelt hätte. Wieweit letzteres möglich sei, sollte von dem Betragen des Herzogs Bernhard abhängen. Man hoffte nichts Günstiges, denn der Herzog war als stolz und anmaßend geschildert worden in betreff seiner fürstlichen Würde, und da man ihn brauchte, so wollte man ihn doch auch nicht geradezu beleidigen.

So stand alles auf Schrauben in diesem Audienzsaale, und die letzten Nachrichten aus Paris hatten die Situation völlig vergiftet. Jetzt nun gar hatte Tremouille, welcher den Gast seinem Diener überlassen und sich zum Könige verfügt, jetzt nun gar hatte Tremouille mit Entrüstung das beleidigende Betragen des Deutschen und die Abendmahlsfeier im Arsenal berichtet — jetzt war der König beinahe fassungslos. Er war an und für sich sehr reizbar und zu despotischer Handlungsweise geneigt, sobald seine königliche Würde in Rede kam. Er hatte also zornig ausgerufen: „Ich will den Mann gar nicht

sehen!" — Desnoyers nur, obwohl von vornherein ein Widersacher Bernhards, hatte doch als Minister die Notwendigkeit gefühlt, Seine Majestät auf die Politik des Kardinals hinzuweisen. Diese Politik bringe es nun doch einmal mit sich, solch ein Opfer zu leisten.

Der König haßte den Kardinal; aber er fürchtete ihn. Mehrfache Versuche, sich von seiner Leitung zu befreien, waren immer fehlgeschlagen. Es hatte sich klar herausgestellt, daß niemand fähig wäre, den Kardinal zu ersetzen und die Leitung des Staates zu übernehmen. So hatte sich der schwache Ludwig dem geistig überlegenen Richelieu immer wieder fügen müssen, und jetzt war in der Tat der ungünstigste Augenblick, um der Politik des Kardinals in den Weg zu treten. Frankreich war tief verflochten und war schwer bedroht— der König mußte sich ergeben.

So gestimmt trat er in den Audienzsaal, bleich in Zorn und Schwäche. Er winkte dem Herzog von Tremouille, den fremden Gast einzuführen. Ludwig der Dreizehnte, das schmächtige Männlein von Mittelgröße, ein Sohn Heinrichs des Vierten und der Maria von Medicis, die in der Verbannung lebte, hatte nicht eben ein königliches Aussehen, obwohl eine gewisse Feinheit nicht fehlte in seinem Äußeren. Er war auch nicht ohne stolze Wallungen, welche das bleiche Antlitz zuweilen vornehm belebten. Aber der kräftige Nerv der Gesundheit war nicht vorhanden in ihm. Auf der Jagd, selbst auf dem Schlachtfelde hatte es manchmal den Anschein, als ob sein mattes Blut plötzlich aufsiede, die Stetigkeit jedoch und jegliche Dauer fehlten. Er sank immer wieder zurück in Schlaffheit, ja in Traurigkeit Es war schwer zu entscheiden, ob er mehr gelangweilt als unglücklich sei. Ein junges Mädchen mochte solch einen König interessant finden, die Nation litt unter ihm.

Jetzt stand er neben seinem Bruder, der als unruhiger Prätendent gefürchtet wurde, vor dem Lehnsessel und vollbrachte mühsam die Aufgabe, sich zu beschwichtigen und zu fassen. Sorgfältige Haltung war ihm nötig für den Empfang eines

fürstlichen Kriegsmannes, der ihm in allen Punkten überlegen war und dem er doch diese Überlegenheit um keinen Preis einräumen durfte. Denn auch bis zu des Königs Ohr war das Geflüster gedrungen, daß die Hugenotten leichtlich einen Prätendenten in Bernhard erheben könnten, welcher viel gewichtiger werden dürfte als der unruhige Bruder.

Die Hofleute sahen mit Sorge den Kampf auf dem bleichen Gesichte des Königs und freuten sich erst, als er sich in Bewegung setzte und einige der Anwesenden durch kurze, gleichgültige Fragen auszeichnete. Sie sahen darin eine errungene Fassung. An der Reihe hinabgehend, blieb er auch vor der Herzogin von Aiguillon stehen. Vielleicht nur, weil sie in Miene und Bewegung deutlich ausdrückte, daß sie angeredet sein wollte. Sie war ihm zuwider, diese dreiste Nichte des Kardinals, und zum Teil deshalb blieb er vor ihr stehen. Der Instinkt rief in ihm: „Wecke die Schärfe in dir, ja die Malice, das wird dich anfrischen für den überlegenen Gast!" Wirklich sagte er ihr eine Bemerkung, die maliziös genug war. Er beglückwünschte ihre Gesundheit, welche ihr bei dem noch kühlen Grundton der Frühlingsluft gestattete, so wenig bekleidet zu gehen. Sie hatte nämlich ihre Spitzenmantille unter die Schultern zurückgeschlagen.

„Majestät," erwiderte sie mit schlimmem Lächeln, „die schönen Arme der Frau Königin sind eben nicht jedermann beschieden. Man tut, was man kann, um den Augen der Männer gefällig zu sein."

König Ludwig galt für schüchtern und schamhaft gegenüber den Frauen. Solch dreiste Äußerung jagte eine Röte auf seine blassen Wangen, und er ging sogleich weiter. Nur einige Schritte. Da frappierte ihn das feine, liebliche Gesicht eines Mädchens, welches ihm neu erschien. Junge unschuldige Mädchen waren ihm sehr angenehm, und er fragte unsicher: „Hab' ich das Fräulein schon gesehen?" „Einmal, königliche Majestät. Wenigstens ist sie diesen Winter im Louvre vorgestellt worden",

antwortete die Herzogin von Rohan, denn ihrer Marguerite hatte die Frage des Königs gegolten. „Ah, Ihre Tochter?! — Und Ihr Gemahl, wann sieht man den im Louvre? Wann entsagt er endlich der Ketzerei?“ „Sobald er wie Eurer Majestät Vater den Glauben seiner Väter und seiner Jugend für Ketzerei halten wird“, antwortete mit überraschender Stärke die sonst so besorgte Herzogin. Sie war eben doch die Tochter Sullys und eine vornehme Dame, die vor einem ungerechten Könige stolz und unbefangen war.

Der König ließ sich an nichts so ungern erinnern, als daß sein Vater Hugenotte gewesen. Der Zorn stieg auf in ihm, und er wollte der Herzogin eben heftig erwidern — da wurden die Flügeltüren aufgerissen, und der Melderuf schallte durch den Saal:

„Der Herr Herzog von Sachsen-Weimar!“

Eiligst ging der König nach seinem Lehnsessel zurück und erwartete dort stehend den Gast. Herzog Bernhard trat rasch ein und blieb dann stehen, sich ruhigen Blickes umschauend wie ein General, welcher das Terrain überblicken und erkunden will. Es ist wahr, Bernhard stach ab von dieser geputzten Versammlung in seinem Reitkleide von starkem Stoffe, welches den frischen Spitzenkragen Hoffmanns und die feine Schärpe recht nötig hatte, um gehoben zu werden. Das gebräunte Antlitz, das reiche, ungepflegte Haar kontrastierte mit den geschniegelten Köpfen ringsum. Dennoch wirkte ein unverkennbarer kräftiger Adel der Haltung auch auf die Hofleute, und das ruhige Auge, welches musternd über alle hinweg ging, erweckte achtungsvolle Aufmerksamkeit. Als er nach kurzer Pause sporenklirrend mit leichtem, festem Tritte auf den König zuschritt, wehte etwas wie gesunde Landluft über die Versammlung hin, und es bemerkten es vielleicht nicht alle sogleich, daß er den breitkrämpigen Hut nicht vom Kopfe nahm, obwohl niemand in der Gesellschaft bedeckt war als der König. König Ludwig aber bemerkte das sehr und zog seinen Hut vom Haupte, als der Herzog noch

etwa zehn Schritte von ihm entfernt war. Sofort tat Bernhard desgleichen, und bald standen sie dicht voreinander die so verschiedenen Gestalten, der kräftige Mann und der kraftlose. Bernhard erwartete schweigend eine Anrede des Königs, eine bewillkommnende. König Ludwig sprach auch einige Worte, welche ungefähr so klangen. Sie fielen aber kurz aus, und der Herzog meinte es dem Könige zu erleichtern, wenn er die rasch eintretende Pause dazu benützte, um dem Könige etwas Inhaltsvolles zu sagen. Der Inhalt betraf ihr gegenseitiges Verhältnis, welches ein Bündnis zwischen Fürsten sein sollte. Bernhard sprach langsam, aber recht klar und nachdrücklich.

Sei es, daß der König es überhaupt für unpassend hielt, bei erster Begrüßung solchen Inhalt berührt zu sehen, oder sei es, daß er den in fremder Sprache vorsichtig redenden Herzog befangen und für das Zeremoniell unaufmerksam glaubte — kurz, er setzte während der Rede des Herzogs seinen Hut wieder auf. Augenblicklich tat dies auch Bernhard, ohne seine Rede im geringsten zu unterbrechen. Sogleich nahm der König den seinigen wieder ab. Sogleich tat Bernhard dasselbe, ungestört weiter sprechend von dem gemeinschaftlichen Feinde, welchen der König von Frankreich und der Herzog von Sachsen gemeinschaftlich und in loyaler Gegenseitigkeit bekämpfen wollten. Man sah es dem Könige an, wie sehr er unter dieser Anrede litt, denn die laute Stimme des Herzogs machte sie für jedermann verständlich, und der Inhalt wurde nun gewiß von Bedeutung, ein Inhalt, welcher von Bundesgenossenschaft unter Gleichen ausdrücklich sprach. König Ludwig ergriff jetzt ein letztes Mittel, seine höhere Würde an den Tag zu legen: er setzte sich. Und das schien zu gelingen: Bernhard sprach ruhig weiter. Aber seine Rede ging allmählich mehr und mehr aus dem Stile einer Anrede in den Konversationston über, und diesem geänderten Tone entsprechend griff Bernhard nach einem Stuhle neben dem Könige und setzte sich ebenfalls. — Dies war dem Könige zuviel. Er stand hastig auf und sagte lebhaft:

„Mein Vetter! Wir werden noch mehr Gelegenheit haben, miteinander zu reden." — Nach diesen Worten nickte er mit dem Haupte und verließ den Saal. Sein Bruder und eine Anzahl Seigneurs folgten ihm.

Unter den Zurückbleibenden entstand eine große Aufregung. Man trat in Gruppen zusammen, man sprach überall halblaut und blickte auf den alleinstehenden Herzog. Dieser nahm sich aus wie auf dem Schlachtfelde, wo er seinem Gegner eine Schlacht angeboten. Der Gegner hatte durch eiligen Rückzug die Schlacht abgebrochen, und der Herzog sah ihm lächelnd nach. Dann sah er sich im Saale um, und es schien ihn die Aufregung zu unterhalten. Dabei entdeckte er, daß der Herzog von Tremouille dageblieben war, seines Amtes eingedenk, welches ihn zur Begleitung des Gastes nötigte. An diesen richtete er denn laut die Worte: „Ich danke für Eure fernere Begleitung, Herr Herzog; ich werde zu Pferde nach Paris zurückkehren."

Diese Worte dienten der Herzogin von Aiguillon zur Veranlassung, sich ihm zu nähern und ihn anzureden. Sie sagte ihm graziös, daß sie die Nichte des Kardinals sei, daß er den Rückweg über Rueil nehmen möchte, um ihrem kranken Oheim eine rechte Herzensfreude zu machen. „Denn auf diese Weise könnte mein Oheim", setzte sie hinzu, „das lang ersehnte Glück genießen, seinen besten Freund in Europa endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihm auszudrücken, wie treu er dem deutschen Helden ergeben sei." „Und die Frau Herzogin glaubt, daß er mich trotz seines Unwohlseins sprechen könne?" „Sein Unwohlsein, nur in den Nerven gelegen, wird sofort in der Freude untergehen, daß seinem Hause eine solche Ehre, seinem Herzen eine solche Genugtuung widerfahre." „Es wird auch mir eine Freude sein." „Dann sende ich sogleich einen Reitenden hinüber, und der Herzog möge gestatten, daß einer meiner Vorreiter Euch als Wegweiser diene. Um dies nicht zu verzögern, eile ich, Befehl zu geben, und versage mir die

längere Unterhaltung mit einem Helden, dessen Auftreten in Frankreich so neu und so fesselnd ist."

Mit dem liebenswürdigsten Ausdrucke verbeugte sie sich und ging. Sie hatte rasch zweierlei erreicht: sich anmutig mit dem Herzoge bekannt gemacht und den Hofleuten dargetan, daß der berühmte Feldherr gegen ihren Oheim geradeso zuvorkommend sei, wie er soeben brüsk gegen den König gewesen war. Herzog Bernhard folgte ihr langsam, indem er rechts und links die zurückweichenden Hofleute grüßte, wie ein Herr grüßt, der in ruhiger Stimmung höflich ist. Hugo van Groot, welchen draußen im Vorübergehen die Herzogin von Aiguillon unterrichtet hatte, kam ihm bis über den Saal herein entgegen. Er wollte sich ihm zur Verfügung stellen, da er ihn nach den Äußerungen der Aiguillon unter lauter fremden, feindseligen Leuten verlassen glaubte, und drückte ihm in deutscher Sprache diese Absicht aus. Der Herzog dankte lächelnd und schweigend mit einer Handbewegung und unterbrach sein Fortgehen nicht. Groot empfand aber als Diplomat das Bedürfnis, dies Fortgehen so freundlich und harmlos als möglich zu machen, und da er die Herzogin von Rohan ganz in der Nähe sah, so fragte er eilig, ob er Seine fürstliche Gnaden mit dieser verehrungswürdigen Dame bekannt machen dürfe.

„Die Gattin Rohans in der Schweiz?" „Jawohl, fürstliche Gnaden." „Ei, das wird mich sehr freuen."

Die Herzogin war sehr erschrocken. Es mußte ja großes Aufsehen machen und eine unliebsame Aufmerksamkeit der Königlichen auf sie lenken, daß der protestantische Fürst gerade mit ihr und mit ihr allein in vertraulicher Unterredung gesehen würde hier am Hofe, und nach solcher Szene mit dem Könige und nachdem sie selbst dem Könige so schwere Worte gesagt!

Sie war Weltdame genug, dies vor dem Herzoge zu verbergen und seiner freundlichen Anrede freundlich entgegenzukommen. Wie erschrak sie aber, als er frei und laut nach ihrem Gatten fragte, seine warme Anerkennung für dessen

militärische Talente aussprach und unumwunden hinzusetzte, daß er nächstens in engere Verbindung mit ihm zu treten hoffte. Ja, er sagte geradezu — glücklicherweise mit halblautem Tone — daß er ihn bald sehen werde und seiner Allianz teilhaft zu werden wünsche.

Bei diesen letzten Worten meinte sie ihm in die Rede fallen zu müssen, damit er nicht noch Deutlicheres ausspreche — da, wer beschreibt ihr Erschrecken?! erblickte sie dicht neben ihm den Herzog von Tremouille. Unwillkürlich hob sie den Arm und deutete auf den unerwarteten Nachbar, der eben vom Könige zurückgekommen war. Sie selbst trat zurück und schritt verstört nach einer Fensterbrüstung, erfüllt von der Besorgnis, daß Tremouille die letzten Worte des Herzogs Bernhard gehört haben könnte.

Tremouille kam mit einem Auftrage vom Könige und ersuchte Bernhard, einige Schritte mit ihm hinauszutreten aus der Nähe der Anwesenden. Bernhard folgte schweigend. Alsdann sagte Tremouille mit gedämpfter Stimme: „Seiner Majestät ist es leid, daß seine erste Begegnung mit dem Herrn Herzoge von Sachsen so rasch habe geendigt werden müssen. Es würde Seine Majestät freuen, wenn die nächste Begegnung bald folgen könnte unter voraus festgestellten Bedingungen des Zeremoniells. Seine Majestät sei bereit, den Herrn Herzog morgen wieder zu empfangen, und zwar in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin, wenn —" „Anna von Österreich! Es ist ja sehr gnädig, daß die Frau Königin den Haß ihres Hauses gegen den sächsischen Widersacher hintansetzen will. Wenn also —" „Seine Majestät wünscht also im voraus zu wissen, ob sich der Herr Herzog in Gegenwart der Königin bedecken würde?" „Ich fühle mich zwar als deutscher Reichsfürst zu dieser Freiheit berechtigt, doppelt berechtigt, da ein Herzog von Parma diese Freiheit in Anspruch nehmen darf. Allein ich bin bereit, mit entblößtem Haupte vor einer Dame, vor der Frau Königin zu erscheinen."

Tremouille verbeugte sich; Herzog Bernhard schritt nach der Tür, in deren Nähe ihn Groot erwartete. Der Zufall fügte es, daß gerade jetzt erst die junge Prinzessin Marguerite von Rohan inne wurde, ihre Mutter sei hinübergetreten in die Fensterbrüstung. Marguerite war mit mädchenhafter Neugier allen Bewegungen Bernhards gefolgt und hatte deshalb die Entfernung der Mutter nicht bemerkt. Jetzt erst erwachte sie gleichsam und sah, daß sie ganz allein stand. Sie wollte eiligst zur Mutter hinüber und kreuzte dabei den Weg des rasch aufbrechenden Bernhard. Auge in Auge standen sie plötzlich voreinander, und errötend flüsterte sie: „Verzeihung" indem sie sich zum Ausweichen wendete. Der Herzog stand betroffen still. Der jugendliche Zauber des Mädchens ergoß sich blendend über ihn, und der Kriegsmann, welcher bis daher die kühlste Ruhe in fremder, schwieriger Umgebung bewahrt hatte, erschien mit einem Male auf das tiefste bewegt. Sein Geschichtsschreiber sagt ausdrücklich: es befiel den Herzog in diesem Augenblick ein starkes Zittern. Und das war um so wunderbarer, da nie jemand an ihm bemerkt hatte, daß Mädchen oder Frauen jemals im geringsten seine Aufmerksamkeit erregt hätten.

## III.

Der Weg von St. Germain nach Rueil führt an der Seineniederung leise aufwärts durch ein reich angebautes, baumreiches Land. Der Frühlingsnachmittag blieb warm und windstill. Die jungen Blätter und die Blüten der Bäume dufteten frisch und lieblich. Herzog Bernhard ritt mit seinem Gefolge langsam dahin. Langsam! Sein Gefolge war darüber erstaunt. Er pflegte sehr rasch zu reiten, und wie ein Sturmwind war er auch von St. Germain hinweggesprengt. Bald aber hatte er sein Roß verhalten. Man hatte gemeint, er wolle mit jemand aus dem Gefolge sprechen, oder er wolle irgend einen Befehl erteilen. Keineswegs. Einsam und schweigend

ritt er im Schritt voraus. Seine Stimmung war tief verändert. Und er selbst gab sich keine eigentliche Rechenschaft darüber. Er war in jenem ganz naiven Zustande, welcher nicht fragt und nicht untersucht, welcher sich gedankenlos hingibt. Herzog Bernhard gedankenlos! Er, dem seit der Jünglingszeit der Verstand in immerwährender, angestrengter Tätigkeit erhalten worden. Er, welcher von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat scharf und stetig getrachtet hatte, einem politischen Ziele nahe und näher zu kommen, er, welcher niemals Zeit und Muße gehabt, die feindliche Welt zu vergessen und sich in irgend eine Träumerei zu verlieren!

Namentlich die weiche, die friedliche Seite des Lebens war ihm bis jetzt ganz fremd geblieben. Nicht Mädchen, nicht Frau, nicht Familie, nicht Hausstand war ihm bisher nahegetreten. Über dreißig Jahre hatte er gelebt, ohne in irgend einen Verkehr zu kommen mit den Frauen. Ein Sohn des Krieges und der Politik war er verblieben innen und außen. Selbst die schöne und reizende Ludmilla hatte nicht einen Moment lang als Frau seine Aufmerksamkeit erregen können — er galt in diesem Punkte für kalt und unnahbar, für empfindungslos. Es war ihm nahegelegt worden, daß die kluge Landgräfin von Hessen bereit wäre, seine Gattin zu werden. Er hatte nicht darauf geachtet, wie sehr er sonst bestrebt war, einen Ersatz zu finden für sein verlorenes Herzogtum Franken. Frauen und heiraten, wie fern lag ihm das, wie so völlig, völlig fremd seinem Gedankenkreise! War es ihm jetzt plötzlich nahegetreten? Ausdrücklich gewiß nicht. Er selbst wußte gewiß nichts davon. Aber es ereignen sich eben in jedem Menschen Dinge, welche nicht aus dem Gehirn stammen und mit den Verstandeskräften nichts zu tun haben. Bernhards Verstand mischte sich auch jetzt noch nicht ein mit der Frage, woher ihm die ungewöhnliche Stimmung zugeflogen sei? Er ließ sie unbekümmert gewähren.

Das errötende Antlitz eines jungen Mädchens ging zu-

weilen vor seinen Augen vorüber, wie in einen Sonnennebel gehüllt, und verschwand zwischen den Bäumen. Es trug die lieblichen Züge Margueritens von Rohan. Den Namen kannte er nicht, er wußte nicht, wer das feine, liebe Geschöpf gewesen war, welches so lieblich schüchtern vor ihm ausgewichen, welches ihn mit guten Augen so gut angesehen hatte. Woher sollte er sie kennen? Die Mutter war fern von ihr gewesen in der Fensterbrüstung. Wenn er darüber nachdachte, so mußte er sie für ein katholisches Fräulein halten, denn der Hofadel des Königs war durchaus katholisch. Was sollte ihm ein katholisches Fräulein? Aber er dachte darüber gar nicht nach. So klar bildeten sich ihm die Gedanken gar nicht.

Unter seinem erstaunten Reitergefolge befand sich auch Dietrich van Groot. Er hatte sich in St. Germain ein Pferd verschafft, um in der unmittelbaren Nähe des bewunderten Helden zu bleiben. Sein Vater wollte zu Wagen nachkommen, um bei der wichtigen ersten Zusammenkunft mit dem Kardinal in Rueil sein förderndes Wort mitsprechen zu können. Dietrich hoffte von Minute zu Minute, der Herzog werde sich einmal umwenden und etwas fragen über Weg und Steg. Da hoffte Dietrich Auskunft geben und sich solcherweise nähern zu können. Es war ihm schon recht, daß der Herzog langsam ritt, denn wildes Reiten war nicht Dietrichs Stärke, in körperlichen Übungen war er ungeschickt. Aber der Herzog wendete sich nicht um, und das Gefolge verhielt sich ganz schweigend.

Da kam eine Unterbrechung. Ein Viergespann sauste hinter ihnen her, die Reiter wichen zur Seite. Dietrich am langsamsten; sein Pferd wollte es nicht anders, und der Reitknecht auf einem Vorderpferde des Viergespanns mußte anhalten, um ihn nicht umzureißen. Dadurch blieb er dem Wagen näher, und aus dem Wagen rief ihm eine lachende Stimme zu, er möge entschuldigen, daß man ihn störe. Es war eine weibliche Stimme, war die der Marquise von Combalet, Herzogin von Aiguillon.

Sie ließ ihm nicht Zeit zum antworten, der Herzog war ihr Augenmerk. Ihn einzuholen, befahl sie dem Kutscher, und dann langsam zu fahren. Sie rief den Herzog an wie einen alten Bekannten, wie einen lieben Freund, und dankte ihm, daß er ihr den Vorsprung überlasse, ihn anzumelden und einzuführen beim Oheim. Bernhard erkannte sie vielleicht erst beim Worte „Oheim" wieder, aber er war so sanft und freundlich, wie er sonst niemals gewesen war gegen eine Dame. Sie war entzückt von seiner sanften Freundlichkeit. „Das der deutsche Bär?! Oh," dachte sie, „der kommt dir ja prächtig entgegen, und mit einem Blick, der alle ersinnliche Zärtlichkeit versprach, nahm sie Abschied und flog von dannen. Bernhard war rot geworden in seinem gebräunten Antlitz von diesem Blick. Sollte er in seiner Unklarheit diese entgegenkommende Dame verwechseln mit dem Bilde Margueritens? Der Unklarheit, welche nicht weiß, was mit ihr vorgeht, ist alles zuzutrauen. Langsam wie vorher ritt er noch eine Zeitlang weiter. Dann schien er sich plötzlich aufzurütteln, sah sich um, als erwachte er, und setzte sein Pferd in Galopp.

Für Dietrich van Groot wurde das wichtig. Sein Pferd, durch die plötzliche Bewegung des Gefolges aufgescheucht, fand die Zügelführung des schwachen Reiters ungenügend und ging durch. Die gelbe Gestalt, welche sich unter nicht eben graziösen Anstrengungen im Sattel erhielt, flog wie eine große Kugel am Herzoge Bernhard vorüber, überholte den Vorreiter des Herzogs, ja auch das Viergespann der Herzogin. Sie rief ihm zu, er hörte nicht. Seine Bewegungen waren unverständlich und lächerlich, und er sauste endlich auch an Rueil vorüber, welches zu seiner Rechten erschien, und welches er verächtlich liegen ließ, weil sein Roß noch Atem genug hatte, das in der Ferne winkende Paris vorzuziehen. Dies Rueil stellte sich unter hohen Bäumen dar wie eine Ritterfestung. Ein steinerner Feudalbau mit Tor und Türmen, mit Zinnen und Erkern. Es sah wie Ironie aus, daß der furchtbare Feind aller Feudal-

herrschaft, daß Richelieu nahe bei Paris einen solchen Rittersitz für sich ausgesucht.

Aber das erklärte sich, wenn man mit dem Viergespann der Herzogin in das schmale Tor hineinfuhr. Das Viergespann rasselte durch einen Tunnel hindurch, welcher das Schlößchen seiner ganzen Breite nach durchfurchte, und kam drüben auf der sonnigen Südseite wieder heraus in einer lachenden Lage. Hier breitete sich ein Park mit prächtigen Bäumen, mit Springbrunnen und Wasserspiegeln; hier stand zur Rechten ein Palast in feinem Renaissancestil aufgebaut, und hier in diesem Palaste wohnte der Kardinal. Man meinte ihn lächeln zu sehen über das verlassene und nur zur Einfahrt benutzte Schlößchen, dessen Stil und Wesen überholt sei durch den Geschmack einer andern Zeit.

Dies Innere von Rueil ist denn auch das Vorbild geworden für das Versailles, welches Ludwig XIV. angelegt und ausgeführt. Palast und Park von Rueil sind Modell gewesen für den Nachfolger des dreizehnten Ludwig, sowie dieser Nachfolger den absolutistischen Staat vollendet hat, welchen Richelieu dem Vater des vierzehnten Ludwig angelegt.

Es herrschte eine wohltuende Ruhe und Stille hier innen um den matt gefärbten Renaissancepalast. Lautlos verschwand der vierspännige Wagen unter hohen tiefschattigen Bäumen, zwischen welchen ein Kiesweg zur Rückseite des Hauses führte. Die hervorbrechende Abendsonne übergoß die wohltuenden Linien der Architektur, die Baumkronen, die Wasserstrahlen und Wasserflächen mit einem Goldscheine und wob einen lockenden Schimmer über das Baummeer eines Waldes, welcher hügelan stieg im fernen Hintergrunde des Parkes.

Als Herzog Bernhard aus dem Torgewölbe des Schlößchens hereinsprengte in diese schöne Welt der Stille, welche der künstlerische Geist des Kardinals sich bereitet, hielt er sein Pferd an mit einem Rucke. Solch ein Eindruck paßte ja überraschend angenehm zu seiner Stimmung. Und wie stach er ab von den Wohnsitzen im deutschen Vaterlande, welche er seit

Jahren, seit so vielen Jahren gesehen. Ach, daheim war die Verwüstung eines langen, allgemeinen Krieges überall eingedrungen!

Ehe er noch vom Pferde steigen konnte, öffneten sich zu seiner Rechten im Palaste die großen Flügel der Fenstertüren, zu welchen eine Marmortreppe vom Garten aus hinaufführte. Man sah diese Treppe im Innern fortgesetzt breit und prächtig, ein Stiegenraum, wie ihn die Renaissancebaukunst mit besonderer Vorliebe ausführte. Und innen auf dieser Marmorstiege kam der Mann herab, welcher dies Land regierte und seine geistigen Netze über ganz Europa warf, kam Richelieu.

Seine Nichte, die strahlende Aiguillon führte ihn. Blaß sah er aus, und das lange dunkle Gewand des Kardinals, das dunkle Käppchen auf langem, feinem Haare verstärkte noch die Blässe des Antlitzes. Aber es war nicht die Blässe drückender Krankheit, es war mehr die Farblosigkeit, welche ein überwucherndes Geistes- und Nervenleben mit sich bringt. Die mandelförmig geschlitzten Augen verrieten wie hinter einem Schleier rege Lebendigkeit, und um den feinen Mund, welchen ein ergrauender Schnurr- und Knebelbart beschatteten wie bei einem Kriegsmanne, spielte ein verführerisches Lächeln. Dies Lächeln gab der französischen Welt viel zu denken, denn sie wußte nie, ob es Leben oder Tod für sie bedeutete. Es begleitete die gnädige Äußerung, wie es das erbarmungslose Todesurteil versüßen sollte.

Jetzt bedeutete es „Willkommen! tausendmal willkommen!" Am Fuße der inneren Marmortreppe begegneten sich der deutsche Herzog und der französische Kardinal, und dieser streckte ihm die zarten Hände, Hände so weiß und gleichsam durchgeistigt wie die einer Frau, entgegen, indem er mit wohllautender, weicher Stimme rief: „Willkommen, Ihr mein bester Freund auf dieser Erde!"

Dabei war sein längliches Gesicht mit der schön geformten Adlernase strahlend von Freude, als ob er das größte Glück

erlebte. Von ihm und von der Herzogin geführt, schritt Herzog Bernhard die Stiege hinan, als ob er im Schoße seiner Familie wäre. Selbst die garstige Mönchsgestalt, welche oben wartete, grinste ihm nach Kräften freundlich entgegen. Dies war die sogenannte „graue Eminenz" Pater Joseph, der in seiner Jugend Soldat gewesen und Herr von Tremblay geheißen, dann Kapuziner und die rechte Hand des Kardinals geworden war. Er betrieb die Politik des Kardinals mit Fanatismus und unerschütterlicher Ausdauer. Während der letzten Jahre besonders in Deutschland. Er hatte noch im vorjährigen Herbste in der Frankfurter Gegend mit Bernhard unterhandelt und sagte jetzt mit heiserer Stimme: „Willkommen, Herr Herzog, auf dem Wege zum Siege!" Der Kardinal führte seinen Gast in die inneren Gemächer. Er bat um Entschuldigung, daß er ihn in sein Krankenzimmer nötigen müsse. Seine Gesundheit sei so geschwächt, daß er nur eine besonders gepflegte Luft vertrage, und nur der Drang, einen so teuren Gast würdig zu empfangen, habe ihn das Wagnis unternehmen lassen, ins Stiegenhaus herauszutreten.

In diesem Krankenzimmer, einem großen Saale mit entzückender Aussicht auf Park und Wald, setzte man sich wie zu intimer häuslicher Unterhaltung. Der Saal war angefüllt mit zahlreichen Möbeln, mit Lehnsesseln und Ruhelagern und mit Schreibtischen aller Gattung, und, was den Kardinal von neuem zu heiterer Entschuldigung nötigte, mit kleinen Hunden und großen Katzen, welche sich kläffend und schnurrend zu ihrem Herrn drängten. Besonders tat dies ein großer Kater — matou nennen die Franzosen diese große Katzenart —, welcher aus dem gewaltigen Himmelbette des Kardinals herabsprang und sich ihm auf den Schoß setzte. „Katzen", sagte er lächelnd, „sind mir verordnet. Ihre Elektrizität beschwichtigt meine Nerven."

Herzog Bernhard wäre noch vor einigen Stunden ungeeignet gewesen für solchen Empfang. Er wäre harsch aufgetreten und hätte verlangt, daß man von Politik und Krieg,

von seinem Bündnisse, von Geldern und Truppen spräche, die ihm zu Dienst gestellt würden. Jetzt war er weicher. Diese familienhafte Aufnahme hatte etwas Trauliches für ihn, und das liebenswürdige Entgegenkommen der Herzogin, welche in der Tat liebenswürdig verführerisch sein konnte, wirkte ebenso fesselnd auf ihn, wie das Wesen des Kardinals ihn wohltuend anmutete. Bernhard verhielt sich still und empfangend. Es schien ihm unzart, sogleich mit politischen Forderungen mißtönend in diese häusliche Begrüßung zu treten. Die ganze Gesprächswelt war ihm auch eine neue, und er war naiv genug, sie mit einer gewissen Achtung anzuerkennen. Richelieu nämlich war voll künstlerischen, voll literarischen Sinnes. Er schriftstellerte, er dichtete selbst, und die Gründung einer französischen Akademie beschäftigte ihn lebhaft. Diese Richtung gab seinem Wesen und seinen Reden einen Stempel, welchen der im Kriege aufgewachsene Bernhard noch gar nicht kannte. Er hörte zum ersten Male von Gesichtspunkten im Leben und Staate reden, welche ihm ganz unbekannt geblieben waren, und er hatte guten Sinn genug, um das Feine und Wichtige in diesen Gesichtspunkten zu erkennen und mit Aufmerksamkeit zu beachten. Es war ein wunderbarer Tag für ihn. Erst war sein Herz wunderbar berührt worden, jetzt wurde sein Geist wunderbar berührt — er hörte allmählich mit Spannung dem mehr und mehr in geistvoller Rede aufgehenden Richelieu zu. Dieser wuchs, wie es bei nervösen Menschen zu geschehen pflegt, mit der aufgeregten Lebendigkeit und mit der sichtlich wachsenden Teilnahme seines Gastes. Er schilderte immer ausführlicher und reizender, wie das Staats- und Völkerleben sich ergiebig entwickeln werde, wenn man erst die jetzigen Streitigkeiten beendigt haben würde, und wie dann auch in dem großen Deutschen Reiche der Sinn für Wissenschaft und Kunst wieder erwachen werde im Austausche und Verkehr mit Frankreich. Es wurde geradezu unmöglich für Bernhard, sich den geistigen Eindrücken zu entziehen und dem Anerbieten der Herzogin auszuweichen, welches

sie plötzlich machte. Sie bat nämlich plötzlich, den Oheim nicht weiterreden zu lassen. Er erhitze sich und überreize sich ganz gegen die Vorschrift des Arztes, weil ihn ein so berühmter Gast ungewöhnlich anrege, und sie erbitte sich vom Herzoge die Gunst, eine Stunde lang mit ihrer geringeren Unterhaltung fürliebzunehmen, indem sie ihm den Garten und den Park zeige und ihn dann zur Abendtafel führe. Die Sonne gehe eben unter, und dies sei der günstigste Augenblick für ihren Lieblingspunkt im Parke.

Ohne weiteres bot sie dem Herzoge ihren Arm. „Auf Wiedersehen!“ sagte der Kardinal, dessen Antlitz jetzt gerötet war, und der zugab, daß er sich durch einen solchen Zuhörer fortreißen lasse. Als sie auf den Vorsaal kamen, begegneten sie mehreren Männern, die eben eintrafen. Sie verbeugten sich höflich vor dem vorübergehenden schönen Paare. „Ah, carissimo dottore!“ rief die Herzogin, „Ihr kommt à propos. Der Onkel hat gesündigt, er wird Eurer Kunst doppelt bedürfen, um in der Nacht einigen Schlaf zu finden.“ — Dieser Dottore war Carlo Blandini. Der Herzog erkannte ihn und begrüßte ihn freundlich. Er drückte auch noch viel höflicher, als es sonst seine Art gewesen — der französische Umgang äußerte seine Wirkung, — die Hoffnung aus, daß ihn der Herr Doktor im Arsenal besuchen werde. Blandini verneigte sich schweigend.

„Das ist ein außerordentlicher Mann,“ sagte halblaut im Fortschreiten die Herzogin, „ein geradezu wunderbares Talent in seiner Kunst und Wissenschaft. Mein Oheim leidet seit Jahren an einer aufregenden Schlaflosigkeit. All unsere Ärzte erwiesen sich machtlos gegen diese gefährliche Pein. Dieser Blandini kommt, und binnen drei Tagen verschafft er dem Oheim einen erquickenden Schlaf!“

Blandini schritt indessen zum Kardinal hinein. Die zwei anderen Herren ließen ihm ohne weiteres den Vortritt und traten in ein Nebenzimmer, obwohl sie nichts Geringeres waren als Minister. Sie wußten zu gut, was der Arzt und die Ge-

sundheitspflege beim Kardinal bedeuteten. Übertreibung, Hypochondrie, weibisches Wesen nannten sie es wohl und gingen oft achselzuckend mit den Worten hinweg: „Er stirbt schon wieder einmal in der Geschwindigkeit, während er in Wahrheit uns alle begräbt!“ Aber sie wußten ebensogut, daß dagegen nicht anzukämpfen wäre, und daß es sich nur unbeliebt machen hieß, wenn man die täglichen bedenklichen Anfälle nicht auch bedenklich und sorgenvoll aufnahm.

Von diesen beiden Ministern war der eine Desnoyers, das graue Männlein mit dem schlaffen Gesichte und den schlaffen Augenlidern. Er kam vom Könige aus St. Germain mit Aufträgen für den Kardinal. — Der andere war Chavigny, ein dürrer, langer Mann, welcher für eine dem Kardinal sehr ergebene Kreatur galt. Sie mußten wohl eine Viertelstunde warten. Dann kam der Doktor heraus und sagte ihnen im Fortgehen, daß Seine Eminenz bereit wäre, sie zu empfangen. Sie fanden ihn ausgestreckt auf einem Ruhelager, und er schien erschöpft. Ganz schwachen Tones fragte er Desnoyers, wie der Empfang in St. Germain abgelaufen wäre. Seine Nichte hätte ihm unerbauliche Dinge mitgeteilt, aber nur ganz in Kürze.

„Seine Majestät ist sehr ungehalten“, sagte trocken Desnoyers. — „Was?!“ rief Richelieu und hob den Kopf. Die Schwäche schien dem Ärger zu weichen. — „Der Herzog von Sachsen ist dem Könige gegenüber mit einer Anmaßung aufgetreten, welche Seine Majestät geradezu empört hat —“ „Ach!“ stieß Richelieu in steigender Ungeduld hervor, „derselbe Herzog, welchen wir hier soeben als bescheidenen ruhigen Mann gesehen!“ „So war er allerdings in St. Germain nicht, und der König befiehlt deshalb, daß er streng in die Schranken eines Generals gewiesen werde, der in des Königs Solde steht —“ „So?“ „Das soll ihm sogleich und durchgreifend angezeigt werden. Und wenn er sich dem nicht fügen will, so soll ein Ende mit ihm gemacht werden —“ „Ein Ende? — Das

heißt?" „Er soll fortgewiesen werden aus Paris, und wenn er Umstände macht, so soll man ihn festnehmen."

Richelieu stand bereits aufrecht neben seinem Lager. Er zitterte am ganzen Körper; die Augen sprühten, der Mund war zusammengekniffen, und wie das Zischen der Schlange fuhr folgende Rede aus dem Munde hervor, welcher sich nur für einen Satz ein wenig öffnete und dann wieder schloß:

„Verwünscht sei dies Leben, sei dieser Dienst mit einem solchen Manne. — Aus dem Nichts hat er emporgearbeitet werden müssen gegen seinen Willen, gegen seine Einsicht. — Mit dem kläglichen Plunder äußerlichen Krams und nichtiger Etikette hat er mir die wichtigsten Aktionen fortwährend beschädigt. — Wie Menschen tun, die nur Äußerliches nachzuahmen wissen und vom Geiste nichts ahnen. — Man arbeitet sich tot für einen Knaben, der mit hundert Jahren nicht Mann wird. — Da liegen sie die harten Zügel des Reiches, welche mir die Hände zerreißen, da zu Euren Füßen, Herr Desnoyers. — Hebt sie auf, tragt sie hinüber nach St. Germain, wo Ihr ja doch lieber seid, als neben mir. — Ich bin zu Tode müde dieser ewigen Durchkreuzung mit abgestandenen, unreifen Willensmeinungen, zu Tode müde! Adieu! Geht, geht! Überbringt meine Entlassung! Von heute an. Von dieser Stunde an. Adieu!"

Und hastig, zuckend, aber dem äußeren Anscheine nach mit großer Kraft ging der kränkliche Mann durch den Saal nach dem großen Fenster und riß es auf. Er, welcher sonst jedes Lüftchen fürchtete, stand keuchend in der hereinströmenden Abendluft. Chavigny, welcher enger zu ihm hielt als Desnoyers, folgte ihm und sprach leise: „Um Gottes willen, Eminenz, warum diesem unzuverlässigen Manne solche Worte in die Hand zu geben! Er ist ja imstande, sie wörtlich zu überbringen!" „Das soll er tun! Dazu sind sie gesprochen!" rief Richelieu laut und kam zurück, auf Desnoyers zuschreitend. „Wörtlich, mein Herr Desnoyers, wörtlich könnt Ihr ausrichten, daß ich

es satt habe, diesen Stein des Sisyphus zu wälzen, der immer wieder, wenn er mit unsäglicher Anstrengung zur Höhe hinaufgewälzt worden, durch eines Knaben Hand hinabgerollt wird. Satt, übersatt! Sagt alles getreulich, und hofft auf den Botenlohn! Ich hab' nichts mehr zu verlieren, als ein erbärmliches, aufgebrauchtes Leben, und der Tod wird mir den Anblick ersparen, wie alles zusammenbricht, was ich mühsam aufgebaut für diesen König. Die Mutter wird triumphierend heimkehren aus dem Exil und wird ihn in den Winkel stellen, der herrschsüchtige Bruder wird ihm auf die Schulter gesetzt werden, der freche Adel wird alles wieder an sich reißen, was ich für seine Königsmacht errungen, die Kirche wird ihm die Politik vorschreiben, welche ihn an Spanien ausliefert, und das Frankreich, welches gewachsen und gewachsen ist und überall gebieterisch eingreift, wird zusammenschrumpfen zu einem Ritterstaatlein zweiter Ordnung, oh, oh, oh! und das alles, weil ein Knabe Knabe bleibt trotz aller Erfahrung!" —

Weinend brach er zusammen und mußte von Chavigny aufgehalten werden, daß er nicht auf den Fußboden stürzte. Die lange, magere Gestalt Chavignys war starkknochig, sie trug den leichten Körper des Kardinals auf das Ruhebett, wie man ein Kind trägt. Desnoyers sah alledem mit einer außerordentlichen Gleichgültigkeit zu. Er war es gewohnt, daß der Kardinal jedes Jahr einige Male in Verzweiflung und Verwünschungen ausbrach und unter Vorwürfen gegen den undankbaren wie unverständigen König sein Amt hinwarf und von seiner notwendigen Entlassung sprach. Er war es gewohnt, daß die nervöse Natur des Kardinals bei diesen Gelegenheiten in Zuckungen und Krämpfe verfiel. Er ließ sich deshalb auch von der jetzigen Szene gar nicht weiter berühren, als daß er in ganz ruhigem Tone zu Chavigny sagte: „Laßt doch den Pater Joseph rufen! Der ist ja daran gewöhnt und weiß, wie die Eminenz bei solchen Anfällen behandelt werden muß." Chavigny tat das; Pater Joseph kam, warf dem ruhig dastehenden Desnoyers einen seiner

grimmigsten Blicke zu aus seinem ohnehin grimmig garstigen Antlitze und begann seine Manipulation mit dem zuckenden Körper Richelieus. Diese nervösen Krisen, welche sonst nur Frauen eigen sind, wurden durch Bespritzen mit Wasser und Säuren, mit Einreiben an den Schläfen und in den Handflächen bekämpft, und Wasser wie Säuren standen immer bereit in dem Zimmer des Kardinals. Während die „graue Eminenz" in der groben Kapuzinerkutte solchergestalt die rote Eminenz im seidenen Gewande behandelte, redete Chavigny leise in Desnoyers hinein. Er schien ihm Vorwürfe zu machen, Forderungen zu stellen, ja er schien ihm zu drohen. Desnoyers' niederhängende Augenlider zuckten nicht im geringsten, und er erwiderte kein Wort. Er sah nur zuweilen nach den Eminenzen hinüber und flüsterte endlich lächelnd: „Ich habe ihm noch mehr zu sagen." „Nur jetzt nicht!" „Gerade jetzt. Und das wird besser wirken als Pater Josephs Essig."

Desnoyers fühlte sich sicherer in seiner Stellung als Richelieu in der seinen. Er stand dem Könige näher und war deshalb für Richelieu eine notwendige Brücke. Er wich von Richelieu ab in der religiösen Frage und hing darin mit den Jesuiten zusammen. Und zwar eng. Aber er verstand Richelieus politische Gedanken und war ihm darin förderlich beim Könige. Er war eine Art Übersetzer Richelieus für den König. Das wußte niemand so gut wie Richelieu, und da Richelieu dieser Übersetzung und Vermittelung nicht entbehren konnte, so konnte er und mochte er auch diesen Desnoyers nicht entbehren. Das wußte Desnoyers ganz gut, und deshalb machte er so wenig Umstände mit dem Kardinal.

„Pater Joseph," sagte er jetzt plötzlich, „Ihr seid fertig, wie mir's scheint, und Eminenz ist ruhig. Wir danken und bitten Euch, das Zimmer zu verlassen. Ich habe Seiner Eminenz noch weitere Mitteilungen zu machen."

Wie ein borstiger Hund, welcher die Zähne fletscht, wendete sich Pater Joseph zum Abgehen, unterließ aber die Äußerung

nicht: „Tötet ihn nur ganz, diesen Geist, an dessen Schuhriemen Ihr nicht reicht, Ihr — alle!“

Richelieus Körper hatte leise gezuckt bei Desnoyers' Rede von „weiteren Mitteilungen“. Das geistige Verständnis mochte also wohl vorhanden sein bei ihm, obwohl er noch mit geschlossenen Augen dalag. Es war eine Eigentümlichkeit seiner Stellung oder seines hypochondrischen Gemütswesens, daß er — der mächtigste Mann im Reiche! — sich keinen Augenblick sicher glaubte in seiner Stellung. Jedes halbe Wort aus der Umgebung des Königs erschreckte ihn, und jeden Tag fast sah er wie ein Gespenst den Untergang an sich herantreten. Und zwar den Untergang in grausamer Form. Geschichtliche Vorgänge bestärkten seine reizbare Phantasie nur zu sehr in dieser Angst. Der allmächtige Guise war in Blois wie von einem Blitzstrahle der Ermordung getroffen worden, und unter diesem schwächlichen Ludwig selbst — wie lange war es her? Nicht zwei Jahrzehnte! — da war Concini, der Marschall d'Ancre, damaliger Premier und ein Gönner Richelieus, jählings niedergeschossen worden auf Befehl des noch ganz jungen Ludwig. So was vergißt sich nicht. Am wenigsten, wenn man so durchaus eigen und verwegen Politik treibt, wie es Richelieu tat, und die ganze alte Gesellschaft, den Königen immer am nächsten stehend, gegen sich erbittert weiß. Der Kardinal lebte sein Leben wie ein immerwährendes Wagnis, wie eine tägliche Lebensgefahr. Sein Geist aber war viel größer als sein Mut, der ja vom Körper äußerst abhängig ist — wie mußten also Desnoyers' „weitere Mitteilungen“ jetzt an sein Gemüt klopfen, nachdem er sich gerade jetzt zu so heftigen Ausbrüchen gegen den König hatte fortreißen lassen.

Es herrschte Totenstille, als Pater Joseph zur Tür hinausgegangen war. Der Kardinal lag regungslos. Chavigny blickte ängstlich auf Desnoyers, dieser auf den Kardinal.

Dann trat Desnoyers einige Schritte näher an den Kardinal.

Aber nur einige Schritte; er blieb immer noch eine Strecke von ihm entfernt, als er zu sprechen anfing:

„Ich setze voraus, daß Ihr mich hört. — Der Herzog von Sachsen hat heute in St. Germain die Herzogin von Rohan ausgezeichnet. Und als der Herzog von Tremouille in das Gehör der Unterredung gekommen ist, da hat er gehört, daß der deutsche Fürst den Herzog von Rohan bald zu sehen hoffe. Das war an und für sich schon auffallend genug. Der Feldherr in des Königs Solde und Dienste Hand in Hand mit dem Hugenottenführer! Bald wurde es noch bedenklicher. Es traf ein Spezialbericht ein von der Ostgrenze. Dieser besagt, daß der Herzog von Rohan aus Genf verschwunden sei. Man will ihn in der Gegend von Nancy gesehen haben; man vermutet, daß er auf dem Wege nach Paris sei."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so schnellte der regungslos daliegende Kardinal auf seinem Lager in die Höhe und saß da wie ein gesunder Mann. Die Augen leuchteten, das bleich und schlaff gewordene Antlitz spannte und rötete sich, und schrill sprang aus seinem Munde der Ruf: „Rohan, der Hugenotte?!" Man konnte denken, der ganze Krankheitsanfall sei nur Komödie gewesen. Das war aber nicht der Fall. Die Reizbarkeit seines Nervenlebens brachte so jähe Sprünge mit sich. Auf Gefährliches in den „weiteren Mitteilungen" Desnoyers' war Richelieu gefaßt gewesen; statt dessen kam das Hugenottentum zum Vorschein. Darin war er einig mit dem Könige; jegliche Besorgnis also war im Nu von ihm gewichen, und er stürzte sich wie der Raubvogel auf eine Beute, die ihm so wohlgefiel, wie dem Könige.

„Chavigny!" fuhr er fort, „sogleich hinüber ins Kastell und Tristan unterrichten. Er soll mit seinen sichersten Leuten auf der Stelle hinein nach Paris, und wenn er den Rohan fängt, wird er königlich belohnt."

Unter dem Kastell war das Feudalschlößchen von Rueil gemeint, wo die Leibwache lag, welche der König seinem Premier

in freundlicher Stunde bewilligt hatte. Tristan war ein kundiger Fanghund in derselben.

„Noch einen Moment, Chavigny," setzte Richelieu hinzu, indem er aufstand, „vielleicht hat Freund Desnoyers noch nähere Angaben?" „Das kaum, Eminenz. Von einem Schweizer ist in dem Bericht die Rede, des Namens Erlach. Ein Patrizier und Kriegsmann aus Bern, der in voriger Woche mehrmals in Genf und im Hause Rohans gesehen worden ist. Derselbe Mann hat den Herzog von Sachsen in Frouard aufgesucht bei Toul. Es scheint ein Zwischenträger zu sein und wird sich wohl auch in Paris einstellen, wenn Rohan sich wirklich hereinwagt." „Ein Schweizer, Erlach — du hörst, Chavigny! Versieh Tristan mit einer Summe; kein Geld, keine Schweizer! Ein Schweizer nimmt Geld. Aber d e r ist zu schonen, da er mit Herzog Bernhard verkehrt. Der deutsche Herzog überhaupt ist mit Vorsicht und mit Respekt zu behandeln. Ihm gegenüber teil' ich die Ansichten in St. Germain durchaus nicht. Ich spreche darüber morgen mit dem Könige. Der Hugenott dagegen ist vogelfrei. Noch sonst was, Desnoyers?" „Nicht daß ich wüßte!" „Laßt Eure Grillen, Desnoyers, gegen den ketzerischen Herzog! Wir brauchen ihn, brauchen ihn dringend. Ich weiß es. Meinem gebrechlichen Leibe, der mich zu törichten Ausbrüchen fortreißt, mögt Ihr mißtrauen; meinem Geiste nicht. Er sagt Euch, daß wir dieses deutschen Herzogs gar bald dringend bedürfen werden. Ohne ihn kann uns der Reichsfeind im Laufe dieses Sommers aus Paris jagen, und das würde dem bequemen Desnoyers doch unbequem sein, nicht? Jetzt Adieu! Adieu!"

Chavigny und Desnoyers gingen. Der Kardinal sah ihnen nach und sank dann erschöpft auf sein Ruhelager, der Verbindung Rohans mit Bernhard nachdenkend. Solcher Verbindung mußte um jeden Preis gesteuert werden. Zu Toulouse auf offenem Markte war einem Montmorency der Kopf abgeschlagen worden, weil er rebellisch aufgetreten war gegen

die Politik des Kardinals — auch gegen einen Rohan wird dieser Kardinal kein Bedenken tragen.

## IV.

Was war unterdessen mit dem gelben Dietrich geschehen, dessen Pferd durchaus nicht auf gewöhnlichem Wege nach Rueil wollte? Mit diesem Pferde hatte es eben seine eigene Bewandtnis. Es war Mustafa geheißen und war ein Original. Die Stallknechte in St. Germain kannten es sehr gründlich und waren ebenso gründlich dagegen eingenommen, daß dem ersten besten ein Reitpferd angewiesen wurde, und nun gar einem so kuriosen gelben Fremdlinge. Korporationen pflegen unter sich einen stehenden Schabernack. Unter diesen Korporationen besonders die Dienerschaft eines großen Marstalls. Letztere betrachten die Pferde ihrer Herrschaft als ihr Eigentum, wenigstens als ihre Belehnung, und wenn ungewöhnlich über sie verfügt wird, so ärgern sie sich und meinen, sich rächen zu müssen.

In den Ställen von St. Germain wurde unter gemeiner Heiterkeit an jenem Abende alles das besprochen, was der eigensinnige Mustafa mit dem gelben Fremden wohl alles anstellen würde.

Und Mustafa hielt ihnen Wort. Der Schimmel gilt sonst für das ruhigste, zuverlässigste und dauerhafteste Tier unter den Pferden. Nur der schwärzliche Eisenschimmel macht eine Ausnahme. Er gilt für tückisch. Mustafa war kein voller Eisenschimmel, denn er war in vorgerücktem Alter stellenweise ganz weiß geworden, was beim Eisenschimmel eigentlich nicht vorkommt. Stellenweise grell weiß, so daß er wie ein geschecktes Roß leuchtete und deshalb nicht eben vornehm aussah. Aber die eigensinnigen Grillen einer Eisenschimmelnatur lebten in ihm. Und da er nicht mehr jung war, so zeigten sich diese Grillen nicht flüchtig, sondern recht standhaft.

Als Mustafa mit seinem bewegten Reiter an Rueil vor-

über war, hielt er es für ratsam, die Straße zu verlassen und sich nach rechtshin zu wenden in Feld und Wiese. Er tat dies so jählings, daß Dietrichs ohnehin geringer Schluß völlig überrascht wurde von dieser Wendung und zu nichts wurde. Das heißt, die Beine Dietrichs verließen seitwärts den Rücken Mustafas und suchten den Erdboden. Sie fanden ihn auch sehr geschickt; Dietrich fiel nicht und lief auf der Stelle dem Schimmel nach, als ob er ihn so beiläufig einholen könnte. Dietrich war ganz berechtigt zu diesem Gedanken, denn Mustafa, des wilden Laufens müde, blieb bald stehen, sah sich nach seinem Kameraden um und wieherte. Er schien Dietrich einzuladen. Sobald dieser aber in die Nähe kam, machte Mustafa, wunderlich quiekend, einige Bocksprünge und ging in kurzem Galopp weiter. Das wurde bei der warmen Frühlingsluft bald schweißtreibend für Dietrich, und er überlegte endlich, ob er den Racker von Schimmel nicht seinem Schicksal überlassen und zu Fuß umkehren sollte. Aber von Rueil war er schon sehr weit entfernt, der Abend sank nieder, am Ende fand er den Weg gar nicht mehr dahin, und das Pferd konnte ganz verloren gehen. Reich war Vater Groot nicht, lächerlich war es auch, wenn dem Reiter das Pferd unter den Beinen auf Nimmerwiederfinden abhanden kommt, er entschloß sich seufzend, Mustafa aufs neue zu folgen. Beim Aufsteigen in St. Germain hatte er vom Stallknechte die Worte gehört: „Nun, Mustafa, tu' deine Schuldigkeit!" Er wußte also den Namen des Ausreißers und hoffte, es würde eine gute Wirkung machen, wenn er den Namen fleißig ausrufe. Das schien gar nicht unrichtig. Denn er sah jetzt den Schimmel gar nicht mehr, es standen Gesträuche vor seinen Augen, und die Sonne war untergegangen; als er aber mit guten Lungen „Mustafa! Mustafa!" ins Leere geschrien, hörte er in weiter Ferne das Wiehern des Pferdes. Ein gewisser Rapport zwischen beiden war also hergestellt, und besseren Mutes trabte Dietrich der gefundenen Richtung nach. So kam er an eine große Wiese, auf deren Mitte Mustafa

friedfertig mit dem jungen Grase beschäftigt war. Er sah sich kauend nach dem herankommenden Dietrich um und wieherte offenbar freundschaftlich. Jetzt, meinte Dietrich, sei der Friede hergestellt, und Mustafa werde sich besteigen lassen. Mustafa aber betrug sich kindisch, als wollte er spielen wie ein junger Hund. Er quiekte wieder, als Dietrich nahe war, und sprang bockend eine Strecke zur Seite, sofort wieder grasend. Das wiederholte sich, bis es nun wirklich dunkel wurde und Dietrich hoffnungslos stöhnte. Endlich war der Zügel über Mustafas Kopf heruntergefallen und hatte sich in den Vorderbeinen des Tieres verfangen. Jetzt war Mustafa im Fortspringen gehemmt, und — was mehr sagen will — Mustafa schien einzusehen, daß ein weiteres Spiel unter solchen Umständen für ihn selbst, daß heißt für seine Knochen, mißlich sei, denn dies Roß war augenscheinlich ein ganz verständiges Beest. Es blieb jetzt stehen, ließ Dietrich an sich, ließ seine Beine befreien, ließ alle Anstalten zu seiner Besteigung geschehen und biß nur ein einziges Mal herum, als Dietrich sich mit letzter Kraft aufschwang. Bei dieser Gelegenheit riß es ihm freilich einen großen Fetzen aus dem gelben Mantel. Aber Dietrich saß doch nun wieder oben und hatte es im Zügel. Leider wollte es nun trotz aller Hilfe nicht von der Stelle und schüttelte den gelben Lappen, der ihm nicht schmeckte, und schlug hinten aus. Hier in dunkler Einsamkeit griff Dietrich getrost zum Sattelknopfe, um sich festzuhalten, und als Mustafa die Überzeugung gewann, daß der Kamerad nicht mehr herunterzubringen wäre, so entschloß er sich, weiter zu schreiten. Aber wohin? Dietrich selbst wußte kaum noch, auf welcher Seite Paris liegen mochte, und er konnte sich auch nicht verhehlen, daß Mustafa sich nicht lenken ließ. Er grunzte dann immer, wenn Dietrich nach links den Zügel zog, wo er Paris vermutete. Mustafa ging eigentlich im Schritt mit ihm durch. „Allah ist groß,“ dachte Dietrich, „er erleuchtet auch die Tiere, und dieser niederträchtige Mustafa wird dich wohl irgendwohin bringen zu menschlichen Stätten.“

So geschah es auch. Sie kamen auf eine Heerstraße, und Mustafa wendete sich jählings links. Zugleich ging der Mond auf, und Dietrich meinte in der Ferne die dunklen Schatten der Stadtwälle zu sehen; er lobte innerlich den Verstand Mustafas. Richtig, nach einigen Minuten lag das Tor vor ihm, Mustafa wieherte und schritt hinein.

Am Ausgange des Torgewölbes war die Torwache, und vor ihr saßen bei dem warmen Abend im lichten Mondscheine die Truppen, welche Wache zu halten hatten. Sie waren von der Leibwache Richelieus, welche von Tristan gerade an dies östliche Tor geführt worden waren, weil der Herzog von Rohan mit Wahrscheinlichkeit von dieser Seite erwartet werden konnte. Tristan saß unter ihnen. Er, sowie mehrere andere, hatten vor einigen Stunden den durchgehenden Mustafa am Schlößchen von Rueil vorüberlaufen sehen, sie kannten alle das verrufene Roß aus der Stallung des Königs persönlich, sie erkannten es jetzt auf der Stelle, als es im grellen Mondlichte aus dem Torbogen schritt, und begrüßten es mit einem schallenden Gelächter und dem vielstimmigen Rufe: „Mustafa! Mustafa!“

Das Gelächter war natürlich. Von der entgegengesetzten Seite kam Mustafa jetzt am späten Abend wieder zum Vorschein. Jeder Reitersmann hatte sogleich die Vorstellung: Was für Umwege mag Mustafa während der Zeit mit seinem Reiter gemacht haben! Mustafa aber nahm dies Gelächter und Anschreien übel, denn scheu und stätisch war er auch, kehrte auf der Stelle um und jagte schallend durch den Torbogen wieder hinaus ins Freie. Kein Zügel half, Dietrich entfernte sich auf der Heerstraße mit reißender Schnelle von Paris. Wohl eine Viertelstunde weit. Plötzlich hielt Mustafa inne, und Dietrich hörte und sah einen kleinen Trupp Reiter vor sich. Diesen schloß sich Mustafa aus eigener Machtvollkommenheit wiehernd an, indem er nach der Stadt zu umkehrte. Den Reitern schien dies gar nicht gleichgültig zu sein. Sie wußten ja nicht,

daß dieses Umkehren und dieser Anschluß nur Sache des Pferdes war und nicht des Reiters. Sie drängten ihre Rosse nach der Seite und sprachen leise miteinander. — Aber Mustafa suchte Gesellschaft, er drängte ihnen nach. Es waren vier Männer zu Pferde. Zwei in erster Reihe, der eine stattlich und von vornehmer Haltung, der zweite breitschulterig und alltäglicher. In zweiter Reihe kräftige Gestalten, welche Diener sein mochten. Dietrich bemerkte, daß man sich von ihm zurückzog, und bat um Entschuldigung für seine Zudringlichkeit. Sie rühre nicht von ihm her, sondern von seinem störrigen Pferde, welches durchaus nur in Gesellschaft anderer Pferde fortzubringen sei. Das mochte den Reitern, die keine Gesellschaft wünschten, sehr unwahrscheinlich und befremdlich klingen. Sie hielten still. „Ah, seh' ich recht?" rief einer der Diener, „da ist ja der junge Herr von heute morgen, der Herr von Grotius?"

Dieser Diener war Mathieu, welcher Dietrich am Morgen bei der Frau Herzogin von Rohan gesehen, und welcher jetzt halblaut den zwei vorderen Reitern zuflüsterte: „Mit dem hat's keine Gefahr, der ist Protestant und unserem Hause ergeben!" Der stattliche Reiter machte aber doch Mathieu ein Zeichen, nicht weiter zu gehen in der Vertraulichkeit, und flüsterte seinem Nachbar zu, das Wort zu führen.

Dietrich seinerseits war übrigens bereits aufgeklärt. Im Palais Rohan hatte er wie oft ein lebensgroßes Bild des Herzogs gesehen, und der lichte Mondschein zeigte ihm deutlich, daß der stattliche Herr niemand anderes sei als Herzog Heinrich. Der junge Mann war aber doch so gut erzogen und diplomatisch geschult, daß er ein Geheimnis nicht aussprach, solange man ihm das Stichwort dafür nicht brachte. Er war nur beflissen, sich angenehm zu machen. Er erzählte also, da man die Pferde wieder in Schritt gesetzt, was heut alles in Paris und St. Germain vorgegangen wäre mit dem Herzoge Bernhard. Hätte er sich lieber nützlich gemacht! Er ließ aber getrost den Herzog auf das Tor zureiten, hinter welchem Tristan mit

seinen Trabanten auf diesen Herzog lauerte. Er wußte freilich nicht, daß dieser Tristan sogar herausspaziert war durch die Torwölbung und ins Feld herausblickte. Der Mond spiegelte sich schimmernd auf seinem mit Silber ausgelegten Wehrgehänge.

Der breitschulterige Reiter neben dem Herzoge — es war Erlach von Bern — hatte ein sehr scharfes Auge und entdeckte auf etwa hundert Schritt Entfernung diesen Schimmer. „Was blinkt denn da vor dem Tore?“ sagte er mit tiefer Baßstimme, „sind denn auch außen im Felde Wachen aufgestellt?“ Bei dieser Frage endlich schoß Dietrich das Blatt, und er kam auf den richtigen Gedanken. „Holla, meine Herren, einen Augenblick Halt! Ich habe vorhin beim Einreiten gesehen, daß die Leibwache des Kardinals hier im Tore stationiert ist.“

„Nachmittag war sie nicht da!“ sagte hastig Mathieu, „das hat was zu bedeuten!“ „Es ist ganz ungewöhnlich“, setzte Dietrich hinzu, „und sehr auffallend!“ „Der blinkende Mann dort verschwindet im Tore,“ sagte Erlach, „als eilte er uns anzumelden.“ „Links ab zum nächsten Tore!“ rief mit gedämpfter Stimme Mathieu. „Ruhig! Mit Bedacht!“ entgegnete Erlach, „der Mann hat uns kommen sehen. Wenn niemand einreitet, so entsteht Verdacht und erfolgt vielleicht Nachsetzung. Ich reite hinein mit meinem Knechte. Ade, meine Herren!“

Und mit einem vielsagenden Blick auf den Herzog ritt er nach dem Tore. Mathieu ritt links, der Herzog und Dietrich folgten ihm.

„Wollt Ihr uns ferner begleiten, junger Herr?“ fragte der Herzog. „Wenn Ihr's gestattet, ja! Ich kenne Paris, vielleicht kann ich Euch nützlich sein.“

Dietrich war selig über diese Begegnung. Er meinte den Herzog zu erretten, und die reizenden Folgen dieser Tat knüpften sich so natürlich an seine Träume von der jungen Marguerite und von der großen, vornehmen Laufbahn. Wenn's nur nicht die Geschichte mit dem Milchtopfe wurde! Erlach fand an der Torwache so aufmerksame Leute, daß der Herzog sehr eilen

und sehr glücklich sein mußte, wenn er seinen Häschern entkommen wollte. Erlach wurde sogleich von der Wache umringt und nach Namen und Ausweis gefragt.

„Ihr kamt ja in größerer Begleitung," sagte ein kleiner, glänzend ausgerüsteter Offizier, Tristan, „wo bleibt die?"

Erlach, ein erfahrener Kriegsmann, sah dem fragenden Tristan ruhig ins Auge wie einer, der langsam versteht. „Ich heiße von Erlach", sprach er, „und bin ein Patrizier aus Bern in der Schweiz." „Also Erlach! Und wo bleibt die Begleitung, mit der Ihr kamt?" „Braucht's noch weiteren Ausweis?" „Ich frage nach Eurer Begleitung!" „Dieser Knecht hier ist meine Begleitung, und einen weiteren Ausweis hab' ich auch. Muß ich ihn vorzeigen?" „Armand, hinaus vors Tor und zusehen, wo die anderen bleiben!" Ein Gardist ging in die Torwölbung. „Ob ich den Ausweis vorzeigen muß, Herr?" „Das versteht sich." „Eine kleine Geduld. Man verwahrt so was sorgfältig, und Mondschein ist kein Sonnenschein."

Er wollte Zeit gewinnen für den Herzog, nestelte also langsam eine Tasche auf, nahm Papiere heraus und verglich sie beim Mondenlichte erst aufmerksam, ehe er ein Blatt hinreichte. Es war ein Passierschein vom Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Eine sichere Bestätigung für Tristan, daß der richtige Fang eintreffen müsse. Ungeduldig schrie er, wo Armand bleibe, und schickte einen zweiten Gardisten hinaus. Armand kam aber schon zurück und meldete, draußen sei niemand zu sehen!

„Was soll das heißen?! Ich hab' euch ja herankommen sehen, fünf, sechs Reiter breit!" „Mich? Da hat der Mond einen Hof gemacht. Doch halt, ja! Drei Mann breit, ja! Ein junger Kavalier auf einem scheckigen Schimmel kam uns entgegengejagt und hat uns fast umgerannt. Der Schimmel ging durch. Dem haben wir, ich und mein Knecht, geholfen. Davon werden wir breit ausgesehen haben. Aber zum Tor war der Schimmel nicht hereinzubringen, er machte wieder kehrt

und sauste fort." Dabei wies er nach rechts hinüber. „Nichts da! Pferde vor! Aufsitzen! Ihr, Herr von Erlach, folgt mir, wenn ich bitten darf." „Wohin?" „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Euch nur so ungenügende Auskunft geben kann wie Ihr mir."

Tristan war bekannt als sehr höflich. Aber er war auch geschickt. Er vermutete ganz richtig, daß der Herzog, wenn er dabeigewesen, links abgebogen sein werde, um auf dem nächsten Wege zum Faubourg St. Germain zu kommen. Dorthin sendete er ihm zwei berittene Gardisten nach. Zwei andere wurden im Innern nach dem Palais Rohan gejagt. Alle vier unterrichtete er leise und schnell. Desgleichen die zurückbleibende Wache, wenn der Erwartete etwa doch noch hier einpassieren sollte. Dann stieg er selbst zu Pferde und lud Erlach sehr artig ein, ihn zu begleiten. Wenn der Herzog eingeholt wurde, so trug Dietrich die Schuld. Beim nächsten Tore nämlich, bis zu welchem sie rasch geritten waren, machte Dietrich die richtige Bemerkung, es wäre ratsam, zu rekognoszieren, ob hier ebenfalls Garden des Kardinals die Wache bezogen hätten.

„Sehr richtig!" sagte der Herzog, „hättet Ihr die Freundlichkeit, das zu übernehmen und uns rasch Auskunft zu bringen?" „Mit Entzücken!" sprach Dietrich und sprengte eiligst hinein. Unbedacht! Mustafas wegen.

Dietrich fand keine Trabanten Richelieus und wollte umkehren. Mustafa aber wollte nicht. Ein Stall mochte ihm jetzt wünschenswert sein; er nahm den Zügel resolut auf die Zähne und jagte geradefort nach der Stadt. Der Herzog und Mathieu warteten und warteten. Die kostbarste Zeit verging, denn trotz Erlachs geschickter Zögerung waren doch jetzt die zwei Gardisten unterwegs, welche den Herzog einholen sollten. Mathieu hörte ihren Galopp und machte den Herzog auf das näherkommende Pferdestampfen aufmerksam.

„Wer reitet," sagte der übrigens sehr ruhig bleibende Herzog, „wer reitet bei Mondlichte in solchem Tempo? Ver-

folgte oder Verfolger. Das gilt mir. Da ist nichts mehr zu verlieren. Also vorwärts! Durchbrechend mit Schnelligkeit und Gewalt, wenn man uns im Tore aufhalten will. Du kennst den Zug der Gassen recte zu unserer Straße hinüber besser als ich. Vorwärts! Erst Schritt, um die Torwache nicht vorzeitig durch den Lärm der Pferde in der Wölbung zu alarmieren; am Ende der Wölbung aber beide Sporen einsetzen und nötigenfalls das Schwert gebrauchen. Vorwärts!"

So taten sie. Es war die höchste Zeit. Die Verfolger kamen am äußeren Tore an, als sie dicht vor der Wache ihre Pferde in Karriere setzten. Die Wache stand im Wege, noch in heiterer Betrachtung über Mustafa, der die artigsten Kapriolen gemacht hatte. Sie prallte erschreckt auseinander vor den sausenden Reitern. Der Herzog und Mathieu jagten ungehindert in die Vorstadt hinein. Kaum hatten die Wachen kopfschüttelnd sich gefaßt, da kamen im Galopp die beiden Gardisten. An diesen wollten die Wachen gut machen, was sie eben versäumt: sie griffen den mäßiger galoppierenden Gardisten in die Zügel. „Hand fort! Gardisten Seiner Eminenz!" schrien diese und setzten fragend hinzu, ob kurz vor ihnen einige Reiter durchs Tor passiert wären. Wenn sie geschwiegen hätten, so wäre ihnen der ferne Hufschlag von den Rossen des Herzogs und Mathieus noch zu Ohren gekommen. Da aber die Antwort nicht blitzschnell erfolgte, so schalten und fluchten sie und betäubten damit ihre Ohren. Die Antwort zögerte, weil die Truppen die anmaßenden Leibgarden des Kardinals nicht leiden mochten. Sie waren deshalb gar nicht beeilt, diesen betreßten Kardinalisten zu einem Fange behilflich zu sein. So gaben sie nur verschwommene Auskunft. — Allerdings, hieß es, seien in der letzten Viertelstunde zu wiederholten Malen Reiter einpassiert.

„Links oder rechts hinein?" „Geradeaus."

Der Herzog und Mathieu waren aber nach links geritten. Und nach links lautete auch der Auftrag für die Gardisten des Kardinals, denn das Hotel Rohan war auch ihr Endpunkt.

Mürrisch trabten sie nach links. Mathieu und der Herzog hatten einen tüchtigen Vorsprung. Aber sie konnten nicht mehr so schnell reiten in den engen Gassen. Ein Sturz hätte alles verdorben. Die Gassen waren zwar ganz leer, denn das sogenannte Couvrefeu war längst vorüber, es war in der elften Stunde, aber sie waren schlecht oder gar nicht gepflastert, und das Mondlicht drang nicht herab in die engen Schluchten; die trabenden Pferde strauchelten oft. Sie gelangten indessen unbehelligt bis in die Nähe der Straße, wo das herzogliche Hotel stand. Vor dieser Straße hielt Mathieu plötzlich still. „Was ist?" fragte der Herzog.

„Wir müssen horchen, Hoheit. Wenn Freund und Feind gleichzeitig reiten, so hören sie nichts voneinander. In diesem Steinhaufen schallt es ja mörderlich. Lauschen wir, damit wir erfahren, ob der Feind kommt und von wo er kommt."

Sie horchten. Hinter sich in ziemlicher Ferne hörten sie Hufschlag. „Ehe das Tor aufgemacht wird, sind sie da; wir müssen mein Haus aufgeben —"

„Still, Hoheit! Dort rechts, hört nur, dort rechts kommt auch Hufschlag näher und näher — — sie kommen von beiden Seiten."

Er hatte ganz recht. Es waren die anderen Gardisten, welche von innerhalb des Tores kamen.

„'s ist gerad' noch Zeit, vorwärts!" „Nein." „Ich mein' es anders. Nicht vor unser Hotel. Auf die Gartenseite! Vorwärts! — Ich höre sie beide, deshalb hören sie uns nicht."

Mathieu ritt quer über die Straße, in welcher das Hotel stand, in ein ganz enges, finsteres Gäßchen hinein. Der Herzog folgte ihm. Es war eigentlich nur ein unbewohnter Weg zwischen Gartenmauern und blinden Häuserflächen, und so schmal, daß kaum ein Pferd Platz hatte, sie also hintereinander reiten und ganz langsam reiten mußten. Als sie schon eine Strecke hineingedrungen waren, sagte der Herzog: „Halt, Mathieu! Was haben wir vor?" „Von unbewachter Seite ins Hotel kommen!"

„Das hat keinen Sinn, wenn die Verfolgung wirklich mir gilt. Denn alsdann wird sie nicht vor meinem Hotel stillhalten, sondern wird eindringen, wird durchsuchen, wird mich finden, auch wenn ich unbemerkt hineingekommen bin." „Nicht so leicht, Hoheit. Ich hab' im Hotel schon Vorsorge getroffen." „Das notwendigste ist: wir müssen ausspähen, ob die Reiter wirklich vor mein Haus kommen." „Pst! Hört Ihr? Die hinter uns waren, reiten eben an unserem Gäßchen vorüber, und — richtig, die anderen kommen auch. 's gilt uns! Wenn nur mein Pferd stehen bliebe, so stieg' ich ab und schlich' zurück bis an die Straße, um zu spähen. Aber Hoheit können's nicht halten, 's ist zu eng; ich kann kaum an Eurem Rosse vorbei." „Steig ab, tritt vor den Kopf deines Pferdes. Ich steig' ebenfalls ab und trete vor dein Pferd; meins kann sich ja nicht umwenden, muß also ruhig stehen bleiben — und nun geh!"

Nach zehn Minuten kam Mathieu zurück. Er berichtete, daß eine Anzahl Reiter vor dem Hotel Rohan hielten und laut sprächen. Er habe zu verstehen geglaubt: „Im Namen des Königs." Da sei wahrscheinlich das Tor aufgemacht worden, denn die Reiter seien verschwunden, also sicherlich hineingeritten in den Hof. „Jetzt durchsuchen sie jedenfalls das Hotel und finden nichts."

„Und dann durchsuchen sie die Umgegend." „Schwerlich. Wenn wir nur unsere Pferde los wären; die sind uns jetzt garstig im Wege. — Die nächste halbe Stunde, während die Schufte da das Hotel durchsuchen, sind wir am sichersten. Was meinen Hoheit? Dies Gäßchen führt drüben zu einer schlechten Gasse, und dort ist ein kleines Fuhrmannswirtshaus. Den alten Wirt kenne ich aus früherer Zeit. Er war einmal Hugenotte. Kann sein, daß er hat katholisch werden müssen; ehrlich ist er's gewiß nicht. Unsere Leute sind auch gewiß noch seine Hauptkunden; 's war ein braver Kerl, der bucklige Giroflay. Dort stellen wir die Pferde ein und lassen uns für Hoheit eine Schlafstelle geben. Ich nehme dann den Giroflay vor und fühl' ihm auf den Zahn.

Ist er brav geblieben, wie ich glaube, dann hat's gute Wege. Seine Stallung nämlich grenzt an die Gartenmauer unseres Hotels. In früherer Zeit bin ich oft des Nachts auf dem Wege heimgekommen, wenn wir zersprengt worden waren, und die Leiter wird sich auch heut noch finden. Da steig' ich in unseren Garten, schleiche ans Palais und rekognosziere. Sind die Racker noch drin, so wart' ich. Sind sie mit langer Nase abgezogen, dann hol' ich Hoheit, und dann seid Ihr viel sicherer im Palais, als wenn gar nichts geschehen wäre. Denn alsdann lauern sie wohl auf der Straße auf Eure Ankunft, hineinkommen sie aber nicht mehr. Wie?" „Meinethalben! Ich weiß keinen besseren Rat."

So ritten sie denn langsam hinüber bis vor das Wirtshaus. Es war verschlossen und finster. Mathieu kannte aber den Riegel am Hoftor, welches zu den Stallungen führte. Durch ein Loch griff er hinein und schob ihn auf. So kamen sie zum Stall und stiegen ab. Mathieu ging nun zurück und schloß das Tor wieder mit dem Riegel. Dann öffnete er den Stall und führte die Pferde hinein. Zwei schwere Fuhrmannshengste standen darin. Sie wieherten, und ein Fuhrmann, seitwärts auf einer Streu schlafend, richtete sich auf. Mathieu riet ihm in plattem Französisch, weiter zu schlafen. Es seien drei Stände leer, und soviel brauche er nicht einmal. — Der Fuhrmann ließ sich das gesagt sein und legte sich wieder aufs Ohr.

„Wartet hier, Hoheit, hier im Dunkeln ist's am sichersten. Ich klopfe Giroflay heraus."

Er blieb lange. Endlich kam er und flüsterte: „Es geht! Folgt mir nur." — Sie gingen schweigend über den Hof und in die offene Hintertür des Hauses. Niemand war zu sehen, und im Finstern tappten sie eine niedrige hölzerne Stiege hinauf. „Rechts!" quiekte eine feine Stimme. Man sah niemand, aber man hörte eine Tür öffnen. Mathieu nahm den Herzog an der Hand und führte ihn durch diese Tür in ein kleines, niedriges Zimmer, die Tür dann hinter sich schließend. „Das

war Giroflay", sagte er dann. „Er ist brav. Nun werft Euch getrost hier aufs Lager. Der Mond scheint herein. Sonst sucht Euch hier niemand. Ich geh' rekognoszieren."

Er ging und tastete draußen vorsichtig nach der Treppe. Da fühlte er sich angefaßt. Der bucklige Giroflay stand im Hemde neben ihm und sagte mit quiekender Stimme: „Aber nur Unterstand, Mathieu, nur Unterstand. Mein bißchen Nahrung steht auf dem Spiele. Wenn sie was suchen und was merken, dann visitieren sie jetzt immer gleich das ganze Viertel, und mich armen Gesellen haben sie auf dem Strich. Der Herr drin kann nicht bis Sonnenaufgang bleiben. Sie sind schon manchmal da, wenn der Morgen erst graut." „Nur ein paar Stunden, guter Giroflay, länger nicht. — Futter für die Pferde ist im Stallkasten?" „Ja."

Mathieu ging in den Stall, fütterte die Pferde und suchte dann die Leiter außen. Er fand sie. Neben dem Hühnerstalle legte er sie an. Sie reichte gerade aus bis zur Höhe der Gartenmauer, wo hohe Ulmenbäume von jenseits herüberragten. Das Mondlicht tat gute Dienste; er vollbrachte alles, wie er's in jüngeren Jahren oft vollbracht hatte, und oben auf der Mauer angekommen, fühlte er sich auch noch rüstig genug, wie in früherer Zeit die Leiter drüben zu lassen auf Giroflays Seite und am Ulmenbaume hinabzuklettern. Glücklicherweise ging dies etwas langsamer als früher. Glücklicherweise! Denn er war erst zur Hälfte hinab in den Zwinger, als er Stimmen hörte. Sie kamen vom Palais Rohan nach dem Hintergrunde des Gartens. Es waren Gardisten des Kardinals, welche bei der Durchsuchung des Palais nichts gefunden hatten und jetzt nachsehen wollten, ob nicht vielleicht in der Tiefe des Gartens unter den breitästigen Bäumen derjenige aufzufinden wäre, der vor ihren Schritten aus dem Hause geflüchtet sein könnte. Diener des Hauses mußten ihnen mit Windlichtern dazu leuchten.

Mathieu erschrak und kletterte hastig wieder aufwärts. Aber ein trockener Ast brach unter ihm mit Geräusch. Er mußte innehalten und in Umklammerung des Stammes hängenbleiben.

Gar lange, dies fühlte er, war das mit den angespannten Kräften nicht durchzusetzen. Wenn sie nur nicht schon das Krachen des heillosen Astes gehört hatten, der noch dazu langsam, vielfach anschlagend zu Boden fiel. Wahrscheinlich! Denn sie kamen geradenwegs auf den Baum zu, an dessen Mitte er oben angeklammert hing. — Das waren peinliche Minuten. Wenn nur keiner aufsah! Das geschah wohl. Aber Windlichter und Mondschein mochten einander nicht unterstützen, sondern eher blenden. Er ward nicht entdeckt, und sie gingen weiter. Eins war klar: er war zu zeitig gekommen und mußte warten. Das Warten war aber sehr mißlich geworden: er hatte gehört, daß einer der unten suchenden Gardisten fluchend geäußert, nun müßte eben das ganze Viertel abgesucht werden, was in der Nacht eine sehr lästige Arbeit wäre. In der nächsten Viertelstunde also schon war Giroflays Haus gefährdet und mit ihm der Herzog. Was tun?

„Der Herzog muß gleich geholt werden! Hier ist er jetzt sicherer als drüben", sagte sich Mathieu und kletterte hinauf, kletterte drüben hinunter und eilte zum Herzoge.

Dieser saß nachdenkend im kleinen Zimmer. Auf Mathieus Mitteilung schwieg er eine kleine Weile, dann sagte er sanft: „Nun denn! Etwas Besseres ist doch nicht mehr zu tun. Mißlingt es, so hab' ich wenigstens Weib und Kind noch einmal umarmt."

Er war an die sechzig Jahre alt, und die Leiterexpedition war eine körperliche Zumutung für ihn. Denn er mußte oben auf der Mauer reitend verweilen, bis Mathieu die Leiter mühsam und langsam aufgezogen und nach der Gartenseite wieder angestellt hatte. Aber er war noch ein rüstiger Kriegsmann, welcher seine Glieder immer in Übung erhalten hatte. Eine schlanke, geschmeidige Gestalt über Mittelgröße, ging er an die Eskalade wie zum Ersteigen eines Festungswalles und besiegte auch oben den Schwindel. Er kam glücklich in seinen Garten hinab.

„Giroflay muß fürs nächste seine Leiter einbüßen," flüsterte Mathieu, indem er sie niederzog und zwischen den Bäumen hinlegte, „denn wenn sie drüben beim Visitieren gefunden würde, so kämen sie wohl auf den richtigen Gedanken. Unsere armen Pferde sind ohnedies schlimm genug daran. Man wird nach ihren Reitern fragen. Gott weiß, ob ich meinen Grauschimmel wiedersehe! Verfluchtes Pack, diese Götzenknechte! Aber da weiß ich nicht zu helfen. Vielleicht nehmen sie's nicht so genau! — Hoheit müssen jetzt hier warten, denn ich muß erst nachschauen im Hause und die Frau Herzogin unterrichten — sie wird schön außer sich sein!"

Nach einer längeren Weile schlich er auf das Haus zu. Kaum war er fort, so hörte der Herzog aus Giroflays Hofe herüber Lärm — die Verfolger waren dort eingefallen. Mathieu kam bald zurück mit der Nachricht, das Hotel sei rein, die Frau Herzogin erwarte mit Schmerzen den Herrn Gemahl. Der Herzog machte ihn aufmerksam auf das, was in Giroflays Hofe vorginge, und daß nun, wenn sie die herrenlosen Pferde entdeckt, die Nachforschung aufs neue beginnen würde.

„Drin im Hause ist gut vorgesorgt, dort finden sie die Hoheit nicht, aber freilich", fügte Mathieu ächzend hinzu, „den Grauschimmel verschmerz' ich nicht."

Und nun gingen sie rasch durch den Garten und traten in den offenen Saal, wo heute morgen Mathieu den nichtswürdigen gelben Junker gesehen. Denn ihm schrieb er den Verrat zu.

---

Der arme Dietrich! Er hatte Not genug bestanden. Mustafa war mit ihm in unaufhaltsamem Tempo nach der Seine zu, über die Brücke und durch den Louvrehof in den Stall gelaufen. Hier war er im Winter zu Hause, hier hatte er an der Stalltür unter lustigem Wiehern zum letzten Male seinen Gastreiter abgestreift durch eine maliziöse Kapriole. Dietrich war so erschöpft gewesen, daß er kaum wieder aufstehen gekonnt

und, noch am Boden sitzend, den lachenden Stallknechten nur unvollständig erzählt hatte, wie dies schlimme Roß ihm in St. Germain anvertraut worden wäre. Die Stallknechte hatten ihn aufgehoben unter unangenehmen Mitleidsbezeugungen, und als sich nach Befühlung aller Gliedmaßen herausgestellt hatte, daß nichts zerbrochen und daß er nur, wie sie es nannten, unschädlich gerädert wäre, da war er fortgehumpelt, nichts mehr suchend als seines Vaters Haus und sein gutes Bett.

Er brauchte auch noch gutes Glück, um diesen Zweck zu erreichen. Denn er nahm seinen Weg über die Straße St. Honoré und wollte durch das Palais Kardinal gehen, welches schon damals nach seinem kaum vollendeten Aufbau zum allgemeinen Durchgang benutzt und gestattet wurde. Eben hinkte er unter die Arkade im ersten Hofe, da kam in der Honoréstraße Tristan angeritten mit Erlach. Denn hier im ersten Hofe des Palais Kardinal war der polizeiliche Mittelpunkt des Premierministers, hierher brachte Tristan den verdächtigen Schweizer. Wenn Tristan hier den geräderten Dietrich erwischte, so konnte sich die geheimnisvolle Angelegenheit mit dem Herzoge von Rohan rasch und übel aufklären. Dietrich war ja vier Reitern begegnet, während Erlach nur von zweien hatte wissen wollen — und Tristan erkannte schon von weitem den sehr kenntlichen gelben Junker, der unter den Lampen der Arkaden langsam dahinhinkte; er rief ihm zu, er beorderte im Absteigen einen der wachehaltenden Gardisten, den gelben Herrn aufzuhalten. Der Gardist machte auch sogleich Anstalt dazu, aber der warme Frühlingsabend unterstützte Dietrich. Der zweite Hof des Palais nämlich, reichlich mit Bäumen bepflanzt, mit Springbrunnen versehen und einen Park bildend, war gleich bei seinem Entstehen eine beliebte Promenade der Pariser geworden, und Richelieu, der bei den Bürgern populär zu sein wünschte, hielt streng darauf, daß niemand durch seine Wachen belästigt wurde. Da nun an diesem milden Abende diese Pariser scharenweise in den neuen Park drängten und Dietrich rasch von der Menge

verdeckt wurde, die Wache aber, ihres Auftrags eingedenk, kein störendes Aufsehen machen wollte, so entkam er dieser Gefahr und gelangte unangefochten in sein Haus und in sein Bett. —

Am andern Morgen glaubte er alles geträumt zu haben. Das große Loch im Mantel aber widersprach. Es belehrte ihn, daß Mustafa wirklich mit ihm in Berührung gewesen. Er hatte ein sehr kindliches, naives Verhältnis zu Vater und Mutter. Ihnen erzählte er beim Frühstücke den ganzen Vorgang. Sie waren sehr erschrocken darüber. Der Vater besonders zeigte sich betroffen von den politischen Folgen, welche der Vorgang für Dietrich haben könnte. Wenn es wirklich der Herzog von Rohan gewesen — und nach Dietrichs Angaben war das kaum zu bezweifeln —, so konnte hundertfacher Verdacht und widerwärtige Untersuchung entstehen. Der Sohn des schwedischen Gesandten konnte für den Helfershelfer gelten bei Einschmuggelung eines geächteten Hugenottenführers. Und auf der anderen Seite war Grotius ja ganz und gar für diesen Hugenottenführer — es wurde beschlossen, Dietrich sollte in den nächsten Tagen das Haus nicht verlassen.

Der Vater aber rüstete sich, die Runde zu machen an allen Quellen der Pariser Politik. Quellenstudium nannte er selbst diese diplomatische Aufgabe. Er war und blieb ein Gelehrter. Vermittelung zu üben in dialektischer Form war ihm amtliches Geschäft. Sanft und leise dabei vorzugehen war ihm Bedürfnis. Dogmatische Hartnäckigkeit in spitzfindigen Unterscheidungen war ihm als jungen Manne gar zu übel bekommen: in den Sektenstreitigkeiten der holländischen Protestanten war er damals in Lebensgefahr und Verbannung geraten, und das hatte ihn vorsichtig gemacht. Dialektische Übung macht nachgiebig, wenn man nicht cholerischen Temperamentes ist. Es hat alles mehrere Seiten! sagt man sich, und wenn man alle Seiten prüft, so kommt man zu einem Ausgleiche! Seine Stellung in Frankreich war ja auch sehr schwer und nötigte ihn zu lauter kleinen Schritten.

Selbst Protestant und Vertreter des vorkämpfenden protestantischen Schweden, hatte er ein Bündnis mit Frankreich aufrecht zu erhalten, mit dem katholischen Frankreich, welches die protestantischen Hugenotten erbarmungslos ausrottete. Derselbe Richelieu, welcher jetzt gleißend freundlich mit ihm unterhandelte, hatte ihn noch vor wenig Jahren grimmig verfolgt, als er von Holland nach Frankreich geflüchtet war. Jetzt mußte er artig und zuvorkommend mit diesem Kardinal verkehren über Politik und Grundsätze. Welche Aufgabe!

Groots Frau, Dietrichs Mutter, redete ihm auch zuweilen dringend ins Gewissen, seinen Charakter nicht zu verlieren, seiner Religion nichts zu vergeben. Sie war strenger in Glaubenssachen als er, wie denn Frauen überhaupt enger und treuer sind in ihren Grundgedanken. Dabei war sie sehr mutig. Mit Gefahr ihres eigenen Lebens hatte sie ihn, der in eine Bücherkiste gesteckt worden war, aus dem holländischen Gefängnisse errettet und hatte in Not und Gefahr tapfer und werktätig zu ihm gehalten. Maria von Reigersberg war ihr Mädchenname gewesen; Maria van Groot war jetzt in Paris eine mutige Beschützerin manches armen Hugenotten, welchen Hugo van Groot als Gesandter ohne Trost und Unterstützung abweisen mußte. Auch jetzt, als ihr Mann aufbrach, rief sie ihm zu: „Zeig' dich nicht zu nachgiebig, Hugo, bei den Leuten vom Hofe und beim Kardinal selber! Hüll' dich wenigstens in vieldeutiges Schweigen. Sie brauchen die schwedischen Heere, sie brauchen den Herzog Bernhard. Und es ist gar zu niederträchtig, wie sie gegen den Rohan verfahren. In das Haus eines so vornehmen Mannes einzubrechen mir nichts dir nichts! Eines Mannes, der nicht angeklagt ist, mit dem sie in offiziell freundlicher Verbindung sind. 's ist nichtswürdig! Laß das geschrieben stehen auf deiner hohen, schönen Stirn, Hugo!"

„Das werd' ich schon, meine brave Maria! Und du, Dietrich, setze während meiner Abwesenheit die Schilderung auf von gestern, die Schilderung für die Königin bis zum Besuche von

Rueil. Ich denke den Herzog Bernhard zu sprechen und von ihm zu erfahren, was er mit dem Kardinal abgemacht. Denn ich selbst kam gestern zu spät nach Rueil; der Kardinal empfing niemand mehr, und der Herzog war im intimen Hauskreise für mich unnahbar. Die Königin wartet auf diese Nachrichten, ich sende heute nacht einen Kurier. Sei fleißig und unterhaltend mit Details. Sie liebt es, das weißt du, und du kannst es ja sehr gut, mein begabter Sohn. Gott behüte euch!"

Sie bewohnten ein kleines Haus im Marais, dem jetzt so abgelegenen Teile von Paris, welcher damals noch von den Zeiten des zweiten Heinrich her ein gesuchtes Stadtviertel war. Es hatte dieser niedrig gelegene Stadteil — und hat sie zum Teil jetzt noch — eine vom übrigen Paris abweichende Physiognomie. Giebelhäuser mit kleinen Gärtchen. Auch ein bescheidenes Vermögen gestattete den selbständigen Besitz eines eigenen Hauses; denn die Häuser waren von bescheidenem Umfange und waren nicht angetan zu Vermietungen.

Solch ein bescheidenes Haus bewohnte die Grootsche Familie allein. Unten war die Gesandtschaftskanzlei. Oben war alles holländisch eingerichtet, sauber und einfach. Da waltete die lichtblonde Maria und verzog ihren Sohn. Sie lächelte, wenn man ihr das andeutete, aber sie lächelte überlegen. „'s ist meine Freude so," pflegte sie zu sagen, „und wer weiß, ob es nicht das beste ist! Die Freiheit ist in allen Dingen gut, auch in der Erziehung. Ich sag' meinem Dietrich schon, was ich für fehlerhaft halte; er mag sich's selbst zurechtlegen; nur so wird es ehrlich und wird es wahr, was ich ihm rate. Unterdes genieß' ich ihn uneingeschränkt. Zanken würde meinen Genuß an ihm einschränken und bedrohen. Was kann man denn Besseres haben auf dieser Welt, als ein begabtes Kind?! Daran will ich mich laben früh und spät."

So sprach sie und küßte den blonden Jungen, den sie auch für schön hielt. Sie mußte — was sonst selten nötig war — ihn heute aufrichten und aufheitern. Der gestrige Tag hatte

seinem sonst unerschütterlichen Selbstvertrauen doch einen kleinen Stoß versetzt. Namentlich seine jetzige Stellung im Rohanschen Hause machte ihm Kummer, seit er vom Vater gehört hatte, daß am späten Abend noch die Trabanten des Kardinals dort eingebrochen waren. Denn diese Nachricht hatte sich blitzschnell am Morgen verbreitet, und Glaubensgenossen hatten sie frühzeitig unten in der Kanzlei mit allen möglichen Ausschmückungen erzählt. Die Frau Herzogin sei ohnmächtig geworden, die junge Prinzessin habe herzbrechend gejammert, und als schon lange alles vorüber gewesen, sei gegen Mitternacht noch einmal der berüchtigte Tristan eingedrungen und habe neuerdings visitieren lassen. Er habe sich darauf berufen, daß ein bekannter junger Protestant den Vorreiter gemacht für den Herzog, um die Wachen irrezuführen. — Das war's, was Dietrichs Heiterkeit umwölkte. Dieser junge Protestant konnte e r sein!

Die Mutter redete ihm das aus, indem sie ihm bewies, daß ja alles nur Phantasiegebilde von ihm sein könnten. Die Reiter, denen er begegnet, seien weder der Herzog noch dessen Reitknecht gewesen. Den Herzog habe er ja nie gesehen, und über den Reitknecht habe ihn das Mondlicht getäuscht. Der Beweis liege ja vor: der Herzog sei nicht angetroffen worden trotz mehrfacher Visitation. Wo sollte er denn hingekommen sein?! Er sei's gar nicht gewesen. Das sei die Aufklärung. Am Ende gab Dietrich der immer klugen Mutter recht und ging an die Arbeit. Die Mutter setzte sich ans Fenster, das aufs grüne Gärtchen schaute, und behandelte den von Mustafa arg zugerichteten gelben Mantel. Er mußte verkürzt werden; die Arbeit erforderte auch Erfindungskraft. Aber diese fehlte ihr nicht. Da saß ja der Liebling und schrieb, daß die Feder nur so flog! Der Anblick dieses Genies machte sie glücklich, und so vergingen die Stunden. — Es war Nachmittag geworden; da kam der Vater zurück. Er war erschöpft. An allen Enden von Paris war er gewesen. Frau Maria beeilte sich in liebenswürdiger Gutmütig-

keit, ihm den Schweiß abzutrocknen und einen mit Genever abgefrischten Wassertrunk aufzunötigen, ehe sie seine Schilderung zuließ. Dann setzte sie sich nähend zu ihm — sie war durchaus gegen Störung des Gleichmuts — und nun erst erzählte er:

„Ich war zuerst drüben beim Herzog Bernhard. Der ist sehr verändert, ist still und sanft. Seine Umgebung ist mürrisch. Sie deutet an, der Herzog habe sich fangen lassen in Rueil: der Kardinal, und besonders dessen Nichte hätten ihn eingelullt. Auch der König sei nachgiebiger geworden und habe den Herzog heute in den Louvre zur Tafel geladen, um ihn der Königin vorzustellen. Die Nichte! Die Nichte! Die verführerische Aiguillon war das Stichwort in aller Munde. Circe wurde sie genannt, französische Circe, und man war ganz rat- und weglos, da der Herzog bis gestern sich nie um Weiber gekümmert. Ein Schweizer, namens von Erlach, kam, als ich wegging. Ein trockener, kurz angebundener Mann. Es ist derselbe, mit dem du, Dietrich, gestern abend bis ans Tor geritten bist. Tristan hat ihn auf die Polizeistube im Palais Kardinal gebracht, und dort ist er verhört worden. Er ist kurz und grob gewesen und hat sich darauf berufen, daß ihn Herzog Bernhard nach Paris bestellt. Wenn der in Paris so wenig bedeute, daß man seine Leute wie Spitzbuben behandle, nun, so wüßte der Herzog nun samt seinen Leuten, woran sie wären mit der Freundschaft Frankreichs, und man möge ihn nur kurzweg wieder zum Tore hinaustransportieren, er brauche Paris nicht. Von Begleitung, von einem Herzoge von Rohan hat er nichts wissen wollen. Man hat ihn während der Nacht im Palais behalten, man hat nach Rueil berichtet. Der Kardinal ist böse geworden, hat auf den ungeschickten Tristan gescholten und ist heute morgen früh hereingekommen ins Palais. Erlach ist dann sogleich entlassen worden, und Tristan hat sich verantworten müssen. Dieser Tristan ist aber ein Pfiffikus. An zwei Pferden hat er nachgewiesen, daß er berechtigt gewesen, ins Hotel Rohan einzudringen. In einer Kneipe hinter dem Hotel haben diese gesattelten Pferde herrenlos gestanden und

— nun kommt die Hauptsache — in den Satteltaschen sind zwei kostbare Pistolen gefunden worden mit der fein ziselierten Rohanschen Chiffre!" „Ah!" „Das hat durchgeschlagen, und man hat eben zum dritten Male das Hotel überfallen wollen, da ist Order vom Könige gekommen, solche Prozeduren zu unterlassen. Wie das? Ja, der vornehme Adel hängt eben doch unter sich zusammen wie Kletten, auch wenn die Familien ganz verschiedenen Parteien angehören; und der König respektiert den Adel, auch wenn er wütend auf ihn ist. Kurz, die Herzogin von Rohan — die übrigens keineswegs in Ohnmacht gefallen ist, die sich im Gegenteil sehr vornehm widersetzt hat —, diese Tochter Sullys, hat heute morgen durch irgend einen großen Seigneur einen Brief an den König gebracht, der meisterhaft geschrieben sein soll. Er beschwert sich aufs bitterste über solche Behandlung von seiten untergeordneter Trabanten. Es sei am Ende noch anständiger, einen Montmorency öffentlich hinzurichten als einem Rohan nachzustellen wie einem Diebe. Wohin werde der König kommen mit dieser Herabwürdigung des Adels! Wenn der Adel nichts mehr bedeute, was werde am Ende der Höchste des Adels, was werde der König bedeuten, wenn das Ränkespiel der Emporkömmlinge à la Richelieu einmal zum Ziel gelangt wäre und den König vereinsamt hätte?! Nicht bloß einsam, machtlos werde der König dastehen und den gemeinen Massen preisgegeben sein. Von der Verhöhnung jeglicher Treue zu schweigen. Denn was sei denn das wahre Verhältnis Rohans zum Könige? Rohan sei nicht verbannt, sondern sei in offiziellem Verhältnisse mit dem Könige. Im Dienste des Königs habe er die Graubündner angeführt gegen die Spanier, die von Italien herauf die Pässe forcieren gewollt; im Auftrage des Königs habe er Verträge geschlossen, lauter Aufträge des Königs seien Rohan nach Genf zugekommen, und der letzte Verkehr zwischen dem Könige und dem Herzoge habe in Unterhandlungen bestanden, ob und wie Rohan das Kommando in Hochburgund übernehmen solle gegen die Kaiserlichen. Und gegen

diesen Mann, gegen einen der ersten Seigneurs des Reiches setze man bei nächtlicher Weile Häscher in Bewegung, als die unbegründete Meinung auftaucht, er sei in Paris eingetroffen. Sei das loyal? Sei es royal? Die Tochter Sullys habe von früher Jugend auf gelernt, was diese Worte bedeuten. Der Sohn Heinrichs des Vierten werde ihr gegenüber nicht verleugnen, was Treu' und Glaube des Königtums zu bedeuten habe. Dieser Brief hat einen tiefen Eindruck auf den König gemacht. Vor einer Stunde hab' ich Richelieu im Louvre gesehen, als er aus den Zimmern des Königs herauskam. Er war blaß wie eine Leiche. Ich hörte, wie er Chavigny zuflüsterte: ‚Drei Tage Ruhe für Rohan!' — Und dann ging er lächelnd an mir vorüber, nervös lächelnd, während ihn die Galle verzehrte, und sagte im Vorübergehen: ‚Wir müssen drei Tage warten mit unseren Geschäften. Unterhalten wir uns indessen. Ihr seid nach Rueil geladen, Herr Ambassadeur!' Im Fortgehen sprach ich einen alten Kammerdiener, der mir zuträgt, und der sagte: ‚'s ist viel im Werke!'"

„Nun also! Zunächst gibt's Frieden," sagte Frau Maria, „kommt zu Tische, ihr Herren! Dein Mantel ist auch wieder hergestellt, Dietrich. Kommt!"

Im Nebenzimmer war eine bescheidene Mahlzeit aufgetragen nach holländischer Manier, und das Grotiussche Dreiblatt stärkte sich in kürzester Frist. Feinschmecker war keins von diesen drei Gliedern, und nur über den Moment nach Tische herrschte eine kleine Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn. Der Vater nämlich wollte nichts wissen von der neuen Sitte des Tabakrauchens, welche in Holland eingerissen war. „Vor allen Dingen", sagte er, „kann man ja mit der Tonpfeife nicht schreiben, man muß sie halten." Die Mutter aber meinte, was die jungen Patriziersöhne im Haag täten, das schicke sich auch für ihren Dietrich, und der Geruch des Tabakrauches sei gar nicht übel. Dietrich also rauchte nach Tische aus langer Tonpfeife, und die Mutter fand, daß er sich würdig dabei ausnähme. Diese

Würde sollte heute auf die Probe gestellt werden. Ein Mann nämlich, ein Kriegsmann, hatte sich unten um die Kanzlei gar nicht gekümmert und war stracks heraufgestiegen in den ersten Stock. Er stand plötzlich und sehr überraschend im Speisezimmer. Sehr überraschend; denn Vater und Sohn erkannten auf der Stelle diesen geputzten Kriegsmann mit schwarzem Krauskopfe und glänzendem schwarzen Schnurr- und Knebelbarte. Es war Tristan, der gefürchtete Häscher des Kardinals. Er bedeutete nirgends was Gutes, wie höflich er auch auftrat.

Er kam wegen seines Überfalls im Rohanschen Palais. Die neueste Order des Königs hatte ihm einen strengen Verweis zugezogen wegen dieses Überfalls. Sein Gebieter, der Kardinal, hatte schelten müssen, und dies Schelten der höchsten und hohen Herrschaften poltert die Leiter abwärts und wird immer ärger, je näher es den unteren Organen kommt, welche die Befehle auszuführen haben. Tristan kannte das und wußte auch recht gut, wieviel das zu bedeuten hätte. Morgen konnte die Eminenz in der Stille von ihm wissen wollen, wie eigentlich die Sache gewesen wäre, ob man sich wirklich übereilt hätte, oder ob doch Grund genug vorhanden wäre, den hugenottischen Herzog von Rohan in Paris zu vermuten. Für diese wahrscheinliche Nachfrage in der Stille sammelte Tristan trotz der königlichen Order seine Beweise. Er hielt die Pferde und die Pistolen mit Rohanscher Chiffre in Bereitschaft, und den kleinen buckligen Wirt, den Giroflay, desgleichen. Alle möglichen Polizeimittel waren für solche Zwecke zur Hand im Palais Kardinal, und die Haftstuben waren sogar behaglicher als in der Bastille unter königlicher Gerichtsbarkeit. Giroflay befand sich da nicht übel, und es war ihm bis jetzt nichts Arges widerfahren für seine harmlose Aussage: zeitig am Abende seien zwei Reiter eingekehrt bei ihm und gleich ausgegangen. Er kenne sie nicht, und sie seien noch nicht zurückgekehrt gewesen, als er samt den beiden Pferden abgeführt worden sei durch die Trabanten Seiner Eminenz. Tristan hatte das höflich hingenommen mit der An-

deutung, es werde nicht gut werden für den kleinen Gastwirt, wenn er sich nicht bis zum nächsten Verhöre auf die ganze Wahrheit besänne. Denn man kenne ihn als einen Ketzer, welcher sich langsam zu besinnen pflege. — Von Giroflay weggehend, hatte Tristan sein Augenmerk auf den Mustafareiter gerichtet. Er war in den Louvrestall hinübergegangen und hatte sich in seiner Meinung versichert, daß man den Mustafa in St. Germain dem Sohne des schwedischen Gesandten anvertraut habe, und mit dieser festgestellten Tatsache kam er jetzt zu diesem Gesandten, um ein artiges Verhör anzustellen.

„Entschuldigen Eure Exzellenz", begann er, „einige schüchterne Anfragen in Sachen des Königs an die junge Exzellenz Euren Herrn Sohn."

Dietrich vergaß, weiter zu rauchen. Der Tabak hatte ihm schon heiß gemacht und einige Unbequemlichkeit in der Verdauung zugezogen — jetzt überfiel ihn ein unangenehmer kalter Schweiß.

„Die junge Exzellenz", fuhr Tristan fort, „ist gestern abend auf dem königlichen Pferde Mustafa in Gesellschaft von drei Reitern vor dem Tore erschienen. Die eine dieser drei Personen, einen Schweizer des Namens Erlach, haben wir kennen gelernt. Die zwei anderen Personen haben sich unserer Bekanntschaft entzogen. Wenigstens entziehen wollen, denn die Hauptperson kennen wir doch. Die junge Exzellenz wird nun um Auskunft gebeten, ob sie selbst diese Hauptperson erkannt habe."

Tristan machte eine Verbeugung und harrte auf Antwort. Dietrich schien sich vergebens auf eine Antwort zu besinnen, und statt seiner nahm endlich Frau Maria das Wort.

„Mein Sohn", sagte sie, „hat uns genau erzählt, was ihm gestern abend begegnet ist auf einem durchgehenden, bösen Pferde. Aber von weiteren Personen, mit denen er zusammengetroffen sei, weiß er nichts. Das schlimme Pferd hat all seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen." „Sehr glaublich," entgegnete Tristan, „dennoch hat es eine Weile gegeben, während

welcher das Pferd ruhig und friedlich gegangen ist. Ich selbst habe zufällig diese kurze Weile beobachten können. Ich stand vor dem Tore und sah die vier Reiter nebeneinander ankommen. Das Pferd Mustafa, auch von weitem und im Dunkeln erkennbar, ging da ganz vertraut neben den fremden Pferden, und ich bäte die junge Exzellenz um die Notiz, wie der älteste vornehme Herr unter den drei Reitern ausgesehen und wohin er sich gewendet habe." „Wie soll ich das wissen!?" stieß Dietrich hervor, „es war ja finster!" „Ah! Also das Nebenherreiten bestätigen hiermit Exzellenz. Schön, schön. — Und als der von Erlach sich trennte und geradein ins Tor ritt, da wendete sich Exzellenz mit den zwei anderen Reitern nach links?" „Ich mit den zwei — ? Ich weiß nichts von anderen zwei. Mein Beest ging am Tore wieder durch, ich glaube nach rechts." „Bitte um Verzeihung! Links ist erwiesen. Die Wache am Tore links hat Eure Exzellenz hereinsprengen sehen in die Stadt, und zwar in kurzer Distanz vor den zwei anderen Reitern. Wenn Mustafa schon vor meinem Tor durchgegangen wäre, so hätte die Distanz beim Einsprengen ins Tor links eine viel größere sein müssen. Exzellenz sind mit den zwei Reitern vertraulich von einem Tore bis zum andern geritten und haben sich mit dem älteren Herrn unterhalten. Das wird Exzellenz schon einfallen bei näherem Besinnen. Mustapha ist ferner nicht durchgehend durch das Torgewölbe gekommen, sondern erst vor der Wache ausgerissen, als Exzellenz umkehren gewollt, wohl um den außen harrenden Reitern einen Bescheid zu bringen. Wenn sich Exzellenz darauf besonnen haben, so bäte ich recht dringend um einige Merkmale des ältesten Reiters von den zweien — recht dringend, wie gesagt in Sachen des Königs, denn dieser älteste Reiter soll ein Hochverräter gewesen sein."

Die ganze Familie Grotius schrie auf.

„Mein Gott," fuhr Tristan fort, „Exzellenz bringt sich da nur durch Kürze des Gedächtnisses in Mißhelligkeiten! Denn bei fehlender Aussage nur werden die junge Exzellenz in Gerichts-

verhandlungen über Hochverrat verwickelt. Bei klarer Aussage nicht. Untersuchungsrichter hegen Verdacht, auch wo er nicht angebracht wäre, wie bei dem Sohne eines vornehmen Gesandten. Aber wenn erwiesene Tatsachen vergessen sind, da spricht der Untersuchungsrichter gleich davon, daß man einen Mitschuldigen vor sich habe, und alsdann —" „Herr Tristan!" sprach jetzt Hugo van Groot mit dem ganzen Nachdruck eines hochgestellten Mannes, „unterlaßt solche Suppositiones! Ihr steht hier, ohne eingeladen zu sein, auf neutralem Boden, auf dem Boden des Königreichs Schweden. Hier inquiriert man nicht. Auch ist nichts zu inquirieren. Mein Sohn weiß nichts von Eurem Hochverräter. Auch Seine Majestät weiß von keinem, und ebensowenig Seine Eminenz. Ich bin erst vor einer Stunde im Louvre gewesen und habe da von Eurer ungnädig aufgenommenen Beflissenheit gehört in bezug auf den Herrn Herzog von Rohan. Wenn Seine Majestät durch mich erfährt, daß ein Agent Seiner Eminenz den Herrn Herzog so sans façon als Hochverräter bezeichnet, so würde das selbst für den sehr geschickten Herrn Tristan störende Folgen haben. Wollt Ihr die vermeiden, so mögt Ihr völlig vergessen, daß mein Sohn da draußen auf einem unregierbaren Pferde unwillkürlich herum- und hereingeritten ist. Ihr versteht mich? Total vergessen! Ganz so, wie Ihr vergessen habt, daß ein Gesandter, und obenein der Gesandte einer mit der Krone Frankreich alliierten Macht eine durch das Völkerrecht geheiligte Person ist. Eminenz hält Euch für einen feinen Kopf; ich zweifle also nicht, daß Ihr mich genau verstanden habt. Guten Abend, Herr Tristan!"

Tristan hatte ihn genau verstanden und ärgerte sich. Er ärgerte sich, daß er das Wort „Hochverräter" gebraucht hatte. — Stumm und tief verneigte er sich und ging, durchdrungen von der Überzeugung, daß der vornehme Reiter der Herzog von Rohan gewesen und daß die junge Exzellenz in Kenntnis sei von dem Einpassieren dieses Hugenottenhauptes.

Mutter und Sohn waren voll Bewunderung über die staats-

männische Haltung des Gatten und Vaters und umarmten ihn. Er selbst war recht zufrieden über seine Fassung, verschwieg aber nicht, daß die Sache doch lästige Folgen haben könnte für Dietrich, wenn der König oder der Kardinal davon erführen. Und letzteres werde nicht ausbleiben, denn Tristan sage dem Kardinal alles. „Deshalb", setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, „bin ich jetzt geneigt, Deinem Wunsche nachzugeben, Dietrich, und dich der kriegerischen Laufbahn zu überlassen. Ich will morgen schon mit dem Herzoge Bernhard sprechen, ob er dich mitnehmen und an seiner Seite behalten will."

Die Mutter war nicht besonders eingenommen für die kriegerische Laufbahn ihres einzigen Sohnes. Diese Laufbahn öffne gar zuviel Türen für sein vorzeitiges Streben. Aber der weise Gatte Hugo winkte ihr mit den Augen und sagte ihr im Weggehen leise: „Sprich jetzt nicht dagegen! Dietrich kommt in üble Lage durch jenen Tristan und braucht einen Anhalt. Der Herzog Bernhard allein kann ihm dieser Anhalt werden. Wenn morgen der Kardinal den König umstimmt — und das kommt ja in jeder Woche vor! —, so greift er nach dem Haupte Rohans, und Dietrich wird inquiriert und kompromittiert trotz meiner Gesandtenwürde. Ich kann ja nicht nachdrücklich auftreten; Kanzler Oxenstierna verleugnet mich bei unserer jetzt so schwächlichen Lage; er setzt mich allenfalls ab! Politik ist ein Spiel nach Klugheitsregeln, nicht aber eine Wissenschaft nach Grundsätzen. Also ausweichen! Jedem Extrem ausweichen! Den Dietrich anschließen an eine Potenz, wie der Herzog Bernhard eine ist. Und das schon morgen. Hindere nicht! Im Gegenteile rede zu! Benütze den Abend; ich muß arbeiten, habe den ganzen Tag versäumt."

So entfernte sich der Vater. — Die Mutter war weniger ängstlich als er. Sie hatte nichts einzuwenden gegen die Hingabe Dietrichs an den Herzog Bernhard. Aber das sollte nur ein Übergang sein, sollte mit Vorsicht geschehen in bezug auf Krieg und Schlacht. Eine Mutter denkt zuerst und zuletzt an die

Verheiratung ihres Kindes. Und da hatte Frau Maria einen ganz bestimmten Plan. Sie war mit ihrem Dietrich wie eine Schwester, welcher der Bruder alles erzählt, alles anvertraut. Von dem Umgange mit der jungen Prinzessin Marguerite von Rohan hatte Dietrich ihr alles, aber auch alles berichten müssen, und mit ihren Vergrößerungsgläsern für alles, was den Sohn betraf, hatte sie sich ein Liebesverhältnis Dietrichs und Margueritens zusammengeblickt, welches ihr die Zukunft des geliebten Sohnes bedeutete. Dies war ihr Augenmerk, alles andere war ihr Nebensache. Darauf steuerte sie denn auch jetzt, als sie sich zum niedergeschlagenen Dietrich setzte. Sie suchte ihm klarzumachen, daß er zu allernächst im Rohanschen Hause Aufklärung geben müsse über sich und über das, was man durch den Herrn Tristan erfahren. „Warum? — Wieso?" „Darum, mein Kind," sagte sie ausdrucksvoll, „weil im Rohanschen Hause dein Glück aufwächst, und weil jetzt in jenem Hause ein mißtrauischer Zweifel über dich herrschen muß. Du bist am Tore plötzlich verschwunden und hast dem Herzoge keinen Bescheid gebracht. Du mußt aufklären, daß nur das abscheuliche Pferd daran schuld gewesen ist. Du mußt jetzt in der Not zeigen, daß du zu diesem Hause hältst, kurz, du mußt heut abend noch hingehen!" „Ah?!" „Ja. Und du mußt was leisten!" „Was denn?" „Höre! Zuerst machst du's ihnen klar, daß der Herzog trotz des Königs morgen schon überfallen werden kann, daß er also nicht in seinem Hotel bleiben dürfe. Du mußt ihn verbergen!" „Ich?!" „Du! Bring' ihn mit heut abend, bring' ihn hierher!" „Mutter!" „Ich weiß, was ich sage. Ich hab' schon lange ein eigenes Zimmer für dich haben wollen. Gestern hat man mir's zugesagt. Dort, siehst du? wo der Schrank steht. Hinter dem Schranke führt eine Tür ins kleine Nebenhaus. Das anstoßende Zimmer im Nebenhause hab' ich gemietet; heut abend richt' ich's ein. Da ist der Herzog sicher wie in Abrahams Schoß. — Mach' dich auf! Es wird schon dunkel. Geh' ins Rohansche Hotel, und im Finstern, unscheinbar, zu Fuß bring' nach zwei Stunden den Herzog her.

Das ist eine Leistung, ist eine Rettung, und das kann und wird dir die Familie nie vergessen!" „Mutter, du bist eine Heldin!" „Für dich, mein Sohn, sonst nicht. Für dich und deine Marguerite, verstehst du?"

---

„Für deine Marguerite," sagte Dietrich leise vor sich hin, als er nun bei sinkendem Abende seinen Weg antrat hinüber nach dem Faubourg St. Germain. Der Weg war weit, denn der „Marais" — einst wohl eine sumpfige Niederung — liegt am rechten Ufer der Seine, und zwar ziemlich weit aufwärts nach der Richtung der Bastille und des Arsenals. Dietrich hatte Zeit, nachzudenken, ehe er bis zum Hotel Rohan gelangte. Es schien auch, als wollte er erst reiflich nachdenken, denn er ging gleich über die nächste Brücke und stieg in den engen Gassen am linken Ufer hinauf, was nicht gerade der nächste Weg war. Dieser Träumer hatte einen trefflichen Instinkt bei aller Träumerei. Sobald man die einzelnen Figuren seiner phantastischen Bilder nannte, und so nannte, daß sie in eine praktische Berührung mit ihm traten, da rief es in irgend einem praktischen Winkel seines Innern plötzlich: „Nein! Mit dieser Figur können doch wohl deine Bilder nicht in Erfüllung gehen!" Und eine solche Figur war Marguerite Prinzessin von Rohan für ihn. Er schüttelte den Kopf zu dem Ausdrucke seiner Mutter: „Für deine Marguerite". Er glaubte nicht an seine Zukunft mit ihr.

Das hinderte ihn nicht, sich morgenden Tages wieder den Zukunftsbildern mit ihr getrost hinzugeben, wenn der praktische Anstoß vorüber war; aber jetzt, wo er sie sehen und sprechen und mit ihr wie mit den Ihrigen tatsächlich verkehren sollte, jetzt trat der praktische Instinkt in seine Rechte und brachte ihm das Kopfschütteln zuwege. Seine Träume waren eine Art Mondsucht: rief man ihm die Namen seiner ausschweifenden Phantasie im nüchternen Verkehr an die Ohren, dann erwachte er, und die Mondeswelt war wie weggeblasen.

Vielleicht ganz im Zusammenhange mit diesem praktischen Instinkte, mitten in lustiger Traumseligkeit, war er so weit oben über den Fluß gegangen und war er in den engen Gassen aufwärtsgestiegen. Das Innere des Menschen ist ja ein Uhrwerk, welches fortwährend geht und arbeitet, ohne daß wir mit Verstand und Willen etwas beitragen. Zufällig war es gewiß nicht, daß er plötzlich mitten in der Straße St. André stand und einen Kaufladen betrachtete, welcher einen Mohren zum Schilde hatte. Der Mohr deutete auf tropische Gewächse, deutete auf Spezereien. Dies Wort Spezerei hatte in Dietrichs Kopf gewuchert seit gestern, und jetzt stand der Keim im Halme. Hier in oder hinter diesem Kaufladen konnte das pikante Mädchen wieder zu finden sein — Louison hatte sie geheißen —, welches er gestern beim Einzuge des Herzogs Bernhard kennen gelernt. Sie hatte so lustige Augen gehabt! Vielleicht waren diese Augen wieder zu sehen!

„Trittst du in den Laden und kaufst Mandeln? — Nein! nein! Pfui, Dietrich," rief der nüchterne gesunde Sinn in ihm, „schäme dich! Dort bei den Rohans hast du Schaden angerichtet; es ist deine erste Schuldigkeit, diesen Schaden gutzumachen!" Er versetzte seinem Innern einen herzhaften Ruck und ging am Spezereiladen vorüber und machte die längsten Schritte, um rasch ans Hotel Rohan zu kommen. Er war innerlich ein braver Junge und hatte ein feines Gewissen. „Mutter hat recht!" sagte er sich, „was mögen die Rohans von dir denken! Und es kann wirklich Gefahr im Verzuge sein. Die hübsche Louison siehst du doch vielleicht morgen unter den Bäumen im Marais auf der place royale, wo die Bürgermädchen nach der Messe an Festtagen so gern herumspazieren. Vorwärts! Vorwärts!" Er geriet so ins Laufen vor Gewissensdrang, daß er atemlos und schweißtriefend im Hotel Rohan ankam. Und doch wäre es besser gewesen für die Rohans, wenn er in der Straße St. André in den Spezereiladen getreten und die Bekanntschaft der hübschen Louison gepflegt hätte! Denn in seiner phantastisch herum-

tappenden Weise konnte er den Rohans nur neuen Schaden bereiten. Er läutete heftig am äußeren Tore.

Der Pförtner kam und öffnete zögernd. Es war neun Uhr vorüber, und der Pförtner hatte aus einigen Äußerungen Mathieus geschlossen, daß sich der gelbe junge Mann schlecht aufgeführt hätte. Aber der Pförtner hatte keinen Befehl, ihn abzuweisen, und geleitete ihn schweigend über den Hof bis zum Palais. Dort wurde im Vorzimmer die Meldung angebracht, der junge Herr de Groot wünsche in so später Stunde die Frau Herzogin noch zu sprechen. Der Diener, welcher anfragen sollte, ging schweigend nach dem Innern, der Pförtner zog sich in den Hof zurück. Dietrich blieb allein in dem spärlich erleuchteten Vorzimmer. Er stand kaum eine Minute mitten im Zimmer, da hörte er einen schweren Sporentritt und sah Mathieu eintreten. Mathieu grüßte nicht und wollte an ihm vorüber.

„He, alter Freund!" rief Dietrich. „Freund?" stieß Mathieu grollend hervor, „den Teufel auch! Der junge Herr hat wahrhaftig nicht als Freund an uns gehandelt. Nach vierundzwanzig Stunden kommt Ihr uns wohl sagen, ob wir ins Tor hineinreiten können! Oder habt gar noch Schlimmeres vor! He? Nehmt Euch in acht, Herr —"

Nun versuchte zwar Dietrich alle Kraft der Wahrheit, um sich zu entschuldigen — der alte Reitersmann schüttelte aber den Kopf dazu, und der Diener kam obenein mit der Nachricht zurück, die Frau Herzogin empfange niemand mehr. Dietrich stand tiefbestürzt da. Es ging gegen sein ganzes Gefühl und Wesen, einer Unredlichkeit für fähig gehalten zu werden. Das meinte er gar nicht überstehen zu können, denn er war ein grundehrlicher Mensch. Mathieu, wie unwirsch er auch war, bemerkte das und sagte trocken: „Nun, so beweist uns das Gegenteil!" „Wie kann ich das?" „Tut etwas für uns, was wir Euch nicht mehr zutrauen." „Was denn?" „Verschafft mir meinen Grauschimmel wieder, den die Häscher mit dem anderen Pferde fortgeschleppt haben." „Wohin? Ach ja, wahrscheinlich in den Tra-

bantenstall des Palais Kardinal." „Holla! Das wißt Ihr also?" „Tristan, glaub' ich, hat so was gesagt." „Na, da kommt's ja heraus, daß Ihr mit der Hauptkanaille auf Du und Du seid. Pfui, junger Herr! Eines Gesandten Sohn! Eines hugenottischen Gesandten, pfui!" „Wenn Ihr noch einmal Pfui sagt, Mann, so hau' ich Euch mit meinem Degen über den Schädel — — aber nein, nein, lassen wir so brutale Dinge. Dadurch stell' ich den Glauben an meine Ehrlichkeit nicht her in diesem Hause." „Gewiß nicht, Herr. — Zieht Ihr aber meinen Grauschimmel aus Tristans Stall, so will ich denken, ich hätte Euch zuviel Schlechtigkeit zugetraut. Ja?" — „Ja."

Beide Männer waren töricht und waren im Begriff, töricht zu handeln. Dietrich mit seiner aufwallenden Zuversicht, als könnte er im Machtgebiete des Kardinals Richelieu etwas durchsetzen. Mathieu mit seiner Kaprice für den Grauschimmel, welche ihm und seinem Herrn sehr gefährlich werden konnte. Dietrich besann sich aber doch, daß solch ein Unternehmen in einen seiner Opiumräusche gehöre und daß er hergekommen sei, den Herzog zu warnen und abzuholen.

„Wir sprechen noch davon!" sagte er zu Mathieu und lief dem Diener nach. Er sollte nochmals hinein zur Frau Herzogin und sollte melden, es sei von der allergrößten Wichtigkeit, was er der Frau Herzogin mitzuteilen habe, von Wichtigkeit für das herzogliche Haus. Er ließe sie beschwören, ihn vorzulassen.

Das machte gar keinen Eindruck auf den Diener. Dieser hatte einige Äußerungen Mathieus gehört über die Treulosigkeit Dietrichs; er hielt es für seine Pflicht, den bedenklichen jungen Patron abzuhalten vom Innern des Hauses, in welches jetzt nach dem Befehle der Frau Herzogin nicht einmal ein gleichgültiger Mensch zugelassen werden sollte. Er schüttelte verächtlich den Kopf zu Dietrichs Bestürmung. Verächtlich. Dietrich bemerkte das und geriet außer sich. Er meinte denn auch das Äußerste tun zu müssen und — ohne Erlaubnis, ungemeldet hineinzudringen. Mit hastigen Schritten eilte er auf die Tür zu, aus welcher ihm

vorhin der Diener die Abweisung gebracht. Der Diener aber und Mathieu stürzten ihm nach, kamen ihm zuvor, hielten ihn fest. Die braven Leute sorgten getreulich dafür, daß ihrem Herrn nicht nötige Hilfe zukäme, welche Dietrich wirklich brachte.

Bei solcher handgreiflichen Tätigkeit ließen sie es denn nicht an Äußerungen fehlen, welche es Dietrich sonnenklar machen mußten, daß man ihn für einen Verräter des Herzogs hielt. Unmächtig stand Dietrich da. Er meinte nicht eine Stunde lang leben zu können unter dem Verdachte eines unredlichen Betragens. Und doch wußte er keinen Rat.

„Es wird hier geschlossen!“ sagte endlich der Diener und wies nach der Ausgangstür — er wies ihn deutlich genug hinaus.

Dietrich blieb nichts übrig, als das Vorzimmer zu verlassen. Auf einen Wink des Dieners folgte ihm Mathieu. Der Wink schien zu sagen: „Sieh nur zu, daß er auch wirklich aus dem Hause geht!“ Zorn und Verzweiflung übermannten Dietrich an der Haustür: er wandte sich um und fuhr mit heftiger Rede gegen Mathieu los. In dieser Rede kam vor, daß die törichten Diener des Hauses vielleicht morgen schon dies Mißtrauen gegen einen ehrlichen Burschen bitter bereuen würden! Mathieu stutzte vor dem wahrhaftigen Akzente dieser Rede und erwiderte: „Gut; ich hab' ja schon gesagt, wie Ihr uns beweisen könnt, daß Ihr's ehrlich mit uns meint: schafft mir den Grauschimmel, dann führ' ich Euch zur Frau Herzogin, und wenn ich sie mitten in der Nacht wecken müßte!“ — „Wie kann ich denn das! Tristan und Konsorten haben mich ja auf dem Rohre so gut wie Euch.“

Das verfing nicht bei Mathieu. Er war eigensinnig wie ein stätisches Pferd in gewissen Dingen. Der Verlust des Grauschimmels ging ihm jetzt über alles. Ja, wenn das Tier verunglückt wäre, da hätte er sich drein ergeben. Aber so hundsföttisch drum kommen, weil der papistische Häscher es aus einem Stalle in den andern gezogen — nimmermehr! — Auf die Wichtigkeit der Meldung, welche dieser junge Fant der Frau Herzogin bringen könnte, gab er gar nichts, wohl aber hielt er es für möglich, daß der

Gesandtensohn in den Pferdeställen des Palais Kardinal durch irgend eine Überraschung was ausrichten könnte bei später Abendzeit. Es fiel ihm nicht ein, daß er durch solch einen kecken Handstreich sich und seinen Herrn neuerdings bloßstellen und verraten könnte. Er wiederholte also hartnäckig: „Den Grauschimmel, Herr, oder es traut Euch hier kein Mensch!“ Dietrich mußte sich eingestehen, daß alles nichts hülfe, und daß ihm nichts übrig bliebe, als auf die tolle Forderung Mathieus einzugehen. Wie das geschehen sollte, davon hatte er keine Vorstellung. Letzteres sprach er aus in trübseligem Tone.

„Wenn Ihr nur guten Willen habt,“ erwiderte Mathieu, „Wege und Mittel wollen wir schon ausfindig machen, bis wir drüben sind überm Wasser. Ich geh' mit Euch, gehen wir also!“

Sie gingen. Dietrich schwieg ratlos; Mathieu sprach. Er setzte auseinander, daß die gestohlenen Pferde gewiß in den Ställen des Palais Kardinal stünden, und zwar auf der Seite rechts, wenn man von der Honoréstraße einträte. Der kleine Stalljunge Jaquette, ein Hugenottenkind, der dort in den Ställen Hausdienste verrichte, habe es heute mittag drüben dem alten Hausknechte Giroflays angezeigt. „Den Jaquette“, fuhr Mathieu fort, „findet Ihr im Stalle, und den vornehmen Racker Tristan findet Ihr gewiß nicht. Der kommt nicht leicht in den Pferdestall, am wenigsten spät abends. Jaquette hat auch gesagt, daß Giroflay dicht neben dem Stalle eingesperrt ist. Jaquette weiß, wo der Schlüssel hängt, er schließt auf und führt mit Giroflay beide Pferde heraus. Denn wenn wir einmal soweit sind, dann wollen wir auch das Pferd des Herrn Herzogs wieder haben, wenn's auch lange kein Grauschimmel ist. Ihr braucht also nur als vornehmer Herr in den Stall zu dringen, was ja eine Kleinigkeit ist, und dort zu befehlen wie ein vornehmer Herr. Dann können wir in einer Stunde die Pferde herüber haben übers Wasser bis in unsern Stall, und dann verschaff' ich Euch Audienz bei der Frau Herzogin, und müßt' ich sie aus dem Bette holen, denn dann glaub' ich an Eure Ehrlichkeit; sonst nicht.“

Diese Angaben waren höchst gefährlich für Dietrich. Jetzt hatte seine phantastische Fähigkeit Grundlagen und arbeitete, wie sie das bei seinen sonstigen fabelhaften Wünschen zu tun pflegte. Der nüchterne Verstand, welcher das verwegene Unternehmen bekämpfte, ward übertäubt, und als sie bis in die Nähe des Louvre kamen, hatte Dietrich einen ausgebildeten Plan. Oder vielmehr der Plan hatte ihn.

„Und Ihr, Mathieu?" fragte er. „Ich darf wohl nicht gesehen werden. Wenn man mich erkennt, dann entsteht Verdacht, und es könnte schief gehen. Richtig! So machen wir's: hier unter dem Vordache der l'Auxerrois-Kirche warte ich. Hierher schickt Ihr die Pferde und kommt Ihr selbst. Dann sprengen wir hinüber zur Frau Herzogin. In einer halben Stunde können wir drüben sein." „So sei's!" sagte Dietrich, tief Atem holend, „also auf Wiedersehen!"

Mit langen Schritten eilte er über die Honoréstraße hinüber nach dem Palais Kardinal. Eins kam ihm wirklich zustatten für dieses abenteuerliche Unternehmen: er war in diesem neuen Palaste des regierenden Premierministers nicht übel bekannt. Sein Vater erfreute sich eines oft vertraulichen Umgangs mit dem Kardinal Richelieu gerade darum, weil es dem Kirchenfürsten übelgenommen wurde, daß er mit der protestantischen Macht Schweden in Allianz stand gegen die katholische Macht in Deutschland. Was sich nicht gut zu schicken scheint, das stecken wir oft recht absichtlich auf den Hut, um recht deutlich darzutun, daß wir besonders gute Gründe haben und daß wir Vorurteilen keinen Wert beilegen. Es bot sich auch noch ein anderer Grund zu näherem Umgange zwischen dem schwedischen Gesandten und dem Kardinal Richelieu. Hugo Grotius war nicht bloß Gesandter, er war ein berühmter Gelehrter, und Richelieu legte einen großen Wert darauf, ebenfalls ein Gelehrter zu sein und Wissenschaft wie Kunst ersichtlich zu fördern. Er hatte die französische Akademie in diesem Sinne gestiftet, und sein Haus war ein Sammelpunkt für die Männer von Kunst und Wissenschaft.

Die Soireen im Palais Kardinal und draußen in Rueil waren berühmt durch ihren politisch-neutralen Charakter, welchen sie zur Schau trugen. Da war ja ein Mann wie Hugo Grotius unter allen Umständen am Platze, und als sorgfältiger Vater hatte er nicht unterlassen, auch seinen Sohn Dietrich einzuführen als einen hoffnungsvollen Sprossen freier Künste und Wissenschaften. So war denn Dietrich im Palais Kardinal eine wohlbekannte Figur. Er schmeichelte sich sogar, ein Günstling der Kardinals-Nichte, der Herzogin von Aiguillon, zu sein, welche bei diesen Gelehrten-Soireen niemals fehlte, da man auch damals schon in Frankreich die Angelegenheiten der Literatur in freier geselliger Form unter Teilnahme von Damen betrieb. So begrüßte ihn denn der Türsteher mit respektvollem Bückling und stand bereitwillig Rede, als Dietrich sich erkundigte, ob Gesellschaft oben anzutreffen und namentlich die Frau Herzogin zu finden wäre.

„Allerdings, es ist ja Sonnabend," lautete die Antwort, „der Abend für die Herren Künstler und Gelehrten!" „Ah ja!" „Und ist wohl Herr Tristan drüben in den ‚Communes' anzutreffen?" fragte Dietrich weiter. „Ich meine nicht, Exzellenz; vor etwa einer Viertelstunde hab' ich ihn nach der Straße St. Honoré hinausgehen sehen."

Das war Dietrich volle Erleichterung. „Ich hab' erst eine Bestellung zu machen!" sagte er zum Portier und wendete sich stracks nach den „Communes" rechts hinüber, das heißt nach den Lokalen zu ebener Erde, in welchen Trabanten und Diener hausten und neben welchen auch rückwärts die Pferdeställe angebracht waren. In jenen Ställen sollte also der famose Grauschimmel untergebracht sein, und in Abwesenheit Tristans hoffte jetzt Dietrich selbst das Roß mit kurzer Hand befreien zu können.

Er ging denn auch mit ganz geschickter Kürze an die Aufgabe, das heißt, er marschierte stolz an der Trabantenstube vorüber und ging unmittelbar in die Ställe. Hier rief er kurz und hoch: „Wo steht der Grauschimmel, welcher in vergangener

Nacht hergebracht worden ist?" Die Stallknechte erwiesen dem jungen Kavalier alle Höflichkeit und führten ihn zum Stande des Grauschimmels mit dem Bemerken, daß dies wohl das bezeichnete Roß sein werde. Nebenan im Arrestlokale sitze ein buckliger alter Knabe, welcher mit zwei Pferden eingeführt worden sei; der würde am sichersten Auskunft geben können. „Ich bitte, den buckligen Mann zu holen!"

Dazu hielten sich die Stallknechte doch nicht für befugt, weil er quasi in Arrest sitze.

„Es ist ein Irrtum mit den Pferden vorgefallen," fuhr Dietrich fort; „man hat sie für herrenlos gehalten. Sie gehören aber einem meiner Freunde, welcher jetzt oben bei Seiner Eminenz ist und mich herabsendet, die Pferde in Empfang zu nehmen. Sattelt sie nur! Der Reitknecht wartet draußen."

Die Stallknechte kratzten sich in den Haaren. Bei allem Respekt für den jungen Kavalier meinten sie doch nicht soweit gehen zu dürfen, und endlich sagte einer von ihnen zu einem Jungen, welcher Mist beseitigte aus den Ständen: „Jaquette, spring 'nüber in die Trabantenstube und melde es!"

Jaquette, ein rothaariger Krauskopf, mußte genau zugehört haben: er ging ohne weitere Frage, indem er Herrn Dietrich einen eigentümlichen Blick zuwarf. Dietrich ward dadurch gestärkt in seiner Zuversicht — er verlangte, daß man ihn zu dem buckligen Manne führe, während die Pferde gesattelt und der Jaquette erwartet würden. Aber die Stallknechte erwiderten, der Mann wäre eingeschlossen und der Schlüssel hinge drüben bei den Trabanten. Das mit dem Schlüssel kam unerwartet. Nun stand Dietrich da und wartete. Warten taugte nicht für ihn. Einem Träumer fehlt die Ruhe und die kühle Ausdauer beim Handeln. Er springt in eine Handlung hinein; wenn sich diese Handlung aber nicht im Handumkehren erledigt, so gerät er ins Zappeln. Dietrich zappelte. Wenn Tristan käme oder auch ein geringerer Trabant von einiger Einsicht, so war's vorbei mit dem Unternehmen, welches nur durch Überraschung dummer Stall-

knechte gelingen konnte. Das wurde ihm klar und klarer unter dem Warten. Und dann, wenn die Überraschung nicht gelang, dann hatte er sich selbst tief hineingeritten in die Verdächtigkeit, welche Tristan heute mittag schon deutlich genug ausgesprochen, und hätte dann durch seine Einmischung die Rohansche Angelegenheit nur verschlimmert. Denn was gingen ihm die Pferde bei Giroflay an, wenn sie nicht mit Rohan zusammenhingen, und wer war der Eigentümer oben in den Gesellschaftsräumen, welchen er in der Geschwindigkeit vorgeschoben?! Wenn Tristan kam, so wurde er garstig verwickelt! Er zappelte mehr und mehr. Um nur etwas zu schaffen, half er die Pferde satteln und wurde es gar nicht gleich gewahr, daß eine Hand an ihm herumtastete. Es war die Hand des kleinen Jaquette, welche seine, Dietrichs Hand suchte, um den Schlüssel hineinzudrücken, den Schlüssel zu Giroflay. Er hatte ihn drüben still weggenommen und flüsterte jetzt Dietrich zu: „Laßt meinen Vetter heraus!“ Für solche Plötzlichkeit war Dietrich geeignet. An rasch beweglicher Phantasie fehlte es ihm nicht. Dem Jaquette flüsterte er also eilig zu, daß drüben an der l'Auxerrois-Kirche die Pferde erwartet würden von einem alten Reitersmanne, und er selbst trat aus dem Pferdestalle in den breiten Gang des Stalles hinaus und sagte laut mit bemerkenswerter Fassung zum Gehör der sattelnden Stallknechte: „Bin ich aber zerstreut! Der Schlüssel ist mir ja drüben schon eingehändigt worden zum Laufenlassen des armen Teufels! Und da ist ja auch der kleine Jaquette zurück! Es steht nichts im Wege, nicht wahr, Kleiner?“ „Nenni!“ kreischte Jaquette. „Also vorwärts! Führt die Pferde hinaus. Der arme Teufel von da drin kann sie hinüberbringen, wo sie der Graf erwartet. Jaquette kann mitgehen, um ein Trinkgeld zu verdienen. Ihr beiden Sattler kriegt eins von mir.“

Dies sagend, schritt er an die nahe Tür, hinter welcher Giroflay stecken sollte, und schloß auf mit fliegender Hand. Denn seine Hand zitterte vor Aufregung — das dreiste Unternehmen

war dem Gelingen ganz nahe. Giroflay, der sich an der Tür aufgehalten haben mochte, kugelte heraus und griff schweigend nach dem Zügel des Grauschimmels, welcher eben aus dem Stande geführt wurde. Jaquette brachte das andere Pferd, und Dietrich zog seinen Beutel hervor, indem er die beiden beteiligten Stallknechte zu sich rief, damit sie nicht zu weiterer Überlegung kämen. Giroflay und Jaquette führten unterdes die beiden Pferde der Stalltür zu, welche in eine Seitengasse mündete. Während aber Dietrich jedem Knechte ein Silberstück einhändigte — in der Angst ein viel größeres als er eigentlich geben wollte — entstand ein Lärm in der Gegend der Stalltür. Zunächst nur von Knechten, welche kein Trinkgeld bekommen hatten und welche riefen, so dürften die Pferde nicht fortgeführt werden! Es müßte ein Trabant dabei sein; sie könnten das nicht verantworten! Der Neid hatte seinen redlichen Teil an der Störung. Hätten die Stallknechte alle ein Trinkgeld erhalten, so wäre kein Lärm entstanden. Das war jetzt kaum gut zu machen, denn unter geringen Leuten artet die verschiedene Meinung sogleich aus in Zank und Streit, und vor allem in Geschrei.

Nichts war in dieser Lage schlimmer als Geschrei — es rief Trabanten herzu, und ihnen gegenüber konnte die Expedition nicht mehr gelingen. Dietrich verlor den Kopf, und was schlimmer als alles war: — Tristan erschien. Jetzt war Dietrichs Lage recht unangenehm; Tristan betrachtete ihn mit einer höflichen Genugtuung, welche unbeschreiblich war und welche zunächst ganz bestimmt sagte: „Hatte ich heute morgen wohl unrecht, als ich der jungen Exzellenz eine befremdliche Teilnahme für die Rohansche Affäre nachsagte?" Nach einem so beredten Blicke auf den lästig verwirrten Dietrich, und unter einer fein abgemessenen Verbeugung für die junge Exzellenz fragte Tristan recht harmlos: „Das sind ja wohl die wahrscheinlich Rohanschen Pferde, welche fortgeführt werden sollten?"

Ein Trabant antwortete: „Ja, das sind sie."

„Und dieser junge Herr Chevalier nahm sie in Anspruch?“ „Ja!“ riefen die Stallknechte. „Darf ich Eure Exzellenz fragen, unter welchem Titel oder Rechtsanspruche?“

Ehe Dietrich antworten konnte, riefen die Knechte: „Sie sollen einem Grafen gehören, welcher oben ist bei der Eminenz!“

„Darf ich die junge Exzellenz um den Namen dieses Grafen fragen?“ fuhr Tristan fort mit einem fast impertinenten Lächeln.

Dies Lächeln ärgerte Dietrich dergestalt, daß der Ärger Herr wurde über die Bestürzung und er mit plötzlicher Dreistigkeit antwortete: „Die Reihe des Fragens, Herr Tristan, soll sogleich an andere Leute übergehen. Zunächst werde i ch oben bei Seiner Eminenz anfragen, ob die Weisungen Seiner Majestät für Herrn Tristan nichts bedeuten? Ich gehe augenblicklich hinauf. Wollt Ihr eine direkte Weisung abwarten?“ „Gewiß, Exzellenz. Ich bin ein gehorsamer Diener meiner Herrschaft.“ „So erwartet mich hier mit der Weisung!“ sprach er mit einem ganz prächtigen Trotze, der leider recht unbegründet war, und ging von dannen, um geradeswegs hinaufzusteigen in die Gesellschaftsräume des Kardinals.

Er hatte gar keine Idee, wie er es da oben anstellen sollte, und er hörte mit Schrecken, daß Tristan gleich bei seinem Weggehen fragte: „Wer hat den Giroflay freigelassen, der dort hinter dem Futterkasten kauert? Und wo sollten die Pferde hingebracht werden?“ Es war klar: nun begann da im Stalle eine Untersuchung, welche schlimme Resultate haben konnte. Der kleine Jaquette werde sich verplappern und werde verraten, daß jemand drüben an der Kirche auf die Pferde warte. Nun werde man Mathieu fangen und fassen, und es werde jetzt erst unzweifelhaft zutage kommen, daß die Pferde wirklich die Rohanschen Pferde seien, welche der Herzog selbst nach Paris gebracht. Statt zu nützen, habe Dietrich nun erst recht geschadet. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, und er stürmte die große Treppe hinauf, als brennte es hinter ihm. Kein Gedanke, gar kein Gedanke entwickelte sich in seinem bestürzten Kopfe: an wen

er sich wenden, wie er die Aufgabe anfassen sollte. Das nur wußte er: Eile ist nötig, die größte Eile. Den Herzog von Rohan hatte er fortführen sollen nach dem Befehle seiner Mutter, damit er sichergestellt werde, und statt dessen lieferte er neue Beweise für die Anwesenheit desselben, und der freche Tristan benützte vielleicht diese neuen Beweise und drang zum zweiten Male in das Rohansche Hotel, und das alles hatte er verschuldet, er, welcher ohnehin schon so verdächtig war im Rohanschen Hause! Tat er nicht wenigstens besser, eilig hinüber zu laufen an die Kirche und Mathieu zu unterrichten, wie die Dinge stünden? Ja! — Ach, da kam ein alter Herr die Treppe herauf und redete ihn an und faßte ihn und zog ihn hinein in den Vorsaal und in die Zimmer, Fragen an ihn stellend. Das dürre Männchen mit grauem Haar und pergamentenem Antlitze beantwortete sich zwar die Fragen immer selber, aber es ließ ihn nicht los und berief sich immer auf die letzte Unterredung, welche es mit Dietrich geführt.

Dietrich nämlich hatte eine treffliche philologische Erziehung genossen und war über sprachliche Streitpunkte der Grammatik gründlich unterrichtet. Das dürre Männchen aber war ein Grammatiker des Namens Baugelas, welcher in der neuen Akademie das große Wort führte über Reinigung der französischen Sprache. Sein Stolz waren die „que“s, welche er dutzendweise in das damals noch einfachere Französisch einzustreuen lehrte und über welche er mit Vater und Sohn de Groot zu disputieren pflegte in bezug auf die verwandten griechischen Partikeln.

Dietrich hatte augenblicklich geringes Interesse für die Notwendigkeit der „que“s, aber Baugelas ließ ihn nicht los. Das jetzige Palais royal ist aus einem Hause entstanden, welches in der Straße St. Honoré gelegen war und dem Kardinal Richelieu gehörte. Dies hatte er niederreißen lassen, und mit Benützung eines tiefen Hof- und Gartenraumes, sowie angekauften benachbarten Terrains hatte er das längliche Viereck aufbauen lassen, welches ihm zu Ehren Palais Kardinal genannt

[illegible] seinem Testamente dem Könige,
[illegible] seinen Namen verloren. Es war,
[illegible] jenem Jahrhundert Mode war, unter
[illegible] und da es ein Staats-
[illegible] auf russische Zwecke
[illegible] neuen Ende nach dem
[illegible] im Aufbau begriffen
[illegible] in dem Maße zu
[illegible] und Verkaufs-
[illegible] Preis noch
[illegible] in der Nähe
[illegible] Hauses
[illegible] Diese russische
[illegible] war dort die

[illegible] der
[illegible] jungen
[illegible]
[illegible] links
[illegible]
[illegible] ab
[illegible]
[illegible] das
[illegible] sich
[illegible] eine
[illegible]
[illegible] Staats-
[illegible] Salon
[illegible] mit
[illegible]
[illegible] zu
[illegible]
[illegible]
[illegible]

sich einen Anteil zuzueignen an der Schöpfung dieses Dramas.

„Wir werden heute wohl den Kardinal nicht sehen und uns mit Boisrobert begnügen müssen!" hörte Dietrich, als ihn Baugelas an einer Gruppe vorüberzerrte. „Warum nicht, warum nicht?" rief Baugelas und ließ dabei endlich Dietrich los. „Der deutsche Herzog, der von Weimar," lautete die Antwort, „ist vom Diner aus dem Louvre herübergekommen und sitzt drüben auf der rechten Seite mit Seiner Eminenz. Es kommt darauf an, ob und wann sie fertig werden." „Kriegsfragen aber werden nie fertig unter den Menschen", sagte ein kleiner, feiner Herr leise zu seinem Nachbar. Rochefoucault, der Herzog von Marsillac, welcher später die „maximes" schrieb, sprach diese Worte zu einem untersetzten Manne mit großem Kopfe, der Balzac hieß und als Prosaist hier im Richelieuschen Kreise nicht eben heimisch war. Er wiederholte die Bemerkung laut gegen einen starken, jovial aussehenden Kavalier. Dies war der aus Lothringen stammende Marschall Bassompierre. Er erwiderte lachend: „Was sollte denn auch aus uns leichtsinnigen Patronen werden, wenn's keinen Krieg mehr gäbe: nicht wahr, junger Held aus Niederland?" Die Frage galt Dietrich, und der gutmütige Lothringer setzte bei näherer Betrachtung Dietrichs rasch hinzu: „Aber wen sucht Ihr denn mit so verstört dreinschauendem Antlitz?" „Den Herzog von Weimar!" stieß Dietrich hervor, weil er plötzlich dachte, dieser könnte helfen. „Ah, diable! Dann wendet Euch an die Herzogin von Aiguillon, die wartet in rotem Kabinett ebenfalls auf den Herzog." „Danke, Herr Herzog!" rief Dietrich und wollte eiligst fort. „Halt! halt!" sprach Bassompierre, „nicht auf dieser Seite! Hier liest Chapelain im offenen Kabinett ein endloses Gedicht vor, und Voiture preßt alle Vorübergehenden zum Zuhören. Schwenkt dahinüber, gelehrter junger Herr von chinesischer Farbe!"

Dietrich befolgte den Rat. Die Herzogin, ja, die wollte er bitten, dachte er in seiner Angst — was denn? Einen Befehl

wurde. Er vermachte es in seinem Testamente dem Könige, und dadurch hat es später auch seinen Namen verloren. Es war, wie dies in Frankreich seit einem Jahrhundert Mode war, unter Aneignung italienischen Geschmacks erbaut, und da es ein Staatsmann bauen ließ, so wurde auch sorgfältig auf praktische Zwecke Rücksicht genommen. Die Arkaden zu ebener Erde nach dem inneren Hofe waren damals zum Teil noch im Ausbau begriffen und auch da, wo sie fertig waren, noch nicht in dem Maße zu Verkaufsläden benützt wie später. Das Kaufs- und Verkaufsleben war in dem bei weitem weniger bevölkerten Paris noch zurück in der Entwickelung. Auch war diese Gegend in der Nähe der Tuilerien und des unausgeführten Louvrebaues durchaus nicht die modische und vorzugsweise besuchte. Diese modische Gegend lag damals im Marais, und ihr Hauptpunkt war dort die place royale.

Kardinal Richelieu bewohnte die schmale Seite nach der Straße St. Honoré zu, und links wie rechts nach den langen Gartenseiten hin wurden die Räume für Gesellschaftszwecke geöffnet. Dietrich wurde von Vaugelas in die Räume links gezogen, wo die Gelehrten und Künstler einzutreten pflegten an Gesellschaftsabenden. Es zweigten sich hier Kabinette ab nach der Gartenseite, und die verschiedenen Berufsklassen pflegten sich bestimmte Kabinette auszusuchen, um dort unter sich, das heißt unter Berufsgenossen zu sein. Da verständigten sie sich über das, was vorgetragen werden sollte, wenn später eine gesammelte Vereinigung im großen Salon an der Frontseite des Palais stattfand. Dies geschah immer, wenn die Staatsgeschäfte dem Kardinal Muße ließen, auf einige Zeit im Salon zu erscheinen und Vorträgen beizuwohnen oder sich doch mit den Notabilitäten der Literatur und Kunst zu unterhalten. Es war ein besonderer Stolz Richelieus, den Mäcen zu spielen, und er selbst dilettierte in schöngeistiger Literatur. Man sagte ihm nach, daß er den jungen Corneille lebhaft um den Cid beneidet und allerlei angestiftet habe, um

sich einen Anteil zuzueignen an der Schöpfung dieses Dramas.

„Wir werden heute wohl den Kardinal nicht sehen und uns mit Boisrobert begnügen müssen!" hörte Dietrich, als ihn Vaugelas an einer Gruppe vorüberzerrte. „Warum nicht, warum nicht?" rief Vaugelas und ließ dabei endlich Dietrich los. „Der deutsche Herzog, der von Weimar," lautete die Antwort, „ist vom Diner aus dem Louvre herübergekommen und sitzt drüben auf der rechten Seite mit Seiner Eminenz. Es kommt darauf an, ob und wann sie fertig werden." „Kriegsfragen aber werden nie fertig unter den Menschen", sagte ein kleiner, feiner Herr leise zu seinem Nachbar. Rochefoucault, der Herzog von Marsillac, welcher später die „maximes" schrieb, sprach diese Worte zu einem untersetzten Manne mit großem Kopfe, der Balzac hieß und als Prosaist hier im Richelieuschen Kreise nicht eben heimisch war. Er wiederholte die Bemerkung laut gegen einen starken, jovial aussehenden Kavalier. Dies war der aus Lothringen stammende Marschall Bassompierre. Er erwiderte lachend: „Was sollte denn auch aus uns leichtsinnigen Patronen werden, wenn's keinen Krieg mehr gäbe: nicht wahr, junger Held aus Niederland?" Die Frage galt Dietrich, und der gutmütige Lothringer setzte bei näherer Betrachtung Dietrichs rasch hinzu: „Aber wen sucht Ihr denn mit so verstört dreinschauendem Antlitz?" „Den Herzog von Weimar!" stieß Dietrich hervor, weil er plötzlich dachte, dieser könnte helfen. „Ah, diable! Dann wendet Euch an die Herzogin von Aiguillon, die wartet in rotem Kabinett ebenfalls auf den Herzog." „Danke, Herr Herzog!" rief Dietrich und wollte eiligst fort. „Halt! halt!" sprach Bassompierre, „nicht auf dieser Seite! Hier liest Chapelain im offenen Kabinett ein endloses Gedicht vor, und Voiture preßt alle Vorübergehenden zum Zuhören. Schwenkt dahinüber, gelehrter junger Herr von chinesischer Farbe!"

Dietrich befolgte den Rat. Die Herzogin, ja, die wollte er bitten, dachte er in seiner Angst — was denn? Einen Befehl

an Tristan auszuwirken? Ach, alle träumerische Zuversicht verließ ihn jetzt in der praktischen Not, und der Verstand stöhnte nüchtern: „Das ist ja alles Chimäre!" „Aber etwas wagen mußt du doch," rief es in ihm, „und hier sind soviel einflußreiche Personen! Der da zum Beispiel! Da geht er hin von Gruppe zu Gruppe, der Abbé Boisrobert, Richelieus ausführende Hand für alle häuslichen Geschäfte. Ein Wort von der Nichte des Kardinals an diesen wichtigen Abbé, und die Sache wäre abgemacht! Aber dieser Abbé ist ja nur ein erhöhter Tristan!" — Das sah er ein, aber er folgte ihm doch. Man meint doch etwas zu tun, wenn man nur geht.

Er war in die Gemächer auf der Frontseite getreten. Hier war es stiller und vornehmer. Hier kamen die literarischen Berufsleute erst her, wenn sich der „Cercle" vereinigte. Hier fanden sich die vornehmen Dilettanten zusammen aus dem Umgange der Herzogin von Chevreuse und der Marquise von Rambouillet. Das Hotel Rambouillet besonders machten der entstehenden Akademie Konkurrenz. Dort rühmte man sich, natürlicheren und besseren Geschmacks zu sein als Richelieu, den niemand leiden mochte und den man bombastischer Neigungen in der Poesie beschuldigte. Da saß sie auf einem kleinen Sopha, die graziös würdevolle Marquise von Rambouillet, und ein Kreis von Männern umgab sie. Sie sah zuweilen nach dem roten Kabinett hinüber, in welchem die Kardinalsnichte, die Herzogin von Aiguillon, thronte, und ein fast spöttisches Lächeln spielte um den Mund. Das sah man gar selten an ihr, denn sie war eine edle Frau, geläutert durch wahren Anteil an Kunst und Wissenschaft. Aber es war doch wirklich herausfordernd, daß man ihren literarischen Salon mit großen Staatsmitteln überbieten wollte hier im Palais Kardinal, ja daß man die Nachahmung sogar nicht scheute. Ihr „blaues Kabinett" war berühmt als das innerste und vornehmste ihres Salons, und nun errichtete man hier ein „rotes Kabinett" mit jener Madeleine d'Aiguillon, dieser leichtfertigen Dame, welcher man die unanständigsten

Dinge nachsagte, das heißt eine Liebschaft mit ihrem leiblichen Oheim, dem Kardinal.

Es gab nichts Ehrenrühriges, was dem verhaßten Kardinal nicht aufgebürdet wurde, denn die Aristokratie bildete die öffentliche Meinung, und Richelieu mißhandelte die Aristokratie bis zur Vernichtung. Sie rächte sich durch die giftigste Nachrede. Ein herzloser, rachsüchtiger Mann wie Richelieu gab freilich alle Tage Veranlassung. An jenem Abende zum Beispiel flüsterte man in allen Gruppen: „Es ist jetzt außer Zweifel, daß Richelieu den deutschen Herzog fangen will für seine Nichte." „Man muß dem Könige einen Wink geben", hieß es, „denn dieser Heiratsplan hat die Beseitigung des Königs zum Ziele. Dieser Weimar ist ein großer Feldherr und ist gewaltsam. Hand in Hand mit dem Kardinal räumt er auf in Frankreich und beseitigt zunächst die Bourbons. Wer weiß, wer weiß! Obwohl Kirchenfürst, ist Richelieu doch ein grundschlechter Katholik und ein Feind des Papstes; wer weiß, ob er nicht mit dem deutschen Protestanten eine unerwartete neue Kirche Frankreichs beabsichtigt!" Dietrich hörte etwas von diesen Reden, als er langsam vorüberschritt am Zirkel der Marquise von Rambouillet. Langsam, weil er den Abbé Boisrobert aus dem Gesicht verloren hatte. „Holla!" dachte er, „wenn die Aiguillon den Herzog von Weimar heiraten will, dann wird sie auch geneigt sein, einem Freunde Weimars gefällig zu sein — —" „Nein, nein!" stöhnte wiederum der nüchterne Verstand — dennoch marschierte er auf das rote Kabinett los. „Vielleicht", dachte er, „ist der Herzog von Weimar schon da, und dann ist er in ihrer Nähe, und er — das gab auch der nüchterne Verstand zu — er könnte helfen. Ihm bist du schon vorgestellt, ihn redest du an." Das rote Kabinett war belagert von jungen Männern; die rotsamtnen Vorhänge an der Tür sogar waren zur Seite geschoben und zerknüllt, weil auf jeder Seite der Tür immer noch ein junger Elegant zudringen wollte. Kaum, daß er zuweilen zwischen den Köpfen hindurch das Innere überblicken, die strahlende Her-

zogin sehen konnte. So viel sah er aber doch, daß Herzog Bernhard noch nicht da war — und die Zeit verstrich, unten aber handelte wahrscheinlich Tristan schon mit großen Schritten und festen Griffen. Was tun? Was tun?

Während er so geängstigt dastand in dem glänzend ausgestatteten Saale und sich mitunter auf die Zehen hob, um über die Männerköpfe hineinzublicken in das Kabinett, fühlte er zu seiner Linken eine leise Berührung. Was ist?! Der Abbé Boisrobert stand neben ihm und sah ihn lächelnd an.

„Immer wo die Schönsten sind, ist der junge Herr auf dem Qui vive", sagte der kurzgebaute Weltpriester, auf dessen markiertem Angesichte alle Leidenschaften eingegraben waren. „Gestern eine Rohan," fuhr er fort, „heute eine Aiguillon!"

Und dabei drohte er mit dem Finger und schlurfte beschwerlichen Schrittes weiter nach den Gemächern auf dem rechten Flügel hin, wo der Kardinal und der Herzog verweilen sollten. Dietrich schoß der Gedanke auf, ob es nicht am Ende geraten wäre, sich an diesen Faiseur des Richelieuschen Hauses zu wenden mit der Bitte — ja wohl! Er hatte ja gehört, der Herzog Bernhard wäre auf jenem Flügel. Der Abbé konnte ihm Auskunft geben, ob der Herzog herüberkäme, ob er im Vorübergehen einen Moment zu sprechen wäre. — Dietrich ging nach kurzem Besinnen dem Abbé nach. Im nächsten Zimmer, dem ersten auf dem rechten Flügel, war er nicht mehr. Es war hier leer, man konnte weit sehen, da auch das zweite Gemach in voller Beleuchtung offen stand. Dort im zweiten wendete sich der Abbé — Dietrich sah noch den fliegenden Schweif des Abbékostüms — dort im zweiten Zimmer wendete sich der Abbé nach rechts. Rechts hinaus ging's auf den Korridor und das Treppenhaus des rechten Flügels. Dietrich machte große Schritte, ihn einzuholen, er trat auf den Korridor hinaus und wollte eben rufen, da lehnte sich der Abbé über das Stiegengeländer, welches von unten heraufführte, und sprach hinab: „Ich habe Zeit, kommt herauf, Tristan!" Der Name war denn doch hinreichend,

das neueste Luftschloß Dietrichs sogleich zu beseitigen und ihn auch selbst aus dem Sehkreise zu bringen. Die Stiege nach dem zweiten Stockwerke war ihm zunächst, und da sie nicht beleuchtet war, so machte er mit seinen langen Beinen einen weiten Schritt über drei Stufen hinauf ins Dunkle. Er hatte nicht an's Horchen gedacht, aber jetzt mußte er hören, er mochte wollen oder nicht. Denn der Abbé kam mit Tristan einige Schritte zurück, und ganz in der Nähe Dietrichs begann das Gespräch. Zunächst erzählte Tristan, was unten im Stalle vorgegangen mit den eingefangenen Pferden und dem kuriosen jungen „Schäker" des schwedischen Gesandten, welcher mit der Drohung fortgegangen wäre, von hier oben einen Auslieferungsbefehl zu bringen.

„Ah! Der ‚Schäker' ist allerdings hier. Und darauf wartet Ihr unten?" „O nein, durchaus nicht," erwiderte Tristan. „Seit er herauf ist, hab' ich die Spur verfolgt, auf welche uns der Schäker geleitet. Es war vorauszusetzen, daß jemand in der Nähe des Palais wartete, um die Pferde in Empfang zu nehmen. Ein Stallknecht hatte auch richtig ein Wort gehört, welches der ‚Schäker' einem Stalljungen zugeflüstert. Das Wort hatte gelautet: l'Auxerrois. Also bei der Kirche drüben wartete man. Ich nahm zehn der Mousketair-Trabanten und ließ die Kirche umschlagen. Resultat war, daß wir auf einen der hartnäckigsten Hugenotten stießen, den mehrere von uns aus früherer Zeit kennen. Und zwar ist er ein Leibdiener des Herzogs von Rohan." „Also wirklich?" „Ganz gewiß. Es sind also auch ganz gewiß die Pferde, welche den Herzog hereingebracht nach Paris. Und deshalb —" „Ihr habt den Leibdiener des Herzogs gefaßt?" „Ja; aber mit schwerem Verlust. Der alte böse Hugenotte wehrte sich wie der Satan und hat unsern flinken Dubois niedergehauen, ehe wir seiner Herr werden konnten. Verwundet sind außerdem drei andere Mousketaire, und die Wut unter unseren Leuten ist groß. Sie schreien nach Vergeltung. Und jedenfalls mein' ich, die Sache muß gleich weiter und zum Ende geführt werden.

Der Herzog von Rohan, das ist jetzt deutlich, ist in seinem Hotel. Gestern haben wir wahrscheinlich zu früh gesucht; er wird erst nach unserem Abzuge einpassiert sein. Jetzt also bitt' ich um Erlaubnis, ihn fassen zu dürfen. Es steht alles unten auf dem Sprunge." „Sachte, sachte, Tristan! Die Stimmung des Königs, und wenn die auch nicht wäre wie sie heute und wahrscheinlich morgen noch ist — der deutsche Herzog, welcher da drin mit der Eminenz zu Rate sitzt — wart' eine Minute, ich will sehen, ob es noch lange dauert!"

Abbé Boisrobert ging den Korridor entlang, und Dietrich hörte ihn eine Tür öffnen. Tristan blieb stehen und sah nach der dunklen Stiege hinauf, auf welcher Dietrich in schlechter Haltung stand. Wahrscheinlich hatte Dietrich diese Haltung verbessern wollen und dadurch ein kleines Geräusch verursacht. Dies hatte Tristan gehört und trat deshalb einen Schritt näher. Die heillose gelbe Kleidung Dietrichs war leider geeignet, auch im Dunkeln zu leuchten — aber Tristan wurde abgelenkt: Boisrobert kam zurück, und zwar so schnell, als sein schwerfälliger Gang es zuließ. Von ferne schon rief er: „Sie sind eben aufgestanden und werden hier vorbeikommen. Treten wir aus dem Wege! Widerwärtig solch ein barbarischer Kriegsmann," murmelte er mehr für sich hin als für Tristan, „alles besser wissen wollen! Taugt nicht für uns! Pater Joseph zeigte auf die Landkarte und auf die Orte, die genommen werden müßten, da erhob sich der Barbar sans façon und schrie lachend: ‚Ja, wenn sich die Städte mit den Fingern nehmen ließen!' —Aber es hilft nichts, Eminenz will's, und Eminenz sieht weit. Also, Tristan, warten, bis der deutsche Herzog fortgeht, aus der Gesellschaft fortgeht. Da drin mit den Frauenzimmern soll es noch — kurz, bis er fortgeht, wird sich's zeigen, ob er in die Pläne Seiner Eminenz tief genug eintaucht. Dann —" „Dann? Sie kommen, Herr Abbé!" „Dann muß leider auch der Rohan geschont werden, denn dies Ketzervolk hängt unter sich zusammen, auch der Weimar und der Rohan. In einer Stunde also, Tristan, wieder nach-

fragen. Vielleicht entschließ' ich mich auf eigene Hand — hinunter, da sind sie!"

Tristan ging eilig die Stiege hinab. Der Abbé blieb stehen und verbeugte sich tief vor den Vorübergehenden: dem Herzoge Bernhard und dem Kardinal von Richelieu. — Hinter ihnen kam Vater Josef, sehr finstern Angesichts. Er blieb beim Abbé stehen und sagte leise, grollenden Tones: „Der spielt den Herrn!" Dann folgte er mit dem Abbé den beiden Gebietern, welche in die Gesellschaftsräume eintraten. Mit einem einzigen, äußerst langen Schritt war Dietrich unten auf dem steinernen Korridor, als die beiden Geistlichen in den Zimmern verschwanden. Was hatte er hören müssen! Mathieu gefangen, nachdem er durch blutigen Widerstand vielleicht das Leben verwirkt! Und der Herzog von Rohan nun unzweifelhaft nächtlichem Überfall ausgesetzt, wenn der deutsche Herzog nicht für ihn eintrat! — Herzog Bernhard sollte es erfahren! Dietrich wollte es ihm sagen, und wenn es vor den Ohren des Kardinals selber geschehen sollte. „Schäfer" genannt zu werden von diesen Pfaffen und Pfaffenknechten, das wurmte Dietrich absonderlich. Der Ausdruck dünkte ihn so verachtungsvoll spöttisch. „Hinein!" rief's in ihm, und mit weit ausgreifendem Schritte trat er in die glänzenden Gemächer zurück.

Hier hatte das Erscheinen des deutschen Herzogs an der Seite des Kardinals alles in Bewegung gesetzt; die Kabinette hatten sich geleert, von allen Seiten war man herzugeströmt und hatte sich aufgestellt wie zur Revue.

Herzog Bernhard stach sehr ab in seiner schlichten Kriegstracht unter diesen geputzten Franzosen. Er war gewohnt, Truppen, Festungen und Schlachtfelder zu mustern, sein Auge war klar, fest, ruhig; es ruhte aufmerksam auf jedem einzelnen, welchen ihm der Kardinal vorstellte. Langsam schritten sie dahin, immer wieder stehenbleibend vor jedem neu Herzutretenden. Mit der Rede war er sparsam. Richelieu bestritt alle Unkosten des Wortes, und dieser tat es ausgiebig, verbindlich, liebens-

würdig, wie man ihn selten sehen und hören mochte. Er glich kaum entfernt dem gestrigen Richelieu draußen in Rueil. Der sorgenvolle, gereizte Staatsmann war verschwunden, der heitere Lebemann, der Mann von literarischer Bildung schritt leicht, ja graziös einher neben dem Kriegshelden. Er war auch in der Kleidung nicht der purpurrote Kardinal, als welchen man ihn immer und überall darstellt. Die Kardinäle tragen ja diese rote Amtstracht nicht bei jeder Gelegenheit. Nur das rote Käppchen auf dem feinen, erbleichenden Haare und der rote Strumpf bezeichneten den Kardinal, der übrigens in schwarzem, halbpriesterlichem Kleide einherging und sich hier vorzugsweise als Gründer der Akademie vor seinem Gaste ausbreitete. Bei jedem neu Vorgestellten ging er auf die spezielle Wissenschaft oder Kunst ein, welche dem Vorgestellten einen eigenen Stempel gab, und so sprach er über Poesie, über bildende Kunst, über Grammatik, Mathematik und betonte fein, wie all dies Einzelne gepflegt würde und zusammenwirke zur Erhöhung des französischen Staates, welcher in gründlicher neuer Bildung begriffen sei. „Am Ende kommt es auch der Kriegskunst zugute," sagte er mit einem lächelnden Seitenblicke, „welche uns der Held von Weimar bis jetzt nur sehr bedingungsweise einräumen will."

„Jawohl!" erwiderte dieser ernsthaft, indem er stehenblieb. Er dachte ans deutsche Vaterland, das in Schutt und Asche lag unter blutigem Kriege und das alle stillen Triebfedern des wohltätigen Staatslebens seit lange und auf — wer wußte es! — auf wie lange zerbrochen hatte. Er war ja ein Sprößling jenes sächsischen Hauses, das stets tieferen Sinn für geistiges Leben in sich gepflegt und entwickelt hatte, es trat ihm der traurige Gedanke an die Seele: hier sammeln sie und bereiten sie vor für innere Zukunft — und wir?! Was wird, was kann die Folge sein?! Dies leichtere Volk, welches trotz aller Parteiung zusammengehalten wird, es wächst von innen heraus, während wir innen verdorren, und am Ende kommt der Tag, daß seine gesammelte Kraft sich stärker erweist als die unsrige, obwohl unsere

einzelnen Kräfte weitaus gewaltiger sind. Eilen muß man, eilen, alles benützen, um den deutschen Krieg an ein Ende zu führen, damit die deutsche Nation von beinahe zwanzigjährigem Schlachten sich erholen und wieder innerlich festigen kann. Du hast recht, trotz Hans von Starschädel, Hilfe von hier zu borgen, denn nur mit ihr ist ein rasches Ende zu erreichen. —

Eine Frauenstimme unterbrach seine Gedanken. Die Herzogin von Aiguillon war ihm zur Seite und begrüßte ihn mit gewinnender Höflichkeit. Ja mit Herzlichkeit. O, sie war eine Circe, an Lebensklugheit dem modernen Odysseus weit überlegen. Und ihr Herz sprach wirklich mit. Dieser ernst sinnende Kriegsmann in seiner jugendlichen Kräftigkeit gefiel ihr wahrhaft. Daß er so einfach und so schweigsam einherschritt in der bunten, beflissenen, redseligen Menge, das machte ihn vornehm; sie konnte ihm ganz ehrlich schmeichelhafte Dinge sagen über den imponierenden Eindruck eines Helden, welchen er im ganzen Saale mache auf Männer und Frauen.

Und wie gut verstand sich Oheim Kardinal mit ihr! Wie geschickt wußte er seine Aufmerksamkeit gleich anderswohin zu richten und ihr allein den Gast zu überlassen. Sie führte ihn nach dem linken Flügel durch die Räume hindurch, wo zu Anfange der Soiree die Gelehrten und Poeten gewesen waren. „Hinter diesen Räumen", sagte sie, „liegen die Kunstsäle, welche der Oheim angelegt hat vermittels der Maler und Bildhauer, welche sich unter seinen Ratschlägen ausbilden, damit die Renaissance in den Künsten gedeihe und sich entwickele." Der Schweif der Begleiter verringerte sich von Zimmer zu Zimmer. Sie empfanden alle, daß längeres Begleiten und Zuhorchen unschicklich werde. Auch Dietrich empfand das, der fortwährend vergeblich auf die Gelegenheit gewartet, vor den Herzog zu treten, der auch bis in die Prachtsäle unerbittlich gefolgt war. Aber es brannte ihn auf der Seele, den Herzog um Hilfe anzusprechen, er folgte dem Paare unerbittlich. Hinter diesen Sälen lag die Wohnung der Herzogin. Als sie auch dahinein schritt

mit dem Herzoge und die Tür hinter sich ins Schloß warf, da schien es doch auch ihm unmöglich, weiter zu folgen. Sie mußten ja — meinte er — desselben Weges zurück — er wollte sie stehenden Fußes erwarten und dann den Herzog anreden. Der letzte Blick der Herzogin hatte ihm übrigens deutlich genug verkündet, daß er wohl tun würde, zurückzubleiben. Ehe sie die Tür zuschlug, hatte sie sich umgeschaut, aber mit einem Antlitze, das er gar nicht kannte. Das feine, sonst immer freundliche Gesicht hatte wie ein scharf geschriebenes Nein ausgesehen. Als sie es im abgesonderten Zimmer Bernhard wieder zuwendete, strahlte es sogleich wieder im lieblichsten Sonnenlichte.

„Hier wohne ich," sagte sie ohne Schüchternheit, „und hier habe ich Eure Bekanntschaft gemacht." „Wie das?" „Die Beschreibung Eurer Heldentaten hab' ich hier gelesen. Schaut, dort auf dem Tische liegt eine Landkarte, daneben ein geschriebenes Heft. Auf der Landkarte bin ich Euren Feldzügen gefolgt, in das Heft hab' ich seit Jahren geschrieben, was ich mir dabei gedacht, wie ich mir den jungen Mann vorgestellt, der vom zarten Jünglingsalter an ins Feldlager und in tägliche Lebensgefahr geworfen wird. Ich habe mir klarzumachen gesucht, wie es in der Seele solch eines nur Krieg führenden Mannes aussehen möge. O nein! Schaut nicht in die verworrene Schrift, tretet lieber mit mir in mein Boudoir, laßt Euch einen Augenblick dort nieder und schenkt mir einige Antworten auf meine Fragen. Es ist gar zu reizend für eine Frau meiner Art, einen Blick tun zu können in das Innere eines Mannes, der sich nie um Frauen gekümmert hat. Ich bitte!"

Sie reichte ihm die Hand und führte ihn seitwärts in das schwach beleuchtete kleine Zimmer, wo ein Sofa, kaum breit genug für zwei Personen, zu traulichem Gespräche sich darbot. Sie nötigte ihn, sich zu setzen; sie setzte sich neben ihn. Man kann nicht sagen, daß sie volle Tagesbeleuchtung schon zu scheuen hatte. Sie war nicht mehr in erster Jugend, aber sie war noch frisch und elastisch. Dennoch gewann sie bei matter Beleuchtung.

Sie war den Stimmungen ihrer Nerven unterworfen. Des Abends war sie belebter als zu einer anderen Tageszeit, und ihr mandelförmig geschlitztes dunkles Auge — es glich ganz dem ihres Oheims — sprühte ein magnetisches Feuer aus, wenn es ins Helldunkel hineinblickte. Dazu ein kleiner, schön geformter Mund mit vollen Lippen und glänzenden Zähnen, eine Büste fein und anmutig wie die einer griechischen Statue, ein Arm von mäßiger, aber hinreichender Fülle, und Büste wie Arm, die sie entblößt trug im großen Putz, von weißer Frische. Der runde französische Rücken allein hätte den deutschen Geschmack befremden können, aber der blieb abgewendet von Bernhard, und Bernhard war ganz unerfahren in diesen Unterschieden weiblicher Schönheit. Auf ihn wirkte diese unmittelbare Nähe einer reizenden Frau uneingeschränkt. Aufgeregt wie er zum ersten Male war seit gestern für den Zauber eines weiblichen Wesens, überließ er sich gleichsam den Lüften, wie jemand, der von unsichtbaren Händen in die Höhe gehoben wird. Die Herzogin übernahm denn auch, als ob er durch keinerlei Anstrengung der Sprache, und noch dazu einer ihm fremden Sprache gestört werden sollte, sie übernahm allein die Aufgabe eines Gesprächs, welches ihm nur leichte Zustimmung abnötigen sollte. Sie fuhr fort, wie sie begonnen, ob es denn wirklich möglich sei, dreißig Jahre gelebt zu haben, ohne von der Liebe berührt worden zu sein? „Denn so sagt man von Euch, Herzog! Ist das wirklich wahr?"

„Das ist wahr." „In Frankreich begreift man das gar nicht. Hier beginnt die Liebe, wenn das Herz erwacht, und das Herz erwacht sehr früh. Was ist denn geschehen mit Eurem Herzen? Wohin hat es sich gewendet? Was hat es ersehnt, was hat es erstrebt?" „Mein Herz? Ei! das hat in frühester Jugend einer trefflichen Mutter angehört. Dann kamen die Waffen mit ihren Übungen, denen all meine Wünsche zuflogen. Dann kam der Zweck dieser Waffenübung: das Vaterland und der Glaube, welche die Seele erfüllten. Dies füllt ein Herz reichlich aus.

Mir scheint auch, was man hierzulande Liebe nennt, hat mehr mit der Unterhaltung zu tun und mit der Sinnlichkeit, als mit dem Herzen." „Ah, da sind wir! Unterhaltung und Sinnlichkeit gilt Euch für etwas Geringfügiges, wohl gar Verächtliches. So hat man mir erzählt von den Deutschen, die an alle Freuden die Moral anlegen zum Maßstab." „Ja, seid ihr denn keine Christen? Die christliche Lehre, gleichgültig, ob katholisch oder evangelisch, verlangt ja doch die Bekämpfung der Sinnlichkeit und nennt den Sieg über dieselbe Tugend. Was macht man denn in euren zahlreichen Klöstern?" „Da habt Ihr recht! Ich habe ja selbst ins Kloster gehen wollen vor einiger Zeit, weil ich in verzweiflungsvoller Stimmung war. Es erwies sich aber, daß es nur körperliche Verstimmung war. Übrigens mag es wohl so sein, wie mein Oheim, der Kardinal, oft sagt. Er sagt, wir romanischen Völker hätten viel mehr Heidentum in unsern Adern und Sitten als die Völker im deutschen Reich. Ihr wäret, setzt er hinzu, auf dem andern Extrem, ihr wäret allzu unsinnlich. Daraus entstünde eine trockene Rechthaberei, und die führte zum Untergange des Reichs; denn keiner von euch gäbe sich einem allgemeinen Zuge hin, jeder wollte eine Welt für sich, kurz, ihr wäret eben deshalb nicht gesellig. Franzosen und Deutsche, pflegt er seine Rede zu schließen, müssen sich gegenseitig heiraten. Dann würde die Rasse entstehen, welche die Welt beherrscht." „Und seid Ihr der Meinung Eures Oheims Herzogin?" „Das wohl. Aber ich bin zweifelhaft, ob ich mir Würdigkeit dafür zutrauen darf." „Würdigkeit?" „Aus Eurem schönen Auge dringt ein Strahl bis in das Innerste. Man meint, Ihr sähet alle Fehler und Schwächen, die einem je widerfahren sind im Leben. Man meint, Ihr sähet alles, und man fühlt sich beschämt und schüchtern. Die prachtvolle Wölbung über Eurem Auge, beschattet von der dunklen Braue, erhöht die Strenge des forschenden und richtenden Blicks — o, ich bitte Euch, senkt die langen Wimpern ein wenig und lächelt einmal nachsichtig!"

Dabei strich sie ihm weich und leise mit der Hand über die

Augen und über die Wange und setzte mit ganz kindlicher Stimme hinzu: „Ich warte aufs Lächeln."

Bernhard bebte wie von einem elektrischen Fluidum berührt. Jener Zauber der Sinnlichkeit, welcher waltet zwischen Mann und Weib, fiel zum ersten Male auf seine Nerven, und in einer Zeit, welche eben erst, nur einen Tag früher, die Empfänglichkeit dafür in ihm geöffnet hatte. Vielleicht wäre die gewandte Herzogin machtlos neben ihm verblieben, wenn nicht gestern in St. Germain der Anblick Margueritens von Rohan die Organe der Neigung in ihm erweckt hätte. Jetzt waren sie offen, und der unerfahrene Mann war nicht geeignet, Unterscheidungen anzustellen. Ein Element kam über ihn, und er ahnte nicht, daß er fragen müßte, ob es auch diejenigen Bestandteile des Elementes wären, welche den edleren, höheren Menschen in ihm befriedigen könnten. Dazu die geistige Schmeichelei, in welche die Herzogin ihn hüllte wie in einen weichen Schleier! Das von ihr begehrte Lächeln stellte sich naturgemäß ein, und die Herzogin konnte sich dafür bedanken, und sie konnte sich dabei steigern in ihrer Annäherung. Sie nahm seine Hände, sie küßte sie. Alltägliche Schicklichkeit von seiner Seite brachte es mit sich, daß er das ablehnte, daß er ihre Hand suchte und küßte, daß er den weichen Druck ihrer Hand erwiderte, daß er die so nahe liegende Schulter, weiß und lockend, mit seiner Wange, mit seinem Munde berührte —

Jetzt war es doch gut, daß der fabelhafte Dietrich so nahe war. Seine Nähe brachte eine Störung, welche dem trunkenen Herzoge Bernhard gar sehr zu wünschen war. Sein Gewissen schüttelte ihn da außen im Saale unbarmherzig, daß er Mathieu ins Unglück gestürzt, die Gefahr für Rohan aufs neue heraufbeschworen hatte. Und noch eine Not stieg in ihm auf wie ein Komet. Solche Verbindung Bernhards mit der Kardinalsnichte stand plötzlich wie ein drohendes Himmelszeichen vor ihm. Vielleicht stachelte er sich selbst mit dieser Sorge, um recht unparteiischen Grund zu haben für seine Verzweiflung. Wir

Menschen suchen gern unsere Entrüstung mit edlen Tendenzen zu bewaffnen. Wie dem sein mochte, er war unter allen Umständen ein guter Protestant und protestantischer Politiker, und eine Ehe des protestantischen Feldherrn mit dieser katholischen Dame erschien ihm jetzt wie ein Greuel. Jetzt, denn vor einer halben Stunde hatte er nicht darauf geachtet bei der gesprächsweisen Ankündigung dieser Verbindung. Vor einer halben Stunde war er zu bestürzt gewesen über seine eigene Lage, und jene Ankündigung hatte ihm keinen Eindruck gemacht. Jetzt aber wußte er das Liebespaar hinter jener Tür, jetzt hatte ihm das Betragen und der Blick der Herzogin von Aiguillon deutlich genug gesagt, daß es ein Liebespaar sei oder doch werden könne. Jetzt belastete er seine Gewissensangst auch noch mit dieser politischen Angst und rannte im Saale umher, in welchem er allein geblieben, wie ein Toller. Am liebsten hätte er geschrieben. Die kostbaren Bilder und Statuen, mit welchen der Saal geschmückt war, tanzten vor seinen Augen, wie die Eumeniden vor den Augen des Orest. Und richtig! da war ja auch ein großes Bild, welches den Orest darstellte, als er entsetzt floh, verfolgt von den Furien. In dies Bild starrte Dietrich hinein, und seine wuchernde Phantasie nahm ihn nun beim Schopfe. Orest wurde ihm Herzog Bernhard, die drei Eumeniden wurden Richelieu, Abbé Boisrobert und die Herzogin von Aiguillon. Freilich, die nächste da drüben an der Schulter des Orest, die so nichtswürdig lacht, das ist des Kardinals Nichte! Sie hat den deutschen Herzog verführt und hat ihn zum Traualtar geschmeichelt. Er hat ihr Ehegemahl werden müssen, damit der Kardinal ein langes, mächtiges Schwert in die Hand bekomme gegen alle Widersacher in Frankreich. Dem Herzoge hatte man alle möglichen Herrlichkeiten versprochen: kirchliche Freiheit und die Krone von Frankreich. Aber es ist ja alles nicht wahr! Seht nur in das Auge der Eumenide Richelieu. Er will das Schwert des Herzogs nur benützen, um den Herzog, wenn der Sieg erfochten ist, in den Abgrund zu stoßen. Er ist ja verlogen bis ins innerste Herz

hinein, dieser Kardinal; Freiheit des Gewissens und der Kirche ist ja für seine tyrannischen Gelüste ein Unding, ein Wahnsinn! Den letzten Helden des Protestantismus also, den einzigen Simson, welcher noch übrig, muß Delila entmannen, damit er erschlagen und vernichtet werden könne. — So jagten die Gedanken und Vorstellungen durch sein Hirn. Was Wunder, daß er endlich wirklich aufschrie, als sich plötzlich von hinten eine dicke Hand auf seine Schulter legte. Er schrie laut und unanständig, denn er war in fieberhafter Bewegung und war erschrocken. Ja, er polterte in geschrienen Worten weiter — aus lauter Schreck — als er sich nun mit zwei Händen gefaßt fühlte, und als er inne wurde, daß man ihm den Mund zuhalten wollte.

Es war der Abbé Boisrobert. Dieser hatte ihn beobachtet, weil er überhaupt verhindern wollte, daß die Herzogin und der Herzog gestört würden; dieser war herzugeschlichen, als er die immer steigende innere Lebhaftigkeit des monologisierenden und gestikulierenden Jünglings beobachtet hatte. Nichts war ihm widerwärtiger, als daß dieser Jüngling nun doch schrie. Und er hatte Grund, dies widerwärtig zu finden.

Der Herzog und die Herzogin hatten innen das Schreien gehört. Der Herzog war aufgesprungen und an die Tür geeilt. Die Herzogin war ihm gefolgt. Die Tür ging auf. Herzog Bernhard trat mit der Herzogin von Aiguillon in den Saal. Bernhard war aufgeschreckt worden wie jemand, der einer verbrecherischen Handlung nahe geraten. Aber nur aufgeschreckt; er stand noch mitten im Gewitter. Vor seinen Ohren donnerte es, vor seinen Augen blitzte es, mitten in elektrischer Strömung wandelte er daher, und der weiche Arm der Herzogin, welcher sich in den seinen legte und schmiegte beim Heraustreten, erhöhte noch die Spannung seines inneren Wirrwarrs. Er war ganz und gar nicht in der Lage, das klar in sich aufzunehmen, was Dietrich ihm aus der nüchternen Außenwelt zutragen wollte.

Dietrich nämlich fand die Fassung, als er seinen dicken Angreifer erkannte, den handgreiflichen Abbé ohne weitere Be-

achtung zu lassen, um schnurstracks dem Herzoge Bernhard entgegenzueilen und ihm die Gefahr Rohans und Mathieus und alles das zu schildern, was damit zusammenhing von protestantischer Brüderlichkeit und von Verpflichtung eines Helden, welcher die Seinigen in der Fremde schützen solle durch augenblickliche, kräftige Einsprache.

Aber wie tat er das? Er begann französisch. Und da fiel ihm ein, daß die Herzogin und der Abbé es nicht verstehen sollten, und da sprang er ins Germanische über, aber nicht mit einem Sprunge ins Deutsche, was den unaufmerksamen Bernhard vielleicht erweckt hätte, nein, er erzählte holländisch. Bernhard verstand das wohl auch, aber der Inhalt traf ihn nicht in seiner jetzigen Stimmung. Dazu unterließ der Abbé nicht, welcher die Wichtigkeit des Moments gar wohl zu würdigen wußte, dreinzusprechen von der befremdlichen Aufregung dieses jungen Mannes, und die Herzogin verfehlte auch nicht, fragende Ausrufungen einzuschieben. Es entstand ein wüstes Durcheinander, bis Dietrich endlich, durch einen Laut Bernhards gelenkt, in deutsche Rede überging. Das wirkte ersichtlich. Bernhards Auge wurde ruhiger, wurde fester. Aber Dietrich versäumte es, von vorn anzufangen in seiner Darstellung und Schilderung, es wäre selbst dem aufmerksam zuhörenden Bernhard kaum möglich gewesen, den vollen Zusammenhang aufzufassen, und der schlaue Abbé sorgte für neue Störung. Er entfernte sich so eilig, als seine schlotternden Beine es hergaben, und winkte nach den Frontzimmern hinüber. Eine rauschende Musik war die unmittelbare Folge dieses Winks, und dies Rauschen und Klingen betäubte nicht nur, es zog auch die Aufmerksamkeit Bernhards wieder ab, indem es dem Nervenrausch in ihm wieder die Oberhand gab.

„Die Musik gilt Euch, Herzog," sprach die Herzogin, „man erwartet uns."

So bestürmt und gedrängt, schloß Bernhard die Szene, indem er sagte: „Ich verstehe nicht ganz, junger Herr, was Ihr

wünscht. Ich bin zerstreut und bin hier Gast. Wollt Ihr mich morgen aufsuchen, so werdet Ihr mich aufmerksamer finden. Euer Name?" Dietrich war bestürzt, daß ihn der Herzog nicht wiedererkannte und stotterte —

„Man erwartet uns, Herzog, ich bitte!" wiederholte die Herzogin, und fort rauschte sie mit ihm zu einer Tafel, welche gegen alles Herkommen dieser literarischen Soireen gerüstet worden war. Gegen alles Herkommen. Der fremde Held sollte gefeiert werden, und Richelieu durfte voraussetzen, daß die Schriftsteller und Künstler ein Souper nicht verschmähen würden. — Mit schmetterndem Tusch wurde das Paar empfangen, und unter der allgemeinen Überzeugung, daß der deutsche Held als Bräutigam der Kardinalsnichte in diesem Tusch gefeiert würde, setzte man sich geräuschvoll zu Tische. Kardinal Richelieu strahlte von angenehmer Genugtuung, und das ursprünglich schöne Antlitz, welches ihm die Natur geschenkt und welches er durch leidenschaftliche Absichten nur verstellt zu zeigen pflegte, erschien den Künstlern mit einem Male so überraschend schön, daß einer zum andern flüsterte: „Schau' hin, schau' hin! Er ist ein wahrhaftiges Kind der Götter!"

Richelieu nahm Platz neben dem Herzoge Bernhard und nickte lächelnd nach der andern Seite, wo Abbé Boisrobert ihm etwas ins Ohr raunte. Die leise Mitteilung besagte, daß der deutsche Herzog soeben nicht die geringste Absicht gezeigt habe, sich des Herzogs von Rohan anzunehmen. Die Nachrichten seien aber schlagend: man könne sich des Rohan in der nächsten Stunde bemächtigen. Wenn Eminenz nicht „nein" sage, so geschehe es. Die Eminenz hatte nicht „nein" gesagt, sondern genickt, und der Abbé wälzte sich durch die Diener hinter der Tafel entlang nach dem Korridor rechts hinüber, wo Tristan des letzten Wortes harrte. Dietrich war in seiner Bestürzung in den Saal gefolgt. Er sah stieren Auges dem Abbé zu, als dieser zu Richelieu sprach, er sah ihm entsetzten Blickes nach, als der Abbé fort ging. Er wußte: jetzt schickt er Tristan hinüber ins Hotel Rohan; die Katastrophe

tritt ein für dies edle Haus, und — du bist schuld! Ein Ruck fuhr durch den langen knochigen Körper des jungen Mannes, und ohne Rücksicht auf servierende Diener, denen er die Schüsseln von den Armen stieß, drängte er sich nach der Haustür und stürzte hinaus, die Stiege hinunter auf die Straße St. Honoré hinab und am dunklen Louvre vorbei nach der Brücke hin, in den Faubourg St. Germain hinüber. Er lief, was er laufen konnte, obwohl es stockfinster war und er zu wiederholten Malen stolperte und fiel. Er meinte Tristan hinter sich zu hören mit der Meute von Musketieren.

## V.

Um diese späte Abendstunde saßen sie noch zusammen, die drei Personen, welche sich herzlich liebten und welche jetzt schwer bedroht waren durch den heranziehenden Tristan: der Herzog Heinrich von Rohan, seine Frau und seine Tochter Marguerite. In einem weiten Gemache des zweiten Stockes saßen sie. Auf einem Sofa, den Fenstern gegenüber, Vater und Mutter, neben dem Vater auf einem Tabouret das einzige Töchterlein Marguerite, dem Vater so nahe, daß sie seine Hand halten und mit einer leichten Bewegung ihm um den Hals fallen konnte. In geringer Entfernung vom Sofa beleuchtete von einem runden Tische eine Lampe die Familiengruppe. Die Lampe war mit grünem Schirme verhängt und strahlte ein gedämpftes Licht, welches den Gesichtern ein bleiches Ansehen verlieh.

Das Gemach war sonst ziemlich leer an Möbeln; nur ein sehr großer offener Schreibtisch stand vor einem der drei Fenster. welches nicht recht symmetrisch abschloß. Denn unsymmetrisch nahe bei diesem Eckfenster trat die Querwand ein, welche Bücherschränke und offene Fachwerke voll Bücher zeigte. Es war das Arbeitszimmer des Herzogs, und der Schreibtisch war den Büchern so nahe gerückt, daß sie dem literarisch arbeitsamen Herrn leicht erreichbar wären. An den Wänden hingen

Landkarten und Waffen. Der Herzog Heinrich liebte die Einfachheit, und der Aufwand von Luxusmöbeln war gegen seine Neigung. Er hegte die Neigung eines Kriegsmannes, welcher wenig Bedürfnisse zu haben wünschte. Das Hugenottentum hing damit zusammen. Es unterschied sich durch anspruchsloses Wesen im Haushalte und in der ganzen Lebensweise von dem Luxus, der in Frankreich einzureißen begann und unter dem folgenden vierzehnten Ludwig darin tonangebend wurde für Europa.

Das Zimmer war auch darin bezeichnend für den Herzog Heinrich, daß der Schreibtisch am Fenster mit frisch geschriebenen Papieren bedeckt war. Bei aller Zärtlichkeit für Frau und Kind hatte er doch während vierundzwanzig Stunden schon Zeit gefunden, schriftlich zu arbeiten. Er war stets mit Studien beschäftigt, namentlich mit geschichtlichen und kriegswissenschaftlichen, und er unterhielt eine ausgebreitete Korrespondenz mit den protestantischen Führern aller Länder, sowie mit den hugenottischen Häuptern in Frankreich. Das Regiment Richelieus hatte von seinem Standpunkte ganz recht, diesen Rohan als einen gründlich gebildeten und deshalb gefährlichen Gegner auf Tod und Leben zu verfolgen. Es besorgte keinen Handstreich von ihm, wohl aber Kriegspläne in großem Stile.

In schlichtem Hauskleide saß er da, und der Blick des wohlwollenden Antlitzes ruhte auf der einzigen Tochter, welche in einem Jahre sich ungemein entwickelt hatte und dem Jungfrauentume ganz nahe gekommen war. Noch fehlte etwas an der vollen Reife, an der Fülle der Formen, aber das Angesicht des schlanken Geschöpfes war schon belebt vom vollen Ausdrucke des schalkhaften und sinnigen Mädchenwesens. Besonders das große braune Auge leuchtete und sprach schon klug und lieb. Ihre Hautfarbe war von einem gelblichen Blaß, hatte aber nicht das mindeste gemein mit dem kränklichen Blaßgelb leidender Naturen. Im Gegenteil, es war kräftig, und wenn eine Erregung feine Röte darüber hauchte, so zeigte sich eine satte, tief wirkende

Farbe, wie man sie auf guten Ölbildern südlicher Meister als prachtvolles Kolorit anstaunt. Dabei war das Näschen so fein, der Mund voll perlender Zähne so graziös, Hals und Schulter so schlank und zierlich geschwungen, wie man sich eine junge Diana vorstellt, und die Altstimme ihres Redetons klang voll und sonor. Sie lehnte sich über das Knie des Vaters zu ihm hin und nestelte mit den feingestalteten Fingern an einer Quaste seines Kleides, indem sie zu ihm aufblickte und die Frage wiederholte, welche der Vater unbeantwortet gelassen, weil er eben eine Bemerkung gegen die Mutter ausgesprochen hatte. Diese Frage betraf den Herzog Bernhard. Ob es wahrscheinlich sei, was die Diener heute aus der Stadt heimgebracht: daß der Herzog Bernhard die Nichte des Kardinals heiraten werde.

„Das halt' ich durchaus nicht für wahrscheinlich", antwortete jetzt der Vater. „Und warum nicht?" „Weil Herzog Bernhard ein echter Protestant ist und die Nichte des Kardinals zur schlechtesten katholischen Sorte gehört." „Er war aber sehr freundlich mit ihr." „Wann und wo?" „Gestern in St. Germain." „Er ist fremd und ist Gast, und der Kardinal ist sein eigentlicher Gastgeber." „Da ist man höflich, ja! Es war aber nicht bloß Höflichkeit, was auf seinem braunen Gesichte stand, als er mit ihr sprach." „Was weißt du, junges Närrchen!" „Er sah ganz anders aus, als er mit der Mutter sprach." „Hat er dir überhaupt gefallen?" „Ja und nein. Er ist stattlich und stark neben den geputzten katholischen Hofleuten. Man meint's ihm abzusehen, daß sie alle umfallen müssen, wenn er den Arm erhebt und links und rechts hinstreicht mit diesem Arme. Auch hat er einen Blick, der wie eine Kugel auf einen los kommt, und die Stimme klingt wie eine Orgel. Aber —" „Nun, aber?" „Er sieht so über alles weg, als wären die anderen Menschen alle nur Kleinigkeiten. Das ärgert einen, wenn's eine Weile dauert. Man will doch auch was bedeuten." „Auch wenn man noch nichts bedeutet. Du bist ja schon eitel, du junges Ding!" „Ist man eitel, wenn man was bedeuten will?" „Freilich, solange man noch nichts

ist, soll man nur trachten, was zu werden, unbekümmert darum, ob die Leute davon Notiz nehmen oder nicht. Übrigens hat mir ja die Mutter erzählt, daß der Herzog Bernhard von dir Notiz genommen." „Ah?!" „Aber, Heinrich!" schalt die Mutter dazwischen. „„Wie denn das?" fragte Marguerite. „Du bist an ihm vorübergegangen," fuhr der Herzog fort, ohne sich durch das Kopfschütteln seiner Frau stören zu lassen, „und da ist er einen Augenblick stehengeblieben und hat dir nachgesehen wie jemand, dem etwas auffällt oder gefällt." „Ah?!" „Die Frage ist nur eben, ob du ihm nur aufgefallen bist oder ihm gefallen hast." „Das muß man ihn fragen!" „So? Es scheint dir also von Wichtigkeit?" „Natürlich! Ein Mann, der soviel gesehen und erfahren hat, der muß gute Gründe haben, wenn ihm in großer Gesellschaft jemand auffällt oder gefällt. Meinst du nicht auch?" „Du wirst kurios gekleidet gewesen sein!" „Das war ich gar nicht; ich war ganz einfach weiß gekleidet." „Oder du hast ein Gesicht geschnitten." „Aber, Papa! Erschrocken war ich vor seinen Augen, die auf mich fielen, und — ich hab's ja schon gesagt! — wie Kugeln fielen. Da schneidet man kein Gesicht, sondern man ist betroffen und weiß nicht, wohin man hinsehen soll." „Und wo hast du denn hingesehen?" „Das weiß ich nicht. Ich hab' gar nichts mehr gesehen, und als ich mich später nach ihm umgesehen, da war er fort." „Du würdest ihn also kaum wiedererkennen, wenn er hier einträte?" „O doch!"

Es trat bei diesen Worten wirklich jemand ein, aber nicht Herzog Bernhard, sondern ein alter Diener, welcher meldete, der junge Herr de Groot sei wieder da. Er sehe ganz verstört aus, habe sich geradezu und mit Gewalt herein gedrängt und verlange trotz später Stunde die Frau Herzogin zu sprechen, absolut zu sprechen. Es sei Gefahr im Verzuge, lasse er sagen. Die Herzogin war nicht geneigt, ihn vorzulassen. Was Mathieu von ihm erzählt, hatte sie gar zu sehr eingenommen gegen die Taktlosigkeit Dietrichs, wenn sie auch nicht wie Mathieu an Verräterei denken mochte. — Aber der Herzog war anderer

Meinung. Trotz aller Wunderlichkeit hatte ihm der Bursche auf dem Mustafa gefallen, und er fand, daß die Lage nicht dazu angetan wäre, Mißverständnissen nachzuhängen. Der junge Mann hätte gewiß guten Grund, so spät im Hotel einzusprechen. „Geht hinab," schloß er also, „empfangt ihn unten und überlaßt mich meinem Schicksale hier im Kabinett." Mutter und Tochter gingen. Letztere recht neugierig. Die Mutter wollte aber von dieser Neugier nichts wissen, sondern nötigte Margueriten, auf ihr Zimmer zu gehen und sich schlafen zu legen. So trat denn die Herzogin allein in den dürftig beleuchteten Salon, welcher dem vor Ungeduld zitternden Dietrich geöffnet wurde. Der unpraktische Mensch begann aber trotz aller Ungeduld mit seiner Rechtfertigung und verlor die kostbare Zeit, bis ihn die Herzogin mit der Frage unterbrach: „Ob er deshalb gegen Mitternacht einen Besuch erzwänge und von Gefahr im Verzuge gesprochen hätte."

„Um Gottes willen, nein!" schrie er und schilderte nun in Eile, was er im Palais Kardinal erlebt und erfahren, und daß Tristan jeden Augenblick mit bewaffneter Macht eintreten könnte —

Da entstand Lärm im Vorsaale draußen. Tristan war schon da. Die Herzogin ließ Dietrich ohne Antwort stehen und eilte fort, um oben ihren Gatten zu unterrichten — „Halt!" rief man ihr entgegen, als sie die nach dem Innern führende Tür des Salons öffnete: auch dort waren Tristans Leute schon aufgestellt; sie waren an die zwanzig Mann hoch stürmisch eingebrochen und hatten sich im Nu durch das ganze Hotel verteilt. Aus dem Vorsaale trat Tristan selber ein, und der erste Gegenstand vor seinen Augen war wiederum der junge Dietrich de Groot.

„Pardieu!" rief er, „die junge Exzellenz ist gut zu Fuß. Besser als zu Pferde. Ich werd' Euch wohl bitten müssen, mit uns zu gehen, damit Ihr zu einiger Ruhe kommt." „Sehet nur zu, daß wir Euch nicht mit zum Könige nehmen; gegen dessen

Willensmeinung Ihr und der Abbé Boisrobert hartnäckig handelt!" schrie Dietrich in zorniger Aufwallung, welche wohl durch die Anwesenheit der Frau Herzogin entstand. Denn er hatte das Bedürfnis, sich rohansch zu zeigen.

Tristan nahm keine Notiz davon und wendete sich zur Herzogin, sein Eindringen mit höherem Befehl entschuldigend und sie darauf aufmerksam machend, daß der störende Überfall rasch und glatt vorübergehen würde, wenn die Frau Herzogin ihn dem Herrn Heinrich Herzoge von Rohan vorstellen wollte, der im Hotel anwesend wäre.

„Habt Ihr Auftrag von des Königs Majestät?" fragte sie mit scheinbarer Ruhe und mit wirklich vornehmer Haltung. „Ich werde nicht ermangeln, mich Seiner Hoheit dem Herrn Herzoge darüber zu erklären." „Dann werden wir, wie das jetzt herkömmlich in Frankreich, von der Erklärung einer Gewalttat nichts erfahren, denn der Herzog ist nicht hier, sondern in der Schweiz. Entfernt Euch, oder ich rufe meine Leute und versuche Gewalt mit Gewalt zu vertreiben."

Dietrich trat entschlossen neben sie und zog seinen Degen. Solche Steigerung, obwohl sie gar keine Aussicht auf Erfolg hatte, war seinem Naturell ganz angemessen. Es war Heroismus in die Luft hinaus.

„Eure Leute, erlauchte Frau Herzogin," entgegnete Tristan unter einer achselzuckenden Verbeugung, „sind sämtlich festgehalten. Der grimmigste unter ihnen sitzt schon seit einer Stunde im Violon unseres Palais, und ich muß nun den Herrn Herzog unangemeldet aufsuchen, da Ihr mir die Meldung versagt, er aber seit gestern in diesem Hotel wohnt; nicht in der Schweiz."

Dies sagend, schritt er da hinaus, wo die Herzogin aufgehalten worden war. Die Herzogin selbst sah ihm nach mit weit geöffneten Augen. Sie zitterte durch und durch. Was tun? Hinauf eilen und dem Herzoge zurufen? Wenn man sie hinauf ließ, so hieß das den Feinden nur den Weg zeigen. Und doch war seit ihrem Herunterkommen alles so schnell gefolgt, daß der Herzog

oben der Meinung sein konnte, es sei wohl noch Zeit und seine Frau werde ihm wohl noch nähere Kunde bringen. Jetzt konnte er geradezu jählings überfallen werden.

Es war nicht mehr möglich, zuvorzukommen — — doch! doch! Ein zweiter Gedanke zeigte ihr auch einen Weg zum Herzoge. Ihre Tochter fiel ihr ein, Marguerite, welche zu Bette geschickt worden. Der Mutter trat vor Augen, daß Marguerite eben im Auskleiden begriffen und von den rohen Häschern dabei überrascht werden könnte. Das sollte verhütet sein. Und vom Zimmer Margueritens führte ja ein Weg hinauf zum Vater. „Schafft mir Platz, Herr Groot, zum Zimmer meiner Tochter!“ rief sie Dietrich zu und zeigte mit der Hand in der Richtung, welche Tristan eingeschlagen hatte. „Mit meinem Leben!“ sagte Dietrich und ging mit vorgehaltenem Degen ihr voraus.

Es trat ihnen niemand in den Weg. Tristan hatte alle Aus- und Zugänge und Treppen besetzen lassen, und sobald dies vollendet war, ließ er die Frau Herzogin und ihren Paladin passieren, wohin sie wollten. Er folgte ihnen nur. Selbst nämlich untersuchte er gar nicht; er leitete wie ein Feldherr. Im Garten und Hofe standen seine Wachen, an ein Hinauskommen war gar nicht zu denken. Das Schicksal mußte sich erfüllen — war seine Devise — ob eine Viertelstunde früher oder später, das war gleichgültig. Also denkend, schritt er in einer Entfernung von zehn Schritten hinter der Herzogin her; denn das war doch immerhin von Bedeutung, wohin sich die Gattin des gesuchten Herzogs wendete.

Sie öffnete hastig die Tür, welche in das Schlafzimmer ihrer Tochter führte, und bat Dietrich zu warten. — Die Mutter hatte ganz recht gehabt: Marguerite war schon halb entkleidet, und Dietrich sah sie einen Augenblick, wie er sie nie gesehen: ohne Oberkleid in bloßen Schultern und Armen, wie vom Bildhauer gemeißelt. Die Tür flog zu, und ehe noch dies angenehme Bild seinem heroischen Gedankengange eine andere Wendung

geben konnte, stand Tristan bei ihm und ersuchte ihn mit artigen Worten, ihn eintreten zu lassen.

„Nicht eher, als bis die Frau Herzogin öffnet," erwiderte Dietrich barsch, „es ist das Schlafzimmer ihrer Tochter, und die Prinzessin soll ein Nachtkleid überwerfen." „So lange wollen wir warten!" sprach Tristan und winkte einem Trabanten, der ihn zu suchen schien. Dieser Trabant berichtete, daß in diesem unteren Stockwerke — mit Ausnahme des Zimmers, vor welchem sie ständen — alles durchsucht und der Herzog nicht gefunden worden sei. „Die Wachen bleiben stehen, die übrigen gehen an den oberen Stock!" befahl Tristan, und der Trabant entfernte sich.

Im oberen Stock aber war der Herzog; jetzt nahte die Entscheidung. Mit impertinenter Ruhe begann nun Herr Tristan ein Gespräch, welches dem jungen Springinsfeld auseinandersetzen sollte, daß man sich stets Unannehmlichkeiten auf den Hals lade, wenn man sich in die Geschäfte anderer Leute einmische. In der vorliegenden Affäre zum Beispiele müsse die junge Exzellenz mit verhaftet werden, weil sie sich geflissentlich, ja sorgsam der Verhaftung eines staatsgefährlichen Mannes widersetze. Wenn die junge Exzellenz eiligst nach Hause und zu Bett gehen wolle, so könne man vielleicht ein Auge zudrücken.

Dies war indessen ein Ton, welchen der junge holländische Republikaner gar nicht vertrug, und als Schriftgelehrter fand er die Worte, welche den „Herrenknecht", wie er Tristan nannte, ebenfalls recht unangenehm berührten. Unter diesen Worten kamen „Nasenstüber" vor, welche einem vorlauten Trabantenführer beigebracht werden sollten, sobald er sich unterstünde, ein Mitglied der schwedischen Gesandtschaft auch nur von ferne anzutasten und damit gegen das Völkerrecht zu verstoßen. —

Solche langatmige Rede hätte eigentlich der Herzogin da innen zustatten kommen sollen. Denn es bestand eine Verbindung zwischen dem Zimmer Margueritens und dem des Herzogs im oberen Stockwerke. Hinter dem Bett Margueritens

in der Ecke des Zimmerraums führte eine mit dunklem Möbelstoff verkleidete Wendeltreppe hinauf. Die Herzogin konnte da hinauf eilen, wenigstens hinauf rufen. Beides wollte sie im ersten Drange, beides unterließ sie bei näherer Überlegung. Sie konnte dadurch die Aufmerksamkeit der Verfolger gerade auf den gefährlichen Punkt lenken. Zweimal aber, dreimal sogar flüsterte sie Margueriten zu, unter allen Umständen kein Wort zu sprechen, denn ein junges Mädchen wäre außerstande, das Verfängliche aller Fragen zu übersehen, und so könnte sie den Schlupfwinkel des Vaters verraten, obwohl sie ihn selbst nicht kenne.

Marguerite kannte ihn wirklich nicht. Gerade um sie unbefangen zu erhalten, hatten ihr Vater und Mutter denselben nie gezeigt. Er war oben neben dem großen Zimmer des Herzogs.

Die Hugenottenkämpfe in Frankreich hatten es mit sich gebracht, daß jedermann in seinem Hause einen tief verborgenen Zufluchtsort brauchte. Mit Katharina von Medicis war freche Treulosigkeit alltäglich geworden im französischen Staatsleben, und die blutige Bartholomäusnacht hatte gelehrt, daß man trotz Schwur und Vertrag nie und nirgend sicher sei vor verräterischem Überfall. Seit jener Nacht der Bluthochzeit war jeder protestantische Hausherr in Paris darauf bedacht, einen unentdeckbaren Schlupfwinkel in seinem Hause anzulegen. Herzog Heinrich Rohan war ein strategisches Talent und hatte den Versteck seines Hotels vermittels dieses Talentes ausgeführt. In seinem großen Wohnzimmer nämlich hatte er dicht neben dem dritten Fenster eine Holzwand aufrichten lassen durch die ganze Breite des Zimmers. Vor diese Holzwand, die natürlich ebenso wie die anderen Wände tapeziert wurde, war die Bibliothek aufgestellt worden, teils in Schränken, teils in Holzfächern. Letztere besonders waren eng und dicht mit Büchern verstellt, und gerade hier hinter doppelter Bücherreihe auf dem Holzfache war ganz unsichtbar unter einem beweglichen Tapetenfleckchen die Feder zu einer Tür angebracht. Diese Tür öffnete sich mit all den fest eingerammten Büchern und führte in einen

ganz schmalen Raum ohne Fenster. Dort war ein Lager, war eine immer brennende Lampe — dorthin, hoffte die Herzogin, werde sich ihr Gatte geflüchtet haben. Ihre Sorge bestand nur darin, ob er die Meldung Dietrichs und ihr Weggehen für wichtig genug erachtet hätte, um sich zu flüchten, und ob er nicht vom jähen Eindringen der Trabanten überrascht worden wäre. Bei eiligem Öffnen und Schließen der Tapetentür konnte auch ein Buch herunterfallen und das Tapetenfleckchen verraten, unter welchem die Feder war.

Ob sie jetzt eilig die Wendeltreppe hinaufeilen und zuschauen und verbessern sollte, das war die nächste Frage, als sie das Rufen verworfen hatte. Aber dann konnte die Wendeltreppe verraten werden, die noch nützlich werden mochte und vielleicht gar nicht bemerkt wurde, und dann — — da klopfte es, und Tristan öffnete die Tür.

Er verbeugte sich artig vor Margueriten, welche sich in einen weiten Schlafmantel gehüllt hatte, und benützte die Gelegenheit, das Antlitz des jungen schönen Mädchens mit all dem lüsternen Vergnügen zu betrachten, welches einem stets verliebten Franzosen nie ausgeht. Unmutig drehte ihm Marguerite den Rücken. Sie ward sogleich dafür bestraft, denn sie war dabei einen Schritt zur Seite getreten und hatte die Aussicht freigemacht auf die verkleidete Wendeltreppe. Nachdem Tristan mit langsam suchendem Blicke das ganze Zimmer überschaut hatte, ging er geradeswegs auf die Wendeltreppe los, nickte mit dem Kopfe, als er erkannt hatte, was er vor sich habe, wendete sich noch einmal unter artiger Verbeugung gegen die erschreckt zuschauende Mutter und Tochter, als wollte er sich verabschieden und — verschwand in der Treppe. Man hörte ihn aufwärts steigen.

Die Herzogin sah voll Angst auf Dietrich, welcher hinter Tristan eingetreten war, und es kämpfte in ihr der Gedanke, ob sie den jungen Mann zum Vertrauten machen und ihn nachschicken sollte, mit der Furcht, einen neuen Mitwisser zu schaffen,

der am Ende nichts helfen und durch Ungeschicklichkeit nur schaden könnte. Sie winkte endlich mit der Hand — er nahm dies für einen Befehl und polterte sogleich ebenfalls die Wendeltreppe hinauf, immer mit gezogenem Degen. Es war finster oben in des Herzogs Zimmer. „Wer da?" rief Tristan dem halb fallenden Dietrich zu. „Kein guter Freund!" antwortete dieser.

Tristan hätte nun endlich beinahe einmal geflucht über die Zudringlichkeit des jungen Mannes. Aber er tat es nicht. Es war nötiger, die Tür zu finden und seine Leute mit Licht herbeizurufen. Er fand sie, und seine Leute kamen mit Lichtern. Tristan überschaute den Raum. In seinem Gesichte prägte sich der Gedanke aus, daß er an der richtigen Stelle, daß er im Zimmer des Herzogs, daß dieser gewiß noch ganz vor kurzem hier gewesen, vielleicht noch hier sei. Wo? Eine männliche Kopfbedeckung lag auf einem Sessel; auf dem Stuhle vor dem Schreibtische ein Taschentuch. Aber alle vier Winkel des Zimmers waren frei und leer, die herumleuchtenden Trabanten schüttelten die Köpfe. „Leuchtet hierher!" rief Tristan und trat an den Schreibtisch. Dort nahm er ein beschriebenes Blatt in die Hand und las es mit halblauter Stimme: „‚Eurer Majestät innerer Widerwille gegen diesen Mann ist der Pulsschlag des wahren Königs, welcher vor den Feinden Frankreichs warnt —' Dies hat der Herzog geschrieben, und heute erst geschrieben, die Schrift ist frisch," sagte Tristan, indem er das Blatt zusammenfaltete, um es in sein Wams zu schieben. Auf dem Wege dahin wurde es ihm aus der Hand genommen. Das tat Dietrich, welcher herzugetreten war. „Herr!" rief Tristan. „Ihr habt vorhin gefragt," sagte Dietrich, „was ich hier zu tun hätte. Ich gebe acht, daß nichts gestohlen werde. Diese Worte gehören dem Könige, und er soll sie haben."

Diese letzte Wendung war Tristan wirklich unbequem. Er erwiderte nichts, sondern befahl seinen Leuten, die Wände langsam abzuleuchten. Die Bibliothekwand war die nächste. Ganz langsam schritten sie mit den Lichtern an ihr hin. — Ein

Buch lag an der Erde. Es war herausgefallen, als der Herzog die Tapetentür hinter sich zugeschlagen hatte. Man war also an der gefährlichsten Stelle. Man stand still. Das Buch wurde aufgehoben. Tristan griff mit der Hand in den leeren Raum, welchen das Buch hinter sich gelassen. Eine zweite, feste Reihe von Büchern war dahinter; das Klopfen mit gebogenem Finger klang trocken wie bei jedem ledernen Einbande. Tristan selbst — er war in seiner Jugend Diener gewesen — stellte das Buch ordentlich in die Lücke hinein. Man ging weiter; man untersuchte sorgfältig alle vier Wände; man fand keinen Anhaltspunkt.

„Stellt zwei Lichter auf den Tisch!" sagte Tristan, „und untersucht das Stockwerk genau; hier ist der Herzog irgendwo verborgen."

Die Leute gingen. Tristan blieb zurück und betrachtete aufmerksam das Zimmer. Dietrich — jetzt frei von Gewissensbissen — fühlte sich ganz in seiner Romanwelt und war deshalb viel aufgeweckter und tüchtiger als im gemeinen, gewöhnlichen Leben. Er hatte sich gesetzt und stützte Hände und Haupt auf seinen Degen. Es reizte ihn geradezu, was dieser kundige Häscher nun wohl vorhaben möchte. Als Tristans umherschweifender Blick auf ihn fiel, zuckte es durch die Augen dieses abgefeimten Patrons. Der naseweise Gesandtensohn, dachte er, kann vielleicht nützen! Und allen Ärger über den lästigen Mitlaufer beseitigend, redete er Dietrich freundlich an mit den Worten: „Was würde Eure junge Exzellenz tun in meiner Lage?" Dietrich schwieg.

„Es ist etwas in dem Zimmer, was mir zuraunt: hier fehlt etwas! Hier ist was vorgegangen mit Wand oder Decke! Hier herrscht was Unregelmäßiges! Was ist's? Wenn wir's finden, so finden wir auch den Herzog."

Glücklicherweise wußte Dietrich nichts. Die Herzogin, welche lautlos innerhalb der Wendeltreppe horchte, segnete ihre Vorsicht, den Dietrich nicht ins Geheimnis eingeweiht zu haben. Er schwieg verächtlich weiter, aber nicht ohne Neugier, besonders da Tristan plötzlich ein Licht nahm, den Schreibtisch

vom Eckfenster wegschob, das Fenster öffnete, das Licht und seinen Kopf links nach der Ecke, also nach dem Schlupfwinkel der Mauer hinausstreckte. War ihm der richtige Gedanke entstanden, daß diesem Eckfenster nach links hin freier Raum fehlte? Doch wohl! Der Nachtwind aber draußen verlöschte das Licht, und es regnete. Er gab die genauere Untersuchung auf und glaubte wohl an die große Dicke dieser Eckmauer. Einer seiner Leute meldete, daß nichts gefunden würde.

„Er ist aber hier!" schrie Tristan zum ersten Male ungeduldig. „Nun denn!" sagte er nach kurzer Pause, „so müssen wir das Tageslicht zu Hilfe nehmen und den Hunger!" „Wieso den Hunger?" fragte unbedacht Dietrich, um doch irgendwie zu schaden. „Aha, ich hab's getroffen!" rief Tristan. „Lemoine! Du bleibst hier in diesem Zimmer, das Zimmer selbst und die Wendeltreppe genau bewachend. Sobald der Tag graut, wirst du abgelöst; wenn du einschläfst, wirst du kassiert. Auf Wiedersehen!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Diesmal nicht auf dem Wege der Wendeltreppe, sondern durch die Tür. Man hörte, daß er draußen Befehl erteilte, alle Ausgangspunkte streng zu bewachen, und daß er Ablösung verhieß zum anbrechenden Morgen. Es wurde ganz still im Hause. Tristan hatte es verlassen. Dietrich saß dem Trabanten Lemoine gegenüber, welcher höflich um Erlaubnis gebeten hatte, sich auch setzen zu dürfen, und sich gesetzt hatte, ohne die Erlaubnis abzuwarten. Nach einer langen Pause rief die Herzogin Dietrichs Namen. Hoch oben in der Wendeltreppe stehend hatte sie Tristans letzte Worte und Andeutungen gehört und war in schwerster Besorgnis. Erstens war es deutlich, daß Tristan seine Aufmerksamkeit auf den gefährlichsten Punkt gerichtet hatte. Bei näherer Untersuchung am Tage konnte er den Zugang entdecken. Zweitens war die Idee des Aushungerns richtig und furchtbar. Ohne Speise und Trank mußte der Herzog in seiner engen Spalte verschmachten. Sie war jetzt entschlossen, von außen Unterstützung zu suchen,

und zwar durch Dietrich. Aber auch jetzt noch war sie zweifelhaft, ob sie ihn ins Vertrauen ziehen sollte. Sie erwartete ihn unten im Zimmer Margueritens und sah ihn schweigend an, als er vor ihr stand. Endlich sagte sie: „Übernehmt Ihr's, einen Brief in das Quartier des Herzogs Bernhard zu tragen?" „Mit Gefahr meines Lebens!" „Ihr müßt ihn tief verstecken. Es ist möglich, daß man Euch visitiert, wenn Ihr das Hotel verlaßt." „Das verwehr' ich jedermann mit dem Degen."

Die Herzogin setzte sich an den Schreibtisch ihrer Tochter und schrieb. Sie schrieb langsam, denn auch in diesem Briefe, der doch abgefangen werden konnte, wollte sie nicht direkt sagen, daß der Herzog da wäre und im Versteck säße. Dietrichs mündlicher Bericht sollte ergänzen. Unterdes wendete sich Dietrich mit leiser Rede an Marguerite, welche auf einem Sessel am Bett saß, und fragte sie, ob sie sehr erschrocken wäre?

„Voll Zorn bin ich", antwortete sie ebenso leise, „über diese dreisten Trabanten. Ihr hättet sie gar nicht hereinlassen sollen, Monsieur de Groot." „Ich allein? Wie war das möglich?!" „Ihr seid ja doch schuld daran, daß sie gekommen sind. Mathieu hat es heut abend gesagt."

Nach soviel Heldenmut nicht weiter gerechtfertigt zu sein, war schmerzlich genug für Dietrich. Um sich zu rechtfertigen, fing er an zu erzählen, was ihm begegnet sei, und wurde dabei lauter.

„Pst!" rief die Herzogin und machte eine Bewegung nach oben, leise hinzusetzend: „Der Trabant oben kann Euch hören. Ihr seid und bleibt unvorsichtig! — Ich bitte, tretet ganz nahe zu mir! — So. Und nun hört genau! In der Umgebung des Herzogs Bernhard werdet Ihr einen Schweizer finden namens von Erlach. Er ist gestern abend angekommen —" „Mit dem Herz—" „Pst! Mit Mathieu —" „Jawohl, ich hab' ihn gesehen im Mondscheine und bin eine Strecke neben ihm geritten." „Diesen Herrn von Erlach sucht jetzt mitten in der Nacht auf, und wenn Ihr ganz allein mit ihm seid, so übergebt ihm diesen

Brief und erzählt ihm genau, was Ihr hier erlebt und wie es hier steht. Er soll den Herzog Bernhard veranlassen, uns Hilfe zu schaffen. Fändet Ihr Herrn von Erlach nicht, so übergebt den Brief an den Herzog Bernhard selbst und erzählt ihm alles — versteht Ihr, und wollt Ihr?" „Alles. Verlaßt Euch auf mich!" „Wenn ich das könnte!" „Soll ich und darf ich meinen Vater ins Vertrauen ziehen?" Nach kurzer Überlegung antwortete die Herzogin: „Ja." „Und meine Mutter?" „Wie?!" „Erschreckt nicht! Meine Mutter ist sehr sicher und praktisch."

Und nun berichtete er schnell, daß sie ihm aufgetragen hätte, den Herzog ins Gesandtschaftshotel zu bringen, wo er am sichersten und besten verborgen wäre.

„Wohl denn! Es kann sein, daß uns dies von großem Werte wird, wenn wir den Tag überstehen. Jetzt verbergt den Brief sorgfältig und eilt alsdann."

Er versteckte das Blatt tief in sein Wams, küßte der Herzogin die Hand, steckte endlich seinen Degen in die Scheide und empfahl sich bei Margueriten. Sie drohte mit dem Finger und sagte ernsthaft: „Ich seh' Euch nie wieder an, wenn Ihr Eure Sache nicht diesmal ganz gut ausrichtet." Man hielt ihn an auf dem Vorsaale und wollte ihn nicht aus dem Hause lassen. Er machte aber einen solchen Lärm und berief sich so drohend auf seine Gesandtschaftsqualität, daß man nachgab. Die Vorrechte einer Gesandtschaft waren diesen Dienstleuten des Kardinals sehr wohl bekannt, und nach einigem Zögern gaben sie nach und ließen ihn hinaus. Er hatte unter ihnen bereits einigen Ruf als ein kurioser junger Patron ohne besondere Konsequenz. Er war jetzt recht in seinem Elemente. Das waren ja erhöhte romantische Zustände, wie seine Phantasie nur wünschen konnte, und er mitten darin als beteutungsvoller Akteur. Welch einen Eindruck mußte er auf die schnippische Prinzessin Marguerite gemacht haben, als er mit gezogenem Schwerte einhergegangen! Und dazu das reizende Geheimnis, ob und wo der Herzog verborgen sei! Er flog nur so durch die nassen, nächtlichen Straßen.

Nur einmal stand er still. Mathieu fiel ihm ein. Er konnte sich nicht ableugnen, daß er selbst den alten Reiter ins Verderben gesprengt und daß es am Ende leichter wäre, den vornehmen Leuten im Hotel Rohan Hilfe zu schaffen, als dem armen Diener, welcher im Violon saß. Er hatte mörderisch eingehauen, er war in direkter Gefahr. Das Herz Dietrichs war so gut, daß ihm Mathieus Schicksal ernsthaften Kummer machte und seine ganze Phantasie in Beschlag nahm mit Plänen der Errettung. So war er etwas zu weit geraten drüben in die alte Stadt hinein und wurde erst durch den Anruf einer Wache aufgeweckt. Er stand vor dem Walle der Bastille und mußte rechts hinüberschwenken nach dem Arsenale. Das Eingangstor in die Höfe stand offen — wohl des Gastes wegen, welcher Tag und Nacht freien Zu- und Ausgang haben sollte; aber Schildwachen gingen auf und nieder.

Auf seine Erklärung, daß er dringende Nachricht für den Herzog von Weimar brächte, ließen sie ihn passieren. Die Gewölbe und Höfe waren sehr dürftig beleuchtet, er fand aber die große Stiege, auf welcher er tags vorher dem Herzoge ohne Erfolg vorgestellt worden war, er fand die Wachen im Vorzimmer beim Kartenspiele munter, er fand auch den arbeitsamen Leder, an welchen er gewiesen wurde, noch wach am Schreibtische und fand das aufmerksamste Gehör bei diesem alten Herrn. Die Gelehrsamkeit des jungen Herrn verriet sich schnell und empfahl ihn dem gelehrten Kanzler ungemein, da der Sohn des Staatsgelehrten Hugo Grotius ohnehin willkommen war. Leder verehrte Hugonem Grotium wie ein Ideal. Es versteht sich von selbst, daß Dietrich solchem Entgegenkommen gegenüber jeden diplomatischen Rückhalt verlor und dem freundlichen Leder alles haarklein erzählte, was er heut abend erlebt hatte. Glücklicherweise fand diese Rückhaltlosigkeit hier eine gute Stätte.

Die vorstehenden Augen Leders blitzten Funken bei der Gefahr, welche eine protestantische Notabilität wie der Herzog von Rohan zu bestehen hatte, und er rief einmal über das andere:

„Das kann sich unser Herzog durchaus nicht gefallen lassen, durchaus nicht. Das schlägt uns ja ins Gesicht. Aber, aber —“

„Was denn?“ „Der Herzog ist so apathisch, so schweigsam, so wunderlich, seit wir hier sind — dennoch will ich gleich — ach ja so! Ihr seid an den Herrn von Erlach gewiesen. Der schläft drüben in einem Seitenzimmer. Wir wollen ihn wecken. Der hat Haare auf den Zähnen: sie haben ihn angehalten bei seiner Ankunft, er aber ist sehr grob geworden, und man hat ihn gehen lassen. Den Herzog hat er übrigens noch nicht gesprochen. Kommt nur, kommt, den Erlach wecken wir zuerst.“

Sie gingen hinüber und klopften an seine Tür. Er schien sehr leise zu schlafen, denn er antwortete sogleich, und nach einer Minute schon fragte er hinter der Tür, wer da sei und was man wolle. Als Kanzler Leder sich genannt, öffnete Erlach und stand halb angekleidet da. Die schwache Beleuchtung des Vorsaals zeigte ihn als einen stämmigen Mann, welcher allen Anforderungen in jedem Augenblicke gewachsen ist. Er fragte kurz und trocken, was es gäbe. Dietrich überreichte ihm den Brief der Herzogin von Rohan. Er trat an die Lampe des Korridors und las ihn. Sein breites, eckiges Antlitz verzog dabei keine Miene.

„Kann ich den Herrn Herzog von Weimar sogleich sprechen?“ fragte er sodann Leder. „Gewiß, gewiß! Ich weck' ihn, wenn er schläft. Aber der Hoffmann sagte vorhin, der Herr schlafe jetzt auffallend wenig. Kommt mit dem jungen Herrn von Grotius in mein Zimmer und wartet dort gefälligst auf mich.“

Leder ging; Erlach trat in sein dunkles Zimmer, um sich vollends anzukleiden; Dietrich blieb im Korridor stehen. Trotz der Dunkelheit war Erlach im Handumkehren angekleidet und sein Schwert umhängend zurück. Er war in Kleidung wie Gewohnheiten ganz einfach und war immer kriegsmäßig fertig. Noch im Gehen bat er Dietrich, ihm zu erzählen, wie es hergegangen sei im Hotel Rohan, und als er dies erfahren, fragte er plötzlich: „Ist denn der Herzog von Rohan wirklich in seinem Hotel?“ „Natürlich.“ „Habt Ihr ihn gesehen?“ „Nein.“ „Kennt

Ihr ihn persönlich?" „Gestern abend draußen vor dem Tore habe ich ihn ja neben Euch gesehen!" „Ah den? — Ja so!" „Wie?"

Da kam Leder zurück und überhob Erlach einer weiteren Antwort. Der schlaue Krieger hielt nicht für nötig, dem jungen Menschen zuzugestehen, daß er gestern abend den Herzog von Rohan gesehen. Leder berichtete, daß Herzog Bernhard ganz gegen seine Gewohnheit wirklich noch wach in seinem Zimmer auf und ab gegangen sei, was ganz unerhört bei ihm wäre, der sonst in seiner Wohnung nur arbeite oder schlafe. „Er erwartet die Herren."

Sie fanden ihn am Fenster stehend; das Lager war unberührt. Er trat ihnen, die sich verbeugten, nur einen Schritt entgegen und sprach nicht sogleich. Leder wollte die Herren vorstellen —

„Ich kenne ja beide!" unterbrach ihn der Herzog. Dann trat er näher und sagte: „Sprecht, Oberst Erlach!"

Erlach berichtete kurz, daß er nach dem Übereinkommen in Toul den Herzog von Rohan hierher geleitet, um ihn dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar zu längerer Unterredung zuzuführen. Daß „man" gestern abend angekommen und sogleich verfolgt worden sei. Das Nähere melde dieser junge Herr. Herzog Bernhard winkte mit leichter Kopfbewegung gegen Dietrich, daß er seinen Vortrag halte. Dietrich tat es rasch, ausführlich und mit starkem Farbenschmuck. Man bemerkte, daß der Herzog sich mit Anstrengung aus seiner bisherigen Stimmung herausriß. Er geriet in Bewegung, als Dietrich schilderte, wie die Trabanten im Hotel Rohan eingedrungen und vorgegangen, und Auge wie Miene gingen in strengen Ausdruck über. Dennoch schwieg er, als Dietrich geendet hatte.

„Ich gebe dem Herrn Herzoge von Weimar zu bedenken," sagte Erlach mit trockener Betonung, „daß es bei uns in der Schweiz und den ganzen Rhein entlang einen niederschlagenden Eindruck machen muß, wenn sich darstellt, daß Euer Bündnis

mit Frankreich gar nichts bedeute für Eure Glaubensgenossen, nicht einmal etwas für Eure Verbündete. Denn der Herzog von Rohan ist Euch ein Verbündeter, seit ich Euch in Toul gesprochen habe und Ihr die gegenseitigen Verpflichtungen gutgeheißen habt." „Das bedenk' ich selbst, Oberst von Erlach, ohne Eure Erinnerung!" erwiderte der Herzog kurz und scharf. „Leder!" fuhr er fort, „setzt Euch sogleich dort an den Tisch und schreibt an den Premierminister Frankreichs, an den Kardinal Richelieu, in meinem Namen. Ich hörte soeben mit dem größten Erstaunen von dem feindlichen Verfahren gegen den Herzog von Rohan. Es sei augenscheinlich, daß man nur den Protestanten in ihm verfolge; und dies sei obenein ein Kriegsmann, welcher in der Schweiz von wichtiger Kriegshilfe werden könne für mich, sobald ich verabredetermaßen den Feldzug in der Freigrafschaft begonnen. Wessen ich mich unter solchen Umständen von der französischen Regierung zu versehen hätte, wenn ein so wichtiger Glaubensgenosse, offenbar nur weil er mein Glaubensgenosse, behandelt werde gleich einem Räuber, und wie zum Hohne für mich unmittelbar neben mir in Paris! Ich betrachtete dies als eine schreiende Verleugnung unseres Bündnisses, und wenn die Trabanten Seiner Eminenz nicht auf der Stelle das Hotel Rohan räumten, so würde ich auf der Stelle Paris verlassen."

Ein leiser Ausruf voller Befriedigung wurde hörbar von seiten Erlachs, Dietrichs und Leders. Der Herzog, welcher ruhig stehend bisher gesprochen, fing jetzt an umherzugehen und setzte hinzu: „Dabei bringt an, daß obenein dies verletzende Aufgebot gegen eine hochverehrliche Dame, die Tochter Sullys, gerichtet wäre. Denn aller Wahrscheinlichkeit zufolge sei der Herzog selbst gar nicht in Paris. Um so herausfordernder wäre die ganze Prozedur, recht wie erfunden, um mich ins Angesicht zu schlagen. Ich aber sei nicht der Mann, solche Herausforderung unerwidert zu lassen.

Gute Nacht, meine Herren!" sagte er dann, stehenbleibend,

zu Erlach und Dietrich. Sie verbeugten sich und gingen. Als sie an der Tür waren, hörten sie noch den Herzog zu Leder sagen: „Der Graf von Nassau soll morgen mit dem frühesten dies Schreiben ins Palais Kardinal tragen und soll sich fünf unserer stattlichsten Leute zur Begleitung mitnehmen, unter ihnen den Bart-Konrad. Er verlangt in meinem Namen, unmittelbar dem Herrn Kardinal vorgestellt zu werden, sobald dieser aufgestanden ist, und erklärt, daß er beauftragt sei, auf sofortige schriftliche Antwort zu warten." „Nun ist ja geholfen!" sagte Dietrich auf dem Vorsaale zu Erlach. „Der Herzog von Weimar tut brav, was er tun kann," erwiderte Erlach, „ob er damit hilft, ist eine andere Frage. Richelieu ist klüger und zäher als irgend ein Mensch in der Welt. Warten wir's ab. Gute Nacht!"

Dietrich schüttelte ungläubig den Kopf zu solchem Mißtrauen des erfahrenen Schweizers und eilte nun endlich nach Hause. Die Eltern mußten ja unruhig und ängstlich seiner harren. Es war nach Mitternacht, und sie waren ja gewärtig, daß er ihnen den Herzog von Rohan ins Haus brächte. So war es. Der Vater ging in großer Unruhe umher. Die Mutter nur saß ruhig da und tröstete ihn. In ihrem besten holländischen Kleiderputze saß sie da seit sechs Stunden, um den vornehmen Herzog anständig zu empfangen, und als nun Dietrich allein eintrat, rief sie lachend ärgerlich aus: „Hätte ich das gewußt, ich hätte mir's bequemer gemacht!"

Bei Dietrichs Erzählung wurde indes auch sie ernsthaft. Sie war ganz ihres Dietrichs Meinung, daß die Gefangennahme Mathieus die wundeste Stelle sei unter all diesen Vorgängen. „Ihn hab' ich ans Messer geliefert!" rief Dietrich einmal um das andere, als er durch die Berichterstattung wieder an die Begebenheiten im Palais Kardinal erinnert worden war. Er hatte gegen Leder, Erlach und Herzog Bernhard Mathieus gar nicht erwähnen können, und so fiel des alten Reiters Schicksal jetzt mit doppelter Schwere in sein Gewissen, weil er sich vorwarf, es vergessen zu haben. Seine phantastische Tätigkeit malte

dies Schicksal jetzt aus bis zum Schafott, und er hörte nicht auf mit dem Rufe: „Ich hab' ihn ans Messer geliefert." Vater Hugo, welchem die ganze Angelegenheit von Stunde zu Stunde peinlicher wurde, weil sie seine Ambassadeurstellung sicherlich kompromittieren werde, stimmte dem Sohne bei und wußte Beispiel auf Beispiel anzuführen, wie unerbittlich und grausam diese geistlichen Politiker ein solches Schlachtopfer zu behandeln pflegten, welches in ihre Hände gefallen.

„Übertreibt nicht!" rief die Mutter. „Wenn Dietrich auch die Veranlassung gewesen, so ist er doch die unschuldige Veranlassung gewesen. Da hätte man viel zu verantworten, wenn man auch das verantworten müßte, was zufällig neben uns geschieht! Wenn ein Pferd scheu wird vor meinem weißen Kleide und Menschen niederrennt, hab' ich dann das Unheil, vielleicht den Tod dieser Menschen zu verantworten?" „Mathieu ist aber nicht zufällig zum Palais hingekommen, ich hab' ihn hingebracht!" rief Dietrich. „Um ihm zu nützen und von ihm getrieben! Er hat dich hingedrängt! Das sind kranke Skrupel, ihr Herren van Groot. Aber sie sind zu benützen, wie auch der Kehricht benutzt wird zum Dünger. Sie dienen dazu, der Deputation morgen den Mathieu besonders zu empfehlen. Ihr geht beide mit Tagesanbruch zum Grafen von Nassau und unterrichtet ihn davon und legt ihm ans Herz, daß er die Befreiung dieses Mannes, eines Glaubensbruders, ebenso scharf verlangt wie alles andere. Ein Nassau versteht das und hat die nötige Schärfe."

Das ward beschlossen, und so ging man endlich zur Ruhe. „Ich wecke dich schon, Papa, beizeiten!" sagte die tüchtige Frau noch zu ihrem Manne, der in den Morgen hinein zu schlafen pflegte.

---

Der Morgen war regnerisch und windig. Das wirkte herabstimmend auf den Vater Hugo, dessen Körper sehr empfindlich, und besonders für Erkältungen empfindlich war. Er hüllte sich eng in seinen Mantel und empfahl Dietrich zu wiederholten

Malen, die ganze Angelegenheit mäßig und vorsichtig zu betreiben. — Dietrich dagegen war rüstig gespannt. Sein Gewissen in betreff Mathieus zu beruhigen, meinte er jedes Wagnis bestehen zu müssen, und er verstieg sich in Gedanken zu den stolzesten Reden vor dem Kardinal, ja vor dem Könige selbst. Er sah gar nicht auf den Weg und bespritzte sich und seinen Vater recht unnötigerweise mit dem Inhalte aller Pfützen bis zum Eingange ins Arsenal. Hier fanden sie den Hof voll gesattelter Rosse, und der Graf von Nassau trat eben mit seinem Gefolge in den Flur an der großen Stiege. Dietrich empfand das Bedürfnis, auch ein Roß zu haben. Es kam ihm ungenügend vor, neben den Reitern zu Fuß durch die Straßen zu patschen. Aber die Erfahrung mit Mustafa dämpfte das Bedürfnis. Das Gefolge des Grafen von Nassau sah martialisch aus. Es bestand aus lauter bärtigen Kriegsleuten, denen man Sonne, Wetter und Wind und erfahrungsmäßige Entschlossenheit ansah. Selbst der Bart-Konrad fiel nicht besonders auf unter diesen Recken. Der Graf von Nassau selbst war nur von Mittelgröße, und sein Antlitz war ohne Röte. Aber das Auge war gebieterisch und sein wortkarges Wesen war das eines Herrn. Es wurde sehr hervorgehoben durch einen blonden Jüngling, der neben ihm stand und der ihn eben fragte, ob auch *er* das Wort ergreifen sollte vor dem Kardinal. „Nein!" erwiderte der Graf von Nassau halblaut, „ich hab' Euch nur zur Begleitung aufgefordert, damit Euer Name unser Ansehen erhöhe und damit Ihr die verschmitzten und verlogenen Pfaffenregenten einmal in der Nähe seht und dadurch eine Vorstellung gewinnt, wie es in Wien aussieht. Denn Ihr habt doch wohl manchmal in der Stille Lust, dort Euer Glück zu versuchen."

„O nein!" entgegnete rasch der Jüngling. Es war der kaum mündige Herzog Eberhard von Württemberg, welchem der Kaiser die Einsetzung in das Herzogtum verweigerte und welcher mit Hilfe Bernhards sein Herzogtum zu erobern hoffte.

Auch Rudolf von Mitzlau war in dem Gefolge, und er machte

sich bemerklich, indem er dem Grafen von Nassau zurief, die eintretenden beiden Herren seien der schwedische Ambassadeur und dessen Sohn, von welchem letzteren Seine fürstliche Gnaden Herzog Bernhard soeben gesagt, daß er die Lokalitäten im Palais Kardinal kenne und den Führer abgeben werde. Der Graf von Nassau trat Hugo Grotius sogleich grüßend entgegen und hörte mit Aufmerksamkeit an, was dieser von Mathieus wünschenswerter Befreiung sprach.

„Zuerst holen wir den!“ schrie einer aus dem Gefolge, welcher ebenfalls der Rede des schwedischen Ambassadeurs gelauscht hatte.

Der Graf von Nassau sah sich nach dem Schreier um, ohne ein Wort zu sagen. Aber sein bloßer Blick bedeutete: die Reihenfolge geht von mir aus. Der Schreier war natürlich der Bart-Konrad. Der Graf von Nassau fragte nun Hugo Grotius, ob er ihn begleiten wolle ins Palais.

„Ich nicht; meine Regierung könnte das herausfordernd nennen. Mein Sohn wird mich vertreten.“ „Also vorwärts! Bleibt an meiner Seite, junger Herr, und unterrichtet mich im Hinreiten. Ihr habt kein Pferd, scheint es. Ein Handpferd von mir vorführen!“ rief der Graf. „Nur keinen Mustafa!“ schrie in dem Getümmel, welches sich in den Hof hinausdrängte, der Bart-Konrad, und ein Gelächter folgte. Das Abenteuer mit Mustafa war auch in diesem Kreise bekannt. „Seid unbesorgt,“ sagte der Graf von Nassau, „das Pferd, welches man da vorführt, ist ein ruhiges Tier.“ Den Bart-Konrad aber traf diesmal kein strafender Blick. Rohe Kriegerspäße waren freigestellt; man war nicht in der Lage, die Freiheit zu beschränken durch Förmlichkeiten.

Man stieg zu Pferde. Selbst Dietrich nicht ohne tapfere Wallung. Er hatte die Unbefangenheit, den „Mustafa“ nicht übelzunehmen und treuherzig zu äußern, er sei allerdings ein [illegible]hter Reiter und einem Racker wie Mustafa nicht ge-
[illegible] — Das machte wie jede natürliche Bescheidenheit

guten Eindruck, und das heutige Roß schien auch Mustafas Gegenstück zu sein: es hielt sich von selbst zur Seite seines Herrn, des Grafen von Nassau. Dietrich konnte unbesorgt um Störung seinen Vater mit der Hand grüßen, während die andere recht vornehm nachlässig die Zügel hielt.

Die Straßen waren still bei dem schlechten Wetter und der frühen Tageszeit. Dennoch fiel der grimmig ausschauende Zug den Leuten auf, und ehe er die lange Strecke durch die Stadt bis ans Palais Kardinal gekommen, hatte sich die Nachricht von dieser kriegerischen Deputation an den Kardinal verbreitet, und der Haufe mitlaufender Pariser war von Straße zu Straße angewachsen. Der Kardinal war männiglich verhaßt, man witterte heraus, daß diese Deputation etwas Scharfes gegen ihn bedeute, und die heimlichen Hugenotten eilten von allen Seiten herbei. Denn die Verfolgten haben die feinsten Ohren und sind überall am schnellsten auf den Beinen. Als die Deutschen von der Straße St. Honoré einbogen in den ersten Hof des Palais, drängten Hunderte von Menschen ihnen nach und riefen: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit dem Kardinal!"

Die Trabantenwache war übereilt worden. Ihr Hauptmann Tristan war nicht da; er war schon bei Tagesgrauen wieder hinüber zum Hotel Rohan. Dort hatte er auch seine aufgewecktesten Leute. Die am Tore des Palais Wache haltenden waren unsicher geworden durch des Grafen von Nassau Zuruf: „Gesandtschaft des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar!" und waren nicht imstande gewesen, das Volk abzuhalten, welches unmittelbar nach der Reiterschaar eingedrungen war. Die Reiter stiegen ab unter zudrängenden Volksmassen und immer stärker anwachsenden Zurufen.

Das war besonders für Konrad sehr anmutig. Er benützte redlich die französischen Brocken, welche er aufgelesen und unter welchen „liberté" und „prêtre perfide" eine Hauptrolle spielten, um sie unter zupassender Mimik den Stimmführern zuzurufen. Dadurch bestärkte er natürlich die Leute in dem Glauben, es

gelte diese Deputation einer allgemeinen Sache und dem Hasse gegen den Kardinal, ja es sei dies Eindringen einer deutschen Reiterschar der Anfang einer Revolution. Die wichtigeren unter den Schreiern schickten geringere Leute mit Botschaft in die Stadt hinaus, man solle kommen und helfen, das Strafgericht des Kardinals beginne.

Der Graf von Nassau schien keine Notiz davon zu nehmen. Er forderte Dietrich auf, ihn geradeswegs nach den Gemächern des Kardinals zu führen. Dietrich tat das mit großem Vergnügen. Wie anders erschien ihm heute die Treppe, welche er gestern angstvoll erstiegen. Jetzt sah er in seiner eiligst gebärenden Phantasie den Sturz des Kardinals, den Anbruch einer neuen Welt in Frankreich vor sich. Er sah mit Behagen, als er mit dem ganzen klirrenden Gefolge oben angekommen war, daß die Dienerschaft bestürzt durcheinander lief, ja von dannen eilte. Der Portier war schon lange oben und hatte das Entsetzliche berichtet, was herannahe. Jetzt beugte er sich, von der Dienerschaft allein übrigbleibend im großen Vorsaale, tief zur Erde und richtete an seinen alten Bekannten, die junge Exzellenz des Herrn de Groot, die ergebenste Anfrage, wen und was er zu melden habe.

„Ohne Antwort weiter führen!" sagte leise der Graf von Nassau zu Dietrich. Der Portier ward zur Seite gedrängt, und Konrad, als er diesen Stil des Besuches mit seiner Nase sogleich erkannte, ergriff den großen, mit Goldborten überdeckten Türsteher bei den Schultern und schob ihn ans Fenster, von welchem man hinabschauen konnte auf den ersten Hof und auf die schreiende Volksmasse. „Attention!" schrie Konrad hinab, nahm dem Portier den Tressenhut vom Kopfe und schwenkte selbigen grüßend nach unten. „Reverence! Compliment!" schrie er dabei dem Portier in die Ohren, und dieser machte gehorsam geradeso die Neigungen, wie sein Hut sie machte in Konrads Hand. Jubel und Händeklatschen erscholl von unten, wo die Menschenmasse immer dichter anwuchs.

Der Graf von Nassau war unterdessen schon mitten im

nächsten Saale; Dietrich neben ihm, das Gefolge dicht hinter ihm. Die große Tür, auf welche sie zuschritten, wurde von Dietrich als die Tür zum Appartement bezeichnet, welches der Kardinal selbst bewohne. Sie näherten sich ihr raschen Schrittes, so daß Konrad, welcher von der Hauptsache nichts versäumen wollte, sich aber mit dem Portier schon versäumt hatte, ihnen wörtlich nachtraben mußte, was mit rasselndem Poltern geschah und den Charakter eines aufständischen Überfalls noch deutlicher machte. Dabei geriet er auf dem glatten Fußboden dergestalt ins Rutschen und Schieben, daß er eher an der Tür war, als der Graf von Nassau selber. Dieser machte eine abwehrende Handbewegung gegen Konrad, in demselben Augenblick aber ging die Tür auf und Pater Joseph erschien in derselben. Drohend streckte er ihnen die Hand entgegen und rief: „Halt!"

Er war ein mutiger Mensch und hatte von innen den Abbé Boisrobert, welcher sich fürchtete und die Tür verriegeln gewollt, unsanft zurückgeschoben. Sein garstiges Antlitz hatte einen grimmigen Ausdruck, und die dunkle Kapuzinerkutte steigerte denselben noch mehr.

„Was wollt ihr? Wie könnt ihr's wagen, so ungeschlacht hier einzudringen bei Seiner Eminenz?!"

Die Weimaraner kannten und haßten ihn. Er war schon mehrmals im Kriegslager erschienen und hatte immer Befehle gebracht, welche den Kriegslauf hemmten und beschädigten. Die Allianz mit dem katholischen Frankreich war ihnen ohnedies zuwider, und daß nun gar so ein garstiger Mönch den entscheidenden Herrn spielen sollte, war ihnen unausstehlich. Sein jetziges Auftreten und Fragen wurde also mit einem allgemeinen mürrischen Ausrufe des ganzen Gefolges beantwortet.

„Geduld!" sagte der Graf von Nassau zu den Seinen, und dem Pater Joseph erwiderte er: „Wir wollen Seine Eminenz sprechen, und zwar auf der Stelle." „Das ist nicht die Form, für welche die Eminenz zugänglich ist. Was untersteht ihr euch?!" „Sprecht

höflich, Herr Kapuziner," entgegnete der Graf von Nassau, welcher geläufig französisch sprach, „wir sind nicht die Leute, Unhöflichkeiten eines Mönches hinzunehmen. Seid Ihr der Kammerdiener Seiner Eminenz, so beeilt Euch, uns anzumelden. Wenn nicht, so geht aus dem Wege!"

Pater Joseph stieß heftige Zornesworte aus und trat ihnen entgegen und erst recht in den Weg. Der Graf von Nassau machte eine abweisende Handbewegung, welche der vorn stehende Konrad dahin deutete, daß der Mönch beseitigt werden sollte. Er ergriff ihn mit beiden Händen am Stricke, den er als Gürtel um die Kutte trug, hob ihn wie eine Feder in die Höhe, schwenkte ihn in der Luft nach rechts und setzte ihn dort auf einen Sessel. Der Graf von Nassau schritt samt dem Gefolge durch die offene Tür. Sie waren nun wirklich in einem Wohnzimmer des Kardinals, welches an das Schlafzimmer desselben grenzte. Der Abbé Boisrobert und ein Leibdiener des Kardinals standen zitternd vor der Seitentür, welche ins Schlafzimmer führte. Dem Abbé flogen alle Glieder. Direkten persönlichen Angriffen gegenüber war er ein mutloser Wicht, und er hielt dies Eindringen für einen persönlichen Angriff. Seine ohnehin schwerfälligen Füße versagten jeden Dienst; er fühlte sich wie angenagelt und war gar nicht imstande, von der Tür wegzugehen. So war er gegen seinen eigenen Willen ein treuer Türhüter seines Gebieters. Dietrich flüsterte dem Grafen von Nassau zu, wen er vor sich habe, und der Graf forderte nun den Abbé auf, dem Herrn Kardinal eine dringende Botschaft des Herzogs von Weimar anzumelden.

„Eminenz schlaf —" mehr rang sich nicht hervor aus dem stammelnden Munde des Abbé, welcher den Luftpaß hinten im Schlunde verschlossen fühlte. Der Leibdiener vollendete den angefangenen Satz: „Eminenz schlafen noch — sind spät zur Ruhe gekommen — sind stets nervöser Natur — langen Morgenschlafs bedürftig."

Der Graf von Nassau war einen Augenblick zweifelhaft,

ob er so weit gehen sollte, das Aufwecken des Kardinals zu verlangen. Da war Pater Joseph wieder zu hören. Selbst Konrad hatte ihn nur für eine kurze Zeit beseitigen können. Er kam nachgestürzt und schrie über die Maßen gegen die unerhörte „Frechheit barbarischer Söldner". Diese Bezeichnung veranlaßte den Grafen, keine weiteren Umstände zu machen. Er befahl Konrad, den vordringenden Kapuziner festzuhalten, und befahl dem Leibdiener, den Herrn Kardinal zu wecken. Der Graf hatte noch nicht ausgesprochen, da hörte man aus dem Zimmer des Kardinals ein heftiges Läuten mit der Glocke. Das Geschrei des Pater Joseph hatte Richelieu aufgeweckt, und gleichzeitig war von der anderen Seite die Herzogin von Aiguillon in das Schlafzimmer ihres Oheims geeilt, um ihm anzuzeigen, daß ein Volksaufstand im Hofe tobe und ins Palais eindringe. —

„Öffne! Der Herr Kardinal schläft nicht!" herrschte der Graf von Nassau dem Leibdiener zu und schritt vor. Der Diener öffnete, und die Kriegerdeputation schritt in das Schlafzimmer, den entsetzten Abbé Boisrobert, welcher wirklich nicht von der Stelle konnte, wie eine Klippe umgehend.

Der Kardinal Richelieu lebte stets unter der Angst eines schlechten Gewissens. Eine plötzliche Ungnade des Königs, ein plötzlicher Anfall von seiten der Aristokratie, eine plötzlich losbrechende Roheit und Grausamkeit der Volksmasse stand täglich vor seiner Seele, sobald sein äußerst erregbares Nervensystem das Gleichmaß seines Befindens erschütterte. Deshalb war er immer und überall auf plötzlich zu ergreifende Schutz- und Fluchtmittel bedacht. Auch in seinem Schlafzimmer war eine unsichtbare Tür vorhanden, die in ein Versteck führte, und als er jetzt das Geschrei seines treuen Pater Joseph hörte und den Zuruf seiner Nichte verstand — denn im ersten Momente des Aufschreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes Verständnis gewesen — hatte er sich aufgeschnellt, um aus dem Bette zu springen und durch die geheime Tür zu flüchten. — Es war zu spät gewesen: die

dies Schicksal jetzt aus bis zum Schafott, und er hörte nicht auf mit dem Rufe: „Ich hab' ihn ans Messer geliefert." Vater Hugo, welchem die ganze Angelegenheit von Stunde zu Stunde peinlicher wurde, weil sie seine Ambassadeurstellung sicherlich kompromittieren werde, stimmte dem Sohne bei und wußte Beispiel auf Beispiel anzuführen, wie unerbittlich und grausam diese geistlichen Politiker ein solches Schlachtopfer zu behandeln pflegten, welches in ihre Hände gefallen.

„Übertreibt nicht!" rief die Mutter. „Wenn Dietrich auch die Veranlassung gewesen, so ist er doch die unschuldige Veranlassung gewesen. Da hätte man viel zu verantworten, wenn man auch das verantworten müßte, was zufällig neben uns geschieht! Wenn ein Pferd scheu wird vor meinem weißen Kleide und Menschen niederrennt, hab' ich dann das Unheil, vielleicht den Tod dieser Menschen zu verantworten?" „Mathieu ist aber nicht zufällig zum Palais hingekommen, ich hab' ihn hingebracht!" rief Dietrich. „Um ihm zu nützen und von ihm getrieben! Er hat dich hingedrängt! Das sind kranke Skrupel, ihr Herren van Groot. Aber sie sind zu benützen, wie auch der Kehricht benutzt wird zum Dünger. Sie dienen dazu, der Deputation morgen den Mathieu besonders zu empfehlen. Ihr geht beide mit Tagesanbruch zum Grafen von Nassau und unterrichtet ihn davon und legt ihm ans Herz, daß er die Befreiung dieses Mannes, eines Glaubensbruders, ebenso scharf verlangt wie alles andere. Ein Nassau versteht das und hat die nötige Schärfe."

Das ward beschlossen, und so ging man endlich zur Ruhe. „Ich wecke dich schon, Papa, beizeiten!" sagte die tüchtige Frau noch zu ihrem Manne, der in den Morgen hinein zu schlafen pflegte.

---

Der Morgen war regnerisch und windig. Das wirkte herabstimmend auf den Vater Hugo, dessen Körper sehr empfindlich, und besonders für Erkältungen empfindlich war. Er hüllte sich eng in seinen Mantel und empfahl Dietrich zu wiederholten

Malen, die ganze Angelegenheit mäßig und vorsichtig zu betreiben. — Dietrich dagegen war rüstig gespannt. Sein Gewissen in betreff Mathieus zu beruhigen, meinte er jedes Wagnis bestehen zu müssen, und er verstieg sich in Gedanken zu den stolzesten Reden vor dem Kardinal, ja vor dem Könige selbst. Er sah gar nicht auf den Weg und bespritzte sich und seinen Vater recht unnötigerweise mit dem Inhalte aller Pfützen bis zum Eingange ins Arsenal. Hier fanden sie den Hof voll gesattelter Rosse, und der Graf von Nassau trat eben mit seinem Gefolge in den Flur an der großen Stiege. Dietrich empfand das Bedürfnis, auch ein Roß zu haben. Es kam ihm ungenügend vor, neben den Reitern zu Fuß durch die Straßen zu patschen. Aber die Erfahrung mit Mustafa dämpfte das Bedürfnis. Das Gefolge des Grafen von Nassau sah martialisch aus. Es bestand aus lauter bärtigen Kriegsleuten, denen man Sonne, Wetter und Wind und erfahrungsmäßige Entschlossenheit ansah. Selbst der Bart-Konrad fiel nicht besonders auf unter diesen Recken. Der Graf von Nassau selbst war nur von Mittelgröße, und sein Antlitz war ohne Röte. Aber das Auge war gebieterisch und sein wortkarges Wesen war das eines Herrn. Es wurde sehr hervorgehoben durch einen blonden Jüngling, der neben ihm stand und der ihn eben fragte, ob auch e r das Wort ergreifen sollte vor dem Kardinal. „Nein!" erwiderte der Graf von Nassau halblaut, „ich hab' Euch nur zur Begleitung aufgefordert, damit Euer Name unser Ansehen erhöhe und damit Ihr die verschmitzten und verlogenen Pfaffenregenten einmal in der Nähe seht und dadurch eine Vorstellung gewinnt, wie es in Wien aussieht. Denn Ihr habt doch wohl manchmal in der Stille Lust, dort Euer Glück zu versuchen."

„O nein!" entgegnete rasch der Jüngling. Es war der kaum mündige Herzog Eberhard von Württemberg, welchem der Kaiser die Einsetzung in das Herzogtum verweigerte und welcher mit Hilfe Bernhards sein Herzogtum zu erobern hoffte.

Auch Rudolf von Mitzlau war in dem Gefolge, und er machte

sich bemerklich, indem er dem Grafen von Nassau zurief, die eintretenden beiden Herren seien der schwedische Ambassadeur und dessen Sohn, von welchem letzteren Seine fürstliche Gnaden Herzog Bernhard soeben gesagt, daß er die Lokalitäten im Palais Kardinal kenne und den Führer abgeben werde. Der Graf von Nassau trat Hugo Grotius sogleich grüßend entgegen und hörte mit Aufmerksamkeit an, was dieser von Mathieus wünschenswerter Befreiung sprach.

„Zuerst holen wir den!“ schrie einer aus dem Gefolge, welcher ebenfalls der Rede des schwedischen Ambassadeurs gelauscht hatte.

Der Graf von Nassau sah sich nach dem Schreier um, ohne ein Wort zu sagen. Aber sein bloßer Blick bedeutete: die Reihenfolge geht von mir aus. Der Schreier war natürlich der Bart-Konrad. Der Graf von Nassau fragte nun Hugo Grotius, ob er ihn begleiten wolle ins Palais.

„Ich nicht; meine Regierung könnte das herausfordernd nennen. Mein Sohn wird mich vertreten.“ „Also vorwärts! Bleibt an meiner Seite, junger Herr, und unterrichtet mich im Hinreiten. Ihr habt kein Pferd, scheint es. Ein Handpferd von mir vorführen!“ rief der Graf. „Nur keinen Mustafa!“ schrie in dem Getümmel, welches sich in den Hof hinausdrängte, der Bart-Konrad, und ein Gelächter folgte. Das Abenteuer mit Mustafa war auch in diesem Kreise bekannt. „Seid unbesorgt,“ sagte der Graf von Nassau, „das Pferd, welches man da vorführt, ist ein ruhiges Tier.“ Den Bart-Konrad aber traf diesmal kein strafender Blick. Rohe Kriegerspäße waren freigestellt; man war nicht in der Lage, die Freiheit zu beschränken durch Förmlichkeiten.

Man stieg zu Pferde. Selbst Dietrich nicht ohne tapfere Wallung. Er hatte die Unbefangenheit, den „Mustafa“ nicht übelzunehmen und treuherzig zu äußern, er sei allerdings ein ungeübter Reiter und einem Racker wie Mustafa nicht gewachsen. — Das machte wie jede natürliche Bescheidenheit

guten Eindruck, und das heutige Roß schien auch Mustafas Gegenstück zu sein: es hielt sich von selbst zur Seite seines Herrn, des Grafen von Nassau. Dietrich konnte unbesorgt um Störung seinen Vater mit der Hand grüßen, während die andere recht vornehm nachlässig die Zügel hielt.

Die Straßen waren still bei dem schlechten Wetter und der frühen Tageszeit. Dennoch fiel der grimmig ausschauende Zug den Leuten auf, und ehe er die lange Strecke durch die Stadt bis ans Palais Kardinal gekommen, hatte sich die Nachricht von dieser kriegerischen Deputation an den Kardinal verbreitet, und der Haufe mitlaufender Pariser war von Straße zu Straße angewachsen. Der Kardinal war männiglich verhaßt, man witterte heraus, daß diese Deputation etwas Scharfes gegen ihn bedeute, und die heimlichen Hugenotten eilten von allen Seiten herbei. Denn die Verfolgten haben die feinsten Ohren und sind überall am schnellsten auf den Beinen. Als die Deutschen von der Straße St. Honoré einbogen in den ersten Hof des Palais, drängten Hunderte von Menschen ihnen nach und riefen: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit dem Kardinal!“

Die Trabantenwache war übereilt worden. Ihr Hauptmann Tristan war nicht da; er war schon bei Tagesgrauen wieder hinüber zum Hotel Rohan. Dort hatte er auch seine aufgewecktesten Leute. Die am Tore des Palais Wache haltenden waren unsicher geworden durch des Grafen von Nassau Zuruf: „Gesandtschaft des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar!“ und waren nicht imstande gewesen, das Volk abzuhalten, welches unmittelbar nach der Reiterschaar eingedrungen war. Die Reiter stiegen ab unter zudrängenden Volksmassen und immer stärker anwachsenden Zurufen.

Das war besonders für Konrad sehr anmutig. Er benützte redlich die französischen Brocken, welche er aufgelesen und unter welchen „liberté“ und „prêtre perfide“ eine Hauptrolle spielten, um sie unter zupassender Mimik den Stimmführern zuzurufen. Dadurch bestärkte er natürlich die Leute in dem Glauben, es

gelte diese Deputation einer allgemeinen Sache und dem Hasse gegen den Kardinal, ja es sei dies Eindringen einer deutschen Reiterschar der Anfang einer Revolution. Die wichtigeren unter den Schreiern schickten geringere Leute mit Botschaft in die Stadt hinaus, man solle kommen und helfen, das Strafgericht des Kardinals beginne.

Der Graf von Nassau schien keine Notiz davon zu nehmen. Er forderte Dietrich auf, ihn geradeswegs nach den Gemächern des Kardinals zu führen. Dietrich tat das mit großem Vergnügen. Wie anders erschien ihm heute die Treppe, welche er gestern angstvoll erstiegen. Jetzt sah er in seiner eiligst gebärenden Phantasie den Sturz des Kardinals, den Anbruch einer neuen Welt in Frankreich vor sich. Er sah mit Behagen, als er mit dem ganzen klirrenden Gefolge oben angekommen war, daß die Dienerschaft bestürzt durcheinander lief, ja von dannen eilte. Der Portier war schon lange oben und hatte das Entsetzliche berichtet, was herannahe. Jetzt beugte er sich, von der Dienerschaft allein übrigbleibend im großen Vorsaale, tief zur Erde und richtete an seinen alten Bekannten, die junge Exzellenz des Herrn de Groot, die ergebenste Anfrage, wen und was er zu melden habe.

„Ohne Antwort weiter führen!" sagte leise der Graf von Nassau zu Dietrich. Der Portier ward zur Seite gedrängt, und Konrad, als er diesen Stil des Besuches mit feiner Nase sogleich erkannte, ergriff den großen, mit Goldborten überdeckten Türsteher bei den Schultern und schob ihn ans Fenster, von welchem man hinabschauen konnte auf den ersten Hof und auf die schreiende Volksmasse. „Attention!" schrie Konrad hinab, nahm dem Portier den Tressenhut vom Kopfe und schwenkte selbigen grüßend nach unten. „Reverence! Compliment!" schrie er dabei dem Portier in die Ohren, und dieser machte gehorsam geradeso die Neigungen, wie sein Hut sie machte in Konrads Hand. Jubel und Händeklatschen erscholl von unten, wo die Menschenmasse immer dichter anwuchs.

Der Graf von Nassau war unterdessen schon mitten im

nächsten Saale; Dietrich neben ihm, das Gefolge dicht hinter ihm. Die große Tür, auf welche sie zuschritten, wurde von Dietrich als die Tür zum Appartement bezeichnet, welches der Kardinal selbst bewohne. Sie näherten sich ihr raschen Schrittes, so daß Konrad, welcher von der Hauptsache nichts versäumen wollte, sich aber mit dem Portier schon versäumt hatte, ihnen wörtlich nachtraben mußte, was mit rasselndem Poltern geschah und den Charakter eines aufständischen Überfalls noch deutlicher machte. Dabei geriet er auf dem glatten Fußboden dergestalt ins Rutschen und Schieben, daß er eher an der Tür war, als der Graf von Nassau selber. Dieser machte eine abwehrende Handbewegung gegen Konrad, in demselben Augenblick aber ging die Tür auf und Pater Joseph erschien in derselben. Drohend streckte er ihnen die Hand entgegen und rief: „Halt!"

Er war ein mutiger Mensch und hatte von innen den Abbé Boisrobert, welcher sich fürchtete und die Tür verriegeln gewollt, unsanft zurückgeschoben. Sein garstiges Antlitz hatte einen grimmigen Ausdruck, und die dunkle Kapuzinerkutte steigerte denselben noch mehr.

„Was wollt ihr? Wie könnt ihr's wagen, so ungeschlacht hier einzudringen bei Seiner Eminenz?!"

Die Weimaraner kannten und haßten ihn. Er war schon mehrmals im Kriegslager erschienen und hatte immer Befehle gebracht, welche den Kriegslauf hemmten und beschädigten. Die Allianz mit dem katholischen Frankreich war ihnen ohnedies zuwider, und daß nun gar so ein garstiger Mönch den entscheidenden Herrn spielen sollte, war ihnen unausstehlich. Sein jetziges Auftreten und Fragen wurde also mit einem allgemeinen mürrischen Ausrufe des ganzen Gefolges beantwortet.

„Geduld!" sagte der Graf von Nassau zu den Seinen, und dem Pater Joseph erwiderte er: „Wir wollen Seine Eminenz sprechen, und zwar auf der Stelle." „Das ist nicht die Form, für welche die Eminenz zugänglich ist. Was untersteht ihr euch?!" „Sprecht

höflich, Herr Kapuziner," entgegnete der Graf von Nassau, welcher geläufig französisch sprach, „wir sind nicht die Leute, Unhöflichkeiten eines Mönches hinzunehmen. Seid Ihr der Kammerdiener Seiner Eminenz, so beeilt Euch, uns anzumelden. Wenn nicht, so geht aus dem Wege!"

Pater Joseph stieß heftige Zornesworte aus und trat ihnen entgegen und erst recht in den Weg. Der Graf von Nassau machte eine abweisende Handbewegung, welche der vorn stehende Konrad dahin deutete, daß der Mönch beseitigt werden sollte. Er ergriff ihn mit beiden Händen am Stricke, den er als Gürtel um die Kutte trug, hob ihn wie eine Feder in die Höhe, schwenkte ihn in der Luft nach rechts und setzte ihn dort auf einen Sessel. Der Graf von Nassau schritt samt dem Gefolge durch die offene Tür. Sie waren nun wirklich in einem Wohnzimmer des Kardinals, welches an das Schlafzimmer desselben grenzte. Der Abbé Boisrobert und ein Leibdiener des Kardinals standen zitternd vor der Seitentür, welche ins Schlafzimmer führte. Dem Abbé flogen alle Glieder. Direkten persönlichen Angriffen gegenüber war er ein mutloser Wicht, und er hielt dies Eindringen für einen persönlichen Angriff. Seine ohnehin schwerfälligen Füße versagten jeden Dienst; er fühlte sich wie angenagelt und war gar nicht imstande, von der Tür wegzugehen. So war er gegen seinen eigenen Willen ein treuer Türhüter seines Gebieters. Dietrich flüsterte dem Grafen von Nassau zu, wen er vor sich habe, und der Graf forderte nun den Abbé auf, dem Herrn Kardinal eine dringende Botschaft des Herzogs von Weimar anzumelden.

„Eminenz schlaf —" mehr rang sich nicht hervor aus dem stammelnden Munde des Abbé, welcher den Luftpaß hinten im Schlunde verschlossen fühlte. Der Leibdiener vollendete den angefangenen Satz: „Eminenz schlafen noch — sind spät zur Ruhe gekommen — sind stets nervöser Natur — langen Morgenschlafs bedürftig."

Der Graf von Nassau war einen Augenblick zweifelhaft,

ob er so weit gehen sollte, das Aufwecken des Kardinals zu verlangen. Da war Pater Joseph wieder zu hören. Selbst Konrad hatte ihn nur für eine kurze Zeit beseitigen können. Er kam nachgestürzt und schrie über die Maßen gegen die unerhörte „Frechheit barbarischer Söldner". Diese Bezeichnung veranlaßte den Grafen, keine weiteren Umstände zu machen. Er befahl Konrad, den vordringenden Kapuziner festzuhalten, und befahl dem Leibdiener, den Herrn Kardinal zu wecken. Der Graf hatte noch nicht ausgesprochen, da hörte man aus dem Zimmer des Kardinals ein heftiges Läuten mit der Glocke. Das Geschrei des Pater Joseph hatte Richelieu aufgeweckt, und gleichzeitig war von der anderen Seite die Herzogin von Aiguillon in das Schlafzimmer ihres Oheims geeilt, um ihm anzuzeigen, daß ein Volksaufstand im Hofe tobe und ins Palais eindringe. —

„Öffne! Der Herr Kardinal schläft nicht!" herrschte der Graf von Nassau dem Leibdiener zu und schritt vor. Der Diener öffnete, und die Kriegerdeputation schritt in das Schlafzimmer, den entsetzten Abbé Boisrobert, welcher wirklich nicht von der Stelle konnte, wie eine Klippe umgehend.

Der Kardinal Richelieu lebte stets unter der Angst eines schlechten Gewissens. Eine plötzliche Ungnade des Königs, ein plötzlicher Anfall von seiten der Aristokratie, eine plötzlich losbrechende Roheit und Grausamkeit der Volksmasse stand täglich vor seiner Seele, sobald sein äußerst erregbares Nervensystem das Gleichmaß seines Befindens erschütterte. Deshalb war er immer und überall auf plötzlich zu ergreifende Schutz- und Fluchtmittel bedacht. Auch in seinem Schlafzimmer war eine unsichtbare Tür vorhanden, die in ein Versteck führte, und als er jetzt das Geschrei seines treuen Pater Joseph hörte und den Zuruf seiner Nichte verstand — denn im ersten Momente des Aufschreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes Verständnis gewesen — hatte er sich aufgeschnellt, um aus dem Bette zu springen und durch die geheime Tür zu flüchten. — Es war zu spät gewesen: die

bärtigen Krieger standen vor seinem Lager. Er zog die Beine wieder zurück, welche schon außer dem Bette gewesen waren, und suchte sich geistig zu fassen. Denn der Geist allein — flüsterten seine Gedanken — konnte ihm jetzt noch etwas nützen, er mußte so frei als möglich erhalten werden. Bleich wie der Tod saß er da im Spitzenhemd. Die feine Hand krampfte sich in die rotseidene Decke; die Augenlider drängten sich abwärts und ließen nur die Hälfte der Augen frei. Er fand kein Wort der Frage. Aber seine Nichte fand ein befreiendes Wort. Sie erkannte einige der Krieger, welche mit Bernhard in St. Germain gewesen waren; sie rief also: „Das sind ja Herren des Herzogs von Weimar!"

„Ah!" flüsterte Richelieu, „keine Franzosen?!" „Verzeiht, Eminenz, die Störung, welche ohne unsere Schuld wie ein Überfall erscheint. Wir sind mit einem dringenden Auftrage unseres Herzogs an Euch betraut und fanden Eure Leute von einem tumultuarischen Eindringen der Pariser in Euer Haus so bestürzt, daß wir keine Meldung bei Euch erreichen konnten." „Tumultuarisches Eindringen der Pariser —?" unterbrach Richelieu. „Ja, Eminenz! Wenn Ihr uns rasch abfertigt mit zustimmender Antwort, so können wir vielleicht auf unserm Rückwege Palais und Hof säubern. Vielleicht lassen sie uns Zeit. Hier ist das Schreiben des Herzogs von Weimar, auf dessen Beantwortung wir warten."

Richelieu erbrach es mit fliegenden Händen. Man sah es ihm an, daß er kaum die Kraft in den Augen hatte, die Schriftzüge zu erkennen und zu verstehen; aber man sah auch, daß er sich moralisch Gewalt antat. Es war ja die größte Eile nötig wegen der Volksmassen, die der Graf von Nassau so geschickt zu seiner Reservearmee gemacht. Die moralische Anstrengung überwand auch die bebenden Augennerven: er erkannte, daß es sich um die Verfolgung Rohans handelte, und ohne genau und bis ans Ende zu lesen, sprach er hastig: „Irrtum! Irrtum! Mißverstandener Diensteifer der Trabanten und Musketiere! Emp-

fehlt mich Eurem Herzoge und sagt ihm von mir, ich gäbe auf der Stelle Order, das Hotel Rohan freizulassen, ganz frei. Sagt das und eilt und haltet Wort, indem ihr draußen die Pariser aus Haus und Hof hinausexpediert!" „Ich bitte um Entschuldigung, Eminenz," erwiderte der Graf von Nassau, „daß ich damit nicht zufrieden bin. Der Herr Herzog Bernhard glaubt auf einer schriftlichen und positiven Antwort wie Order von Eurer Eminenz bestehen zu müssen."

Man sieht, dieser Graf von Nassau war ein sicherer Taktiker und verstand es, die Angst Richelieus vor dem Volksauflaufe auszubeuten. Er war auch nahe am Gelingen dieser Taktik.

„O mein Gott," rief Richelieu, „das hat ja gar keine Schwierigkeit! Nur schafft erst Ruhe draußen, daß es hier innen ordentlich geschrieben werden kann!" „Der Lärm draußen, Eminenz, mag wohl ein Mißverständnis sein. Das wird sich aufklären, und das werden wir aufklären, wenn wir mit Eurer schriftlichen, positiven Antwort wie Order die Treppe Eures Palais hinabsteigen, zu welcher die schlecht unterrichtete Volksmasse jetzt heraufdrängt." „Also Schreibzeug daher, um ans Ende zu kommen! Madelon, das Schreibepult und was dazu gehört dort vom Tische!"

Die Herzogin von Aiguillon, an welche diese Aufforderung gerichtet war, verrichtete eiligst dies Geschäft. Sie war vertraut mit allen Lebensgewohnheiten ihres Oheims und hatte ihn hundertmal auf einem Brettchen im Bette schreiben sehen. Er verließ oft tagelang sein Bett nicht und hatte sich den Aufenthalt in demselben mit allen möglichen Hilfsmitteln eingerichtet. In der Sache selbst war sie ganz für Zufriedenstellung des Herzogs Bernhard und für eiligste Beseitigung der aufständischen Menge. Deshalb war sie auch nach dem Eintritt der Deputation im Zimmer geblieben. Denn übrigens war es ihr nicht angenehm, von diesen Kriegsmännern im tiefsten Negligé überrascht und betrachtet zu werden. Sie war sich indessen ihrer schönen Arme und ihrer schönen Büste vollkommen bewußt und vergaß

es nicht, im Herzutragen des Schreibmaterials den Arm hochzuheben und sich am Bette seitwärts niederzubeugen, so daß ihr weißes Nachtgewand den lebensvoll weißen Arm und Busen einigermaßen, also doppelt lockend freigab. Wenn diese Kriegsleute in der Gegenwart Bernhards von deinen Reizen murmeln — dachte sie — so ist auch dies ein Reizmittel! Das alles geschah schnell und geschickt — der Kardinal begann zu schreiben. Aber Pater Joseph, welcher außen hatte bleiben müssen unter Konrads Obhut — der Graf von Nassau hatte Konrad einen verständlichen Wink gegeben — dieser tapfere Pater Joseph war anderer Meinung. Er kannte seinen Richelieu nur zu gut und mißtraute ihm völlig bei allen Ereignissen, welche Überfall und Volksaufstand betrafen. Da beträgt sich der Kardinal — und er pflegte ihm das ins Angesicht zu sagen — wie ein durchnäßtes Huhn, dem aller Mut abhanden gekommen ist, und da braucht er mich wie ein Säugling seine Amme! — Er hatte nicht unrecht. Richelieu war von dem verwegensten Mute in Plänen und Entwürfen, ja auch in Durchführung derselben, solange diese Durchführung in höheren, berechenbaren Sphären blieb. Selbst den Krieg bestand er leidlich, soweit er in demselben befehlen und sich selbst die Stellen seiner Mitwirkung aussuchen konnte. Aber vor unberechenbaren Gefahren hatte er eine unbezwingliche Angst. Er hatte den Mut des Geistes, und nicht den Mut des Herzens. Namentlich Volksmassen waren ihm erschrecklich. Sie knickten ihm alle Spannkraft der Nerven.

Dies wußte Pater Joseph. Sobald also die kriegerische Deputation rechts und links an der erbärmlichen Klippe Boisrobert vorüber zum Kardinal hineingedrungen war, machte er gar keinen Versuch, den an der Tür bleibenden Bart-Konrad zu stürmen, um selbst folgen zu können. Nein, er ging hastigen Schrittes zurück nach dem Vorzimmer und nach dem Treppenhause. Dort wollte er sich erst überzeugen, wieviel das Volksgeschrei zu bedeuten habe und ob das Heranziehen der Leibwache aus dem inneren Hofe nicht Abhilfe schaffen könne. Wirk-

lich fand er auch schon die große Stiege zahlreich besetzt von den Musketieren und Trabanten und hörte von ihnen, daß man innen unbesorgt sein könnte. Dann riß er ein Fenster auf, um in den Vorderhof hinabzuschauen und sich über die Beschaffenheit der Schreier durch den Augenschein überzeugen zu können, namentlich ob sie bewaffnet wären. Ein skandalöses Schreien, Pfeifen und Brüllen empfing ihn, als man unten seiner ansichtig wurde, denn er war allbekannt und als des Kardinals rechte Hand allverhaßt. Daraus machte er sich gar nichts, sondern schrie grimmige Scheltworte in den Lärm hinein und drohte mit der Faust. Erst als Steine heraufflogen, zog er sich zurück, trotz der Steine mit der Überzeugung: dies ist ein zufälliger, unbewaffneter Zusammenlauf, eine „échauffourrée", wie er vor sich hinmurmelte, und diese Lage verdient nicht das geringste Opfer. Dies dem Kardinal noch rechtzeitig beizubringen, eilte er zurück, um an die Seite des Kardinals zu gelangen. Des bärtigen Unbands halber, welcher an der Eingangstür stand und welchem er sich körperlich nicht gewachsen fühlte, lenkte er aber vor den Augen Konrads rechts ab durch eine Seitentür. Sie führte auf einen schmalen Korridor und am Ende desselben zu einer Tapetentür, dem Schlupfloche Richelieus aus seinem Schlafzimmer hinaus.

Konrad ahnte das Vorhaben des Mönches und setzte sich in Marsch hinter ihm her. Er fand aber die Seitentür nach dem Korridor hinaus verriegelt. Pater Joseph hatte seinen Rückzug weislich gedeckt, und der Bart-Konrad stand betroffen da. Während nun im Schlafzimmer des Kardinals völlige Stille herrschte, weil derselbe mit Niederschreibung der verlangten Antwort beschäftigt war, stürzte Pater Joseph unter heftigen Scheltworten durch die Tapetentür herein.

Er schritt, fortwährend sprechend, zum Bette des Kardinals und rief diesem zu, er solle nicht schreiben, er sei übereilt, getäuscht, überfallen! Vor allen Dingen sei der sogenannte Volksaufstand eine Seifenblase, die jetzt schon platze. Trabanten und

Musketiere seien eben im Begriff, den Hof zu säubern von unbewaffnetem, bedeutungslosem Gesindel. Nichts bleibe übrigens von der ganzen „échauffourrée“, als das Betragen dieser fremden Kriegsleute, ein Betragen, welches die Aufmerksamkeit und Ahndung von seiten des Herrn Premierministers verlange. Diese Männer seien eingedrungen in sein Haus wie Rebellen, sie hätten den Pöbelhaufen hinter sich hergezogen, sie hätten sich tatsächlich und körperlich an ihm vergriffen, ja jetzt noch stehe an der Eingangstür dieser Übeltäter, ein riesiger Kerl, wahrscheinlich der Profos dieser Weimaraner, welcher mit frechen Händen festgreife, was ihm nahekomme. — „Kurz und bündig,“ schloß er mit dem letzten Rest seines Atems, „Ihr, Eminenz, seid ein Gefangener dieses Häufleins dreister Fremdlinge und seid, wie ich sehe, im Begriff, das zu schreiben, was sie Euch diktieren unter den gröblichsten Formen der Einschüchterung. Ermannt Euch, Eminenz, und hört vor allen Dingen auf zu schreiben!“

Das war ein schwerer Schlag für die politische Aktion des Grafen von Nassau, welche ihm bis daher unter Benützung aller zufällig eintretenden Umstände trefflich gelungen war. Das entscheidende Unglück für ihn bestand darin, daß Richelieu auf einmal seiner Angst vor dem Volksaufstande entledigt wurde. Diese Angst allein machte ihn schwach und hatte den Grafen von Nassau stark gemacht. Man sah es ihm an. Er hatte aufgehört zu schreiben bei Pater Josephs Rede, und dessen Versicherung, daß der Aufstand nichts bedeute, wirkte zauberhaft. Die gebeugte sitzende Stellung verschwand, der Oberkörper richtete sich kerzengerade auf, und die niederhängenden Augenlider gingen in die Höhe. Der zuversichtliche Blick trat in die braunen Augensterne, welchen eine so seltene Mischung von süßer Milde und böser Schärfe eigen war. Mit der ganzen Schärfe ausgerüstet flogen sie jetzt im Kreise umher, als wäre der Mann erst jetzt aus dem Schlafe aufgewacht. So sehr bestätigte sich's, daß dieser Kapuziner Pater Joseph die mutvolle

Ergänzung des Kardinals war für alles, was tatsächliche Handlung betraf und tatsächliches Wagnis. Die eintretende Pause war sehr unangenehm für den Grafen von Nassau. Er sah, daß alle eroberten Vorteile verloren gingen, daß Richelieu die angefangene Schrift langsam zerriß mit seinen weißen Fingern. Er erkannte, daß er energisch gegen den Pater Joseph auftreten müßte. Das tat er denn auch. Und zwar im Tone kriegerischer Rauheit, die von höflichen Formen und Rücksichten nichts zu wissen braucht, wenigstens nichts wissen will. Dieser Graf war begabt mit der diplomatischen Kunst der Nassauer. „Was," rief er, „was haben wir zu schaffen mit der Auffassung und dem Geschrei eines Mönches!? Wir sind Protestanten, zur Allianz eingeladen mit dem Königreiche Frankreich. Der erste Minister Frankreichs selbst hat uns eingeladen. Sind wir hier, um Mönchspolitik anzuhören? Sollen wir demütig im Vorzimmer harren, wenn ein wichtiger Glaubensgenosse von uns, wenn ein Rohan wie ein Dieb behandelt wird, und zwar dicht unter unserer Nase? Ein Zeichen, was uns selbst bevorstehe, wenn wir mißfällig würden. Wahrhaftig nicht! Solch' eine Allianz wäre kindisch von unserer Seite. Zum Teufel dann mit ihr! Und so denkt unser Herzog. Kein Band wird ihn alsdann auch nur eine Nacht länger in dieser Stadt zurückhalten. Nach alledem aber, was ich hier höre und sehe, könnte das französische Mönchsregiment es versuchen, auch uns à la Rohan zu behandeln, weil wir nur eine kleine Schar sind. Ist ja doch auch Rohan der Form nach in regelmäßigem Freundschaftsverhältnisse mit der französischen Regierung. Schützt i h n das nicht, wie sollte uns unsere Allianz schützen vor der biedern Mönchspolitik! Nun denn, der Ritt vom Arsenal hierher hat uns gezeigt, daß unsere kleine Schar sich wie eine Lawine vergrößern kann. Davon wollen wir Notiz nehmen, sobald wir dies gastliche Haus unbefriedigt verlassen haben. Also eine genügende schriftliche Antwort und Order, Herr Kardinal, oder Gott befohlen!"

Ein energisches „Ja!", von allen Begleitern des Grafen

von Nassau ausgerufen, unterstützte nachdrücklich diese Rede, und wie gerufen trat auch just der Bart-Konrad ein, der sich draußen gelangweilt hatte und der beim Anblicke des Pater Joseph unbekümmert um alle vornehme Umgebung ausrief: „Da ist sie richtig, die Kutte! Sie ist mir entwischt, Herr Oberst," fuhr er fort, gegen den Grafen von Nassau gewendet, „soll ich sie hinausbefördern?"

Dabei schritt er gegen das Bett des Kardinals, neben welchem Pater Joseph stand, und die riesige, schwarzbärtige Gestalt, welche sich dem Bette näherte, war wohl angetan, Richelieus Ängstlichkeit neuerdings zu wecken. Die ganze Szene erinnerte ihn nur gar zu sehr an Szenen der neuesten französischen Geschichte, welche plötzliche Ermordungen in geschlossenen Räumen genug aufwiesen, sobald die Politik keinen anderen Ausweg mehr vor sich gesehen. Richelieu winkte hastig dem Grafen von Nassau, diesem ungebärdigen Kerle Einhalt zu tun, und dieser machte lächelnd eine leichte, abwehrende Handbewegung gegen Konrad hin.

„Wir geraten von beiden Seiten in Übertreibungen," sagte nun Richelieu, „Ihr, indem Ihr die lebhaften Reden unseres Paters wörtlich deutet, der Pater aber, indem er Kriegsleute beurteilt wie Hofleute. Ich bin ja gar nicht willens, das Verlangte des Herzogs von Weimar abzulehnen; im Gegenteile. Verfügt Euch, ich bitte, in den anstoßenden Saal, aus welchem Ihr hier eingetreten seid; ich stehe aus dem Bette auf, und binnen einer Viertelstunde ist die Order in aller Form redigiert, welche Euer Herzog wünscht." „Bitte um Verzeihung, Eminenz," erwiderte der Graf von Nassau, „unser General, Herzog Bernhard, hat befohlen, Euch selbst zu sprechen und Euch nur mit der bewußten Order zu verlassen, oder leer heimzukehren. Ich warte also, bis Ihr geschrieben, oder ich gehe, ohne irgend etwas abzuwarten. Wählt und entscheidet!" — Ehe der Kardinal antworten konnte, erhob sich eine neue Stimme. Hinter dem Bart-Konrad war ein kleiner Mann eingetreten

und im Hintergrunde geblieben. Jetzt schritt er langsam zum Bette des Kardinals und sprach:

„Im Namen des Königs! — Nur deshalb erlaube ich mir, diese anziehende Szene zu stören. Sie erinnert recht an die Zeit der Guisen. Seine Majestät vermutete etwas Ähnliches und sendet mich deshalb an seinen Premierminister den Herrn Kardinal mit der Anfrage, was der Volksauflauf und Lärm vor dem Palais Seiner Eminenz zu bedeuten habe. Man hat ihn drüben im Louvre bemerkt und gehört, und Seine Majestät können nicht glauben, daß die gemeldete Veranlassung dieser öffentlichen Ruhestörung auf Wahrheit beruhe. Man hat nämlich gemeldet, die ausbrechende Unzufriedenheit der Pariser betreffe einen Überfall des Hotels Rohan von seiten der Garden Seiner Eminenz. Da nun aber Seine Majestät bei guter Zeit Seine Willensmeinung dahin erklärt haben, daß ihm jegliche Verfolgung des Herrn Herzogs von Rohan, eines treuen Untertans Seiner Majestät, durchaus unpassend und unstatthaft erscheine, so ist der Glaube von der Hand zu weisen, daß dennoch heute nacht ein Überfall des Hotels Rohan stattgefunden haben könne durch die Garden des ersten Ministers Seiner Majestät."

Diese Worte wurden eintönig und nicht besonders stark, aber recht deutlich und vernehmlich gesprochen, da jedermann im tiefsten Schweigen zuhörte. Der kleine Mann, welcher sie sprach, war der Minister Desnoyers. Sein schlaffes Gesicht spannte sich nicht im mindesten während seiner Rede, und seine schweren, dicken Augenlider machten nicht die geringste Anstrengung, den auf ihn schauenden fremden Männern das verdeckte katzengraue Auge zu zeigen. Er traute den Worten allein hinreichende Gewalt zu.

Und er hatte recht. Der deutschen Deputation konnte nichts Erwünschteres kommen, Richelieu konnte nichts Unangenehmeres begegnen. Aber in diesen Lagen, welche seine politische Machtsphäre berührten, war er durchaus nicht fassungslos wie bei einem brutalen Überfalle durch Volksmassen oder Soldaten;

in diesen Lagen war er zäh und hartnäckig. Über sein Gesicht fuhren nur leichte Zuckungen, und statt selbst zu antworten, wendete er sich gegen seine Nichte und nickte nur mit dem Haupte. Sie war trefflich eingeschult und verstand ihn sogleich.

„Aber um des Himmels willen," rief sie und blickte vortretend zuerst auf den Minister Desnoyers, dann auf den Grafen von Nassau, „wovon ist denn hier eigentlich die Rede? Mein Oheim hat ja gestern in meiner Gegenwart seinen Leuten die Order gegeben, die Nachforschungen gänzlich zu unterlassen, ob der Herzog von Rohan in Paris sei!" „Wie?" riefen alle. „In meiner Gegenwart und bei früher Tageszeit." „So schlecht gehorchte man Seiner Eminenz?" fragte Desnoyers mit einem süßsauren Lächeln. „Leider, mein guter Herr Kollege," erwiderte Richelieu, „leider! Und wir werden allmählich jeglichen Gehorsam zerstören, wenn immer weiter von verschiedenen Seiten regiert und befohlen wird. Die Einheit des Kommandos ist eben die Seele des Regiments." „Wer hat denn aber anders befohlen als Eure Eminenz?" „Das frag' ich Euch, Desnoyers! Hier wirtschaftet wohl religiöser Übereifer sogenannter guter Katholiken. Dem Hugenotten Rohan mag es gelten. Und das solltet Ihr nicht ausfindig machen können, lieber Desnoyers? Zu Euch haben ja diese sogenannten guten Katholiken, denen ich nicht Kardinal genug bin, zu Euch haben sie ja gutes Vertrauen. Erforscht von ihnen, wer meine Garden veranlaßt hat, nach dem Herzoge von Rohan zu suchen! Was sag' ich meine Garden? Die stehen draußen an der Stiege und in den Höfen. Ein paar Mann von ihnen haben sich vielleicht verleiten lassen, an der Nachsuchung teilzunehmen, bestochen von übertreibenden Katholiken. Ich werde sie scharf zur Verantwortung ziehen. Aber kürzen wir diese unerquickliche Vorfrage ab. Alle Teile wünschen, wie sich zeigt, daß ein Ende gemacht werde. Endigen wir damit! Gestatten mir die Herren nur fünf Minuten Sammlung, indem sie sich ein wenig von mir entfernen. Eine Order hab' ich schon zerreißen müssen, weil ich zerstreut und deshalb verworren ge-

schrieben hatte. Binnen fünf Minuten, meine deutschen Herren, hab' ich geschrieben, was nötig ist."

Die Deputation trat seitwärts. Desnoyers folgte ihr. Richelieu fing wieder an zu schreiben. Desnoyers ging an den deutschen Kriegsmännern vorüber und betrachtete sie mit seinen halb zugedeckten Augen von unten auf. Bei dem einen hob er ein wenig die Augenlider und sagte leise: „Mein Herr!" Und hierauf folgte ihm dieser eine etwas seitwärts nach dem Fenster zu. Desnoyers schien zu fragen, und der eine schien höflich zu antworten. Dieser eine war Mitzlau. Dietrich, höchlichst angesprochen von all diesen Vorgängen und voll Bewunderung für den Grafen von Nassau, sprach leise in diesen hinein, daß nun die Gelegenheit ergriffen werden könne, beim Fortgehen — denn der Kardinal schreibt ja doch jetzt, was wir brauchen! — um den Rohanschen Diener zu befreien und mitzunehmen. Er sitzt gewiß unten neben den Pferdeställen, und die Volksmasse im Hofe wird mit uns strömen und uns unterstützen, wenn's nötig ist. Trotz der leisen Rede hatte der nahe stehende Konrad dies gehört, und mit einem unanständigen Ausbruch der Stimme gab er seine Zustimmung zu erkennen. Dieser Konradsche Aufschrei unterbrach die allgemeine Stille im Zimmer. Richelieu blickte auf und sagte dann: „Der Herr Oberst!" Der Graf von Nassau ging zu ihm ans Bett.

„Was gab's in Eurer Gruppe?" fragte der Kardinal. „Man erzählte, daß ein Rohanscher Diener von Euren Leuten gemißhandelt und festgenommen sei —" „Nachdem er — ah, lassen wir diese Bagatellen! Hier ist die Antwort und Order, welche Euer Herzog wünscht. Empfehlt mich ihm und erzählt ihm, wie Ihr gesehen, daß ich nicht allmächtig bin und oft gekreuzt werde in meiner besten Gesinnung für unsere Allianz. Ich hoffte dennoch, daß sie durch engere Bande zwischen uns verfestigt werde. Meine Nichte, die sich Eurer Sache lebhaft angenommen, hofft dasselbe. Beim Fortreiten, lieber Herr Oberst, fegt Ihr wohl auch den Straßentroß mit fort, welcher mit Euch gekommen

ist. Nicht wahr? Dies Pariser Gesindel ist gesinnungslos und sucht nur Skandal. Und zum Abschiede schenkt mir Euren Namen, damit ich weiß, mit wem ich zu freundlichem Abschlusse verkehrt habe." „Ich heiße Graf von Nassau." „Nassau!?" „Verwandt mit dem regierenden Herrn in Holland?" „Allerdings." „Nahe verwandt?" „Unsere Familie ist groß." „Und tatkräftig, sehr tatkräftig. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Graf von Nassau!"

Der Graf von Nassau machte eine leichte Verbeugung, blieb aber stehen und sagte: „Eure Eminenz mögen mir gestatten, die Schrift zu lesen." Richelieu lächelte sauer, der Graf von Nassau las aufmerksam. Er fand, daß der Kardinal das Verlangen Herzog Bernhards vollständig billigte und das Mißverhältnis inbetreff des Herzogs von Rohan sogleich nach Kräften beseitigen werde. Er mußte das für ganz genügend erachten. Daß bei lügnerischen Politikern kein Wort genügend wäre, klänge es noch so voll — das war ein Gedanke, welcher sich ihm wohl aufdrängte, welchem er aber doch in seiner augenblicklichen Stellung keine weitere Folge geben konnte. Er hatte in Händen, was zu erobern ihm aufgetragen war, und so grüßte er jetzt mit soldatischer Höflichkeit und verließ mit der Deputation das Zimmer. Er war ein schweigsamer Mann. Er sagte kein Wort zu den lebhaften Äußerungen seiner Begleiter, welche auf dem Wege bis zur Stiege das von Dietrich und Konrad angeregte Thema behandelten, unten beim Fortgehen den gefangenen Rohanschen Diener zu befreien. Er sagte aber auch kein Wort dagegen. Wir sind hier im nichtswürdigsten Kriege trotz aller Allianzredensarten, dachte er, wir wollen also jeden Vorteil mitnehmen, der am Wege liegt.

Während er dann mit den Seinen die Treppe hinabstieg zwischen den unsicher dreinschauenden Musketieren Richelieus, ließ er sich von Dietrich die Örtlichkeit genau beschreiben, innerhalb welcher Mathieu gefangen säße, und sagte nun mit halber Stimme zum Bart-Konrad: „Unter Führung dieses jungen Herrn und mit vier Männern von uns unten links abschwenken

ins Innere nach den Pferdeställen! Geradeswegs bis zu der Tür, welche auf die Gasse führt. Dort erscheinen wir zu Pferde, wenn ihr Hilfe braucht. Eure Rosse bringen wir mit. Dem Volkshaufen kann zugerufen werden: En avant avec nous! Verstehst du?" „Freilich! En avant avec nous!" flüsterte feixend der Bart-Konrad und marschierte sogleich unten in der Halle voraus nach dem Hofe. Dietrich hatte Not, ihm zu folgen.

Die Volksmasse war noch im Hofe; sie war an Zahl gewachsen. Sie begrüßte mit Vivat den bärtigen Riesen, von welchem bereits erzählt worden war, er hätte den Kardinal zum Fenster hinaus gehalten wie eine Flaumfeder, bis dieser seine Unterschrift zugesagt für die Verlangnisse der deutschen Hugenotten. Als er nun ihr Vivat mit den gebrüllten Worten beantwortete: En avant avec nous! da entstand Jubelgeschrei und stürmischer Zudrang. Konrad hatte gar nicht Platz noch Zeit, vier Begleiter zu wählen. Sie schienen ihm auch ganz überflüssig, er hatte Truppen genug. Und unter der Führung Dietrichs, der Schritte machte in idealer Aufregung, als ob gar kein Erdboden unter ihm wäre, wälzte sich der Tumult nach den Ställen hinüber.

Die erschreckten Trabanten im Wachlokale und die Stallknechte wagten nicht den geringsten Widerstand. Letztere halfen sogar die Tür des Haftzimmers erbrechen, da der Schlüssel nicht vorhanden war, und Mathieu samt dem schiefen kleinen Giroflay waren schon auf der Straße außen, als der Graf von Nassau mit den Seinen dahergeritten kam. Auch der kleine Bub' war zur Hand, der Jaquette, welcher gestern hilfreich geschäftig gewesen war. Er hing sich an Dietrich und bat diesen, mitgenommen zu werden. Denn die Trabanten hätten ihn auf dem Striche. „Ich adoptiere dich!" rief Dietrich in seiner Seligkeit so prächtig gelingender Heldentaten. „Lauf' mit uns bis zum Arsenale!" sagte er zu dem Kleinen, während er aufs Pferd kletterte, „dann zupf' mich wieder, ich werde Sorge tragen für dich." Fort ging der Zug unter Jubelgeschrei der Menge. Mathieu und Giroflay verloren sich auf des Grafen von Nassau Rat unter dieser Menge.

Leider hatten sie in dem Tumulte, welcher sie befreite, nichts weiter erfahren, als daß auch die Verfolgung im Hotel Rohan aufgehoben worden sei durch den Kardinal. Mathieu mußte also glauben, das Hotel wäre bereits geräumt von Tristan und Konsorten, und indem er mit Giroflay hastig hinübersteuerte nach dem Hotel seiner Herrschaft, lief er Tristan und Konsorten geradeswegs wieder in den Rachen. Denn Tristan konnte im glücklichen Falle erst im Laufe des Vormittags die Order erhalten, das Hotel freizugeben. Und das war der glückliche Fall. Der unglückliche Fall war aber auch in Erwägung zu ziehen. Er konnte darin bestehen, daß Richelieu oder wenigstens die Umgebung Richelieus sagten: „Die Ablassungsorder ist durch Überfall und Gewalt abgetrotzt worden, besinnen wir uns, ob wir verpflichtet sind, Folge zu geben, und gar sogleich Folge zu geben!“

Daran dachte leider auch der Graf von Nassau nicht. Wie kurz er verfahren war, dieser treulosen Richelieupolitik gegenüber blieb er doch ein kurzsichtiger Soldat, der an der Ausführung einer schriftlich ausgestellten Order nicht zweifelte. Triumphierend kam die Deputation ins Arsenal zurück und überreichte die Trophäe dem Herzog Bernhard. Der Graf von Nassau unterließ auch nicht, die warme Unterstützung der Kardinalsnichte zu schildern, welche in einem verführerischen Negligé zugegen gewesen sei und die Wünsche des Herzogs Bernhard vertreten habe. Der Herzog schwieg bei dieser Erwähnung. Aber sein Inneres, will sagen seine Sinnenwelt, war davon betroffen: ein feiner Beobachter konnte entdecken, daß eine leichte Röte über sein gebräuntes Antlitz flog. Nur ein Mann war zugegen, welcher mißtrauisch blieb und die Lage so ansah, wie sie wirklich war. Dieser Mann war der Oberst Erlach. Ihn drängte es, darauf aufmerksam zu machen, daß sich Herzog Bernhard auch sofort der Ausführung dessen versichern sollte, was in Richelieus Antwortschreiben zugesagt war. Er trat vor. Aber Herzog Bernhard wendete sich eben, um aus dem Vorsaal

in sein Gemach zurückzuschreiten. Der arme Herzog litt unter der sinnlichen Neigung, welche ihm mit der Herzogin von Aiguillon nahetrat. Die Seele des deutschen Herzogs war innerlichst durchaus nicht einverstanden mit dieser Neigung und warnte leise und nagend vor den Folgen solch einer französischen, katholischen und pfäffischen Verbindung. Deshalb war Herzog Bernhard wortkarg, deshalb wollte er sich rasch in die Einsamkeit seines Gemaches zurückziehen. Und Erlach hatte eine zu fremde, untergeordnete Stellung, als daß er sich hätte erlauben dürfen, so unaufgefordert dreinzusprechen und den Herzog zurückzuhalten. Er blieb unschlüssig stehen.

Der Herzog verschwand. Die übrigen zerstreuten sich. Kopfschüttelnd folgte ihnen Erlach. Draußen an der Stiege nur, wo Dietrich seinen Adoptivsohn, den Pferdestallbuben, hatte warten lassen, fragte er im Vorbeigehen Dietrich, den er ja als den Mustafa-Reiter länger kannte als die übrigen, ob man denn auch sicher wäre, daß aus dem Palais Kardinal sogleich hinüber gesandt worden sei ins Hotel Rohan, um die Verfolgung aufzuheben. Dietrich, sanguinisch wie immer und oberflächlich in jedem Detail wie er war, antwortete mit Zuversicht: „Natürlich!" Er hatte Eile. Das Regenwetter war im Laufe des Vormittags von der Frühlingssonne zerstreut worden. Sie schien glänzend, ja heiß, und er hatte nicht vergessen, daß Louison heut auf der place royale promenieren und ihn treffen könne. Die Tagesgewohnheiten aber hatten in der damaligen Zeit alle einen frühen Termin, nicht bloß bei den Bürgersleuten. Man speiste zur wirklichen Mittagszeit, und die Promenade fand gleich nach der Messe statt zwischen zehn und elf Uhr. Dazu wollte er auch noch vorher seinen Adoptivbuben zur Mama bringen, welche sich über diese Errungenschaft ebenso freuen würde wie über die Siegeskunde. So ging er denn mit langen Schritten unter der stechenden Sonne nach dem Marais zu. Die Errungenschaft neben ihm mußte Hundetrab gehen, um Strich zu halten. Aber Jaquette war sehr vergnügt dabei.

Unterwegs begegnete ihm ein goldig schimmernder Staatswagen, der von prächtig aufgeschirrten Rossen in Galopp nach dem Arsenale zu gezogen wurde. In ihm saß der Kardinal und dessen Nichte, die Frau Herzogin von Aiguillon. Sie machten dem Herzoge Bernhard ihren Gegenbesuch. Eine Dame, freilich unter dem Geleite ihres sehr ehrwürdigen Herrn Ohms, machte einem Junggesellen die persönliche Aufwartung! Welche feste Absicht mußte da zum Grunde liegen, welche feste Absicht, den deutschen Herzog dauern einzufangen in weibliche und in politische Bande! Nach solch einem Überfalle im Palais Kardinal entschloß sich Richelieu zu solchem Schritte! Und wahrlich mit geschicktester Politik. Der Überfall selbst erhielt dadurch eine ganz andere Färbung. Man war eben in so intimem Umgange, daß man in zwanglosester Weise gegenseitig verkehrte!

Der Kardinal fuhr Galopp, weil er das Volk fürchtete und mit überraschender Schnelligkeit durch die Straßen gebracht sein wollte.

Seine Nichte war heiter. Sie hatte in ungewöhnlicher Eile Toilette gemacht und hatte die Eile zur Entschuldigung genommen, daß ihre körperlichen Reize nicht sorgfältig oder gar peinlich verhüllt waren. Die Sonne schien ja so warm! Sie dankte dem grüßenden Dietrich recht freundlich. Auch der Kardinal tat dies, indem er die saure Miene so süß als möglich machte. Er wurde gar selten gegrüßt auf der Straße, und er war aus Prinzip herablassend und liebenswürdig in seinem Danke. Dabei wurde doch der junge Groot fest ins Gedächtnis des Kardinals gestellt, wie Richelieu einen Schuldner in sein Gedächtnis stellte. Der junge Bursche war bei dem Überfalle in erster Linie gewesen — das sollte ihm bei erster Gelegenheit angerechnet werden! Dietrich ahnte davon nichts; er war ganz erbaut vom Laufe der Welt, und der Bube neben ihm erfreute sein wohltätiges Herz. Schmutzig sah er aus, der kleine Bursche aus dem Pferdestalle, das ist wahr. Aber Dietrich bemerkte dies kaum. Der Kern der Dinge war ihm wichtiger als die Schale. Kostüm, pflegte er zu

rufen, ist Nebensache. So erschien er denn triumphierend mit seinem kleinen Weltbürger aus dem Pferdestalle am Eingange der place royale. Der Platz war schon belebt von Spaziergängern aus der Bürgerklasse; die vornehmere Klasse pflegte etwas später zu kommen. Die place royale war gepflastert, aber das Pflaster war nach unseren heutigen Begriffen unvollkommen und bewahrte noch zahlreiche Pfützen des Morgenregens. Auch das fand Dietrich charmant. Die Mädchen mußten ihre Röckchen zierlich heben, um unbetupft über die schmutzigen Stellen zu kommen, und zeigten dabei ihre graziösen Bewegungen, vom zierlichen Fuß und hoch hinauf sichtbarem Strumpfe nicht zu sprechen. Man war ja überhaupt damals noch nicht der Meinung, daß die Kleider erfunden seien, um das Gehen zu erschweren; man trug sie kurz, und ein Liebhaber erkannte allenfalls seine Schöne auch am fein gefesselten Füßchen und am zierlichen Aufschwunge zur Wade. Louison sorgte außerdem dafür, daß er sie erkenne: sie hüpfte so sicher, daß sie dabei noch den Kopf umwenden und dem suchenden Dietrich das schalkhafte Auge entgegensenden konnte. Er war mit seinem Buben so eilig bei ihr, daß das schmutzige Regenwasser weithin spritzte. Darin leistete er etwas, und das Gekreisch der bespritzten Mädchen ging spurlos an seinem Ohr vorüber. Das saubere Mädchen hatte ihn also sogleich wieder erkannt! Das freute ihn sehr. Er trug sie ganz genau im Gedächtnisse, und er fand sie heute noch viel reizender. Wunderlich genug sah sie mehr auf den kleinen Jaquette als auf ihn und fragte schnippisch, was er denn da für einen unsauberen Gassenjungen mit sich schleppe.

„Das ist mein Sohn!“ antwortete er stolz. „Was?“ rief Louison, „Ihr habt schon einen —“ „Einen Adoptivsohn! Seit einer Stunde.“ Und nun erzählte er ihr die wichtigen Vorgänge dieses Morgens.

Sie hatte die Freundin neben sich, welche beim Einzuge des Herzogs von Weimar an ihrer Seite gewesen war, und sie hörte nicht so freundlich zu, wie er gehofft hatte. Es machte

ihr wohl ersichtlichen Effekt, daß der gelbe Chevalier, ihre Straßenbekanntschaft, eine so wichtige Person wäre, daß sie ins Palais Kardinal einreite und eintrete. Aber die „protestantische“ Nüance schien sie stutzig zu machen, und außerdem schien der Junge aus dem Pferdestalle sie zu genieren, wenigstens sah sie öfters ärgerlich zu ihm hinüber und ersuchte Dietrich zu wiederholten Malen, er möchte nicht so schreien. Der Junge allein mache schon Aufsehen genug. „Und Ärger wird er Euch auch genug machen,“ setzte sie hinzu, „denn es ist ein schlechtes Geschäft, die Kinder auf der Straße aufzulesen. Sie sind immer denen im Wege, welche im Hause zur Welt kommen, und Eure Frau Mutter wird nicht sehr erbaut sein von Eurer Niederkunft —“

„Meine Mutter? Da irrt sich die schöne Louison! Schaut hin, da steht sie am Fenster, und die Freude leuchtet ihr aus den Augen, mich und uns zu sehen. Meine Mutter hat ein weiches, uneigennütziges Herz, und das ist bei jedem Frauenzimmer die Hauptsache!“

Louison machte sich nicht viel aus diesem Vorwurfe, schon deshalb nicht, weil sie nur halb darauf hörte. Ihre Aufmerksamkeit ging hinauf nach dem Fenster, aus welchem Frau de Groot herabsah. Sie stand mit Dietrich inmitten des Platzes, der einst Turnier- und Karussellplatz, jetzt mit Bäumen bepflanzt war, und war eben im Begriff gewesen, unter den Schatten eines Baumes zu treten. Sie blieb stehen, um Frau de Groot zu sehen und von ihr gesehen zu werden. Sie war ein praktischer Schelm. Ganz unerwartet machte sie ihm eine sehr zierliche und anständige Abschiedsverbeugung mit dem Bemerken, daß er die Frau Mutter nicht warten lassen dürfe, und — ließ ihn stehen.

Der Schelm wußte instinktmäßig, daß die „Frau Mutter“ viel mehr davon erbaut sein würde, wenn das Bürgermädchen zurückhaltend und bescheiden erschiene, als wenn sie ihre Bekanntschaft mit einem jungen Edelmanne geflissentlich zur Schau brächte. Dietrich wollte nur eiligst seinen Adoptivsohn oben abgeben und kurzen Bericht erstatten über den Sieg im Palais

Kardinal, dann aber wieder herunterkommen zu Louison. Er nickte vergnügt seiner Mutter zu und sprang mit seinem Jungen unter die Lauben, welche das Untergeschoß des Hauses mit ihrem Vorbau schützten, eine Bauart, welche in Paris nur hier an der place royale versucht worden war. Die Mutter kam ihm oben entgegen, und zu seinem Erstaunen war auch ihre Aufmerksamkeit und ihr Fragen nur auf den „schmutzigen Buben gerichtet, den er mit sich herumschleppe“. Ja, die sonst so gute und für ihn so nachsichtige Mutter äußerte sich höchst zornig, als Dietrich mit Emphase erklärte, was er mit diesem Buben vorhabe. Er sei ein Kind armer Hugenotten, welche in den Religionsverfolgungen zugrunde gegangen, er habe instinktmäßig volle Anhänglichkeit an die Religionsgenossen bewiesen, er habe sich dadurch den Machthabern im Palais Kardinal verdächtig gemacht, er sei gefährdet. Deshalb, hatte Dietrich geschlossen, habe er den armen Burschen adoptiert.

„Adoptiert?! Du bist geradezu verrückt!“ rief die sonst so gütige Mutter und brach in einen Erguß aus, der alle Verpflichtungen solch einer Adoption aufzählte und dem Buben befahl, rasch etwas zu essen und dann seiner Wege zu gehen.

Dies kreuzte den Idealismus Dietrichs zu grell, und er erklärte zum ersten Male heftig gegen seine Mutter, daß er kein Knabe mehr wäre, daß er wüßte, was er wolle, daß die schönen Lehren von Menschenfreundlichkeit nichts bedeuteten, wenn man sie bloß im Munde führe, und daß er für den armen Buben sorgen würde, auch wenn Vater und Mutter dagegen wären. Der Vater war eben eingetreten. Ihn unterrichtete Dietrich kurz über den Stand der Dinge — und der Vater, als ehrlicher, gutherziger Philosoph, erklärte sich für die Handlungsweise seines Sohnes, der seiner humanen Erziehung alle Ehre mache.

„Ihr Männer versteht eben nichts von den Forderungen eines Hausstandes!“ rief die Mutter, aber ihre Stimme war milder, und ihr Blick schaute auf den Sohn Dietrich, als ob das

Lob des Vaters ihr ganz erwünscht gekommen wäre. Das gute Herz, die Liebe zu Dietrich und der Stolz auf ihn bekämpften sichtlich die rechnende Hausfrau, und es klang wie ein abziehendes Gewitter, als sie endlich den Buben ausschalt, daß er sich so unsauber halte, während ihm der Herrgott einen guten Wuchs und ein verständiges Antlitz geschenkt habe. „Vor allen Dingen mußt du gewaschen werden," schloß sie, „ehe von etwas anderem die Rede sein kann. Marsch, fort mit mir in die Küche!" So führte sie ihn fort. Sie führte ihn, wenn auch ihr Arm steif dabei blieb.

Vater und Sohn sprachen nun über die politische Tragweite der Szenen im Palais Kardinal. Der Vater sah sie ganz eigen an. Es war eben ein Landsmann bei ihm gewesen, ein Holländer, der als reicher Mann große Verbindungen in Paris hatte. Der hatte ihm große Gesichtspunkte eröffnet. Sie gingen dahin, daß die protestantische Sache mit Verlust ihres besten Feldherrn, mit Verlust des Herzogs Bernhard bedroht wäre.

„Warum nicht gar! Nach dem Siege, welchen wir eben errungen!" rief Dietrich. „Das ist ein Sieg des Königs Pyrrhus!" antwortete der Vater, „und du erzählst mir ja eben selbst, wie der Kardinal ihn anfaßt, erzählst mir, daß er mit seiner Nichte den Herzog Bernhard besucht, mit seiner Nichte. Der Kardinal verhüllt und beschönigt seine Niederlage und verwandelt sie in einen Triumph, wenn es ihm gelingt, die Verheiratung seiner Nichte mit dem Herzoge durchzusetzen." „Die Verheiratung!? Das hab' ich vergessen, vergangene Nacht im Palais ist es auch mir wie ein Blitz vor den Augen vorübergeflirrt —" „Die Verheiratung! Ich habe ganz intime Nachrichten. Der Minister Desnoyers hängt mit den Jesuiten zusammen, hängt eng mit ihnen zusammen. Ein Hauptfaiseur der Jesuiten, ein österreichischer Kavalier ist in Paris. Er hat Desnoyers besucht. Desnoyers ist Richelieus Gegner und ist Bernhards Feind. Er hat das Ohr des Königs und die ganze Unterstützung des Klerus. Der König haßt Richelieu, und wenn dieser eine politische Schwäche zeigt

— euer heutiger Überfall und Sieg zeigt aber eine solche Schwäche! — so beseitigt er den Kardinal. Das weiß Richelieu, und seine Gegenmine ist auf den Herzog Bernhard gebaut. Weder der König noch der Klerus leugnen, daß Bernhard das größte Feldherrntalent ist, welches jetzt in Europa existiert, und daß es eine gute Politik ist, sich seiner zu bemächtigen. Wäre es auch nur, um ihn unschädlich zu machen. Richelieu hat nun vor, letztere Ansicht zu überbieten. Er will ihn mit seiner Nichte verheiraten und ihn dadurch eng an die französische Sache fesseln. Zu dem Ende soll ihm Wort gehalten werden mit dem Versprechen, daß ihm der Elsaß zufallen solle, ja man will ihm Teile von Hochburgund und auch wohl von Lothringen dazu geben, damit er eine respektable Grenzmacht bilde in französischer Abhängigkeit. Um so größer soll diese Macht werden, je mehr Bernhard sich der französischen Politik hingibt, um so größer, je näher die Möglichkeit rückt —" „Welche?" „Kurz und gut, Richelieu hofft, den Herzog Bernhard mit der Zeit katholisch zu machen, wenn erst die Heirat abgeschlossen ist, und wenn alle Vorteile dann stromweise auf den ehrgeizigen Herzog Bernhard herabregnen." „Das tut Herzog Bernhard nie!" „Wer weiß das?! Wir sind alle schwache Menschen. Und was hat Bernhard von dem erschöpften, zerklüfteten Deutschen Reiche zu hoffen, dessen habsburgischem Kaiser er wie ein Erbfeind gegenübersteht?!" „Nie! Nie!" „Darüber entscheidet vielleicht schon diese Stunde. Mein Landsmann sagte, der Herzog Bernhard sei wie ein Knabe verliebt in die Aiguillon. Ist das wahr, dann wird vielleicht in diesem Augenblicke drüben im Arsenale die Verlobung abgeschlossen. Die weiteren Dinge mögen mehr oder weniger wahr werden, mit dieser Verlobung allein verliert die protestantische Sache ihren ersten Feldherrn, und der Herzog Bernhard verliert mit dieser katholischen Heirat das ganze Vertrauen der protestantischen Welt — er muß den Weg Heinrichs des Vierten gehen, und ob eine zweite Bluthochzeit erfolgt oder nicht, er muß wie der Bearner zur katholischen Kirche über-

gehen.“ „Eilen wir hinüber, Vater, ins Arsenal!“ „Was können wir tun, mein Sohn, was können wir ändern?“ „Wer weiß!“ „Du hast recht! Wer weiß, ob der Gesandte des protestantischen Schwedens nicht einen Augenblick findet, dem Herzoge ein wohlgemeintes Wort zu sagen, den Herzog zu ernüchtern. Du hast recht, mein Sohn, eilen wir hinüber!“

## VI.

Der warme Frühlingstag hatte sich zu dauernder Schönheit entwickelt in den Nachmittag hinein, als Hugo van Groot und sein Sohn Dietrich unter der steinernen Laube vor ihrem Hause auf die place royale heraustraten. Die Wärme schwirrte und summte bereits und schwankte wie ein befruchtender Odem zwischen den Bäumen des Platzes dahin, so daß Vater Hugo sich sagen zu müssen glaubte: Diese Luft ist ganz dazu gemacht, in einem gesunden Kriegsmanne die sinnliche Liebeslust zu erwecken und hoch zu steigern. Wehe ihm, wenn diese kokette Aiguillon ihn heute einfinge zu einem einsamen Stelldichein!

Dietrich sah sich um, ob Louison vielleicht noch promenierte. Aber die Stunde des Umherwandelns war selbst für die vornehmen Stände längst vorüber, der Platz war leer, und die ersten jungen Mücken spielten ungestört im Sonnenscheine. Sie waren hier zu Hause auf dem alten Sumpfboden, von welchem dieser Stadtteil seinen Namen „Marais“ führt.

Weder Vater noch Sohn wurden es gewahr, daß man ihnen aufmerksam nachblickte. An einem Fenster nämlich dicht neben ihrem Hause stand ein schöner Mann und ein schönes Weib, und der Mann zeigte auf die fortschreitenden Holländer und schien der Frau zu sagen: „Diese beiden groben Gestalten treiben Dinge in Paris, welche uns unbequem und nachteilig sind.“

Der Mann war Norbert von Zierotin, und die schwarz gekleidete Dame, welche hier neben der schwedischen Gesandtschaft wohnte, hatte eine vollständige Ähnlichkeit mit Lady Ludmilla

Seymour, gebornen Loß. Dietrich hatte diese schöne Dame schon öfters am Fenster gesehen. Sie gehörte in die Galerie seiner Phantasiebilder. Jetzt aber sah er nicht rückwärts. Am Ausgange des Platzes begegnete den beiden Groots der langsam einherschreitende Doktor Blandini. Sie kannten einander nicht, und der feiste Doktor, welchen die Frühlingssonne in Schweiß versetzte, ging schweigend an ihnen vorüber nach dem Hause der Lady Ludmilla zu. Im Hofe des Arsenals erfuhren Vater und Sohn, daß Herzog Bernhard mit dem Kardinal und dessen Nichte nach Rueil hinausgefahren wäre zur Mittagstafel und zu ländlicher Erholung. Die Pferde des Herzogs gingen soeben nach. Die Frau Herzogin von Aiguillon habe von einer Reitpartie in die Wälder gesprochen. Hugo Grotius sah bekümmert drein und stieg mit seinem Sohne die Treppe hinauf, um wenigstens mit Rehlingen von Leder, dem Kanzler des Herzogs, zu sprechen. Dieser war dem berühmten Rechtsgelehrten Grotius sehr ergeben und war ihm schon lange durch brieflichen Verkehr befreundet.

Leder kam eben von der Tafel und war heiter angeregt. „Es läßt sich alles hoffnungsvoll an", rief er Grotius entgegen, „mit unsern französischen Gastgebern. Der Intendant hier im Arsenale hat mir vorhin mitgeteilt, daß der Herr Kardinal beim Fortgehen lächelnd angezeigt, es sollte alles aufgeboten werden, den Aufenthalt des weimarischen Gefolges angenehm und splendid zu machen, und es könnten täglich tausend Taler dafür verausgabt werden, tausend „écus", der écu zu drei Livres. Das haben wir denn auch jetzt gleich an den Weinen bemerkt, und die Kriegsleute können sich drinnen nicht vom Nachtische trennen. Unsereiner ist doch mäßiger, wenn man auch ein feines Glas Wein zu schätzen weiß."

Er führte die beiden Groots in sein Zimmer und war geschmeichelt von Herrn Hugos Erklärung, daß dieser ein ernstes Gespräch mit ihm wünschte über die politische Stellung des Herzogs von Weimar.

Wenn zwei Gelehrte politisieren, so vergeht viel Zeit. Denn sie wollen nicht bloß klug, sie wollen auch gründlich erscheinen. Und Leder wollte dem berühmten Manne gegenüber seine Tüchtigkeit erweisen. Er warf sich also mit ausgebreiteten Flügeln auf die schönen Zwischenlande, welche damals noch Frankreich und das Deutsche Reich an unmittelbarer Berührung verhinderten. Denn das einstige burgundische Reich im Westen der Schweiz bis in die Niederlande hinab gehörte damals noch nicht zu Frankreich. Da herrschten noch Spanien und ein selbständiges Lothringen, vom Elsaß, der großen Landgrafschaft des heiligen römisch-deutschen Reiches gar nicht zu sprechen, welche fernab lag von französischer Berührung. Waren doch selbst die Bistümer Metz, Toul und Verdun, durch welche Herzog Bernhard eingerückt war, noch keineswegs legaler Besitz Frankreichs, und es war nicht so chimärisch, wie es heute klingt, wenn der geschichtskundige Leder die Meinung ausdrückte, daß das große Zwischenreich vom Mittelmeere bis an die Nordsee, das uralte ganze Lotharingien, die einstige Erbschaft des Kaisersohnes Lothar, könnte wohl wieder hergestellt werden unter dem Szepter Bernhards von Weimar.

„Habt Ihr Äußerungen des Herzogs selbst in dieser Richtung vernommen?“ fragte Herr Hugo. „Das eigentlich nicht,“ entgegnete Leder, „aber der Kardinal selbst hat mir heute diese Gedanken erweckt.“ „Wie? Habt Ihr ihn gesprochen?“ „Beinahe eine Viertelstunde. Eminenz ließen mich rufen, während unser Herzog mit der schönen Frau Herzogin im anderen Zimmer verweilte. Eminenz meinte huldvoll, es liege ihm viel daran, den politischen Ratgeber des Herzogs von Weimar kennen zu lernen.“

„Und bei dieser Gelegenheit sprach er vom alten Lotharingien für den Herzog Bernhard? —

„Nicht so ausdrücklich. Aber von der großen Dotation, welche dem Herzoge Bernhard zufallen müße, sprach er, und die sich nicht auf die Landgrafschaft Elsaß beschränken könne, wenn der Herzog in seinem Hasse gegen die habsburgische Kaisermacht

beharre, und wenn er durch engere Bande an Frankreich geknüpft werde." „Und was diese engeren Bande betrifft?" fragte Herr Hugo. „Oh, darüber herrscht kein Zweifel mehr. Der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann geheißen — übrigens ein beschränkter deutscher Politikus, welcher in seiner Beschränktheit von den Franzosen nichts wissen will —, dieser Hoffmann hat drüben im Schlafzimmer einen Teil des Gespräches angehört, welches die Herrschaften im Saale geführt haben, und der deutsche Brummbär gesteht zu, daß der Kardinal sich geäußert habe, als ob der Herzog schon sein Schwiegersohn wäre, insofern er die Nichte wie seine Tochter ansieht." „Wirklich?" „Ja. Wir sind auch alle überzeugt, daß heute abend draußen in Rueil die Sache fertig wird, will sagen die Verlobung. Denn die Frau Herzogin brennt lichterloh, das sieht man ihr an." „Und der Herzog?" „Mein Gott, er ist ein angehender Dreißiger, in voller Frische und Unschuld, der nie eine Liebschaft gehabt. Die Natur will ihr Recht, man sieht es auch ihm an, daß seine Schäferstunde geschlagen hat."

Dietrich schrie laut auf. In der Politik seines Vaters aufgesäugt, war er voll davon, daß dies alles nichts tauge, und als Enthusiast hielt er nicht zurück mit seiner Mißbilligung. Leder wurde dadurch unangenehm aus seinem politischen Rausche erweckt. Er war einer der beweglichen Politiker, die keinen starken Charakterkern haben, und mit denen die politische Spekulation leicht durchgeht. Als ihm Herr Hugo nun erklärte, warum sein ehrenwerter Sohn aufgeschrien, und warum er selbst als ergrauter Politikus diesen ganzen Weg für höchst gefährlich erachte, da wurde Leder nüchtern und kleinlaut. Besonders als Herr Hugo die religiöse Frage gründlich anfaßte und ihm auseinandersetzte, daß es auf einen furchtbaren Fallstrick für den Protestantismus abgesehen sei. In diesem Punkte war Leder empfindlicher als in dem Hinweise auf das „germanische" Element, welches tief bedroht sei durch die Schliche eines Kardinals, der am letzten Ende doch ein Kardinal bleibe und in der

Stille an Rom versprochen habe, den gefährlichen Weimaraner unschädlich zu machen.

„Unschädlich?" stöhnte Leder. „Katholisch!" rief Dietrich. „O nein, o nein! Das ist nicht möglich," erwiderte Leder rasch, „unser Herzog ist sogar fromm lutherisch!" „Er hat sich aber im Kriege oft tolerant gezeigt! Ist's nicht so?" sagte Herr Hugo. „Das ist wahr!" „Nun also! Ich selbst bin kein Eiferer und habe als Politiker die Toleranz des Herzogs mit Vergnügen gesehen Aber gestehen muß ich mir: der Weg zum Übertritt geht naturgemäß durch die Toleranz." „Nein, nein! Bei unserm Herzoge nicht. Das Luthertum ist ihm Herzenssache —"

Da trat Hoffmann ein und meldete, daß ein Bote den schwedischen Gesandten Herrn van Groot suche, und daß dieser Bote sich sehr dringend und eilig gebärde. Er komme aus der Wohnung des Herrn Gesandten und bringe diesen Zettel von dessen Frau Gemahlin. Dabei überreichte Hoffmann einen Zettel. Es war dunkel geworden. Herr Hugo mußte ans Fenster treten, um ihn lesen zu können. „Überbringer dieses Zettels hat wichtige Nachrichten. Sprich ihn sogleich und geheim in Gegenwart Dietrichs!" So lautete der Zettel.

Leder beeilte sich, sein Zimmer abzutreten. Er war dem berühmten Grotius gegenüber in einiger Beschämung, daß er sich zu fehlerhafter Exaltation in politicis hatte hinreißen lassen, und machte sogleich Platz, dem mürrisch aussehenden Hoffmann auftragend, Licht in das Zimmer zu senden. Er und Hoffmann verließen das Zimmer. Der Bote trat ein; Dietrich erschrak. Es war Mathieu, und zwar in sehr aufgeregtem Zustande. Er war hilfesuchend in die schwedische Gesandtschaft geeilt und von Frau Grotius herübergesendet. Nachdem er sich versichert, daß der ältere Herr Dietrichs Vater und sonst niemand im Zimmer wäre, erzählte er hastig, was ihm begegnet war seit der Befreiung aus dem Palais Kardinal. Tristan mit seiner Bande halte noch unverrückt das Hotel Rohan besetzt. Bei einem Haare wäre er ihnen mit dem armen Giroflay in den Rachen gelaufen;

denn auch auf der Straße hätten sie Posten ausgestellt. Giroflay habe dies zeitiger bemerkt als er selbst, und so wären sie beide, Verrat merkend, beizeiten umgekehrt und hätten sich nach Giroflays Behausung geschlichen. Gerade diese Behausung hätte Giroflay eigentlich vermeiden wollen, weil er gefürchtet, sie in fremden Händen zu finden. Das sei aber nicht der Fall gewesen, das kleine Wirtshaus sei in stillem regelmäßigem Gange verblieben unter Führung eines handfesten Hausknechtes. Von da aus habe er, Mathieu, trotz des hellen Tages über die Gartenmauer einen Versuch gemacht, dem Hotel nahezukommen und Kundschaft zu erlangen. Das sei gelungen mit Hilfe der schattigen Gebüsche und Bäume, welche bis ans Haus reichen. Er habe die junge Prinzessin Marguerite gesprochen, die ihn vom Fenster aus gesehen, und die auf seine Zeichen in den Garten hinausgekommen.

So weit war Mathieu in seiner Mitteilung, als die Tür aufgerissen wurde und der Graf von Nassau und Erlach heftig eintraten. Erlach hatte außen gehört, daß der heute morgen befreite Rohansche Diener in aufgeregtem Zustande erschienen sei, er hatte geahnt, daß der Kardinal nicht Wort gehalten, er hatte den Grafen von Nassau unterrichtet, und dessen ungestüme Frage lautete denn auch sogleich: „Ist es wahr, daß der Kardinal seine Häscher nicht abberufen hat aus dem Hause deines Herzogs?"

„Es ist wahr, Herr!" erwiderte Mathieu, „kein Mensch, keine Katze ist während des ganzen Tages aus dem Palais Kardinal in unser Haus gekommen. Tristan und seine Rotte sitzt in fester Belagerung drin und läßt niemand hinein, niemand hinaus. Er meint unsern gnädigen Herrn auszuhungern. Und wenn unser gnädiger Herr da ist, so gelingt ihm auch sein schändlicher Plan, denn mein Herzog stirbt eher, als daß er sich den Papisten überliefert."

Es folgte Stillschweigen. Der Graf von Nassau stampfte mit dem Fuße. Dann sagte er: „Du sprichst, als wüßtest du nicht gewiß, ob der Herzog im Hause wäre."

Mathieu sah unsicher auf Erlach.

„Alter Narr," sprach dieser, „jetzt sind wir so weit, daß weiteres Versteckenspiel eine Albernheit wird. Hilfe ist nur hier aus diesem Hause möglich. Also heraus mit der Sprache! Wie sicher oder wie unsicher ist der Zufluchtsort des Herzogs? Danach wird der Herr Graf von Nassau seine Maßregeln bemessen." „Nun denn," sprach Mathieu leise, „mein gnädiger Herr sitzt in einem engen Loche, zwei Schritte breit, sechs Schritte lang, ohne Luft, ohne Licht, ohne Nahrung. Er ist an die Sechzig. Seit gestern abend sitzt er so, wenn er noch sitzt! Über vierundzwanzig Stunden. Vielleicht liegt er schon ohne Besinnung da. Er ist an frische Luft gewöhnt, er braucht sie mehr als ich, das weiß ich. Das Loch bringt ihn um, wenn's ihn nicht schon umgebracht hat."

Neues Schweigen. Ein Mann wie der Graf von Nassau hatte ja im Kriegsleben List und Trug aller Gattung mannigfach erfahren. Aber Kriegsleben gehörte dazu, meinte er. Solch' ein Wortbruch in friedlicher Stadt erschien ihm wie etwas Neues und wie etwas besonders Freches, dem man ins Gesicht schlagen müßte, wenn's irgend möglich wäre. Und auf denselben frech wortbrüchigen Staatsmann war der Herzog Bernhard und waren sie alle mit dem Herzoge angewiesen. Das flog dem Nassau wie ein Hagelschauer durch den Kopf. — Er stampfte neuerdings mit dem Fuße und zupfte seinen buschigen Kinnbart. Endlich sagte er mit gepreßter Stimme: „Das ist so wichtig, auch für unsere Zukunft, daß ich nicht allein handeln kann und mag, wie sehr es mich reißt, mit einem raschen Streiche dazwischen zu fahren. Es muß aus dem Ganzen und Großen gehen. Ja, das muß es! Und so soll's geschehen. Du —" wendete er sich zu Mathieu — „bleibst hier! In einer Stunde hoff' ich wieder hier zu sein; dann brauch' ich dich. Ich sprenge zum Herzoge Bernhard hinaus. Nichts sagen, nichts verlauten lassen, meine Herren! Ich selbst gebe Order, daß alle unsere Leute in bewaffneter Bereitschaft harren. Auf Wiedersehen!" So ging er festen Schrittes hinaus.

Dietrich war äußerst geneigt, ihm zu folgen. Aber das „Sprengen" hielt ihn ab. Das war auf ein anderes Reiten abgesehen als heute morgen. Und wirklich sah und hörte man dies Reiten bald darauf. Die Fenster des Zimmers gingen auf den Hof, und aus diesem stürmte der Graf von Nassau in die Torwölbung hinaus, daß die Funken hell aufleuchteten in der Dunkelheit. Ein französischer Gendarm von der Arsenalwache ritt neben ihm, um den kürzesten Weg zu weisen. Ein Reitknecht des Herzogs Bernhard folgte mit dem ledigen Rosse des Herzogs.

Sie mußten vom Arsenal aus fast quer durch Paris, um nach Rueil zu kommen. Die schlecht beleuchteten Gassen gestatteten nicht so rasche Gangart; der Gendarm schrie auch stöhnend, der Herr Graf möge sein Pferd verhalten. Jenseits der Tuilerien aber, wo die Landstraße begann, war der Graf von Nassau seines Weges allein sicher und kümmerte sich nicht mehr um den Gendarm, welcher denn auch sehr bald samt seinem schlecht geführten Gaule im Straßengraben lag.

Der Graf von Nassau kam richtig ans alte Schlößchen von Rueil, flog richtig durch das erleuchtete Gewölbe und sprang an der Freitreppe des italienischen Schlosses vom Pferde. Des Herzogs Reitknecht hatte Schritt gehalten, übernahm des Grafen Roß und wartete. Der Graf stürmte hinauf, Türsteher und entgegenkommende Lakaien beiseite schiebend. Er war gestern mit dem Herzoge hier gewesen, als guter Soldat wußte er den einmal betretenen Weg und flog wie der Stoß eines Sturmwindes ins richtige Vorzimmer. Die Dienerschaft zögerte mit der Meldung — es sei vertrauter Zirkel in den Gemächern der Frau Herzogin! — Der Graf faßte den sprechenden Kammerdiener an beiden Schultern und schrie ihm ins Gesicht: „Dem Herzoge von Weimar melden, daß der Graf von Nassau mit einer wichtigen Meldung auf ihn warte, oder ich renne die Türen ein mit deinem geputzten, mageren Leichnam, vorwärts!" Der Kammerdiener taumelte hinein. Der Graf folgte ihm bis ins nächste leere Zimmer und ging da sporenklirrend auf und nieder.

Fünf Minuten dauerten ihm sehr lang. Nach fünf Minuten stand der Herzog Bernhard vor ihm. Der Kammerdiener schlich erschrocken vorbei und hinaus. Er hätte nichts verstanden — die Herren sprachen deutsch. Der Graf erzählte kurz und schlagend. Herzog Bernhard sprach kein Wort, aber es blitzte in seinem Antlitze. Der Graf von Nassau schloß mit den Worten: „Soll Hans von Starschädel recht behalten? Ich hab' ihn gestern gesprochen, als er aufs Pferd stieg, um heim zu reiten nach Deutschland. Er ist ein tüchtiger deutscher Mann, und er sagte: ‚Ihr verliert das Vertrauen im Vaterlande, wenn ihr den Franzosen vertraut; ihr verliert eure und unsere Sache, denn sie betrügen euch. Sie gehören nicht zu unserem Glauben, nicht zu unserer Sitte, nicht zu unserer Politik. Wozu können sie euch, können sie uns dienen? Ihr holt für sie die Kastanien aus dem Feuer und werdet dann auf die Finger geschlagen. Ihr werdet Vasallen, und das Deutsche Reich zahlt die Unkosten.' Dies waren seine letzten Worte, und der heutige Wortbruch des Kardinals straft sie wahrhaftig nicht Lügen."

„Wahrhaftig nicht!" wiederholte leise Herzog Bernhard und winkte dem Grafen, mit ihm hineinzugehen in die inneren Gemächer.

Schon im nächsten begegnete ihnen der Kardinal mit seiner Nichte, welche gar verführerisch aussah in leichter Kleidung und in aufgeregter Teilnahme, ob dem „cher duc Bernard" etwas Unangenehmes gemeldet worden sei.

„Allerdings, Frau Herzogin. — Ich höre soeben, Eminenz, daß Eure Zusage von heute morgen nicht erfüllt worden ist. Im Hotel des Herzogs von Rohan ist die Belagerung nicht aufgehoben worden; es ist gar keine Weisung von Euch dort eingetroffen." „Das ist ja nicht möglich!" rief Richelieu. „Es ist gewiß!" sagte mit scharfem Tone der Graf von Nassau, „was Ihr versprochen, ist nicht gehalten worden." „Das ist ja zum Verzweifeln, wenn man so schlecht bedient wird!" sprach Richelieu mit sichtlicher Entrüstung, „ich werd' es sogleich untersuchen

lassen. Sobald Ihr, Herr Graf, aus der Tür gingt, hab' ich die entsprechende Order erteilt. Du mußt es ja selbst gehört haben, Madeleine!" „Jawohl, lieber Oheim!" „Ich selbst bin darauf zu Euch gefahren, und vom Arsenal hierher; ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich darum zu kümmern. Der Blitz soll auf den Abbé fahren, welcher die Order auszurichten gehabt hat. Ist er hier?" „Ich hab' ihn nicht gesehen, lieber Oheim. Lassen wir uns dadurch nicht stören, lieber Herzog, gehen wir hinein! Der Oheim gibt unterdes die Order noch einmal, und nachdrücklich." „Jawohl, lieber Herzog, laßt Euch nicht stören!" setzte Richelieu hinzu.

Das Auge Bernhards ruhte fest auf dem Kardinal und streifte nur einen Augenblick über die Gestalt des schönen Weibes hin. Der heiße Blick des Weibes begegnete dem seinen. Vielleicht deshalb wendete sich sein Auge gleich wieder auf den Kardinal. Er fühlte sich diesen verführerischen Augen gegenüber in Gefahr und stärkte seine moralische Widerstandskraft im Anschauen Richelieus, den er bereits hassen zu dürfen meinte.

Bernhards Seele kämpfte einen peinlichen Kampf, weil es ein unklarer Kampf war. Das ganze Verhältnis zu Frankreich war nur aus dem künstlich kombinierenden Verstande entsprossen. Der eigentliche Bernhard, der deutsche Herzog, hatte nichts damit zu tun. Dem eigentlichen Bernhard klangen Starschädels Warnungen in den Ohren wie Worte wirklicher Wahrheit. Aber die Verzweiflung rief: „Was sonst?" Und die Verzweiflung rief außerdem: „Kannst du nicht ebenso klug sein wie dieser Kardinal?! Kannst du nicht den Teufel austreiben mit dem Teufel?!" „Nein," antwortete eine klare Stimme, „nein! Denn du kannst nicht Lug und Trug treiben mit den heiligsten Dingen, wie dieser Richelieu!"

Das Versinken in diese Gedankenreihe brachte eine Pause hervor. Richelieu mißdeutete sie: er meinte, Bernhard stockte, weil ihn Liebe und Klugheit zurückführten in die Arme der Nichte, in die Hände des Oheims. Er trat freundlich ganz nahe

zu Bernhard, er nahm ihn unter den Arm und führte ihn nach einer Ecke des Zimmers, indem er seiner Nichte mit den Augen zuwinkte, sie möge folgen. Dort in der Ecke sprach er wie ein langjähriger Vertrauter halblaut: „Ich bin entzückt, lieber Bernhard, über Eure jugendliche, feurige Auffassung der Dinge! Mit diesem Ungestüm, mit dieser Frische erobern wir die Welt und machen wir uns zu Herren dieser eroberten Welt. Hört nur dabei auf meinen Rat, auf den Rat kühleren Alters, längerer Erfahrung. Die vorliegende Frage zum Beispiel, den alten Fuchs Rohan betreffend, werdet Ihr ganz anders betrachten, wenn Ihr nur einen Monat lang hier in Frankreich neben mir gelebt habt. Da werdet Ihr gründlich innegeworden sein, daß diese großen aristokratischen Häuser, diese Rohans und Montmorencys und wie sie weiter heißen, das Haupthindernis sind für die Staatsentwickelung in freier, aufgeklärter Weise, wie sie uns beiden vorschwebt. Diese Seigneurs lassen keine gesammelte Staatsmacht entstehen, weder hier in Frankreich noch drüben im deutschen Reiche. Dort halten sie Euren Kaiser und machen die Freiheit unmöglich, hier umgarnen sie immer wieder meinen — törichten König, welchem sie vorreden, sie stützten seinen Thron, während sie ihn schwächen. Sie leben von alten Traditionen, wir aber, wir beide, mein tapferer Bernhard, wir wollen ja neue Schöpfungen."

„Mich dünkt," antwortete Bernhard, „die neue Schöpfung steht dem Rohan näher. Er gehört zur neuen Lehre, er ist Hugenotte." „Ach, glaubt doch nicht, daß diese Hugenotten Eures Glaubens seien! Sie sind Kalviner; das ist ja ganz was anderes. Ihre Seele stammt aus den kleinen Gemeindestaaten in der Schweiz, ihr politisches Ziel ist eine Republik mit hundert Herren. Sie wollen die Größe zerspalten, weil jeder einzelne unter ihnen nicht groß genug sein kann. Ist das Euer Fall, Herzog Bernhard? Fühlt Ihr Euch nicht berufen und berechtigt, ein Großer zu sein auf dieser Erde, welcher über Millionen gebietet?" „Es ist dafür gesorgt, daß die Helden nicht aussterben!" setzte die

Herzogin von Aiguillon hinzu, indem sie ihr lächelndes Auge gleichsam in das Antlitz Bernhards hineinschmeichelte und ihre warme Hand auf seinen Arm legte.

Sie fand auch Bernhards Aufmerksamkeit. Er vermied es nicht mehr, fest auf dies Weib zu blicken, welches allein noch ihn unsicher machte. Die Worte Richelieus waren abgeprallt an seinem Kopfe. Er war klar darüber, daß im Munde dieses Mannes alles Redensart wäre, die sich drehen und wenden ließe, wie es der politische Handelsmann eben brauchte. Bernhard war ein klarer Kopf; Richelieu täuschte ihn nicht mehr durch künstliche Reden und Gründe. Aber dies Weib befing ihn noch. Er wußte noch nicht, daß auch ihr Zauber, welchem er sich unterworfen fühlte, aus einem Irrtum entsprungen wäre. Er wußte es nicht. Dennoch wagte er Widerstand. Ein Etwas in ihm — es stammte wohl aus seinem deutschen Kerne — raunte ihm zu: „Das kann nicht die Liebe sein, von welcher die Menschen erzählen, die Dichter singen, das kann sie nicht sein! Sie peinigt mich ja, indem sie vorgibt, mich zu beglücken. Nichts paßt, wohin ich sehe, nichts fügt sich zu irgend einer Harmonie! Weder im Äußeren noch im Inneren. Nein, auch im Inneren gar nicht! Ich sehe keinerlei Beruhigung, keinerlei Segen vor mir.“ —

Unter diesen Gedanken, die mit der Schnelligkeit des Sturmes in ihm vorüberflogen, sah er zum ersten Male dauernd, tief, gleichsam gewaltsam in ihr Auge hinein, als wollte er ihre Seele aufreißen, wie er eine in Nebel gehüllte Schlachtordnung aufrisse durch grimmigen, todesmutigen Angriff.

Diese Nichte Richelieus war aber ein geübter, sehr starker Liebessoldat. Sie begriff und fühlte, daß ihre ganze Schlacht um den deutschen Herzog auf dem Spiele stand, und sie rief alle ihre Kräfte ins Gefecht. Das anmutigste Lächeln, der schüchternste Seufzer, der nur wie ein Hauch flüsterte, der wärmste und doch bescheidene Druck der Hand stürmten ein auf Herz und Sinne Bernhards — das Stillschweigen, welches eine Minute lang herrschte, neigte ihrem Siege zu.

Ihrem Siege! Denn es kam ihr ein Element zu Hilfe, welches unter den Deutschen gerade nur einem Sachsenfürsten gefährlich war, das Element der feinen, kleinen Züge im Umgange und Antlitze, welche in der französischen Höflichkeit eingebürgert sind, und welche in Deutschland nur dem obersächsischen Stamme eigentümlich sind. Die Höflichkeit des Herzens könnte man es nennen, darf aber nicht dabei vergessen, daß dies Herz recht klein sein kann. Dieser heimatliche Zug in den bittenden, schmeichelnden und verheißenden Gesichtszügen der Französin wirkte noch einmal bestechend auf Bernhard — aber nur wenige Momente lang. Das Bedürfnis seiner Seele suchte sich loszuringen von den kleinen Fesseln. Und er war eben doch zu lange gewohnt, im Großen zu wünschen, zu wollen und zu handeln, als daß nicht die großen Gesichtspunkte die Oberhand gewonnen hätten. Sie feiten ihn gleichsam und schärften die Kraft seines forschenden Blickes. Und jetzt entdeckte er deutlich hinter den lockenden Augen dieses Weibes ein selbstsüchtiges, ihm ganz fremdes Wesen, hinter den lächelnden Mienen eine leere Gleißnerei — er trat mit einer leichten Verbeugung zurück und sagte höflich wie ein Franzos: „Verzeihung, Frau Herzogin, daß ich Eure Gastfreundlichkeit augenblicklich einer Pflicht nachsetzen muß, welche mich von dannen ruft." — „Eure Eminenz bitte ich morgen", setzte er unmittelbar hinzu, indem er sich gegen Richelieu wendete — „um eine schriftliche Vorlegung unseres Allianzabkommens, und ich bitte, das Wort ‚Allianz' in dieses Abkommen positiv aufzunehmen. Ich kann nur als deutscher Fürst und Kriegsherr mit der Krone Frankreichs in Verbindung treten und meine, daß dieser Allianzvertrag bis morgen abend ausgefertigt sein muß, wenn er überhaupt zustande kommen soll. Gelingt dies nicht, so wünsche ich übermorgen vom Könige, von Eurer Eminenz und von Paris Abschied zu nehmen." Nach diesen Worten grüßte er vornehm wie ein Fürst und ging mit dem Grafen von Nassau von dannen. Richelieu und seine Nichte blieben erstarrt zurück.

„Das ist die Empfindlichkeit, Oheim, weil du nicht Wort gehalten mit Rohan!“ „Und er holt sich den Rohan!“ sagte langsam und nachsinnend Richelieu, „und das kann zu einem unabsehbaren Ausbruche führen mit Hugenotten, Seigneurs und dem Könige!“ „Ah! Was da! Löse dein Wort, dies ist die Hauptsache.“ „Verteidige dich! mußt du sagen; das ist die Hauptsache. Und das soll geschehen.“

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, und ohne seine Nichte irgend einer Aufmerksamkeit zu würdigen, ging Richelieu nach seinen Gemächern, und man hörte ihn schon im nächsten Zimmer nach dem Abbé rufen. Er hatte ganz recht vermutet. Herzog Bernhard ritt spornstreichs nach dem Arsenale in Paris. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete den Weg, welchen der Graf von Nassau neben ihm jetzt hinlänglich kannte. Der Herzog Bernhard schwieg, solange sie außerhalb der Stadt rasch reiten konnten. Innerhalb der Stadt, wo das nicht möglich war, forderte er Nassau auf, den Bericht des Rohanschen Dieners zu wiederholen. Es war zehn Uhr vorüber, als sie in den Hof des Arsenals einritten. Der Herzog stieg ab und ging raschen Schrittes die Treppe hinauf. Oben auf dem Vorsaale schon gab er Befehl, sein ganzes Gefolge in den großen Saal zu berufen, auch den Obersten von Erlach und den Rohanschen Diener. Als er Herrn Hugos van Groot ansichtig wurde, sagte er freundlich: „Ich warne den schwedischen Gesandten, an dem teilzunehmen, was ich vorhabe; es könnte seinen Amtscharakter beeinträchtigen, und dieser Amtscharakter kann uns morgen schon in all seiner ungeschwächten Kraft nötig werden.“ Herr Hugo, sehr angenehm berührt von dieser Rücksichtnahme, verbeugte sich und deutete auf seinen Sohn Dietrich, welcher zu aller Tätigkeit empfohlen sein möchte im Dienste des Herrn Herzogs, sei diese Tätigkeit auch noch so bedenklich.

„Ja, großer Fürst, bis zu den Pforten der Hölle!“ rief Dietrich in rücksichtsloser Wallung. „Wohl, junger Freund, dann macht Euch auf zweierlei gefaßt! Erstlich, daß man leicht

an die Pforten der Hölle kommt, damit aber nicht begnügt sein darf, sondern sie sprengen und überwinden muß, und ich fürchte, daß wir jetzt schon mit diesen Pforten zu tun haben. Zweitens, daß Ihr bald Abschied zu nehmen habt von der Frau Mutter, denn unsere Tage in Paris sind gezählt."

Hiermit trat er in den großen Saal, wo binnen einigen Minuten alles versammelt war, was zu seinem kriegerischen Gefolge gehörte, an die zwanzig Männer, unter ihnen Mitzlau und Konrad. Sie waren so rasch beisammen, weil Nassaus Fortreiten bekannt geworden war und alles in Spannung versetzt hatte. Sie standen im Halbkreise und harrten der Rede ihres Herzogs. Man hörte ihn unter allen Umständen gern reden, weil er sehr fließend, sehr natürlich und immer sehr nachdrucksvoll sprach. Auch immer kurz und für jedermann verständlich.

„Tapfere Landsleute!" sagte er jetzt. „Ihr wißt, weshalb ich euch hierher geführt in die französische Hauptstadt. Eine Kriegsallianz wollen wir schließen gegen das papistische Regiment im Deutschen Reiche. Nichts als eine Kriegsallianz. Es kümmert uns nicht, ob man hierzulande auch katholisch ist. Sie mögen hier denken und glauben, was sie wollen, wir verlangen nichts als redliche Kriegshilfe. Aber — merkt wohl auf! — diese Kriegshilfe darf uns nicht vergiftet werden. Man soll nicht unsere Glaubensgenossen unter unsern Augen mißhandeln zum Hohn für uns. Zum Hohn! Denn man hatte mir zugesagt, den protestantischen Herzog von Rohan unverfolgt zu lassen. Heute morgen hat man mir's zugesagt, und heute abend erfahr' ich, daß diese Zusage nicht gehalten worden ist. Wortbruch und Verfolgung unserer Glaubensbrüder ist Gift unserer Allianz mit Frankreich, und eine solche Allianz können wir nicht brauchen. Der Kriegsmann ist das, was er sich zutraut. Trauen wir uns zu, auch inmitten eines fremden Landes ehrliche evangelische Deutsche zu sein und dem ganzen fremden Lande die Stirn zu bieten! Dieser Beweis tut not. Wer den kleinen Finger läßt, der verliert allmählich die Hand. Und um

den kleinen Finger nicht zu lassen, wollen wir jetzt auf der Stelle hinübergehen und unsern verfolgten Glaubensgenossen befreien."

Ein donnernder Zustimmungsruf unterbrach ihn.

„Nicht ohne Not", fuhr er fort, „dreinschlagend, wenn's aber not tut, tapfer und grimmig wie Ritter, die nicht danach fragen, was morgen aus ihnen wird, wenn sie heute ihren Glauben und ihre Ehre mannhaft zu vertreten haben. — Und so folgt mir flugs! Wir gehen zu Fuß, und so geräuschlos wie möglich. Vorwärts!"

Mathieu und Dietrich gingen als Führer voran durch die stillen Straßen. Der Mond schien hell, und in seinem Lichte nahmen sich die bärtigen Kriegergestalten, die schweigend einherschritten, drohend genug aus. Dicht hinter den Führern schritt der Herzog. Neben ihm der Graf von Nassau, zu welchem er leise sagte:

„Ihr habt das Schreiben des Kardinals von heute morgen bei Euch?" „Jawohl, wie Euer Liebden mir beim Hereinreiten befohlen." „Dies sei der Paß, um unsere Gewalttat in fremdem Land zu beschönigen und die Schwerter in der Scheide zu lassen, solange der Paß ausreicht. Richelieus Gegenmaßregeln sind wahrscheinlich unterwegs; wir müssen eilen. Sie mögen sein, welche sie wollen, unsere Aufgabe ist, Rohan befreit und sichergestellt zu haben, ehe sie eintreffen." „Dies ist die Straße, Herr Herzog!" sagte Dietrich halblaut, indem er sich umwendete. „Und die Wachen lehnen am Tore!" setzte Mathieu hinzu. „Halt!" sagte der Herzog mit gedämpfter Stimme und winkte den folgenden Kriegsleuten, dicht an ihn heranzutreten. Als dies geschehen, gab er ihnen seine Verhaltungsbefehle mit dem Bedeuten, bei Ausführung derselben kein Wort zu sprechen.

Dann ging der Zug weiter, als wollte er unbekümmert um die Wachen am Hotel vorüber. In einem Nu aber waren die Wachen umringt, war die kleine Tür im Haustore durch Mathieu geöffnet, waren die zwei wachthaltenden Musketiere

des Kardinals durch die kleine Tür hineingedrängt. Auf ihr versuchtes Rufen wurden ihnen schwere Fäuste auf den Mund gedrückt und leise zugeraunt: „Vom Kardinal selber!"

Mathieu schloß Tür und Tor sorgfältig und eilte dann im Trabe dem Haufen nach, welcher über den Hof nach dem Schlößchen schritt, die Musketiere mit sich schiebend. Die armen Kerle wußten gar nicht, wie ihnen geschah. In der Vorhalle des Schlößchens saßen wieder zwei Musketiere, die Wache halten sollten, die aber redlich schliefen. Ihnen widerfuhr dasselbe Schicksal. Aus dem Traume aufgeschreckt, wußten sie erst gar nicht, was mit ihnen vorginge, und waren samt ihren Kameraden in einen gewölbten Raum des Souterrains hineingedrängt, welchen Mathieu dem Herzoge Bernhard als geeigneten Platz zur Gefangenhaltung bezeichnet hatte. Es waren die großen Küchenräume des Hauses, und die niedrigen Fenster waren mit Eisengittern verwahrt. Das gebotene Stillschweigen bewährte sich. Wie Würgengel räumten die Weimaraner. Konrad trug einen Musketier, der schreien wollte, auf starkeignen Armen in die Küche hinunter, nachdem er ihm ein nicht ganz sauberes Nastuch in den Mund gestopft hatte. Selbst die Herzogin hatte in ihrem Zimmer noch nicht bemerkt, was vorginge, und nur Tristan war noch nicht aufgefunden. Auf des Herzogs leise Frage nach ihm antwortete Mathieu:

„Er sitzt gewiß oben im Wohnzimmer meines gnädigen Herrn auf dem Hauptposten." „Führ' mich hinauf!"

Das geschah. Flur und Stiege waren schwach beleuchtet. — Mathieu öffnete behutsam die Tür des Wohnzimmers. Es war hell erleuchtet. Ein Offizier lag auf einer gepolsterten Ruhebank und schlief; Tristan saß mit dem Angesichte gegen die Bibliothekwand und las in einem Buche, im Amadis, dessen bunte Romantik ihn wach erhielt. Er lächelte vor sich hin über ein Liebesabenteuer des Buches und wurde die Eintretenden nicht gleich gewahr, da er mit dem Rücken gegen die Tür gewendet saß.

Herzog Bernhard war schon nahe bei ihm, als er sich nach dem Geräusche umdrehte und erschrocken vom Sessel auffuhr.

„Ihr heißet Tristan?“ sagte der Herzog. „Zu Befehl, Hoheit —!“ — Er erkannte den Herzog. „Aus welchem Grunde habt Ihr, Herr Tristan, dies Haus nicht geräumt, als Euch Seine Eminenz der Herr Kardinal von Richelieu den Befehl dazu spätestens heut mittag hierher gesendet? Aus welchem Grunde?“ „Ich habe keinen solchen Befehl erhalten.“ „Leugnet nicht unnütz!“ „Bei meinem Leben —!“ „Das kann auf dem Spiele stehen. Nassau! Zeigt dem Manne den Brief Seiner Eminenz von heute morgen. — Lest ihn, Herr Tristan!“

Tristan las. Das Blatt zitterte ein wenig in seinen Händen. Er kannte die eigenhändige Schrift des Kardinals; er begriff, daß er in gefährlicher Lage wäre. Diese grimmig dreinschauenden deutschen Krieger, deren Schlachtenfurie weltbekannt war, auf der einen Seite, und auf der anderen Seite sein Herr, der Kardinal, der wirklich nichts dem Briefe Entsprechendes befohlen hatte, und der ihn gewiß züchtigte, wenn er ohne ausdrücklichen Befehl wich. Er hielt es für das beste, nach sorgfältiger Lektüre des Briefes stillzuschweigen.

„Nun?“ fuhr Herzog Bernhard fort, „habt Ihr die Stirn, nach Kenntnis dieses Briefes zu leugnen und den Herrn Kardinal des Wortbruchs und der Lügenhaftigkeit zu beschuldigen? Das sollt Ihr verantworten! Keinen Widerspruch! In Gegenwart Seiner Eminenz Eures Herrn, von welchem ich komme, werdet Ihr Euch verantworten. Jetzt schweigt und folgt jenem Offizier!“

Die letzte Rede hatte der Herzog laut und stark gesprochen. Der Bann des Schweigens, welcher die Überrumpelung des Hotels erleichtert hatte, war hiermit zu Ende. Der Offizier, welchem Tristan anheimfiel, war Rudolf von Mitzlau. Er hatte schon unten auf der Straß die Verhaltungsregeln erhalten, diesen Anführer Tristan nicht mit den übrigen Musketieren einzusperren, sondern in einem abgesonderten Zimmer der Be-

wachung Konrads zu übergeben. — Der Offizier von der Ruhebank wurde in den Küchenraum geführt. So war die Einnahme des Hotels ohne sonderliche Gewalttat und mit einiger diplomatischer Sicherstellung vollendet. Des Kardinals eigener Freibrief war ins Werk gesetzt worden. Die Kriegsmänner sahen mit zufriedenem Lächeln auf ihren Führer. Er hatte im Kriege den für Soldaten bestechenden Ruf, daß er bei ungestümster und wildester Tapferkeit doch immer und überall für seine Kriegslist und prächtig erdachte Nebenzüge ein Matador war. Dergleichen entzückt den Soldaten ebensosehr, wie ihn der Sieg einer großen Feldschlacht erhebt. Dergleichen fesselt vorzugsweise an die Person des Feldherrn, welcher gleichsam auch im Gedankenkreise der Soldaten heimisch und doch auch hier überlegen erscheint. Die Aufmerksamkeit des Gefolges wurde indessen sofort auf einen anderen Punkt gelenkt. Tristan war kaum zur Tür hinaus, da tauchte seitwärts vom Herzoge ein Frauenkopf aus dem Fußboden des Zimmers empor. Der Herzog stand unweit der Wendeltreppe. Durch diese hinab war die letzte laute Rede des Herzogs zur angstvoll lauschenden Herzogin von Rohan gedrungen. Sie hatte gefürchtet, der Moment der Entdeckung sei oben eingetreten, und sie eilte jetzt herauf. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dem Manne, welcher sich nach ihr umwendete, den Herzog von Weimar erkannte. Ein unterdrückter Schrei rang sich aus ihrer Brust. Auch Herzog Bernhard erkannte sie sogleich und streckte ihr die Hand entgegen, um ihr das Heraustreten aus der engen Stiege zu erleichtern.

Ehe sie sprechen konnte, winkte er seinem Gefolge, sich zu entfernen. „Nassau!“ rief er nun den Fortgehenden nach, „strengen Wachtdienst im Haus und Hofe, daß wir ungesehen hinaus können!“ Dann wendete er sich zur Herzogin, welche an seiner Hand schwankte von dem Übermaße heftiger Eindrücke, und sagte rasch: „Nun ohne Säumnis den armen Rohan befreien, ihm zu Licht, Luft und Nahrung verhelfen! Er ist jetzt ungefährdet.“

„Wenn er's nur überlebt hat!" schluchzte sie, welche bis hierher standhaft und stark geblieben war.

Sie taumelte an die Bücherwand hin, warf mit zitternden Händen eine Reihe Bücher an den Boden und suchte tastend nach der scheinbar verborgenen Feder. „Ich habe keine Kraft in den Fingern, helft mir, Herr Herzog, helft mir!" Und als Herzog Bernhard hinzutrat, rief sie mit künstlich gedämpftem und doch durchdringendem Tone gegen die bretterne Wand hin: „Heinrich, Heinrich, öffne! Du bist erlöst." Da fiel eine neue Reihe von Büchern an den Fußboden, die Tür ging auf, Herzog Heinrich von Rohan stand da und fiel in die Arme seiner Frau.

„Du lebst? Du lebst!" rief diese unter strömenden Tränen, „aber wie?" — „Ganz leidlich, mein liebes Weib. Ein wenig schwach vom Mangel an Luft — öffne ein Fenster! Wer ist der Herr?"

Herzog Bernhard stellte sich ihm selber vor, da die Herzogin hastig nach dem Fenster eilte.

---

Richelieu hatte unterdessen auch seine Anstalten getroffen. Nach dem Benehmen Bernhards war es ihm außer Zweifel, daß der verletzte deutsche Herzog sich ins Hotel Rohan begeben und dort etwas vornehmen würde, was für alle Teile die widerwärtigsten Folgen haben konnte. Die Staatsgewalt, namentlich Richelieus Ansehen konnte arg bloßgestellt werden, wenn ein Fremder gewaltsam einschritt gegen die bewaffnete Macht des Kardinals. Und auf der andern Seite war es auch höchst mißlich, in offenen Waffenkampf zu geraten mit Herzog Bernhard, welchem nicht Wort gehalten worden war und welcher die mächtigste Kriegshilfe in sich darstellte, namentlich für die Politik des Kardinals. So wichtige Interessen durften doch nicht preisgegeben werden um solcher persönlichen Dinge halber. Am Ende war es ja dem Kardinal nur um den Herzog von Rohan zu tun. Dessen wollte er habhaft werden, und dessen

wachung Konrads zu übergeben. — Der Offizier von der Ruhebank wurde in den Küchenraum geführt. So war die Einnahme des Hotels ohne sonderliche Gewalttat und mit einiger diplomatischer Sicherstellung vollendet. Des Kardinals eigener Freibrief war ins Werk gesetzt worden. Die Kriegsmänner sahen mit zufriedenem Lächeln auf ihren Führer. Er hatte im Kriege den für Soldaten bestechenden Ruf, daß er bei ungestümster und wildester Tapferkeit doch immer und überall für seine Kriegslist und prächtig erdachte Nebenzüge ein Matador war. Dergleichen entzückt den Soldaten ebensosehr, wie ihn der Sieg einer großen Feldschlacht erhebt. Dergleichen fesselt vorzugsweise an die Person des Feldherrn, welcher gleichsam auch im Gedankenkreise der Soldaten heimisch und doch auch hier überlegen erscheint. Die Aufmerksamkeit des Gefolges wurde indessen sofort auf einen anderen Punkt gelenkt. Tristan war kaum zur Tür hinaus, da tauchte seitwärts vom Herzoge ein Frauenkopf aus dem Fußboden des Zimmers empor. Der Herzog stand unweit der Wendeltreppe. Durch diese hinab war die letzte laute Rede des Herzogs zur angstvoll lauschenden Herzogin von Rohan gedrungen. Sie hatte gefürchtet, der Moment der Entdeckung sei oben eingetreten, und sie eilte jetzt herauf. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dem Manne, welcher sich nach ihr umwendete, den Herzog von Weimar erkannte. Ein unterdrückter Schrei rang sich aus ihrer Brust. Auch Herzog Bernhard erkannte sie sogleich und streckte ihr die Hand entgegen, um ihr das Heraustreten aus der engen Stiege zu erleichtern.

Ehe sie sprechen konnte, winkte er seinem Gefolge, sich zu entfernen. „Nassau!" rief er nun den Fortgehenden nach, „strengen Wachtdienst im Haus und Hofe, daß wir ungesehen hinaus können!" Dann wendete er sich zur Herzogin, welche an seiner Hand schwankte von dem Übermaße heftiger Eindrücke, und sagte rasch: „Nun ohne Säumnis den armen Rohan befreien, ihm zu Licht, Luft und Nahrung verhelfen! Er ist jetzt ungefährdet."

„Wenn er's nur überlebt hat!" schluchzte sie, welche bis hierher standhaft und stark geblieben war.

Sie taumelte an die Bücherwand hin, warf mit zitternden Händen eine Reihe Bücher an den Boden und suchte tastend nach der scheinbar verborgenen Feder. „Ich habe keine Kraft in den Fingern, helft mir, Herr Herzog, helft mir!" Und als Herzog Bernhard hinzutrat, rief sie mit künstlich gedämpftem und doch durchdringendem Tone gegen die bretterne Wand hin: „Heinrich, Heinrich, öffne! Du bist erlöst." Da fiel eine neue Reihe von Büchern an den Fußboden, die Tür ging auf, Herzog Heinrich von Rohan stand da und fiel in die Arme seiner Frau.

„Du lebst? Du lebst!" rief diese unter strömenden Tränen, „aber wie?" — „Ganz leidlich, mein liebes Weib. Ein wenig schwach vom Mangel an Luft — öffne ein Fenster! Wer ist der Herr?"

Herzog Bernhard stellte sich ihm selber vor, da die Herzogin hastig nach dem Fenster eilte.

---

Richelieu hatte unterdessen auch seine Anstalten getroffen. Nach dem Benehmen Bernhards war es ihm außer Zweifel, daß der verletzte deutsche Herzog sich ins Hotel Rohan begeben und dort etwas vornehmen würde, was für alle Teile die widerwärtigsten Folgen haben konnte. Die Staatsgewalt, namentlich Richelieus Ansehen konnte arg bloßgestellt werden, wenn ein Fremder gewaltsam einschritt gegen die bewaffnete Macht des Kardinals. Und auf der andern Seite war es auch höchst mißlich, in offenen Waffenkampf zu geraten mit Herzog Bernhard, welchem nicht Wort gehalten worden war und welcher die mächtigste Kriegshilfe in sich darstellte, namentlich für die Politik des Kardinals. So wichtige Interessen durften doch nicht preisgegeben werden um solcher persönlichen Dinge halber. Am Ende war es ja dem Kardinal nur um den Herzog von Rohan zu tun. Dessen wollte er habhaft werden, und dessen

konnte er immer noch habhaft werden, wenn er auch jetzt durch Bernhard befreit würde. Ja, dann erst recht! Jetzt war er versteckt und vielleicht gar nicht aufzufinden. War er wirklich da, so würde er eben durch Bernhard zum Vorschein kommen, und dann blieb immer noch übrig, ihn nicht mehr aus den Augen, aus den Fängen zu lassen.

In diesem Sinne hatte der Kardinal einen Kavalier seiner Umgebung instruiert, welcher besonders geeignet war für delikate Aufgaben. Es war dies ein noch junger Mann, ein Chevalier de Lisle, ein wenig begüterter Edelmann von angenehmem Äußeren, von höflichen Formen und von unzweifelhafter Treue für den Kardinal, unter dessen Gunst er eine größere Laufbahn zu machen hoffte.

Dieser war jetzt in einem Wagen des Kardinals unterwegs nach dem Hotel Rohan. Er kam an vor dem Hoftore, als oben der Herzog von Rohan aus seinem Verstecke trat. Die Weimaraner, welche Wache standen, bedeuteten ihm barsch, daß niemand eingelassen würde. Umsonst berief er sich auf den ersten Staatsminister, den Kardinal, ja auf den König selbst — die Weimaraner sagten lachend: „Nix français!" und schoben ihn zurück.

Er hatte die Geduld eines Diplomaten und setzte sich in seine Kutsche, indem er dem Kutscher befahl, ruhig zu warten. Die Wachen hatten ihn belehrt, daß der Kardinal richtig vermutet hätte, und daß die Deutschen das Hotel eingenommen hätten. „Sie werden endlich doch herauskommen", dachte er, „und den Herzog von Rohan entführen, wenn er da ist, und dann wirst du ihn sehen und wirst ihm folgen, soweit es nur irgend möglich ist."

Daran dachte wohl hinten im Hotel niemand. Dort unterhielt sich in einem Hinterstübchen Rudolf von Mitzlau heiteren Tones mit Tristan, der sich längst wieder gefaßt hatte und dem ein fließend französisch sprechender Weimaraner ganz willkommen war, da er mancherlei Ausbeute geben konnte im

rasch wechselnden Gespräche. Mitzlau war auch gar nicht auf seiner Hut, es schien ihm vorzugsweise daran gelegen zu sein, daß er einen freundlichen Eindruck bei den Leuten des Kardinals hervorbrächte. Konrad grunzte recht unwillig über dieses Gespräch. Er konnte es nicht hindern, und doch verstand er's nicht, dies „fixe welsche Geschnatter".

Im Wohnzimmer des Herzogs von Rohan aber hatten sich die beiden Herzöge so sicher niedergelassen, als ob die Welt außer ihnen ein machtloses Ding wäre. Dies ist vornehmen Leuten eigentümlich. Sie sind im Gefühle der Überlegenheit und Herrschaft erzogen worden. Das Register „Furcht und Besorgnis" hat für sie viel weniger Artikel als für den niedriger gestellten Menschen, und Ruhe wie Behagen ist deshalb dem Vornehmen viel reichlicher zugemessen als dem Plebejer, der unter lauter Hindernissen aufgewachsen ist. Dafür ist der letztere an Erfahrung reicher und zu Erfindungen geneigter.

Dietrich van Groot stand in der Mitte zwischen den Vornehmen und den Plebejern. Seine stets kreisende Phantasie verschaffte ihm die Illusion des Vornehmen und die Besorgnis des Plebejers. Jetzt die Besorgnis um das weitere Schicksal des Herzogs von Rohan. Er hatte unten auf der Straße dem Herzog Bernhard davon gesagt, daß daheim im väterlichen Hause ein ganz sicherer Aufenthalt vorbereitet wäre für Rohan; aber der Herzog Bernhard hatte nichts darauf erwidert. Hatte er es überhört? Jetzt mitten unter dem zechenden Gefolge der Weimaraner stieg Dietrich die Besorgnis höher und höher. Die Frau Herzogin oder der Haushofmeister hatten die Aufmerksamkeit gehabt, den Weimarischen Herren im großen Salon Wein auftragen zu lassen. Sie tranken und schwatzten, er aber ging einmal um das andere hinaus auf die Gartenterrasse, um sich zu überzeugen, ob wirklich der Tag noch nicht dämmere. Wenn man so lange verweilte, dann war ja der Umzug des Herzogs von Rohan bis zum Marais hinüber gefährdet. Er durfte doch nicht gesehen werden, wenn er auf der place royale

ins Haus der schwedischen Gesandtschaft eintrat! Endlich teilte er dem Grafen von Nassau seine Sorge mit. Das war aber auch ein Mann von vornehmer Erziehung, er gab nichts auf Dietrichs Bemerkung und sagte: „Herzog Bernhard selbst führt die Aktion, und der übersieht nichts.“ Nur Erlach, der die Bemerkung gehört hatte, stimmte bei, nahm Dietrich unter den Arm und führte ihn auf den Flur hinaus. — „Ihr seid hier im Hotel bekannt,“ sagte er da, „Ihr werdet ein Mittel finden, eine Warnung an die Herzöge hinauf zu bringen. Sie sind wahrscheinlich ins politische Gespräch geraten und vergessen die gefahrvolle Lage.“ Da öffnete sich dicht neben ihnen eine Tür. „Ah! Gott sei Dank, Prinzessin,“ rief Dietrich, „Ihr erscheint wie ein Engel, um Euren Herrn Vater zu retten!“

„Was ist?“ sagte Marguerite erschrocken, „was geht vor? Ich habe voll Angst mit der Mama gewacht, bin aber doch eingeschlafen. Jetzt wach' ich auf, sehe die Mama nicht und suche sie.“ „Sie wird oben sein im Wohnzimmer Eures Herrn Vaters!“ Und nun erzählte er kurz, was während ihres Schlummers vorgegangen, und wie der Herzog von Weimar Rettung gebracht, wie aber jetzt eiliger Abzug nötig wäre. Oberst Erlach ließe den Vater dringend mahnen, an den Aufbruch zu denken, der junge de Groot sei bereit, ihn sicher unterzubringen, aber nur solange es Nacht am Himmel bleibe, und es dämmere schon. „Sogleich!“ antwortete Marguerite und trat ins Zimmer zurück, die Tür ins Schloß werfend.

Erlach blickte ihr betroffen nach. Er wußte nichts von der Wendeltreppe, die hinauf führte. Marguerite aber eilte die Wendeltreppe rasch hinauf. Ihr Schritt war leicht; man hörte sie nicht. Vater und Mutter saßen an einem Tische, so daß sie ihr den Rücken kehrten. Vor dem Vater standen Speisen, und er aß zuweilen, während die Mutter sprach. Neben der Mutter saß ein fremder Mann. Das sollte also der Herzog von Weimar sein. Sie hätte ihn ja kennen müssen von St. Germain her; aber sie erkannte ihn nicht sogleich. Sie sah ihn

jetzt unter schwacher Kerzenbeleuchtung und sah ihn von der Seite. Nur sein Profil war ihr zugekehrt und war beschattet; er selbst konnte sie nicht sehen. Er gemahnte sie an ein griechisches Bild in des Vaters Gemäldesaale, an einen Kopf, welcher Hektor genannt wurde. So glatt erschien das Profil von der Stirn über die Nase herunter bis zum Kinn, welches ein weicher Bart bedeckte. Jetzt sprach er! Tief wie eine Glocke klang die Stimme. „Ist dies derselbe Mann?“ dachte sie. Sie war unwillkürlich stehengeblieben, als sie erst mit halbem Körper aus der Treppenöffnung hervorragte. Da, nach der Zögerung einer Minute, wurde ihr der Gedanke wieder lebendig, daß die größte Eile nötig wäre, und sie sprach hastig: „Lieber Vater, die Herren unten lassen sagen, daß der Morgen dämmere, und daß du eilig fort müßtest!“ Die Herzogin fuhr auf von ihrem Sessel. Bernhard aber sagte: „Der Morgen dämmert noch nicht. Aber es ist richtig, daß wir fort müssen, der Herzog und wir. Hier im Hause ist keine Sicherheit für ihn, und der Aufenthalt bei Hugo Grotius ist anzunehmen.“ Unter diesen Worten stand auch er auf, und jetzt erst sah er sich um nach der Stimme, welche sich als Tochter Rohans angekündigt hatte. Marguerite stieg eben die letzte Stufe herauf. Ein Wunderbild für ihn entstieg dem Boden! Wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Dies Bild hatte er gesehen, aber wie im Nebel, wie im spielenden Sonnenschimmer, der nicht gestattet, die Umrisse festzuhalten. Jetzt, jetzt drang es in seine Seele; so, ja so sieht es aus vom Haupt bis zu den Füßen das weibliche Wesen, welches deine Träume erfüllt und dein Herz in Sehnsucht weitet — da steht es vor dir!

Ein schüchterner Jüngling wäre einen Schritt zurückgetreten, ein junger Kriegsheld wie er trat einen Schritt auf sie zu. Seine Augen leuchteten, sein Herz pochte, seine Seele jauchzte; aber eines Wortes war selbst der Kriegsheld nicht mächtig. — „Unsere Tochter Marguerite, die Euch in St. Germain vorgestellt wurde!“ sagte die Herzogin. „Nicht vorgestellt — auch ich bin ihr nicht vorgestellt worden. Ich sehe sie eigent-

lich — zum ersten Male." „Nun, hoffentlich seht Ihr, lieber Herzog, mein Kind noch oft," sagte der Herzog von Rohan, „jetzt hat sie wohl recht, uns an den Aufbruch zu mahnen." „Ganz recht!" erwiderte Bernhard. Der Eindruck, welcher über ihn gekommen, war der Eindruck der Wahrheit und wirkte rein, glücklich, harmonisch. Bernhard war in ganz ruhiger Fassung für alles das, was ihm augenblicklich oblag. Er forderte den Herzog von Rohan auf, ihm zu folgen, er verabschiedete sich einfach herzlich bei der Herzogin, er bot Margueriten die Hand und sagte zu ihr: „Auf Wiedersehen!"

Wenn das Herz eines tüchtigen Menschen wie eine Knospe aufspringt in voller Liebe, so strömt ein Duft von ihm aus über alle Umgebung weithin. Wie hätte Marguerite davon unberührt bleiben können? Wie wohltuende Freude verbreitete sich Bernhards Leben über sie. Sie brauchte nicht Liebe zu empfinden wie er — und das junge Mädchen empfand noch keine — dennoch empfand sie, daß dieser Mann edel, schön und wohltuend wäre und Freude ausstrahlte über sie aus seinen leuchtenden Augen. — „Auf Wiedersehen!" antwortete auch sie so lieblich, ja gleichsam so fröhlich, daß es eine Erquickung war für den scheidenden Bernhard.

Fort ging der Zug; unten in der kleinen Vorhalle waren bereits alle vereinigt, und Rohan in ihrer Mitte. Niemand dachte daran, daß noch etwas zu tun, daß noch etwas vorzusehen wäre. Niemand? O doch! Der Kriegsführer verleugnete sich nicht: Herzog Bernhard fragte nach Konrad, und als dieser sich meldete, fragte er weiter, was aus Tristan geworden, und warum Konrad denselben ohne Abberufung verlassen habe.

„Des Herrn von Mitzlau wegen, Schwerenot! Der setzte sich zu uns und parlierte mit dem Papisten!" „Und jetzt, Mitzlau?" fragte der Herzog weiter. „Ich habe ihn eingeschlossen und dem Haushofmeister angezeigt, wo er zu finden wäre," antwortete Mitzlau. „Gut! Haltet Euch zu mir, Mitzlau,

und zu diesem Herrn," sagte Bernhard, indem er auf Rohan zeigte, ohne ihn zu nennen, „nahe am Arsenale werdet Ihr ihn mit dem jungen Groot dahin geleiten, wohin der junge Groot Euch führen wird."

Mitzlau war freilich keine glückliche Wahl. Der Herzog ahnte aber nicht, daß dieser mährische Edelmann seinen Frieden mit dem Kaiser und der katholischen Kirche vorbereitete vermittelst Norberts von Zierotin, den er täglich besuchte. Der Herzog meinte genug der Vorsicht angewendet zu haben, wenn die allenfallsigen Spuren Rohans ins Arsenal führten, wo er doch nicht zu finden sein sollte. Er ahnte auch nicht, daß Richelieus Aufpasser draußen vor dem Hoftore harrte, um bei dem Mondscheine Rohans ansichtig zu werden. Davor indessen bewahrte den eingeübten Soldaten die zur anderen Natur gewordene Wachsamkeit. Ehe er hinausschritt auf den Hof, sendete er einen Offizier vors Tor, um bei den Wachen Erkundigung einzuziehen, ob was vorgefallen wäre. So erhielt er Nachricht von der Kutsche. Es war ihm außer Zweifel, daß in dieser Kutsche ein Agent Richelieus saß.

Nach kurzer Überlegung kommandierte er „Vorwärts!" und das ganze Gefolge, der Herzog von Rohan inmitten desselben, schritt durch den Hof bis ans große Tor. Hier rief Herzog Bernhard halblaut „Halt!" und winkte jenen Offizier wieder zu sich. Leise gab er ihm eine Order und hieß ihn warten, bis der Portier des Rohanschen Hotels instruiert wäre. Der Mann war zur Hand und verbeugte sich gehorsam vor den Verhaltungsbefehlen, welche ihm Herzog Bernhard in kurzen Worten einschärfte. Er sah ja seinen gnädigen Herrn neben dem deutschen Herzoge stehen.

Hierauf ging dieser Portier ans Tor und schloß auf und riegelte auf, öffnete aber nicht. Das kleine Pförtchen jedoch im großen Tore öffnete er. Durch dieses schritt der Offizier wieder hinaus und winkte die beiden Wachen zu sich. — Nachdem er ihnen ein paar Worte zugeflüstert, schritten diese zu

den Köpfen der beiden Pferde, welche vor der Kutsche stehend schliefen, und weckten dieselben auf, indem sie in die Zügel griffen. Der Offizier selbst trat zum Kutscher und sagte in gebrochenem Französisch: „Zügel schlaff, oder ein Unglück!" Die Wachen zogen, die Pferde folgten, der Wagen setzte sich nach rechtshin in Bewegung; der Offizier ging neben dem Kutscher einher. Eine Minute später flog das breite Hoftor auf und die beiden Herzöge mit dem ganzen Gefolge schritten hinaus und wendeten sich nach links. Hinter ihnen flog das Tor wieder zu, und Schlösser wie Riegel besagten knarrend, daß Tor und Pförtchen fest verschlossen würden. Der Wagen brauchte nicht weit geführt zu werden. Es war nun hinreichend dafür gesorgt, daß der darin sitzende und heraus gestikulierende wie perorierende Chevalier de Lisle nicht in kurzer Zeit das Hotel Rohan betreten und mit Tristan und Konsorten den abziehenden Weimaranern folgen werde. Dennoch änderte Herzog Bernhard, als er mit den Seinigen bis an die Seine gekommen, seine Vorschriften für Rohan. Es schien ihm möglich, daß Richelieu, so wie er einen Agenten zum Hotel Rohan gesendet, auch in der Nähe des Arsenals Wachen aufgestellt haben könnte, um beobachten zu lassen, wohin der Herzog von Rohan gebracht würde. Er befahl also, daß Dietrich van Groot und Mitzlau schon hier vom Gefolge sich absondern und den Herzog von Rohan nach der place royale ins Haus des schwedischen Gesandten führen sollten.

„Morgen abend", sagte er, indem er dem Herzoge die Hand reichte, „besuche ich Euch und bringe Euch Nachrichten von Frau und Tochter. Dann bringen wir unser heut begonnenes Gespräch mit seinen weiten Planen zum Abschlusse. Bis dahin behüte Euch Gott, mein glücklich gefundener würdiger Freund!"

Der Herzog von Rohan schüttelte ihm schweigend die Hand und ging mit Dietrich, Mitzlau und Mathieu, der sich seinem Herrn angeschlossen, über die Brücke.

---

Der nächste Abend in Paris war ganz ein Sommerabend. Die Pariser, alt und jung, promenierten unter den Bäumen der place royale und sogen mit Behagen die milde Luft ein, welche so angenehm geschwängert war vom jungen Laube jener Bäume.

Auch Dietrich kam aus dem elterlichen Hause und mischte sich unter die Gruppen. Er war äußerst zufrieden. Die gute Mutter hatte alles vortrefflich eingerichtet. In der vergangenen Nacht hatte sie treulich gewacht, bis er mit dem Herzoge von Rohan angekommen, und dann hatte sie diesen vornehmen Herrn mit allerliebster Einfachheit eingeführt in das behagliche Zimmer. Auch den Buben, den so übel empfangenen Jaquette, hatte sie bereits in ihrem Herzen und in ihrer Wohnung ganz gut eingerichtet. Sie hatte ihn gewaschen und gekämmt und mit Kleidern versehen und erzog an ihm immerfort. Der pfiffige Junge ließ sich alles gefallen und sagte zu allem „oui, merci!“ Es war gar nicht mehr zu verkennen: die Mutter eignete sich ihn an durch solche rastlose Erziehung. In kurzem würde sie, wenn nicht den Jungen, doch ihr eigenes Werk in ihm lieben. Und jetzt war er sogleich als kleiner hugenottischer Franzose am Platze zur leichten Bedienung für den Herrn Herzog neben dem etwas schwer auftretenden Mathieu. Alles war in gutem Gange, und in der nächsten Abendstunde war die Frau Herzogin mit ihrer Tochter und war der Herzog Bernhard zum Besuch erwartet unter dem deckenden Schleier des späten Abends. Dietrich rieb sich vergnügt die Hände und sah allen Frauenspersonen, die an ihm vorüberkamen, tief unter die Augen, um seine Louison herauszufinden. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und unter den Bäumen war das Licht schon düster. Er hatte eigentlich keinen Grund, Louison zu erwarten. Aber brauchte er Gründe? Seine gefällige Einbildungskraft ahnte, was sie wünschte. Und sie täuschte sich, wie so oft: er entdeckte Louison nirgends. Es schien ihm unmöglich, daß sein Gedanke ein Irrtum sein und er heute

Louison nicht sprechen könnte, er entschloß sich also, nach der Rue St. André zu schreiten und dort einen Besuch abzustatten. Oder vielmehr: er entschloß sich nicht, sondern die ihn beherrschende Traumwelt entführte ihn. Das macht ja solche Menschen mächtig oder lächerlich, daß sie ihren Träumen nachgehen, nicht ihrem Verstande. Am Ausgange des Platzes begegnete er Rudolf von Mitzlau, der in eifrigem Gespräche mit einem Kavalier daherkam. Dietrich erkannte ihn an der Stimme, grüßte ihn heiter und versicherte ihm, daß zu Hause alles in Ordnung wäre und heute abend gesellige Zusammenkunft der ganzen Familie und auch seines Herzogs stattfinden würde. Mit diesen allgemeinen Bezeichnungen meinte er genug getan zu haben für Verhüllung dessen, was geheim bleiben sollte vor einem unbekannten Dritten, und schritt fürbaß. Diesem Dritten war aber solche Mitteilung recht wichtig. Dieser Dritte war Norbert von Zierotin.

Mitzlau bewarb sich um seine Gunst, um durch ihn wieder aufgenommen zu werden in Österreich. Er hatte Norbert also auch bis auf einen gewissen Grad eingeweiht in die Geschichte der Befreiung Rohans, aber doch nur bis auf einen gewissen Grad. Er wollte mit zwei Zügeln fahren. Nahm Herzog Bernhards Laufbahn wieder einen Aufschwung, so wollte er seinen Mitgenuß an diesem Aufschwunge nicht ganz aufgegeben haben durch völlige Hingebung an den Jesuiten Norbert, dann wollte er — kurz, es schwebte ihm die Möglichkeit vor, den von den Franzosen enttäuschten Bernhard einmal dem Kaiser zuzuführen. Er wußte ganz gut, daß dies schwerlich in einem Sinne geschehen könnte, welcher den Jesuiten ganz entspräche, und deshalb behielt er sich Norbert gegenüber mancherlei vor. So hatte er ihm jetzt nicht gesagt, wohin der Herzog von Rohan gebracht worden wäre, und Dietrichs Anspielung war ihm deshalb unangenehm. Norbert griff dies auch sogleich auf und sagte:

„Ihr wißt also, Herr von Mitzlau, wo der Herzog von

Rohan versteckt ist? — und verschweigt mir's? — Wie soll ich Euch empfehlen, wenn Ihr uns unvollständig dient?" „Aber was kümmert Euch denn dieser französische Herzog?!" „Er ist Hugenotte, er ist Ketzer, und ist als Krieger ein für uns hochgefährlicher Mann. Er ist in der Schweiz der Mittelpunkt unserer Widersacher." „Aber derjenige Minister, mit welchem Ihr hier verkehrt, Desnoyers, nimmt ja, wie wir alle wissen, die Partei Rohans gegen Richelieu." „Soweit er dem Könige dient und den großen Herren in Frankreich. Er achtet aber die Kirche und wird gegen diese schwerlich einen so wichtigen Ketzer beschützen. Ich hoffe ihn noch heute zu sprechen und werde dies Thema zur Sprache bringen. Überlegt's Euch, ob Ihr uns ferner so was Bedeutendes verschweigen wollt. Um zehn Uhr komm' ich herunter von der Lady und hoffe Euch hier unter den Bäumen zu finden. Überlegt's Euch, ob Ihr mir dann sagen wollt, was ich brauche. Auf Wiedersehen!"

Mitzlau blieb verdrießlich zurück und kehrte um. Norbert aber ging links hinüber in das Haus, welches an die schwedische Gesandtschaft stieß, an die Wohnung Hugo van Groots. Hier wohnte Ludmilla, und bei ihr pflegte Norbert seine Abende zu verbringen. Ihr Salon war ein geselliger Mittelpunkt für geistvolle Leute, welche den Kardinal Richelieu haßten. Die französische Gesellschaftsform fing damals an sich zu entwickeln, welche in geselliger Unterhaltung die politischen Interessen oppositionslustig zum Mittelpunkte des Gesprächs macht.

Ludmilla selbst erwies sich dafür als ein ganz geeigneter Mittelpunkt. Sie sprach ganz geläufig französisch, sie war eine Weltdame, sie war immer noch eitel und gefallsüchtig, und war daneben doch in eine Richtung geraten, welche sie den Gegnern Richelieus zu einer interessanten Persönlichkeit machte: sie war im Begriffe, zum Katholizismus überzutreten, und zwar aus scheinbar uneigennützigen Gründen, welche im Gemüte wurzelten.

Sie hatte lauter Enttäuschungen erlebt, und die Summe

dieser Enttäuschungen hatte sie zu solchem Entschlusse gebracht. Immer waren es persönliche Wünsche gewesen, welche sie zur Parteinahme an den öffentlichen Dingen getrieben hatten, und immer waren ihre persönlichen Erwartungen leer ausgegangen. Mit Hans von Starschädel hatte sie ihren Haltpunkt verloren. Ihre letzte Bewerbung um die Aufmerksamkeit Bernhards von Weimar war völlig demütigend für sie gewesen. — Bernhard beachtete gar kein Weib, bis er vor einigen Tagen in St. Germain Marguerite Rohan gesehen. Der allgemeine Verfall des protestantischen Krieges seit Waldsteins Tode und seit der Nördlinger Schlacht hatte für sie den letzten Reiz abgestreift, welchen diese Angelegenheit für sie gehabt; sie war nach Rom gegangen, um die katholische Welt, gleichsam zur Unterhaltung und wie eine Kuriosität einmal in ihrem glänzenden Hauptsitze anzuschauen. Sie war eine künstlerische Natur und hatte für diese Grundlage ihres Wesens überraschend reiche Anregung gefunden in Rom. Dazu war eine Wiederbegegnung Norberts gekommen, welcher alljährlich einmal nach Rom geschickt wurde. Eine starke Freude hatte sie übernommen bei seinem Anblicke. Der Mann hatte sie ja immer geliebt, stark und leidenschaftlich geliebt — er liebte sie noch! Das war nichts Geringes für ein liebebedürftiges, in Wahrheit verlassenes Weib gewesen. Norbert liebte sie wirklich noch, soweit das Begehren Liebe genannt werden kann bei einem solchen Charakter. Sie näherten sich einander. Sie wurden vertraut. Namentlich gingen die Lebensanschauungen Norberts auf Ludmilla über. Seine Anschauungen waren fest und einfach. Solche sind immer, wie sie auch innerlich beschaffen sein mögen, stärker als die edelsten Anschauungen, welche schwanken. Besonders stark erwies sich die Lehre von der Absolution. Jeden Tag freigesprochen werden zu können von begangener Sünde, das fand Ludmilla von unvergleichlicher Wohltätigkeit. An jedem Tage wird solchergestalt die Welt neu für den Menschen, die Vergangenheit beunruhigt nicht mehr, das Gewissen kann

schweigen. An der Hand dieser „Wohltätigkeit" erklärte sie sich zum Übertritte bereit.

Da war Norbert eiligst nach Wien abberufen worden. Er empfahl ihr, nach Paris überzusiedeln, weil Frankreich in nächster Zeit der Angelpunkt des deutschen Krieges sein würde. Er empfahl ihr ferner, den Übertritt bis zu seiner Ankunft in Paris zu verschieben, weil er ganz richtig spekulierte: eine noch zu Bekehrende ist viel interessanter als eine schon Bekehrte. Sie wird dadurch mächtige Männer in ihre Nähe ziehen, insbesondere den einzigen Minister, welcher trotz Richelieu zur Kirche und zu den Jesuiten hält. Er gab ihr Briefe mit an Jesuiten und jesuitische Anhänger, und so hatte sie sich in Paris unter den günstigsten Umständen angesiedelt und für Norbert breite Wege geebnet zu wichtigen Anknüpfungen.

Das Haus, welches sie bewohnte und in welches Norbert jetzt eintrat, war mit einem Luxus eingerichtet, welcher den damals in Paris noch einfachen Geschmack weit übertraf. Ludmilla hatte viel gesehen und hatte ein künstlerisches Talent für solche Einrichtung. Sie hatte diesem Luxus einen bestimmten Charakter eingeprägt, einen Charakter lieblicher Feierlichkeit. Von der Haustür an deckten schwere dunkelrote Teppiche den Fußboden, die Stiege, die Vorhallen. Große Bilder, welche Legenden darstellten, schmückten die Wände. Anmutige Legenden der Kirchengeschichte, keineswegs Kreuzigung und Marterdarstellungen. Rotschimmernde Lampen brannten Tag und Nacht und verbreiteten eine ahnungsvolle Beleuchtung.

Norbert schritt die Stiege hinauf und wendete sich rechts. Nach dieser Seite hin bildete das altertümliche Haus einen abgesonderten Winkel. Diesen Winkel, welcher zwei Zimmer umfaßte, hatte Ludmilla Norbert abgetreten zu sicherer, heimlicher Wohnung. Offiziell für Freunde, Bekannte und Briefe wohnte er drüben in der Nähe der Bastille. Aber seine Geschäfte brachten es mit sich, daß er Leute und Briefe empfing,

die nicht gesehen sein sollten — für diese war der stille Winkel in Ludmillas Hause bestimmt.

Ein sicherer Diener empfing ihn hier und berichtete ihm jetzt, ob und was während des Tages angekommen war.

„Wer ist heute bei der Lady gewesen?" fragte er diesen Diener, indem er sich zum Schreibtische setzte. „Der Herr Doktor Blandini hat mit der Lady gespeist, und der Herr Minister Desnoyers ist seit einer Viertelstunde bei ihr." „Allein?" „Allein." „Sonst was?" „Ja. Seit heute morgen hab' ich etwas bemerkt, was dem gnädigen Herrn unangenehm sein wird." „Was?" „Der gnädige Herr sollten in diesem Zimmer nichts Wichtiges mehr besprechen." „Warum nicht?" „Bis jetzt war es immer totenstill nebenan. Es wohnte wohl niemand da. Seit heute morgen scheint jemand nebenan eingezogen zu sein, und dabei hab' ich entdeckt, daß eine Tür hinüberführen muß und daß diese Tür nur ganz dünn verkleidet sein kann. Man hört jedes Wort von drüben. Also —" „Hört man auch jedes Wort, welches hier gesprochen wird, drüben." „Ja. Ich hab' mich erkundigt. Dieser ganze Winkel der Wohnung gehört eigentlich nicht zum Hause, welches die Lady gemietet hat, sondern ist ein kleines Zwischenhaus, von welchem ein Teil an das Nachbarhaus vermietet ist. Wenn also jemand zum gnädigen Herrn kommt, so werd' ich ihn — mit des gnädigen Herrn Erlaubnis — von jetzt an ins anstoßende Schlafzimmer führen." „Noch besser: machen wir dies Zimmer hier von morgen an zum Schlafzimmer. Ich danke für deine Aufmerksamkeit."

Der Diener ging. Norbert schrieb einen Brief, der in der Nacht noch fort sollte nach Madrid an den allmächtigen Minister Olivarez. Wirklich hörte er auch bald Geräusch im Nebenzimmer und dann Männerstimmen. Sein Schreibtisch stand ganz nahe an der verkleideten Tür — er verstand jedes Wort. Und welche Worte waren's! Er lauschte bald mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Herzog von Rohan und der Herzog von

Weimar sprachen miteinander — das Zimmer, welches Frau van Groot für Rohan eingerichtet, stieß unter so mißlichen Umständen an das Zimmer Norberts! Eine Stunde lang dauerte diese Unterredung, dauerte dies gespannte Zuhören. Letzteres war gar sehr der Mühe wert, denn Bernhard und Rohan sprachen von den wichtigsten Dingen, von der Regierung Frankreichs, von der Stellung und Zukunft der Protestanten in Frankreich, von ihrem beiderseitigen Verhältnisse zu Richelieu, vom deutschen Kriege und von einer Allianz zwischen französischen und deutschen Protestanten. Als sie an die Einzelheiten dieser Allianzfrage kamen, wurden sie von Frauenstimmen unterbrochen — das Gespräch hörte auf.

Norbert erhob sich leise und ging langsam hinüber in den Salon der Lady Ludmilla. In halb liegender Stellung saß sie auf einem Lehnsessel, rosig beleuchtet von hängenden Ampeln. Obwohl sie schon über die Mitte der Dreißig war, machte sie doch noch den Eindruck einer schönen Frau in dem schwarzen Seidengewande, von welchem der weiße Hals und die weiße längliche Hand sich reizend abhoben. Über den interessanten Kopf breitete sich wirklich ein Nebel von Weh und Sehnsucht, welchen Mund und Augen ausströmten, indem sie zu sagen schienen: „Was nützen mir alle Herrlichkeiten der Welt, da ich die Liebe verloren habe, welche mein reines Jugendherz entzückt hat! Was nützen alle Entschädigungen und Tröstungen, da mir die innere Ruhe, da mir das innere Glück fehlt?!"

Dennoch hatte sie noch den koketten Wunsch, den neben ihr sitzenden, äußerlich so dürftigen Desnoyers zu reizen und ihm die schweren Augenlider aufzuziehen durch jeweilige Zuneigung ihres Hauptes, durch jeweiliges Hinabblitzen ihres Blickes, durch jeweilige leichte Berührung mit ihrer Hand — und dennoch leuchteten ihre Augen feurig über das Zimmer hin, als Norbert eintrat, und sie streckte ihm die weiße Hand entgegen unter dem Ausrufe: „Euch ist was begegnet, Norbert! Ihr seht ganz voll aus und befriedigt — darf man's wissen?"

„Auf der Stelle," erwiderte er und küßte ihre Hand in einer Weise, welche mehr sinnlich als artig erschien, „ich komme von einer Unterredung zwischen Heinrich von Rohan und Bernhard von Weimar." „Wie?!" riefen Ludmilla und Desnoyers. „Ich war nur Zuhörer, unsichtbarer Zuhörer." „Wo?!" „Davon später. Weiß Herr Minister Desnoyers, ob und was sich heute ereignet hat zwischen Bernhard und Richelieu?" „O ja. Der deutsche Herzog ist im Palais Kardinal gewesen und hat seine sogenannten letzten Bedingungen gestellt für den Vertrag mit Frankreich, welchem er absolut den Namen und Charakter einer Allianz beigelegt wissen will. Er hat sich auffallend kalt und entschlossen benommen und von seiner sofortigen Abreise gesprochen, wenn man ihm nicht vollständig willfahre. Ja sogar Garantien hat er gefordert. Nach der Nichte des Kardinals hat er mit keiner Silbe gefragt, und über den nächtlichen Vorgang im Hotel Rohan hat weder Richelieu noch der Herzog ein Wort verloren, obwohl ich genau weiß, daß der Chevalier de Lisle und Tristan mit den Musketieren erst gegen Tagesanbruch drüben frei geworden sind und kaum eine Stunde vor Bernhards Ankunft im Palais Kardinal eine grelle Schilderung von der Gewalttat des Herzogs entworfen hatten. Der Kardinal hat die Ruhe, große persönliche Opfer zu bringen, wenn große Zwecke auf dem Spiele stehen. Und die neuesten Nachrichten aus dem spanischen Kabinett lauten so, daß er den Feldherrn Bernhard für diesen Sommer nicht entbehren kann. Olivarez bereitet einen furchtbaren Heerzug vor, der aus den Niederlanden bis Paris gewälzt werden soll. Er hat sich den wilden Reitergeneral des Bayerfürsten, den Jean de Werth, dazu ausgebeten, und Richelieu meint, diesem drohenden Einfalle den Herzog entgegenstellen zu müssen. Deshalb verschluckt er jegliche Unbill und wird vielleicht morgen schon den Allianzvertrag mit Bernhard abschließen." „Und Ihr, Herr Minister, ratet dem Könige, solch einen Vertrag zu bestätigen?"

Desnoyers zuckte schweigend die Achseln und sagte endlich:

„Der König und wir wollen den deutschen Herzog in französischen Diensten sehen und nicht einen Vertrag mit ihm schließen, wie mit einer selbständigen Macht. Aber dem spanischen Andrange gegenüber wird der König nachgeben müssen."

„Der König und Ihr schützt auch den Rohan!" „Der König liebt es nicht, die großen Familien gemißhandelt zu sehen — ohne Not." „Ohne Not?! — Die Kirche verschwindet am Ende völlig aus Eurem Konseil. — Ohne Not! Hört die Hauptpunkte, über welche Bernhard und Rohan einig sind! Das Bündnis mit Frankreich soll nur die Handhabe sein, den deutschen Krieg an den Rhein zu bringen, wo Rohan die ketzerische Schweiz dem Bernhard zuführt. Dorthin, nach der Schweiz, beruft Rohan die französischen Hugenotten und bildet ein französisches Heer, welches gegen Paris vorgehen soll, wie das deutsche Ketzerheer gegen Wien, und welches den König von Frankreich zwingen soll, das Hugenottentum als gleichberechtigt der römischen Kirche anzuerkennen."

Der kleine Desnoyers war von seinem Sitze aufgefahren. „Das wollt Ihr selbst gehört haben?" fragte er.

„Ich selbst. Und falls Ihr's bezweifelt, steht Euch der Beweis zu Diensten." „Welcher Beweis?" „Der Herzog von Rohan selbst." „Wie? Ihr wißt —?" „Ich weiß, wo er sich befindet, und wo Ihr ihn sogleich ergreifen könnt."

Desnoyers riegelte wirklich seine Augenlider um einige Linien in die Höhe.

„Im Arsenal beim deutschen Herzoge?" sagte er dann und setzte hinzu: „Da ist er eben ohne eklatantes Zerwürfnis mit Bernhard nicht zu ergreifen!" „Nicht im Arsenale beim Herzog Bernhard. Binnen einer Stunde wahrscheinlich ganz allein. Aber ich muß leider dem Orden berichten, daß auch Minister Desnoyers anfängt, das Interesse der Kirche hintanzusetzen." „Oh!" flüsterte Desnoyers. — Er gehörte zu den kalt berechnenden Menschen, welche ihr Leben im großen und ganzen streng nach einem grundsätzlichen Zuschnitte führen.

Sein Verstand hatte ihm gesagt: die Kirche hat tiefere Grundlagen und gewissere Dauer als irgend ein politisches System. Wenn man sich ihr hingibt, so ist man sicherer gestellt, als durch irgend eine andere Verbindung. In diesem Sinne hatte er sich den Jesuiten angeschlossen, und in diesem Sinne bedeutete es ihm jetzt sehr wenig, den Herzog von Rohan zu opfern, den der König einigermaßen geschont sehen wollte. — „Also wirklich," sagte er denn nach kurzem Besinnen, „binnen einer Stunde könnt Ihr uns den Herzog von Rohan überliefern?" „Sogleich," wenn Ihr zehn Bewaffnete habt. Binnen einer Stunde, wenn der Herzog Bernhard nicht dabei sein soll. Und dann braucht Ihr wohl nur fünf Bewaffnete." „Ich besorge es. Sagt mir den Ort!" „Ich begleite Euch eine Strecke, um Euch ausführlich zu unterrichten. Auf Wiedersehen, Lady Ludmilla! Verzeiht die Störung! Sie wird große Folgen haben, und bei meiner Zurückkunft erzähl' ich Euch, welch wichtigen Anteil Eure glückliche Hand daran hat." „Meine glückliche Hand?" „Ja wohl, diese schöne glückliche Hand."

Beide Männer küßten diese Hand und gingen. Unten auf dem Platze unterrichtete Norbert den Minister über die Örtlichkeit. Die Fenster waren hell beleuchtet, welche an Norberts Zimmer grenzten. „Dort oben", sagte er, „wohnt der Herzog von Rohan!" „Ah?!" rief dieser, „dies ist ja die schwedische Gesandtschaft! Dadurch wird ein bewaffnetes Eindringen erschwert und verwickelt! — Nein, nein," setzte er hinzu, „es ist ein kleines Haus zwischen der Gesandtschaft und dem Hause unserer Lady! — Wie dem sei, ich gebe Euch recht: das Wohl der Kirche heischt die Gefangennahme Rohans. Ich gehe stracks zum Kardinal und fordere ihn auf, sie ins Werk zu setzen. Er wird nicht wenig verwundert sein, die Aufforderung von mir zu hören!" „Verwundert und zu Dank verpflichtet," erwiderte Norbert, „und der Dank wird von uns einzukassieren sein in betreff des Weimarischen Herzogs. Hält er diesen und gibt ihm hinreichend Geld zur Kriegführung, so schlägt er der

Kirche eine vielleicht unheilbare Wunde." „Einer nach dem andern!" sagte Desnoyers gleichsam still vor sich hin und machte Anstalt fortzugehen.

Er war ein sparsamer Mann, der keinen Wagen führte, sondern seine Gänge und Besuche zu Fuße erledigte. — „Es soll ja noch eine Stunde vergehen," sagte er lächelnd, als er von Norbert schied, „ich kenne die Richtwege, ich marschiere rüstig, und in spätestens fünf Viertelstunden wird Tristan hier sein zur Empfangnahme Rohans. Auf Wiedersehen morgen abend bei der schönen Lady!" Dies sprach er am Ausgange der Baumallee. Norbert blieb stehen und sah ihm nach. Der Mond beleuchtete schattenvoll den kleinen, dahinschiebenden Mann. Norbert bemerkte es nicht, daß ein dritter Mann in der Nähe war und auch ihm zusah. Etwa zehn Schritte von ihm an einem Baumstamme gelehnt stand Mitzlau. Die Stunde seines Rendezvous mit Norbert war nahe; er hatte Norbert und Desnoyers kommen sehen, er hatte im Mondesschimmer gesehen, daß sie zu den erleuchteten Fenstern des schwedischen Gesandtschaftshauses hinaufschauten, hinaufdeuteten, er hatte die Worte „Tristan" und „Rohan" und „in spätestens fünf Viertelstunden" aus der geringen Entfernung verstanden — das Blatt war ihm geschossen!

Ohne sich zu melden, ließ er Norbert unter die Bäume zurückkehren. Es war spät am Abend; kein Mensch war außer ihnen beiden mehr vorhanden; nach einigen Minuten konnte er ihn sicher einholen und konnte sehr eilig anzukommen scheinen. So geschah es. — Das Blatt schoß ihm noch deutlicher, als Norbert mit keiner Silbe mehr nach dem Aufenthaltsorte Rohans fragte, sondern von Wien sprach und den dortigen Zuständen. Der Kaiser kränkle, man fürchte seinen baldigen Hintritt. Sein Sohn werde als Ferdinand der Dritte vielleicht Grundsätze einführen, welche ausgewanderten Österreichern wie Mitzlau die Rückkehr erleichterten, sobald diese Umkehrenden empfohlen werden könnten. Mitzlau war schlau und pfiffig. Er ging bereitwillig auf das Gespräch ein, sagte sich aber, du hast recht ver-

mutet, er weiß, daß Rohan da oben ist! Sonst hätte es ja keinen Sinn, daß er dich gar nicht mehr nach einer Kunde fragen sollte, welche ihm vor einigen Stunden so sehr am Herzen lag. Er weiß es, und der Name „Tristan", welchen du vorhin verstanden, bedeutet die Gefangennahme Rohans! — Nicht das mindeste ließ Mitzlau von seinen Gedanken merken, sondern bat Norbert ganz höflich, seine Rückkehr einzuleiten in Wien. Gnädigst versprach dies Norbert und ging nach dem Hause Ludmillens. Der stehenbleibende Mitzlau wußte bereits von der Anwesenheit dieser Dame, welcher er seit Prag nie mehr hatte nahen dürfen, und als er jetzt Norbert in dies Haus treten sah, schoß ihm das Blatt auch darin weiter: ob die Nachbarschaft nicht irgendwie zur Entdeckung Rohans geführt haben könnte? —

Rudolf von Mitzlau war sehr ärgerlich, und der Ärger trieb ihn zu neuen Entschlüssen. Die „Gnädigkeit" dieses Pfaffenjunkers wurmte ihn, und die Nachricht vom nahen Hintritte des „Pfaffenkaisers" rumorte in ihm. Der Nachfolger Ferdinands des Zweiten galt in der Tat für versöhnlich — tust du dann nicht besser, sagte sich Mitzlau, wenn du deine Rückkehr ins Vaterland nicht den Pfaffen allein anheimgibst? Herzog Bernhard selbst wäre am Ende mit dem Kaiser auszusöhnen, da er mit den Franzosen doch nicht zurechtkommt, und wenn du dich dem Herzoge näher bringst durch hervorragende Hilfsleistungen, dann sorgt der Herzog für dich beim neuen Kaiser. Wie wär's, wenn du den Spieß umkehrtest gegen den Pfaffenjunker und ihm den Rohan aus den Klauen rissest?! Dafür dankt Herzog Bernhard sicherlich besonders — ja, das tu' ich! Also sprechend ging Mitzlau ins Haus der schwedischen Gesandtschaft. Sein Inneres war längst durch zehnfach wechselnden Lebenslauf darauf eingerichtet, von einem Lager ins andere überzugehen, schnell, wie man eine Hand umwendet. Im Hausflure schon begegnete er dem Herzoge Bernhard, der auf dem Heimwege begriffen war. Mitzlau erzählte ihm leise, daß er eben zwei Männer drüben unter den Bäumen behorcht habe. Einer von

diesen Männern sei der Minister Desnoyers gewesen. Diese beiden Männer hätten gewußt, daß der Herzog Heinrich von Rohan hier oben verborgen wäre —

„Wie?!" — Und Minister Desnoyers hätte beim Fortgehen gesagt, er würde Tristan, des Kardinals Trabantenführer, unverweilt mit hinreichender Macht dahersenden, um den Herzog von Rohan ergreifen und in die nahe Bastille bringen zu lassen.

Mitzlau gab seine Vermutung für Gewißheit. Bernhard schwieg einen Augenblick. Dann wendete er sich zu dem Offizier, welcher ihn begleitete, und sagte: „Meine drei besten Pferde sollen gesattelt und an die nächste Brücke gebracht werden. — Ihr, Mitzlau, mögt den Herzog begleiten auf einem dieser Pferde. Und zwar nach St. Dizier. Dort findet Ihr den Oberst Rosen von uns mit seinem Reiterregimente. Ihm überantworte ich den Herzog von Rohan. Er soll ihn schützen und weiter befördern. Vorwärts!" setzte er hinzu für den Offizier, welcher von dannen eilte. — „Folgt mir hinauf", sagte er zu Mitzlau, „und wartet, bis ich zurückkomme."

Frau de Groot sah mit Erstaunen den Herzog Bernhard zurückkehren und spornstreichs nach dem Gemache ihres Gastes hinüberschreiten. Nur zwei Worte wechselte er mit ihrem Gatten, Worte, welche diesen heftig betroffen machten. „Was ist?" fragte sie Mitzlau. Dieser unterrichtete sie. Er war noch kaum zu Ende, weil Grotius sein Bedenken eingeschaltet hatte, daß sein Gesandtschaftshotel ein unverletztes Asyl sein sollte, da erschienen schon beide Herzoge und die Herzogin und Marguerite. Der Herzog von Rohan rief nach Mathieu, und eh' dieser gefunden wurde, verging einige Zeit. Die Frauen verleugneten auch ihren Charakter nicht und verbreiteten sich über die Pein und Mißlichkeit so jäher Abreise mitten in der Nacht. Nur der kleine Jaquette besorgte alles prompt, Hut und Mantel und Degen des Herzogs herzubringend. Endlich kam auch Mathieu, und Herzog Bernhard kommandierte „Vorwärts!", den Damen ziemlich rauh bedeutend, daß Gefahr im Verzuge und für aus-

führliches Abschiednehmen keine Zeit vorhanden wäre. „Folgt mir, Herzog, auf der Stelle, sonst seid Ihr verloren. Die Damen verlassen drei Minuten nach uns das Haus und gehen nach der anderen Seite. Frau Grotius beseitigt alle Spuren des gastlichen Aufenthalts. Vorwärts!"

So geschah's. Unten angekommen, sagte Bernhard halblaut: „Wer weiß einen Weg zur nächsten Brücke, der nicht in der Richtung nach dem Palais Kardinal liegt?" „Ich!" antwortete Mitzlau. „So führt uns!"

Sie kamen unangefochten hin, aber die Pferde fanden sie nicht.

„Kann ein Zweifel entstehen, ob dies die nächste Brücke ist?" fragte Bernhard.

Mathieu, der Paris am besten kannte, erwiderte: „Ja! Aufwärts bei den Inseln kann eine Brücke dafür genommen werden." „Eile hin! Bringe die Pferde hierher, wenn sie kommen. Warte fest, wenn sie nicht kommen. Dann holen wir dich."

Es verging eine peinliche Viertelstunde. Die beiden Herzöge aber hatten die Ruhe der Seele, sich über ihre politischen Pläne zu unterhalten und alles festzusetzen über ihre jetzt wöchentlich auszutauschenden Mitteilungen. Die Pferde kamen nicht. — Und doch wollte Bernhard nicht zum Arsenale selbst mit Rohan, weil dadurch Spuren für die Verfolgung entstehen müßten. Auf der anderen Seite war es aber möglich, daß Tristan sich hier herüber nach dem Arsenale wenden könnte, wenn er das Nest im schwedischen Gesandtschaftshotel ausgenommen fände — man hörte wirklich Geräusch und Stimmen hinter sich.

„Gleichgültig!" sagte Bernhard, „ich höre die Pferde!"

Es war richtig. Mathieu, schon im Sattel des einen, brachte sie. Der Herzog von Rohan und Mitzlau bestiegen die anderen und setzten ihnen die Sporen ein.

„Halt!" rief Bernhard, in den Zügel Rohans greifend, „langsam durch die Stadt! Langsam bis zum ersten Tages-

schimmer, dann erst mit allen Kräften. Ein Unfall im Dunkeln wär' das Schlimmste."

Rohan drückte ihm noch die Hand; Mathieu flüsterte dem Offizier zu, den Grauschimmel nicht zu vergessen, und — über die Brücke verschwanden die drei Reiter. Herzog Bernhard stand einige Minuten unbeweglich: bei der Familie Rohan weilten seine Gedanken. Das Wiedersehen Margueritens in Groots Behausung hatte äußerlich gar nichts Besonderes gebracht. Marguerite war freundlich, heiter, unbefangen gegen ihn gewesen. Nur für die Befreiung des Vaters hatte sie ihm so lieb gedankt, daß ihm die Augen feucht geworden waren, etwas, was er kaum kannte. Übrigens hatte sich nicht gerade Sentimentalität in ihm entwickelt, was bei einem so ernsten Manne, dem die Liebe zum ersten Male ans Herz tritt, gar nicht auffallend gewesen wäre. Im Gegenteil: er war heiterer geworden, als er sonst zu sein pflegte. Das Leben stand jetzt leichter, lohnender, lichter vor ihm. An seine Knabenzeit in Weimar fühlte er sich erinnert, in welcher ihm alles, alles erreichbar geschienen hatte. — „Morgen", dachte er jetzt, „wirst du Mutter und Tochter aufsuchen und trösten; trösten und ermuntern. Auf alle Gattungen von Freude wirst du bedacht sein für die beiden Frauen." — — Da wurde er gewahr, daß der Offizier und Reitknecht auf ihn warteten. „Geht langsam voraus," sagte er, „nun und zeigt mir den Weg. Langsam!"

Er wollte im Sinnen verbleiben, im angenehmen Sinnen. Keinerlei Unruhe, keinerlei Leidenschaft bewegte ihn. Seine Seele war nur wohltätig angeregt. Das übertrug sich auf alles, auch auf sein Verhältnis zu diesem Frankreich und zu den Machthabern. Fest, aber mäßig wollte er sich zu ihnen verhalten. „So wirst du auch Starschädel", sagte er vor sich hin, „ins Unrecht versetzen. Du wirst diese eigennützigen Fremden, die dich und dein Vaterland mißbrauchen wollen, ausgiebig benützen. Es gibt keinen anderen Weg, es sind nirgends anderswo Mittel aufzufinden für Fortsetzung des Krieges, und wenn der Krieg

aufgegeben wird, so ist, so bleibt Glaube und Vaterland in eherne Ketten geschmiedet. An den Rhein, an den Rhein mit einem Heere! Nur von hier ist dies möglich. Die Rohanschen Frauen bringst du nach der Schweiz zu ihrem Vater. Dort sammelt Rohan Kriegsleute und verbündet sich mit dir, und von dort schreiten wir zu Siegen gegen Osten und Westen und gründen ein Austrien und Westrien, in welchen wir gebieten und glücklich wohnen, verbunden durch enge Familienbande."

Eine Wache rief ins Gewehr; er war am Arsenale angekommen, und beleuchtet vom vollen Mondlichte schritt er hinein.

---

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

# Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

**Heinrich Hubert Houben.**

---

Zweiundzwanzigster Band.

## Der deutsche Krieg.

Drittes Buch. II.



**Leipzig.**
Max Hesses Verlag.
1908.

# Der deutsche Krieg.

Historischer Roman in drei Büchern

von

**Heinrich Laube.**

---

Drittes Buch:

## Herzog Bernhard.

Historischer Roman in zwei Teilen.

II.



**Leipzig.**

Max Hesses Verlag.

1908.

# Herzog Bernhard. II.

# I.

Es lag im Interesse aller Beteiligten, die Verfolgung und Errettung des Herzogs von Rohan sorgfältig zu verschweigen. Wo eine Frage darüber auftauchte, da sagte Richelieu, da sagte Desnoyers, da sagte selbst Bernhard: „Wozu die Fabel wiederholen?! Rohan ist mit keinem Fuße in Paris gewesen, noch weniger ist er verfolgt worden! Die französische Regierung hat im Gegenteile neuerdings in der Schweiz freundschaftlichen Austausch mit ihm gepflogen und ihm einen neuen wichtigen Auftrag anvertraut."

Bernhards Stellung freilich zu Richelieu war durch die Rohanschen Vorfälle tief verändert worden. Die Herzogin von Aiguillon hatte sich bald überzeugen müssen, daß alle Aussicht verschwunden wäre, Herz und Hand des deutschen Herzogs zu erobern. Ebensowenig blieb ihrer weiblichen Aufmerksamkeit verborgen, daß Bernhard jeden Abend das Hotel Rohan besuchte, und daß die Prinzessin Marguerite sechzehn Jahre alt wäre. Sie unterließ nicht, ihren Oheim von all ihren Bemerkungen in Kenntnis zu setzen und ihn dahin zu vermögen, daß der deutsche Herzog so bald als möglich aus Paris zu entfernen und in die Zerstreuungen des Krieges zu senden wäre. Die Unterhandlungen zwischen dem Herzoge und dem Kardinale glätteten sich auch von da an mit einem Male, wenigstens wurden die Versprechungen des Kardinals geschmeidiger und günstiger, und Bernhard konnte mit guten Aussichten zu seinem Heere abreisen.

Er selbst war fröhlicheren, leichteren Sinnes als je. Liebesneigung verklärt uns ja die ganze Welt! Und mehr wie ein mutiger Ritter, als wie ein durch Erfahrung mißtrauisch gemachter Feldherr erschien er unter seinen Truppen Sold und Hoffnungen reichlich spendend.

Nicht daß seine Neigung zu Marguerite reichlich ein Aussprechen, eine Erwiderung gefunden hätte! Nein. Marguerite war ein fröhliches Kind geblieben, welches in voller Unbefangenheit und kindlich mit dem berühmten Kriegsmanne verkehrt hatte. Und vielleicht gerade dadurch hatte sie auf Bernhards Wesen nur erfrischend gewirkt, nicht aber drängend, treibend, beunruhigend. Es war Frühling in ihm geworden und nur Frühling in ihm geblieben. Reife und Frucht begehrte er nicht. Dies ist ja ein wesentliches Merkmal der ersten Liebe.

Seiner Marguerite Vater, der Herzog von Rohan, war glücklich nach der Schweiz entkommen, hatte dort sogar wirklich durch neue Vollmacht aus Paris größere Hilfsmittel erlangt, Bernhards nächstes und einziges Ziel ging also dahin: durch die burgundischen Berge hindurch bis an die Schweiz vorzudringen und dann in neuer persönlicher Zusammenkunft mit Rohan die weiteren Schritte festzustellen. Die kaiserlichen Truppen also, die unter Gallas und dem Herzoge von Lothringen ihm den Weg verlegten, niederzuwerfen, das war jetzt sein nächster, sein einziger Gedanke.

Seine Truppen jubelten. Nie hatten sie ihn so jung, so ungestüm, so tapfer gesehen. Oft hatten sie ihn wohl auch früher den Feldherrnfehler begehen sehen, daß er sich persönlich ins wildeste Schlachtgetümmel hineingestürzt — ein Fehler, den keine Truppe übel nimmt — jetzt, aber sahen sie mit Entzücken, daß er ganz die Ritterschlacht wieder zu Ehren brachte und wie der ungestümste Reitersmann ihnen voraus kämpfte.

Dazu brachte der Hochsommer eine wunderliche Genugtuung für diese Weimaraner. Der spanische Krieg brach endlich vollständig los gegen Richelieu und Frankreich, und Olivarez

hatte eine große kaiserliche Heerabteilung unter Piccolomini für diesen Feldzug gewonnen neben den spanischen Regimentern. Mit lawinenartigem Gefolge brach dieses spanische und kaiserliche Heer in die Pikardie ein, eroberte sie und drang bis zur Somme vor, ja drang über die Somme, nahm Corbie, die letzte Festung, und streifte schon bis an die Oise. Pontoise selbst, die letzte Stadt vor Paris, leerte sich in Flucht und Schrecken und schrie entsetzt: „Jean le Wert ist da, und seine Reiter spießen uns!" Ganz Paris zitterte vor Jean le Wert, und das Volk wollte Richelieu zerreißen, der König wollte ihn zu den Toten stürzen, ihn, der durch schlechte Politik Frankreich an den Abgrund gebracht. Reiter über Reiter flogen von Paris ins Kriegslager Bernhards, dem Herzoge Bericht zu bringen über die steigende Not, und Aufforderung über Aufforderung, er möge kommen und helfen!

„Wer ist Jean le Wert?" fragten feixend die Weimaraner, denn sie gönnten den Franzosen die Lektion. „Johann von Wörth ist es!" lautete die Antwort, „Euer Landsmann!" Da brach ein schallendes Gelächter aus, und es herrschte eine unangenehme allgemeine Zufriedenheit. Dieser Reitergeneral aus dem kölnischen Lande, welcher seit Jahren im Dienste des Bayerfürsten den protestantischen Truppen und diesen Weimaranern insbesondere ein höchst empfindlicher Feind gewesen, dieser Johann von Wörth war ihnen jetzt plötzlich nur der deutsche Landsmann, über dessen Tapferkeit sie sich unbändig freuten. So erkennt man eben erst in der Fremde, was zu uns gehört. Sie wären außer sich gewesen, wenn ihr Herzog Paris zu Hilfe gezogen wäre gegen Johanns von Wörth deutsche Reiter! Bernhard aber empfand um kein Haar anders als seine Soldaten: er schüttelte lächelnd sein Haupt und deutete gegen Osten. Dorthin gehe seine Bestimmung.

Es war nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen dies Lachen und Lächeln vergessen würden. Richelieu hatte sich damals, geführt vom Pater Joseph, männlich gefaßt, hatte alle Hilfs-

mittel in Bewegung gesetzt, hatte den spanisch-kaiserlichen Vordrang gestaut, war wieder mächtig geworden bis zum Herbste und hatte im Spätherbste sogar unerwartet aus dem fernen Osten des Deutschen Reiches eine große Genugtuung erlebt. Das letzte schwedische Heer, welches dort im pommerschen Lande nur noch mühsam standgehalten hatte vor den Kaiserlichen und ihren Prager Friedensverbündeten, dies kleine schwedische Heer hatte unter dem liederlichen, aber genialen Schwedengeneral Banér eine offene Feldschlacht gewonnen bei Wittstock im Brandenburgischen und die Partisane des Prager Friedens in die Flucht geschlagen.

Dieser Ausgang des Jahres 1636 wurde ein Wendepunkt. Die Gegner des Kaisers atmeten zum ersten Male wieder auf, und Richelieus Agenten entwickelten nun auf günstig gewordenem Boden ihre Tätigkeit. Man kann sagen: vom Schlusse dieses Jahres an bemächtigte sich französische Diplomatie und französisches Geld mit nicht mehr zu besiegendem Erfolge des deutschen Krieges. Und man muß hinzusetzen: dies französische Geld und diese französische Tätigkeit ist tödlich geworden für das Deutsche Reich. Jetzt war's ein völliger Hohn geworden, von einem deutschen Religionskriege zu sprechen! Katholische Edelleute aus Frankreich reisten im nördlichen Deutschland umher und waren die intimsten Bundesgenossen der protestantischen Fürsten. Nicht nur des protestantischen Schweden und Dänemark, auch der deutschen Reichsfürsten von Holstein bis nach Hessen. Diese französischen Agenten wühlten und knüpften und lösten in folgenschwerster Weise.

Hamburg war ihr Hauptsitz. Der Graf von Avaux und die Herren von St. Chamont und Charnacé waren die Künstler, welche in jener Zeit die protestantischen Reichsfürsten in Niedersachsen wie Schachfiguren bewegten. Das nördliche Deutschland bis gegen den Main hinauf war jetzt der Hauptschauplatz des Parteikrieges, welcher von Religion und Reich nichts mehr erblicken ließ vor Sorgen und Planen der kleinen Fürsten, die

sich eine Hausmacht gründen wollten. Das Welfenhaus spielte da die Hauptrolle, und Georg von Lüneburg war der männliche Führer neben der politischen Landgräfin von Hessen. Und die deutschen Protestanten mußten hoffend dahin schauen, weil nur in jenen Ländern die Macht des Kaisers nicht völlig herrschte, während südlich vom Main, im eigentlichen Gebiete des Heilbronner Bundes, die protestantische Fahne ganz am Boden lag. Von ihrem größten Kriegsführer, vom Herzoge Bernhard, sahen und hörten sie gar nichts mehr, er war wie verschollen. Kaiserliche Heere lagen zwischen ihm und Deutschland von der Schweiz bis in die Niederlande. Allerlei Märchen liefen um über ihn: wie er französisch und katholisch geworden wäre und an Leib und Seele verfallen. Nur in Schwaben bewährte sich die Ewigkeit der Hoffnung, und sie erfand eine Sage, welche dem Barbarossa im Untersberge und im Kyffhäuser nachgebildet war. Da, wo die schwäbischen Berge gegen die Schweiz hin abgliedern in einzelne Höhepunkte, da lag auf einzelnem Kegel die für unnehmbar geltende Feste Hohentwiel. In dieser Feste, hieß es, schlummert der Geist Bernhards, und eines Morgens werden die Waldstädte am schwäbischen Rheinufer bedeckt sein mit evangelischen Kriegern, und der alte Schlachtgesang „Eine feste Burg ist unser Gott“ wird vom Rheine aufsteigen und über die Mauern von Hohentwiel hinwegziehen. Da wird der schlummernde Bernhard aufwachen, wird auf die Zinne hinaufgehen und nach allen Himmelsgegenden winken. Und da werden die Evangelischen aus allen Ländern herzuströmen und furchtbare Schlachten liefern unter seiner Anführung, und das furchtbare Bollwerk des Kaisers in den österreichischen Vorlanden, die Festung Breisach, werden sie erstürmen und von da nach Bayern und Wien marschieren. Das evangelisch-deutsche Reich aber wird dann auf ewigen Grundlagen errichtet werden.

Der arme Bernhard selbst war beim Ausgange dieses Jahres 1636 gar fern von der Erfüllung dieser Sage. Man hatte ihn von Paris aus gänzlich im Stiche gelassen mit Geld und Truppen

— er hatte nicht die geringste Aussicht, den Wall zu durchbrechen, welcher in kaiserlichen Truppen zwischen ihm und dem Rheine lag. Richelieu rächte sich. Er wünschte durchaus nicht, daß Bernhard den Rhein erreichte oder ihn wohl gar überschritte. In der Hand wollte er ihn behalten, und wenn der König fragte, warum der Weimar so kurz gehalten werde, da antwortete leise der Kardinal: „Sire, dieser Weimar ist ein Antäus. Sobald er den vaterländischen Boden berührt, wächst er aus unseren Händen zum Riesen empor, welcher uns zurückschleudert mit einem Fußstoße von unserer Eroberung Lothringens, der Freigrafschaft und der prächtigen Landgrafschaft Elsaß. Uns soll diese Landgrafschaft an den Rhein bringen, für uns sollen diese Länder erobert werden, nicht aber für einen so gefährlichen Nachbar, wie dieser Weimar wäre." Bernhard knirschte unter diesen Zügeln, welche ihn nicht vorwärts ließen, und entschloß sich im Winter, nochmals nach Paris zu gehen. Seine Botschafter erhielten nur ausweichende Antworten, ihm selbst, meinte er, werde man Rede stehen müssen. Man empfing ihn auch wirklich wieder mit allen Ehren und entwickelte alle französische Höflichkeit, um die innerste Gesinnung zu verbergen. Aber es war nicht zu verkennen, daß er machtloser war. Selbst das Arsenal wurde ihm nicht mehr zur Wohnung angewiesen, im Palais des Marschalls von Schomberg wurde er einquartiert, und man versetzte sich nicht einmal in die Unkosten, seine heftigen Anklagen über Wortbrüchigkeit des Vertrages heftig zu erwidern. Man sprach achselzuckend von den schweren Lasten des spanischen Krieges und verwies auf bessere Zukunft. Selbst seine schlimmsten Feinde, die Jesuiten Desnoyers und Norbert von Zierotin, ließen ihn diesmal ziemlich außer acht. Norbert, welcher mit Blandini den Sommer über in Madrid gewesen und kürzlich erst auf seine Station Paris zurückgekehrt war, Norbert sogar sagte zu Blandini: „Da habt Ihr Euch wieder einmal umsonst gefürchtet! Es wird gar nicht nötig sein, daß Ihr diesen Weimar in ärztliche Behandlung nehmt, er verkommt ohne Euer Zutun,

Richelieu vergiftet ihn langsam durch Versagung der Gelder und Truppen!" Bernhard litt schwer in diesen Wintertagen. Zu trauriger Überraschung hatte er gleich nach seiner Ankunft in Paris erfahren, daß die Herzogin von Rohan mit ihrer Tochter nach der Schweiz abgereist sei zu ihrem Gemahl. Und wie wenig Aussicht hatte er jetzt, mit dem nächsten Frühlinge bis zur Schweiz durchzudringen durch den kaiserlichen Heereswall in der Freigrafschaft! Nur die Herzogin von Aiguillon im Palais Kardinal machte eine Ausnahme von der gleichgültigen Behandlung. Sie begrüßte ihn herzlich, sie widmete ihm eine Aufmerksamkeit und Hingebung, als ob nie etwas Störendes zwischen ihnen vorgekommen wäre. Bernhard wußte ja auch nichts von einer solchen Störung, er hatte sich nie klar gemacht, daß ein Liebesverhältnis zwischen ihnen abgebrochen worden wäre. Für ihn war sie der zufällige Übergang gewesen aus der Gleichgültigkeit gegen Frauen zu der erwachenden Neigung für Frauen; für ihn war es ganz in der Ordnung, daß er sie entgegenkommend, einschmeichelnd und liebenswürdig fand. Ihm tat es wohl, denn sein Wesen war jetzt einer weichen Frauenhand gar sehr bedürftig. So täuschten sie sich gegenseitig. Er aus Unbedacht, sie aus Klugheit, welche den leeren Moment in seinem Leben auszubeuten hoffte.

Der alte Kaiser in Wien veränderte diese Lage. Gegen Ende Februars 1637 kam die Nachricht von seinem Tode nach Paris, und — beim nächsten Feste im Louvre erschien Bernhard in Trauer. Dies machte großes Aufsehen und schärfte jegliche Mißstimmung. Der weimarische Herzog zeigte sich damit herausfordernd als deutscher Reichsfürst, der über allen politischen Hader hinweg Trauer anlegte um seinen Kaiser mitten unter den schlimmsten Feinden des österreichischen Kaiserhauses. Man steckte die Köpfe zusammen, man fragte, was das bedeuten sollte, man schloß: Dieser Weimar will Frieden machen mit dem neuen Kaiser! Dies war nicht im entferntesten Bernhards Absicht. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, sich unter diesen Franzosen

als ein Deutscher zu zeigen, der sich seiner heimatlichen Anhänglichkeit treu eingedenk erweise, auch gegen seine Feinde in der Heimat. Indessen gab es auch bei diesem Abendfeste im Louvre wichtige Leute, welche dem Herzoge näher traten wegen seiner Trauerkleidung. Schon vor dem Eintritte Bernhards in den hell erleuchteten Saal war ihm die Nachricht vorausgeeilt: er trägt Trauer um den deutschen Kaiser! und als die schlanke, schöne Figur des gebräunten jungen Mannes, schwarz von der Hutfeder bis auf die Fußbekleidung, über die Schwelle trat, da wichen die Staats- und Hofmänner nach beiden Seiten vor ihm zurück. Durch eine breite Gasse schritt er langsam einher, das braune Augenpaar von tiefer, ernster Kraft blickte ruhig links und rechts über die unwilligen Franzosen hin, und da ihm niemand entgegenkam, so schritt er immer weiter vor in die Tiefe des Saales hinein. Dort in der Tiefe weilte der König und die Königin. Stand eine unangenehme Szene bevor wie vorm Jahre in St. Germain? Man vermutete es. Aber siehe da, der sonst schüchterne und zurückhaltende König Ludwig erhob sich und eilte ihm entgegen. Er eilte, und sein sonst melancholisches Angesicht sah erheitert aus. Sein Königssinn war innerlichst erbaut von dem Zeichen dynastischer Treue, welches der deutsche Herzog für sein Reichsoberhaupt an den Tag legte. Mit freundlichen Worten begrüßte er Bernhard. Er sprach's nicht aus, weshalb er so freundlich wäre, aber er verkündigte ihm, daß die Königin sich freuen würde, ihn begrüßen zu können.

Die Königin Anna war ja Anna von Österreich. Es tat ihrem Herzen wohl, diesen sonst unerbittlichen Kriegsfeind ihres Hauses jetzt in Trauerzeichen um den Kaiser zu sehen inmitten von Franzosen, welche darüber entrüstet waren. Die stattliche Frau mit den berühmten weißen Armen ging ihm sogar einige Schritte entgegen, und *sie* verschwieg es nicht, was sie bewegte. Wenn auch mit leiser Stimme deutete sie auf ihre Rührung, daß ein politischer Feind ihres Hauses die Würde ihres verstorbenen Familienhauptes in der Fremde ehre.

Bernhard ging nicht näher darauf ein, aber er sprach freundlich mit der schönen Frau, in deren Gesichtszügen eine Trauer zu entdecken war, die ihn verwandt ansprach. Sie war fremd geblieben in Frankreich, ihre Ehe mit dem kränklichen Ludwig kinderlos. Man zweifelte überall an dem Glücke ihrer Ehe. Bernhard selbst, welchem die unerwartete Abwesenheit Margueritens von Rohan schmerzlich überraschend gewesen, hatte innerlich ganz die Stimmung, mit dieser seit mehr denn zwanzig Jahren vermählten, leidenden Frau zu sympathisieren. Fast noch Kinder waren Ludwig und Anna gewesen, als sie sich zu Bordeaux am Altare hatten die Hände reichen müssen, um Spanien und Frankreich einander näher zu bringen. Nach ihrem persönlichen Schicksale hatte dabei niemand gefragt.

Während Bernhard mit der Königin sprach, entdeckte sein Auge seitwärts in einer Fensterbrüstung einen feisten Mann, und nach kurzem Besinnen sagte ihm sein gutes Gedächtnis, daß und wo er diesen Mann kennen gelernt. Die Königin war Bernhards Blicken gefolgt, und unter einem leichten Erröten sagte sie: „Das ist ein sehr unterrichteter Mann, dieser Arzt, und er hat mir neulich erzählt, daß er Euch einmal flüchtig bekannt geworden sei.“ „In Frouard, Majestät! Aber ich glaube, ich habe seinen Namen nicht erfahren.“ „Blandini heißt er. Er soll sich Euch vorstellen, Herr Herzog!“

Der herbeigerufene Blandini, welchen die Königin dem Herzoge zum Gespräch überließ, war vom spanischen Minister Olivarez an Königin Anna empfohlen worden. Die Unfruchtbarkeit des königlichen Ehebettes beunruhigte die spanische Regierung, und Blandinis Rat wurde auch in solcher Angelegenheit eingeholt. Bernhard machte ihm freundliche Vorwürfe, daß der kundige Doktor einen Besuch im Feldlager immer noch nicht abgestattet. Lagerfieber und Lagerpest rafften ihm viel Leute weg, und es sei ihm kein Preis zu hoch für Unterweisung seiner Feldärzte durch einen so bewährten Mann wie Doktor Blandini.

Blandini verbeugte sich dankend und versprach einen Besuch im Feldlager des Herzogs, sobald er einmal einige Wochen freier Zeit vor sich sähe. Es war ihm jetzt nicht ernst mit der Zusage, da Herzog Bernhard seine Furchtbarkeit verloren hatte. Aber er gab sie aus Höflichkeit, und weil man doch nicht wissen konnte, ob dieser Herzog nicht wieder einmal gefährlich würde.

Die Herzogin von Aiguillon, welche herzugetreten, bestärkte ihn in dieser Zusage. „Ich selbst", sagte sie heiter, „bringe Euch einmal diesen bequemen Doktor im Wagen nach Eurem Heerlager. Ich muß Eure Krieger einmal sehen, wie sie unter Eurer Führung in die Schlacht stürzen, wovon man so reizende Wunderdinge erzählt." Und nun bemächtigte sie sich Bernhards ganz wie früher, als ob gar keine Entfernung zwischen ihnen eingetreten wäre seit der traulichen Szene im Kabinett des Palais Kardinal. Sie scherzte über den Unwillen ihres Oheims, welchen die Trauertracht des Herzogs erregen würde, und versicherte Bernhard, daß sie der Politik nicht gestatte, zwischen sie und ihre Herzensfreude zu treten. Politik sei vergänglich, das Herz sei ewig. Wahrlich, sie hatte in diesem Tone leichtes Spiel, die Oberhand zu gewinnen, wenn nicht im Herzen, doch im Kopfe und in den Sinnen Bernhards. Die Oberhand über jenes gleichgültige junge Mädchen, welches seine Herzensstimme so ganz und gar überhörte. Diese Aiguillon, eine reizende Frau von Geist und Bildung, hatte er schnöde hintangesetzt, und sie zeigte sich jetzt nicht nur ohne jegliche Bitterkeit, nein, treu und ergeben! Ihr Auge schimmerte feucht und in Sehnsucht, und es klang kindlich liebevoll, als sie ihn fragte, ob er sie hinüber begleiten wolle ins Palais Kardinal. Ihre Sänfte sei geräumig, sie biete Platz für zwei Personen. Nach einer Viertelstunde, binnen welcher die Höflichkeit genügend abgetan werde in dieser massenhaften Gesellschaft! Sie entließ ihn mit einem Blicke, welcher alle Seligkeit einer weiblichen Umarmung versprach.

Und kaum war Bernhard einige Schritte von ihr entfernt, da stand er vor einer anderen Frauengestalt, die in seiner Er-

innerung auch wie eine Circe schwebte. Die ersten Regungen der Sinnlichkeit, welche damals machtlos verblieben, hatte in Regensburg Lady Ludmilla in ihm erweckt. Und sie stand jetzt vor ihm. Ihre Verbindung mit Desnoyers hatte sie im Louvre eingeführt, nachdem sie wirklich zum Katholizismus übergetreten und für den katholischen Hof ein Gegenstand angenehmer Genugtuung geworden war. Sie begrüßte den Herzog warm und lieb. Der stattliche Kriegsheld war ihrem liebebedürftigen Wesen stets reizend erschienen, und er war ihr jetzt in der Trauer um den Kaiser eine volle poetische Erscheinung. Das alles wehte dem Herzoge aus ihren Mienen, aus ihrer Haltung, aus ihren Worten entgegen wie süßer Duft von Anhänglichkeit und Neigung. Dieser Abend schien dafür bestimmt zu sein, daß alle Mächte weiblichen Reizes sich des Herzogs bemächtigen sollten von den weißen Armen der Königin Anna bis zu den wollüstigen Tönen der Muttersprache, in denen ihm Ludmilla gestand, daß sie sich nach der deutschen Heimat sehne, und daß sie vorhabe, nach Wien überzusiedeln, wenn sich die Nachricht vom milderen Sinne des neuen Kaisers bestätigte. Von ihrem Religionswechsel wußte er nichts, und unbedenklich gab er sich den angenehmen Eindrücken hin, welche die heimatliche Kokette in ihm zu wecken wußte. Erinnerung ist die begabteste Kupplerin, alle Reize der Vergangenheit stehen ihr zu Gebote, und die angekündigte Viertelstunde verging so schnell! Es war eine ganz andere Gattung weiblichen Reizes, welche von Ludmilla in ihn strahlte, eine heimatliche Mondesnacht voll warmer Luft. Aus der reifen Schönheit dieses ebenmäßigen Körpers, dessen matt glänzende Schultern nahe vor seinem Auge winkten, aus dem seelenvollen, halb gebrochenen Auge sprach die verunglückte Lebensgeschichte des deutschen Weibes. Verunglückt in Liebe und Glauben. Das irrende Herz flehte gleichsam um Gnade, als sollte und könnte es errettet werden aus Zweifeln und übereilten Gelübden. Die überreizte Phantasie Ludmillas mochte in diesem unberührten Feldherrn der Protestanten einen Erretter

sehen, der sie mit starken Armen aus dem Wirrwarr der Sinne und der Seele emporheben könnte.

Die Herzogin von Aiguillon näherte sich eben dem Paare. Sie stand still. Wenn sie ihren Vorteil ohne törichte Eifersucht verstand, mußte sie sagen: „Recht so, recht so! Dieser spröde junge Mann wird mir nun endlich erweckt und erweicht in die Arme geführt! Die Fremde lockt für mich." Sie streifte an ihm vorüber, und ihr verführerisch sprechendes Auge sagte ihm: „Es ist Zeit, ich bewege mich dem Ausgange zu. Folge mir!"

Bernhard folgte ihr, indem er mit Ludmillen weiter sprach. Es war keine klare Absicht in ihm, eine Untreue zu begehen an dem Bilde in seinem Herzen, aber Unmut und sinnlich aufgeregter Wirbel flüsterten in ihm: „Räche dich an herzloser Trockenheit, laß dich tragen vom Strome, wer weiß, ob er nicht zu der Befriedigung führt, welche dir immerwährend entzogen bleibt, weil du sie gerade dort suchen willst, wo sie dir versagt bleibt." An der Tür des großen Saales erst verabschiedete er sich von Ludmillen — die Herzogin von Aiguillon schritt langsam durch einen kleineren Saal, umgeben von courmachenden Kavalieren, der Tür zu, welche in die Vorzimmer führte. Er folgte ihr. — Da trat ihm ein kleiner Aufenthalt entgegen in der Gestalt Mitzlaus. Rudolf von Mitzlau war ihm näher gekommen durch die damalige Errettung Rohans. Die Warnung hatte sich begründet erwiesen, Tristan war an jenem Abende wirklich mit Trabanten in Groots Hause erschienen, sich höflich entschuldigend wegen Verletzung des Gesandtschaftsasyls, weil der Herzog von Rohan ja nicht im Gesandtschaftshause selbst, sondern im Nebenhause wohne. Man dankte also Mitzlau wirklich die Errettung Rohans. Dafür war Bernhard erkenntlich, und da er bei jetzt eintretendem näheren Verkehre fand, daß Mitzlau ein kundiger Offizier und ein antifranzösischer Deutscher wäre, dessen Trieb auf Lösung der welschen Allianz gerichtet war, so hatte ihn Bernhard wiederum unter sein diesmal kleines Geleit nach Paris aufgenommen. Mitzlaus kleinen Bemer-

kungen war es auch vielleicht zuzuschreiben, daß der Herzog die Trauer anlegte um den Kaiser. Denn Mitzlau ging seit jenem Abende, als er Norbert beiseite schob, die Bahn der Versöhnung mit Österreich ohne die Jesuitenhilfe Norberts. Er meinte, wenn eine solche Versöhnung mit dem gefürchteten Bernhard zustande gebracht werden, wenn ein Bernhard dem Kaiser zugeführt werden könnte — dann sei ein solcher Weg des Ausgleichs doch viel ergiebiger als der magere Begnadigungsweg durch Unterstützung vermittels der Pfaffen. Brächte er einen Bernhard ins kaiserliche Lager, dann wachse er selbst in hohem Maße.

In diesem Sinne gab er auf alles acht, was um den Herzog vorging, und schloß sich dem jungen Dietrich de Groot an, welcher im vergangenen Frühjahr als Kriegsvolontär mit dem Herzoge ins Feldlager gegangen war. Dieser Dietrich war durch seinen Vater tiefer eingeweiht in die persönlichen Angelegenheiten des Herzogs, und von ihm hatte Mitzlau erfahren, daß man von einer Hinneigung Bernhards zur Prinzessin Rohan wissen wollte, und daß die trübe Laune desselben seit seiner Ankunft in Paris wohl von der unerwarteten Abwesenheit Margueritens herrühren könnte. Dies hatte Mitzlau lebhaft aufgegriffen. In seinem jetzigen Wunsche, den Vermittler Bernhards mit dem Kaiser zu spielen, schien ihm nichts so gefährlich, als wenn die damals wohlbekannte Annäherung der Nichte Richelieus an Bernhard sich erneuere bei dem jetzigen Pariser Aufenthalte des Herzogs. Diese Circe, wie auch er sie nannte, hatte täglich ins Palais Schomberg geschickt und sich nach Stimmung und Befinden des Herzogs erkundigen lassen. Es war Mitzlau ganz deutlich, daß sie ihn durch die Zuvorkommenheit wieder einfangen wollte, und daß es dem Herzoge auf die Länge nicht verborgen bleiben könnte, wie teilnehmend sie sich erwiesen, wenn ihm auch die täglichen Nachfragen nicht gemeldet würden. Deshalb hatte er die beiden Groot, Vater und Sohn — denn auch Dietrich war mit in Paris —, dringend aufgefordert, Nach-

richten einzuziehen über die Abreise der Herzogin und Prinzessin von Rohan, Nachrichten, welche irgend einen beschwichtigenden Grund für diese Abreise an die Hand geben könnten. Beschwichtigend für den Unmut des Herzogs. Diesen großen Gesellschaftsabend im Louvre hatte Mitzlau ganz besonders gefürchtet, weil er voraussah, daß die Herzogin von Aiguillon hier dem Herzoge zum ersten Male wieder begegnen würde, und darum hatte er gerade heute dringend darauf bestanden, daß Dietrich selbst ins Hotel Rohan ginge, wo am Ende doch etwas Näheres über den Beweggrund zu erfahren wäre, welcher die Herzogin und Prinzessin zur Abreise getrieben. Dietrich nämlich hatte ihm von einer alten Kammerfrau gesprochen, welche tief im Vertrauen der Herzogin stünde und welche vielleicht Auskunft geben könnte, wenn sie nicht mitgereist wäre. Letzteres persönlich zu erkunden und mit der Frau vertraulich zu reden, hatte Dietrich für diesen Abend übernommen. Peinlich hatte Mitzlau auf Dietrichs Ankunft im Louvre gewartet, als er bestätigt gesehen, daß die Aiguillon dem Herzoge naheträte. Der unzuverlässige Gesell Dietrich — hatte er ärgerlich gedacht — ist sicherlich einer Liebschaft drüben in der Vorstadt nachgegangen, statt schleunig die alte Kammerfrau aufzusuchen, und schon war er im Begriff gewesen, den Herzog anzutreten und mit einer dreisten Erfindung auf andere Gedanken zu bringen, da war Ludmilla an ihm vorübergekommen dem Herzoge entgegen. Dies hatte ihn zurückscheuchen müssen. Diese Frau haßte ihn tief, ihr mußte er eilig aus dem Wege weichen — aber dies Ausweichen brachte ihm Glück, es führte ihn im Gedränge der Soiree vor den Vater de Groot, welcher eben erst gekommen war, und welcher, nach seinem Sohne fragend, in der Geschwindigkeit Mitzlau eine Mitteilung gemacht hatte. Diese Mitteilung in Gedanken ausschmückend, hatte Mitzlau die Nähe des Herzogs wieder aufgesucht, und mit Ungeduld hatte er auf den Moment gewartet, daß Ludmilla ihn endlich wieder freigeben würde. Er sah wohl, daß die Aiguillon an der Ausgangstür des kleineren Saales

auf den Herzog wartete, und daß nur eiligst ein Riegel vorgeschoben werden könnte.

Endlich schied Bernhard von Ludmillen, und Mitzlau beschleunigte seinen Schritt, um den Herzog zu erreichen, bevor dieser von der Aiguillon angeredet und fortgeführt würde. Unvorsichtig im Vorgehen kam er dabei Ludmillen dergestalt in den Weg, daß er sie anschauen und als höflicher Kavalier um Verzeihung bitten mußte — es war ein Augenblick arger Pein für Ludmillen. Sie wurde blutrot vor Zorn und Scham und empfand die Strafe für ein verfehltes Leben in dieser widerwärtigen Begegnung, welche ihre soeben versuchte Annäherung an Bernhard in das garstigste Licht stellte. Sie war fein genug, es augenblicklich und ganz zu empfinden, daß sie ihren Übertritt wiederum verleugnet hätte, indem sie Bernhard warm und hoffnungsvoll nahegetreten, und daß die unmittelbar darauf folgende Erscheinung Rudolfs von Mitzlau, ihrers Verführers und Verderbers, wie ein unmittelbares Strafurteil des Himmels auf sie gefallen sei. Außer sich flog sie einem Seitenausgange zu, unbekümmert um die erstaunt vor ihr weichenden Hofleute. Sie fühlte sich vernichtet. Mitzlau hatte ein gröberes Gewissen. Er behielt ungestört sein Ziel im Auge und erreichte es, wenn auch nur einige Schritte vor der harrenden Aiguillon. Bernhard stand still auf seine dringende Anrede, welche in gedämpftem Tone eine wichtige politische Nachricht ankündigte.

„Welche?“ fragte der Herzog. Der politische Lebensberuf fand ihn in jeder Lage aufmerksam. „Aus der Schweiz, fürstliche Gnaden. Hugo Grotius hat sie vor einer Stunde erhalten, und sie betrifft den Herzog von Rohan.“ „Nun?“ „Das hiesige Ministerium hat ihn, wie Ihr wißt, mit einer Aufgabe in Graubünden betraut, damit die Alpenpässe nach Italien für die Spanier verschlossen blieben durch die Grisons. Es ist ein Uriasbrief gewesen, welchen ihm das Ministerium gesendet, wahrscheinlich um auf geschicktere Weise als hier in Paris sein Verderben herbeizuführen.“ „Zur Sache! Zur Sache!“ „Die

Aufgabe hat sich als eine Unmöglichkeit erwiesen. Es hat in Chur eine furchtbare Szene stattgefunden: man hat den Herzog von Rohan ergreifen und niedermachen wollen, weil er französischen Machinationen gegen die Freiheit der Grisons dienstbar sei; nur mit größter Anstrengung ist es den Freunden seiner ehrenwerten Persönlichkeit gelungen, ihn dem Tumulte zu entreißen und ihn auf fürchterlichen Bergpfaden des Kalanda-Gebirges in die Schweiz zu entführen. Auch dort in den katholischen Urkantonen ist er vom Äußersten bedroht gewesen. Es hat sich deutlich offenbart, daß von hier aus alles angelegt gewesen ist, den unliebsamen Hugenottenführer zu vernichten. In tiefer Erschöpfung ist der bejahrte Herr nach Genf gerettet worden, und noch kurz vor den Toren dieser Kalvinistenstadt ist er nahe daran gewesen, den Streifpartien des französischen Heerführers, des Herzogs von Bourbon, in die Hände zu fallen. Aus Burgund hinüber hat dieser, unbekümmert um schweizerische Neutralität, Truppen über den Jura geworfen, um Rohans habhaft zu werden. Letzterer liegt erkrankt zu Genf darnieder, und das glücklicherweise wohlbefestigte Genf fühlt sich nicht sicher vor einem französischen Überfalle, weil es einem Manne wie Heinrich Rohan Schutz und Zuflucht gewährt. Fürstliche Gnaden sollte bedacht sein, ein ernstes Wort an rechter Stelle hier zu sprechen über diese Verfolgung unseres Glaubensgenossen." „Woher die Nachricht?" „Vom schwedischen Gesandten. Ein schwedischer Rat Müller, aus Stockholm vom Kanzler Oxenstierna an Euch, Herr Herzog, abgesendet, hat sie heut abend gebracht. Er kommt über Basel, weil er gehofft hat, Euch in der Freigrafschaft zu finden." „Dort kommt ja Dietrich aufgeregt. Vielleicht weiß er noch mehr."

Dietrich, ungemein zu seinem Vorteile verändert durch ein halbjähriges Kriegsnovizenleben, wurde durch die Aiguillon aufgehalten, welche ihm Komplimente machte über sein strafferes Aussehen und über den Fortschritt des lichtgelben Mantels zu lichtbrauner Couleur. Sie war guter Laune und konnte es nicht

unterlassen, ihn aufzuziehen. Er versicherte recht kurz, daß eine Dame schuld sei an der Lichtbräune, welche der Frau Herzogin auffalle, und daß er die nähere Erklärung sich jetzt versagen müsse, da er seinem Herzoge eine Nachricht zu überbringen habe. Dabei grüßte er mit so scharf zusammengenommenen Gliedmaßen, daß nicht zu verkennen war, sie seien jetzt geordneter als sonst, und schritt zum Herzoge. Immer noch mit langen Schritten wie früher, aber mit größerer Zuversicht in den Beinen. — Sein Bericht ging dahin, daß er aus dem Hotel Rohan komme, wo er die vertraute Kammerfrau der Frau Herzogin gesprochen. Sie liege krank zu Bett und habe deshalb die schnell abreisenden Damen Rohan nicht begleiten können. Sie wisse aber, daß die Abreise von Mutter und Tochter deshalb so jählings stattgefunden habe, weil ein Diener des Herzogs die Nachricht aus Genf gebracht habe, der Herr Herzog Heinrich liege schwer krank darnieder —

„Deshalb?!“ rief Bernhard und, sein Auge leuchtete. Politik und Herz waren ihm nun auf einmal in Bewegung, und wenn er die harrende Aiguillon nicht hätte sehen müssen, er hätte sie vergessen. Er ging auf sie zu, um ihr mitzuteilen, daß er sich die Begleitung versagen müsse, weil dringende Geschäfte — da sah er aus der Seitentür, durch welche Ludmilla geflüchtet, den Kardinal Richelieu eintreten. Sein Anblick wirkte, als ob er die Hauptmacht des Feindes auf dem Schlachtfelde erscheinen sähe, und er ging stracks auf ihn zu. Er fühlte das Bedürfnis eines Angriffs. Richelieu desgleichen. Er erschien jetzt erst in der Gesellschaft, aber man hatte ihm doch schon erzählt, daß der Herzog von Weimar das größte Aufsehen machte und König wie Königin für sich gewonnen hätte durch die Trauer, welche er für den Kaiser zur Schau trüge. Solch ein Anhänglichkeitszeichen war sehr gegen die Neigung des Kardinals. Es verrückte die Stellung des Herzogs, welche er ihm in Frankreich angewiesen sehen wollte, es bestärkte den König in dynastischen Formen, welche Richelieu geringschätzig behandelte, weil sie gar oft in wichtigen Schritten störten.

Richelieu schwoll also jetzt die Galle, als er den schwarzen Herzog auf sich zukommen sah. Von Wiederanknüpfung des Verhältnisses mit seiner Nichte wußte er nichts, die ganze Maschine also, diesmal im wallenden Kardinalpurpur, war geladen, als Bernhard ihn scharf ansprach und zur Rede stellte über die „nichtswürdige" Behandlung des Herzogs von Rohan. Richelieu fragte schneidend zurück, was einen Herzog von Weimar berechtige, mögliche oder nicht mögliche Schritte des französischen Ministeriums nichtswürdig zu nennen.

„Mein Glaube, meine Freundschaft für Rohan, mein Verhältnis zu Frankreich berechtigen mich dazu." „Frankreichs Feinde zu schlagen, nicht aber sie zu beschützen, ist Euer Verhältnis zu Frankreich!" „Was gehen mich denn Eure Freunde und Eure Feinde an! Ich verkehre mit Euch, um den deutschen Kaiser zu bekriegen. Aus keinem anderen Grunde, zu keinem anderen Zwecke. Nur in diesem einzigen Punkte bin ich Euch verbündet. Und was ist der Kern meines Krieges gegen den Kaiser? Mein protestantischer Glaube, welchen der Kaiser unterdrückt. Hat es nun einen Sinn und Verstand, daß Ihr als mein Verbündeter den protestantischen Glauben unterdrückt und sogar in meinen Freunden verfolgt, selbst in solchen Freunden verfolgt, welche wie Rohan auf dem Kriegsschauplatze gegen den Kaiser wirken? Hat das einen Sinn? Nein, es ist die offenbare Verhöhnung unseres Bündnisses. Es zeigt, daß Ihr mich und die Schweden nur gebrauchen wollt, um politische Pläne gegen das Deutsche Reich ins Werk zu setzen. Wohl denn! Der Schwede und ich werden diese Erfahrung nützen und werden Euch sachgemäß antworten."

Bernhards Ton war immer lauter geworden, die Gesellschaft aus dem großen Saale war herzugeströmt, und es war ein glücklicher Gedanke, daß Hugo Grotius die Tür des Nebengemaches schließen ließ, in welches die beiden Wortfechter während des Streites eingetreten waren.

Grotius selbst, sein Sohn und Mitzlau von der einen Partei,

Richelieu und der ihn begleitende Abbé Boisrobert von der anderen Partei waren nun abgesondert, und der Streit konnte gründlich zu Ende geführt werden. Dazu wäre Richelieu ganz geneigt gewesen; denn er meinte jetzt des deutschen Herzogs nicht mehr in dem Maße zu bedürfen wie früher. Beim Vordringen des spanischen Heeres bis gegen Paris im verflossenen Sommer hatte dieser deutsche Herzog den gefährdeten Kardinal nicht im mindesten unterstützt, der Kardinal hatte diese große Gefahr allein bestehen müssen. Er hatte sie bestanden und war nun um eine Kopflänge gewachsen an Macht und Zuversicht. Jetzt kam ihm diese Gelegenheit fast erwünscht, den unbequem fordernden Bernhard einmal nachdrücklich in die Schranken zu weisen. Die letzte Rede Bernhards draußen vor so viel Zuhörern hatte ihn ergrimmt, seine Nerven bebten in Wut, und er begann eine Erwiderung, welche in die giftigste Spitze ausgehen sollte — da wurde er inne, daß der schwedische Gesandte zugegen war. Sie waren inmitten des nächsten Zimmers stehen geblieben, und Grotius trat ihm jetzt erst deutlich vor die Augen. So groß aber war seine diplomatische Schulung, daß sie ihn abhielt, für eine augenblickliche Genugtuung die nächste Zukunft preiszugeben. Er gewann es über sich, in eine mäßige Sprache einzulenken und Grotius zur Teilnahme am Gespräche aufzufordern. Dadurch — meinte er ganz richtig — wird die Spitze des Streites abgebrochen werden. Er kannte ja Grotius als einen sehr vorsichtigen Mann. Diesmal war aber auch Grotius rücksichtsloser als sonst. Die Ankunft eines außerordentlichen Abgesandten aus Stockholm in der Person des Rats Müller war gegründet; Grotius war dadurch befugt, kräftiger aufzutreten, und seine Neigung für Bernhard und Rohan unterstützte ihn in dem längst gehegten Wunsche, dem Kardinal einmal nachdrückliche Vorstellungen zu machen über die ungenügende Unterstützung der protestantischen Sache. Er sprach ruhig, gemessen, aber logisch stark, indem er alle die Widersprüche der Richelieuschen Politik bloßlegte.

Richelieu kochte vor Ingrimm, und als nun Bernhard die Beweisführung de Groots für sich in Anspruch nahm und auf unmittelbar praktische Folgerungen überging, als er die Summen nannte, die versprochen und nicht gezahlt worden wären für seine Kriegsmacht, als er die Truppenzahl anführte, die verheißen und nicht gestellt worden, als er die unfähigen Generale bezeichnete, die ihm aufgedrängt wurden zum Schaden des Krieges, da riß auch dem diplomatischen Meister Richelieu die Geduld, und er entgegnete mit geringschätziger Heftigkeit, welche mit den Worten schloß: „Wohl denn! Da Ihr von Frankreichs Beistand so abfällig denkt, so entbehrt ihn, erlaßt ihn uns, wir sind dessen ganz froh. Unser Geld kann ersprießlicher zu unserm Vorteil verwendet werden. Die Millionen, welche der deutsche Krieg unserm Lande alljährlich kostet, werden ja doch der Kultur unseres Landes entzogen. Sie wird sich Glück wünschen, wenn man sie ihr von jetzt an ausschließlich zuwendet. Sie wird sich bedanken bei Euch, Herr Herzog von Weimar. So sei's denn! Wir wollen hier in Frankreich mit gefalteten Händen zusehen, wie der Kaiser Euch bis zum Schlusse dieses Jahres zu Paaren treibt. Ach, was spreche ich, ‚bis zum Schlusse des Jahres'! Bis zum Sommer wird es ein Ende haben mit all den mittellosen Haufen, die noch dazu alle untereinander uneinig sind, ein Ende mit Schrecken. Und Schweden wird Gott danken, wenn es die pommersche Küste rettet. Es wird auch die nicht retten. Der jetzige Kaiser wird Stralsund nicht mehr umsonst belagern. Schweden ist längst erschöpft. Geld hatte es nie; es holte sich's in Deutschland. Seit Deutschland auch keins mehr hat, hat auch Schweden keins mehr. Französisches Geld ist's, mit welchem auch der schwedische Krieg geführt wird. Selbst Truppen hat Schweden nicht mehr, das wenig bevölkerte Land ist jetzt an streitbaren Männern aufgezehrt. Deutsche Söldner, die wir bezahlen, führt es in die Schlachten. Der ganze Plunder zerstiebt, wenn wir nicht mehr zahlen, und Eure Herrlichkeit, Herr Herzog von Weimar, wenn Frankreich nicht mehr hinter

Euch steht, ist Euch ja ohne meine Aufklärung sehr wohl bekannt. Ihr haßt uns ja recht herzlich und wäret all Euer Lebtag nicht zu uns gekommen, wenn Ihr anderswo Mittel zur weiteren Kriegführung gefunden hättet. Sucht sie denn anderswo, da unser Gold und unsere Truppen Euch nicht sauber genug erscheinen. Ihr findet sie nirgends, nirgends! Das wißt Ihr so gut wie ich, und das Ende vom Liede wird sein, daß Ihr Euer ganzes Leben kläglich verleugnen und Euren Frieden mit dem katholischen Österreich machen müßt, wenn man das Frieden nennen darf, was erbärmliche Unterwerfung ist, erbärmlich, denn unter Fußtritten für Euren sogenannten Glauben, unter Fußtritten für Eure sogenannte Libertät des Deutschen Reichs werdet Ihr hinschmachten zu einem ruhmlosen Grabe. Ihr wollt es aber, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Habt es! Glückliche Reise!"

Hoch aufgerichtet stand er da im weiten, faltigen Kardinalspurpur, der bisher so höfliche Richelieu, welcher den Herzog Bernhard immer nur schmeichelnd gestreichelt hatte. Aus dem braunen Auge blitzte Genugtuung, daß er endlich einmal die wahre Schärfe herausgekehrt, und aus den feinen Zügen um Mund und Nase und weißen Bart blitzte Zufriedenheit. Zufriedenheit darüber, daß er einmal vor diesen Fremden habe schnöde abweisend auftreten können, ohne der Klugheit und Vorsicht was zu vergeben. Im Gegenteile! „Du hast sie — dachte er — von nun an ganz anders in der Hand. Sie können dich nicht entbehren und ihr ewiges Mäkeln und Fordern ist nun für immer in Schranken gewiesen, welche du bestimmst." Hugo Grotius war auch wirklich betroffen. Er sah das Kopfschütteln des Kanzlers Oxenstierna vor sich, daß der schwedische Gesandte solch eine abschätzige Sprache Frankreichs habe hervorrufen können, er hörte das Murmeln Oxenstiernas: „Man muß eben nicht einen Gelehrten an solche Stelle senden, einem Gelehrten bieten die Staatsmänner alles."

Bernhard dagegen hatte die Rede mit Kopfnicken begleitet;

ihm schien sie geradezu willkommen zu sein. Und e r antwortete in auffallend ruhigem Tone. „Bravo, Herr Kardinal,“ sagte er, „bravo! Ehrlich währt am längsten. Nun weiß man doch deutlich, was unsere Allianz zu bedeuten hat. Unsere Schmerzen und unsere Ziele haben für Euch nicht die mindeste Bedeutung in diesem Kriege gegen den Kaiser. Euer Geld ist das einzige der Rede Wertes. Das gebt Ihr je nach unserer Stärke. Sind wir stark, so gebt Ihr's artig und mit lieblichen Aussichten für die Neugestaltung des Deutschen Reiches. Sind wir schwach, so werft Ihr es uns wie ein Almosen zu, verächtlich und mit dem Zusatze: ‚Ihr seid im Grunde nichts als unsere Söldner. Eure Hoffnungen und Pläne sind für uns Chimären, und über sie wird kein Wort verloren werden bei einem etwaigen Frieden!‘ Ich bedanke mich bei Eurer Eminenz für die endlich hervorbrechende Aufrichtigkeit. Sie soll nicht weggeworfen bleiben. Mich quält das Verhältnis lange, und mein Gewissen war gepeinigt von dem Gedanken, daß ich Euch nur zum Werkzeuge dienen könnte. Nun ist jeder Zweifel gehoben. Nehmt an, daß ich das schriftliche Dokument unseres Vertrages in dieser meiner Hand hielte. Da! Zu Euren Füßen hin schleudert sie das Dokument! Wir sind geschiedene Leute. Ich eile stehenden Fußes zu meinem Heere. Wollt Ihr mich etwa nach Eurer beliebten Manier aufhalten, so habt Ihr Schritte von mir zu gewärtigen, welche Euch die weißen Haare zu Berge treiben werden. Und außerdem würden Eure schlaffen Truppen, die im Heerlager neben den meinigen liegen, dergestalt von meinen Kriegsleuten beim Schopfe gefaßt werden, daß von den Tausenden kaum einer den Rückweg nach Paris finden dürfte. Danach bemeßt Eure Schritte. Gott befohlen!“

Ruhigen, festen Schrittes ging er durch den Seitenausweg hinweg, einer harrenden Aiguillon nicht im mindesten mehr eingedenk, sogar Ludmillen nicht bemerkend, die vorhin gerade in dies Zimmer geflüchtet, die jetzt vom einsamen Sitze in einer Fenstertiefe Zeugin der Unterredung geworden, und die nun

unwillkürlich hervorgetreten war, als müßte sie ihm die auflodernde heimatliche Zustimmung durch Gebärden ausdrücken. Denn wie verwirrt und pfadlos sie auch geworden war, die Jugendeindrücke, der Sinn ihres Vaters hatten doch nicht so sehr in ihr zerstört werden können, daß sie nicht zustimmend hätte ausrufen müssen: „Das ist die Sprache eines Mannes gegen Tücke!“ Sie sprach's nur leise vor sich hin, und der Anblick Mitzlaus, welcher neben Dietrich dem Herzoge Bernhard folgte, scheuchte sie vor jedem weiteren Schritte zurück.

Richelieu und Hugo Grotius waren stehengeblieben inmitten des Zimmers. Beide waren betroffen. Richelieu ungemein durch die positive Absage Bernhards. Die war durchaus nicht in seinem Sinne, die verrückte all seine Pläne, ja, sie war nicht ohne Gefahr für ihn. Wenn Bernhard ein Abkommen traf mit dem kaiserlichen Heere, welches nach der Saone hin nur einige Meilen entfernt von Bernhards Truppen unter Gallas in Winterquartieren lag — dann, dann — oh, der sonst so kluge Politiker hätte sich ins Gesicht schlagen mögen, daß er so weit gegangen war. Grotius war ihm ein willkommener Stab, den er ergreifen konnte. Achselzuckend machte er ihm bemerklich, daß solch ein Kriegsmann doch alles gleich auf die Spitze treibe und daß der Herr Gesandte ihm nacheilen und ihn beschwichtigen möge. Schöne Redensarten für Schweden blieben nicht aus — und Grotius ging in der Richtung von dannen, welche Bernhard eingeschlagen hatte, Richelieu ging in den Saal zurück und kam zerstreut bei seiner harrenden Nichte an. Als sie nach Bernhard fragte und als er erfuhr, daß er sie hätte nach Hause begleiten wollen, da wurde er doppelt zornig gegen sich selbst und gegen seine ungeschickte Politik. „Wir haben kein Glück mit dem Manne,“ sagte er knirschend mit leiser Stimme zur verstimmten Aiguillon, „und das muß man sich zum Fingerzeig dienen lassen. Wer uns als Freund durchaus nicht nützen kann, der ist vielleicht bestimmt, uns als Feind zu nützen. Behandeln wir ihn von nun an ganz als solchen!“ „Warten wir

damit noch einige Tage," sagte ebenso leise die Aiguillon, „wenn er noch einige Tage in Paris bleibt."

---

Es sah nicht danach aus, als ob Bernhard auch nur noch einige Tage in Paris bleiben würde. Entschlossen zu baldigster Abreise kam er ins Palais Schomberg, und er fühlte sich leicht und frei in diesem Entschlusse. Das Bündnis mit Frankreich lastete schwer auf ihm, und Hans von Starschädels Warnung war tief in seine Seele gedrungen. Er versuchte sie wohl abzuschütteln, diese Warnung und Gewissenslast, indem er ausrief: „Es ist nicht schwer, tugendhaft zu bleiben, wenn man sich gestatten darf, untätig zu bleiben und schweigend zuzuschauen!" Aber dennoch atmete er an diesem Abende in tiefer Erleichterung. Es gibt eben ein Gewissen im Menschen, welches feiner hört, als alle Verstandeskräfte hören. Der Verstand wußte auch jetzt noch nicht Bernhard zu sagen, was aus ihm und seinen Truppen werden sollte ohne Frankreichs Hilfe. Und trotzdem war ihm wohl zumute. Die erste Person, welche er rufen ließ, war der Bart-Konrad. Ihm trug er auf, am nächsten Morgen schon nach Deutschland zu reiten und seinen alten Herrn Hans von Starschädel aufzusuchen. Er traute diesem Konrad einen gesunden Menschenverstand zu und machte ihn ohne irgend was Schriftliches zu einem wichtigen Botschafter. „Du wirst alles gut bestellen," schloß er, „wenn du deine Leidenschaft zügelst und dich vor Ausbrüchen derselben hütest. Der Punkt unseres Zusammentreffens — das sage Herrn Hans und das laß dir gesagt sein — ist der Sundgau, da wo der Rhein sein Knie macht gegen Norden, die Gegend von Basel. Wie lange ich Zeit brauche, und ob es mir gelingt, bis dorthin durchzureißen, das weiß Gott. Aber Gott wird uns nicht verlassen, da wir wieder ehrliche Deutsche werden." „Endlich!" „Und reite nordwärts durchs Luxemburgische und durch Westfalen. Du kommst da leichter durch. Erlach wird dir Reisegeld zahlen. Behüt' dich Gott!"

Erlach stand dabei. Dieser Schweizer hatte durch militärische und praktische Tüchtigkeit im Laufe des letzten Feldzuges das Vertrauen Bernhards in hohem Grade gewonnen. Er war jetzt des Herzogs rechte Hand. Aber Erlach war nicht erbaut von dem Bruche mit Frankreich. Der deutsche Widerwille gegen die Franzosen war nicht stark in ihm, und er sah nicht ab, wie der deutsche Herzog ohne große Geldhilfe sein Heer zusammenhalten und ergänzen könnte. Das Geld war ihm hochwichtig. Und jetzt kam Hugo Grotius an und brachte die letzten versöhnlichen Äußerungen des Kardinals. Er wie Erlach redeten dem Herzog eifrig zu, den Bruch zu vermeiden.

Bernhard hörte sie schweigend an. Er wußte nur zu gut, wie sehr sie recht hatten mit allen militärischen Gründen. Aber er ließ sich in seinem Innern nicht mehr stören. Feldherr war er indessen genug, um das hinzunehmen, was ihm den Rückzug erleichtern konnte. Er sagte deshalb endlich: „Gut. Übernehmt Ihr also, Herr Grotius, den Riß zu stopfen, so gut es geht. Seid offizieller Vermittler zwischen mir und Richelieu! Ich selbst mag nichts mehr mit ihm zu tun haben. Erlach hier mag mich vertreten." Dies war eine unglückliche Wahl. Diesem praktischen Schweizer hätte er nicht so große Vollmacht geben sollen für die Franzosen! Es war tiefe Nacht geworden, und sie schieden. Der Herzog blieb allein. Hoffmann entkleidete ihn und drückte in zuversichtlichen Worten seinen Stolz aus, daß der Herr Herzog endlich seinem Rate gefolgt sei und sich von den nichtswürdigen Franzosen losgemacht habe.

„Und nun wirst du das Geld vorschießen zum Kriege, hoff' ich!" „Wie?!" „Wir wollen sehen, wie weit deine Ersparnisse reichen. Sie sind gering, ich weiß es." „Fürstliche Gnaden!" „Geh schlafen — und — schick' mir noch den Dietrich herein!"

Das patriotische Herz Bernhards war endlich beruhigt, ein anderer Teil des Herzens wollte auch seine Befriedigung. Marguerite Rohan war jählings abgerufen worden von Paris, das war ihm eine große Erquickung gewesen. Sein Geist war

mit ihr beschäftigt, wie das zarte Geschöpf in noch rauher Jahreszeit die Reise hatte machen müssen durch die Berge bis an den Rhonefluß, wo er aus der Schweiz bricht, und in Genf trifft sie den geliebten Vater krank und in gefährlicher Bedrängnis, und für Hilfe erblickt sie samt der geliebten Mutter ringsum am politischen Horizonte gar keine Aussicht. Dorthin nach Genf ins Rohansche Familienzimmer wollte er Trost und Hoffnung senden. Der junge Groot, ein Bekannter im Rohanschen Hause, ein zuversichtlicher Enthusiast, sollte sie hinbringen. Dietrich trat ein. Der Herzog hatte sich schon ins Bett gelegt und rief ihm heiter die Frage zu, ob er sich jetzt fest genug im Sattel fühle, um eine Reise zu machen auf scharfem Pferde.

„Der Konrad versichert, fürstliche Gnaden, ich ritte jetzt schon wie ein Dragoner." „Nun denn, junger Dragoner, habt Ihr Lust, eine Botschaft zu reiten nach Genf an die Rohans? Ihr wart ja doch früher ein Liebhaber der Prinzessin Marguerite!" „Ein Liebhaber? O ja. Ich habe alle jungen Damen lieb von der Herzogstochter bis zur —" „Kaufmannstochter! Man spricht davon. Wie steht's also? Wollt Ihr morgen früh Abschied nehmen von der — was weiß ich! — und eiligst nach Genf reiten?" „Nach Konstantinopel, wenn Herzog Bernhard mich beauftragt." „Euer Auftrag ist nur mündlich. Die Spanier könnten Euch in Burgund anhalten und durchsuchen. Ich lasse die herzogliche Familie herzlich grüßen. Sie sollte guten Mutes sein. Mein Feldzug würde zeitig beginnen, und die Spitze der Schweiz wäre sein Ziel. Gelänge alles, wie ich es vorhätte, so befreite ich den Herzog von der Gefangenschaft in Genf und holte ihn samt den Seinen nach der nördlichen Schweiz. Die Familie Rohan sollte fest rechnen auf mein Herz und mein Schwert. Der Prinzessin sagt, ich würde ihr den Rhein zeigen und den Schwarzwald. — Euren Rückweg, junger Herr, nehmt über Bourg und Chalons; an der Saone, denk' ich, werdet Ihr mich finden, um frische Bergschlachten mitzuschlagen. Ihr seid ja noch in keine Schlacht gekommen und brennt danach. Nicht?"

Dietrich antwortete unverständlich. „Also auf Wiedersehen an der Saone!" schloß der Herzog. „An der Saone!" wiederholte Dietrich mit einem tapferen Seufzer und ging.

Bernhard überließ sich dem Schlummer in einer heiteren Seelenruhe, als ob er, wieder ein Knabe im weimarischen Schlosse, unter dem Schutze seiner Mutter einschliefe, als ob die politische Sorge der letzten Kriegsjahre wie Wolke und Nebel aufgeflogen wäre vor einem linden, erfrischenden Lufthauche. Das ist die Macht einer reinen, jungen Liebe, sie breitet immer wieder neu einen Frühling über alles, was grau und abgestorben ist um uns her. Gering und nichtig erscheinen alle Schwierigkeiten des Lebens, schöpferische Zuversicht schwillt unsere Brust, wir meinen, die Gottheit selbst sei persönlich in uns eingekehrt und habe es übernommen, uns über Höhen und Abgründe zu tragen.

Am anderen Tage begannen die Anfragen und Botschaften Richelieus. Bernhard blieb seinem Vorsatze völlig getreu. Er lehnte jeden weiteren Verkehr völlig ab und verwies jede fernere Unterhandlung an Erlach und an den schwedischen Gesandten Grotius.

Er selbst ließ alles zur Abreise bereitstellen. Nur ausreiten sah man ihn, und zwar rings um die Mauern von Paris, als wollte er die Stadt in Augenschein nehmen zum Behufe einer Belagerung. Das blieb nicht unbeachtet, und Richelieu wurde mit Fragen bestürmt, ob der allgemein bemerkte Streit zwischen ihm und Bernhard in einem Zimmer des Louvre Folgen gehabt habe.

Richelieu wurde immer unruhiger und sandte endlich Desnoyers ins Palais Schomberg. Auch er wurde abgewiesen. Trotz eines Briefes, welchen Bernhard eben erhalten hatte, als man ihm den Minister Desnoyers meldete. Dieser Brief warnte ihn namentlich vor Desnoyers und beschwor ihn, gerade diesen kleinen Graukopf freundlich zu behandeln, denn e r wäre Bernhards gefährlichster Feind. Dieser Brief kam von Ludmillen. Sie hatte sich gedrungen gefühlt, ihm ihre Bewunderung aus-

zusprechen über seine patriotische Haltung gegenüber dem Kardinal, von welcher sie zufällig Zeugin gewesen, und hatte ihn in diesem Briefe um eine Unterredung gebeten. Bernhard ging zu ihr. Eine wohlwollende Frau aus der deutschen Heimat war jetzt der Stimmung seines Wesens zusagend.

Es war der zweite Abend nach jener Szene im Louvre. Am anderen Morgen wollte Bernhard Paris verlassen. — Er hatte seinen Abschiedsbesuch bei Hugo Grotius gemacht, und er wußte aus Ludmillens Briefe, daß sie dicht neben dem Hause des schwedischen Gesandten wohnte. Er trat in die Wohnung Ludmillens und fand sie allein. Norbert war damals nicht in Paris, sondern in Madrid, wohin ihn Olivarez neuerdings beschieden. Ludmilla war jetzt dem Herzoge Bernhard gegenüber nicht mehr in jener leichten Stimmung einer gefallsüchtigen, sinnlichen Frau. Ihre edelsten, ihre besten Regungen hatten jetzt die Oberhand in ihr. Zerfallen mit sich selbst, das heißt eben zerfallen mit ihren edelsten und besten Regungen, war sie längst, und der Religionswechsel hatte ihr keinen dauernden inneren Segen gebracht. Die Bewunderung, welche ihr Bernhard im Louvre eingeflößt, hatte ihre tiefbewegte Stimmung gehoben — sie trat ihm entgegen mit dem innigsten Wunsche, ihm zu nützen. Sie konnte es. Das ahnte sie, das wußte sie halb und halb. Sie war eine in politischen Maßregeln wohlerfahrene Frau, sie verstand auch die leisesten Andeutungen. Nun hatte zwar Norbert weislich unterlassen, trotz seines intimen Verkehrs mit ihr, sie jemals einzuweihen in seine jesuitischen Pläne. Aber ein vertrauter täglicher Umgang stumpft die Vorsicht ab, und nachdem Ludmilla wirklich zur katholischen Kirche übergetreten war, ergingen sich die Gespräche zwischen Norbert, Blandini und Desnoyers doch öfter als sonst mit geringerem Rückhalt über die Hauptfeinde der Kirche und über die Wünsche und Möglichkeiten, diese Gegner zu lähmen oder zu beseitigen. Der deutsche Herzog, wie Bernhard kurzweg genannt wurde, war da öfters unter Andeutungen erwähnt worden, welche für

das feine Ohr Ludmillens längst beschlossene Voraussetzungen verrieten. Kurz, es war ihr allmählich — besonders wenn die Herren nach der Tafel ohne sie sprachen und die entfernt sitzende Dame des Hauses nicht beachteten — klar geworden, daß dem gefürchteten Weimar eine Galgenfrist gesetzt wäre und daß ein Attentat auf sein Leben eintreten könnte, wenn er Miene machte, ihnen über den Kopf zu wachsen. — Gestern nun, als auch Desnoyers persönlich im Palais Schomberg abgewiesen worden, hatte er ihr bei seinem täglichen Besuche den Eindruck hinterlassen, als hätte diese Galgenfrist plötzlich einen großen Schritt gemacht. Er war sonst sehr ruhigen Temperamentes, und es gehörte zu seiner Tageserholung, mit einer schönen Frau leichte, spielende Unterhaltung zu führen in galantem Tone, welcher auch einem älteren Herrn kleine zweideutige Entschädigungen zukommen läßt in einem schäkernden Umgange — gestern aber war er sehr ernsthaft gewesen. Er hatte von nichts gesprochen, als von dem übermütigen Benehmen dieses deutschen Herzogs, welcher sich jeglicher Leitung entziehen wollte, und der in sein Verderben springen würde. Sein Untergang könnte plötzlich eintreten, wenn er sich nicht beizeiten besänne.

War er absichtlich so weit gegangen, um Ludmilla aufmerksam zu machen, damit sie ihren Landsmann warne? Er wußte, daß sie ihn vorgestern im Louvre gesprochen. Meinte er durch solche Warnung den Herzog abzuhalten von entscheidenden Schritten? Ludmilla war darüber im unklaren. Aber wenn sie Desnoyers' Äußerungen zusammenhielt mit all den Bemerkungen, welche sie schon früher gemacht, so ward es ihr sonnenklar, daß Bernhard persönlicher Lebensgefahr entgegenging, wenn er unter einem Bruche Paris verließ und sich freimachen wollte von den bisherigen Banden der französischen Allianz.

Da saß er neben ihr, der lebensfrische Feldherr, und fragte heiter, warum sie glaube, daß Desnoyers so gefährliche Feindschaft gegen ihn hegte. Das Zimmer war wie herkömmlich nur matt beleuchtet, und Ludmilla konnte den Gedanken nicht los

werden, daß dieser gebräunte Kopf da vor ihr binnen kurzem von der gelbbraunen Farbe einer Leiche bedeckt sein könnte. Sie hatte das tiefe Bedürfnis, zu warnen und zu helfen, und doch konnte und durfte sie nicht alles sagen, was sie dachte. Sie mußte auf Umwege bedacht sein.

„Die französischen Minister", antwortete sie denn, „haben sich an den Gedanken gewöhnt, der Herzog von Weimar werde die Herzogin von Aiguillon heiraten und sich so dem französischen Interesse dauernd verbünden." „Ah?" „Und nun heißt es, Ihr wolltet auch ohne Abschied von dieser Nichte des Kardinals Paris verlassen. Ich mag das nicht glauben. Ein kluger Feldherr läßt nicht in seinem Rücken einen unberechenbaren Feind. Eine beleidigte Frau aber ist ein schlimmer Feind." „Und Ihr meint —" „Ihr müßt in Frieden von ihr scheiden und ihr nicht jede Aussicht benehmen." „Das würde den jesuitischen Desnoyers umstimmen?" „Wenn Ihr wißt, daß er zu den Jesuiten hält, so wißt Ihr auch, daß er in manchem Betrachte mächtiger ist als der Kardinal. Die Jesuiten sind gefährlich in — Eurem Zimmer, in Eurem Zelte." „Dahin dringen sie nicht. Und meine liebe Freundin kann mir doch kaum im Ernste raten, daß ich mit meiner Person Kuppelei treibe. Herz und Hand erhält man sich frei inmitten schmutziger politischer Geschäfte. Nicht wahr?" „Nun dann, lieber Herzog, stellt Euch wenigstens auf der anderen Seite sicher, damit Ihr doch e i n e n Anhalt gewinnt." „Was nennt Ihr die andere Seite?" „Die kaiserliche." „Oho! So spricht Lady Ludmilla, die tapfere Erbfeindin des Habsburgers, welcher ihren Vater zu Prag enthaupten ließ? So spricht die eifrige Protestantin?!"

Diese Anrede bestürzte Ludmillen. Das Wort versagte ihr, sie zuckte in Schmerz zusammen.

„Es hat mich schon gewundert," fuhr Bernhard fort, „Euch hier unter Katholiken gleichsam heimisch zu finden. Was sucht Ihr hier? Ist Euer einstiger Widerwille gegen die Papisten so abgestumpft worden?"

Ludmillens edler Untergrund des Charakters duldete es nicht, daß der Herzog in dieser Täuschung befangen bliebe. Unter Schluchzen gestand sie ihm, daß sie keine Ruhe, keine Befriedigung mehr gefunden habe im Glauben der protestantischen Kirche und daß sie kürzlich — übergetreten sei.

Herzog Bernhard stand jählings auf. In diesem Punkte war er unnahbar. Sein lutherischer Kirchenglaube war ihm heilig. Er stand auf und wendete sich zum Fortgehen.

„Ich beschwöre Euch, Herr Herzog," rief Ludmilla, „verwechselt nicht meinen persönlichen Wert mit dem Werte meines Rates, meiner Warnung! Ich mag gefehlt haben, ich fühle es selbst an der dauernden Unruhe meiner Seele, die ich beschwichtigen gewollt; aber ich fühle ebenso, daß ich eine reine Empfindung habe für Recht und Unrecht. Und Euch seh' ich von gräßlichem Unrechte bedroht, wenn Ihr Euch heftig Euren jetzigen Verbindungen entzieht, ohne in den Schutz der kaiserlichen Verbindung einzutreten. Denkt an die letztere, weist die Versöhnung mit dem Kaiser nicht von Euch, wenigstens nicht geradezu! Schon das Eingehen auf eine Unterhandlung mit den Kaiserlichen kann Euch retten, denn es lähmt die jesuitische Partei, und der junge Kaiser ist mild, Trautmannsdorf, sein Hauptminister, ist patriotisch, ist kein Verehrer der Jesuiten. Tretet in Verkehr mit ihm, dann wird Euer Bruch mit den Franzosen leicht und ungefährlich. Hört auf mich, Herzog Bernhard, ich weiß was ich sage, wenn ich auch den Ursprung meiner Kenntnisse nicht enthüllen darf."

Es lag ein Akzent der Wahrheit in Ludmillens Rede, welcher den Herzog traf. Er blieb stehen und sah sie forschend an. Attentate auf sein Leben kümmerten ihn nicht besonders. Wer sein Leben täglich auf dem Schlachtfelde preisgibt, der wird gleichgültig gegen vermutete einzelne Angriffe. Dennoch war er feinhörend genug, um hinter dieser sichtlichen Verzweiflung der katholisch gewordenen Lady eine Pfaffenmachination gegen sich zu vermuten. Er sagte also mit langsamer Betonung: „Mylady!

Euren Glaubenswechsel beklag' ich. Euer Gewissen wird Euch richten, und mir scheint, das Gericht hat schon begonnen. Seid denn wenigstens ganz aufrichtig gegen Euch und gegen mich! Was wißt Ihr von den feindlichen Absichten gegen meine Person? Nennt mir die Namen! Nur einer vollen Aufrichtigkeit glaube ich irgend etwas."

Ludmilla fühlte sich außerstande, Namen zu nennen. Was sie bloß vermutete, konnte sie nicht als Gewißheit einem Manne nachsagen, welcher wie Norbert sie so nahe anging. Ihre Verwirrung und ihr Schweigen aber war für Bernhard Veranlassung genug, die ganze Warnung geringzuachten. Hart sagte er schließlich, daß eine Dame wie sie, welche den Glauben ihres Vaters unbegreiflicherweise gewechselt, kein Vertrauen ansprechen dürfe, solange ihre Mitteilungen keine näheren und greifbaren Angaben enthielten. Und nachdem er so verletzende Worte gesprochen, ging er hinweg. Ludmilla war niedergeschmettert. Aber der gute Grund ihres Wesens war doch so stark, daß sie sich vergessen konnte über dem Wunsche, den Herzog zu erretten. Den wichtigsten, den entscheidenden Namen wollte sie ihm nennen, es koste was es wolle. Blandini, das wußte sie, werde die Hauptrolle spielen in dem Attentate auf das Leben des Herzogs. Diesen Namen wenigstens wollte sie ihm nachrufen, vor diesem Manne wenigstens wollte sie ihn warnen. Und das wäre allerdings eine wesentliche Hilfe gewesen. Sie raffte sich auf und wollte durch das Zimmer eilen. Der schwere moralische Schlag aber, welchen Bernhards verletzende Schlußworte ihr versetzt, hatte ihr Nerven und Sehnen gelähmt. Ihr Gang schwankte und stockte. Nur in Pausen erreichte sie die Tür, und ihre Hand versagte den Druck, welcher sie öffnen sollte. Als sie endlich auf den Vorsaal gelangte, war Herzog Bernhard schon unten im Hausflur, er hörte es nicht mehr, daß die gebrochene Frau da oben mit schwacher Stimme rief: „Herzog! — Blandini —"

Er hörte es nicht mehr. Die ganze Szene hatte auch keine

andere Wirkung auf ihn gemacht, als daß er mit Widerwillen an den Religionsübertritt Ludmillens dachte und die Andeutungen auf seine persönliche Gefährdung für nichts erachtete. Eine unwahre Kokette wolle sich bedeutend machen durch geheimnisvolle Winke — fort damit! Er dachte nicht mehr daran, als er ins Palais Schomberg kam und Erlach seine letzten Instruktionen gab. Denn des anderen Tages wollte er fort, und er blieb leider bei dem unseligen Gedanken, diesen Schweizer zur Mittelsperson zwischen sich und dem französischen Ministerium zu machen.

Der Morgen dieser Abreise brach an. Flutender Regen ergoß sich vom Himmel herab, die Luft aber war schon durchweht von warmen Strömungen des nahenden Frühjahrs. Im Hofe des Palais wurden Reitpferde und Wagen vorgeführt. Mitzlau bewegte sich da als Anordner. Der Herzog hatte ihn während der letzten Zeit näher an seinen Hausdienst gezogen. Oben in den Zimmern las Bernhard ein Memoire Leders, welches dem Kardinal Richelieu heute mittag durch Erlach überreicht werden sollte, nachdem der Herzog und sein Gefolge seit einigen Stunden Paris verlassen hätte. Der Herzog las es stehend, er war schon im Fortgehen begriffen und nickte mehrmals mit dem Haupte zu großer Erbauung Leders, welcher mit Erlach neben ihm stand. Das Memoire war in stolzem deutschen Sinne abgefaßt, und Erlach, welcher schon mit dem Inhalte desselben bekannt war, billigte es nicht ganz. Als der Herzog es ihm endlich einhändigte und fortschreiten wollte, sagte der schweizerische Oberst trocken: „Diese Schrift kostet zwei Millionen Livres. Denn nachdem Richelieu sie gelesen, wird die Geldrate für den diesjährigen Feldzug gewiß zurückbehalten.“ Herzog Bernhard antwortete nicht, sondern schritt nach der Tür. Sie ging auf vor ihm, und in derselben stand — der Kardinal.

„Es ist nicht möglich, Herzog,“ sagte er mit freundlichem Ernste, „daß wir ohne Abschied voneinander scheiden. — Es ist auch nicht schicklich, daß Ihr wie eine Privatperson Paris

verlaßt. Die königlichen Equipagen und das Reisegeleit fahren soeben in Euer Palais. Sie erwarten Euch, wenn Ihr wirklich schon heute abreisen wollt, sie erwarten Euch, wenn Ihr meinen Bitten nachgebt und eine Audienz beim Könige annehmt, welcher Euch im Louvre erwartet. Schenkt mir, ich bitte, eine viertelstündige Unterredung, ehe Ihr die Wahl trefft, ob Ihr zum Tore hinaus oder ob Ihr in den Louvre fahren wollt."

Bernhard deutete schweigend auf das nächste Zimmer, welches offenstand. Der Kardinal schritt rasch hinein, Bernhard folgte. Es war ein kleines Gemach, welches auf den Garten des Hotels ging.

Bernhard deutete auf einen Lehnsessel; Richelieu aber ergriff beide Hände des Herzogs und sagte im gutmütigsten Tone: „Ihr seid wirklich ein ‚mauvais coucheur' mit Eurer kriegerischen Wildheit und wißt noch immer nicht, wie eng ich Euch in mein Herz geschlossen habe, oder doch in meinen Geist, wenn Euer ungläubiges Auge andeuten will, daß Ihr mir kein rechtes Herz zutrauen wollt. So laßt uns eine Viertelstunde wahrhafte Politik sprechen und tut dann, was Ihr nicht lassen zu können glaubt. Unklar über mich wenigstens werdet Ihr dann nicht mehr sein."

Und dabei sah er Bernhard in die Augen wie ein zärtlicher Vater, drückte ihm die Hände und ging zur Tür, welche offen geblieben war hinter ihnen. Er schloß sie und schob dann einen Sessel neben den seinen, Bernhard stumm einladend, daß er sich auf denselben setze. Nicht einmal den Vorteil des Lichtes nahm er in Anspruch, wie Diplomaten zu tun pflegen: er ließ das volle Tageslicht aus dem Garten herein sein Antlitz bescheinen und gönnte Bernhard die Schattenseite. Man durfte auf seine größte Ehrlichkeit gefaßt sein.

„Wofür leben wir denn, lieber Herzog? Ich meine Leute wie wir. Nicht wahr, wir leben dafür, Tüchtiges und Großes zu bewirken, wie?" „Allerdings." „Jeder auf seine Weise. Wir sind zueinander getreten, weil wir gemeinschaftliche Zwecke

haben. Soll diese Allianz zerbröckelt werden, weil wir uns zuweilen über die Mittel und Wege zanken? Ich denke, nein! Und Ihr solltet's auch nicht denken. Das Große und Tüchtige, was wir erstreben, zerrinnt uns ja sonst unter den Händen. Ich allein bring' es nicht zustande, Ihr allein bringt es nicht zustande. Ist das nicht die Wahrheit?" „O ja!" „O ja? Seid nicht so kühl! Ihr seid's gegen einen wirklichen Freund, den Ihr verkennt, weil er andere Kleider trägt, als Ihr ihn tragen sehen möchtet, den Ihr verkennt, weil er Fehler hat und Schwächen, arge Fehler und Schwächen. Aber diese Kleider und Schwächen verrücken in mir keineswegs unser gemeinschaftliches Ziel. Keineswegs! Betrachtet sie genau und urteilt dann selbst! Ich bin Kirchenfürst und Franzose, katholischer Kirchenfürst und eitler Franzose. Beides ist Euch zuwider. Kann ich das ändern? Und widerstreitet beides wirklich im wesentlichen Euren Interessen? Ich sage nein. So wenig als es meinen Interessen widerstreitet, daß Ihr ein strenger Protestant seid und ein stolzer Deutscher. Wer Großes und Tüchtiges erstrebt, den beirrt nicht Kleidung und Name und äußerlicher Unterschied. Er schiebt die Falten auseinander und ergründet das Innere. Nun denn, was steckt hinter meinen Falten? Der eitle Franzose und der stolze Deutsche halten einander wenigstens die Wage im Vorurteile. Wenigstens! Die Eitelkeit ist sogar leichteren Gewichtes als der Stolz. Und wir *müssen* darin einander nachsehen. Ich Euch, weil Ihr Achtung und Zustimmung der Deutschen braucht, Ihr mir, weil ich die Franzosen brauche. Hierin liegt in der Tat nichts, was ernstlich stören könnte. Heinrich der Vierte hat ja in Frankreich gelebt und regiert und hat die Idee einer europäischen Republik gehegt und hat angefangen, diesen großen verbindenden Gedanken ins Werk zu setzen. Es ist nicht mehr neu, daß die Kulturvölker zusammengehören und ihre Unterschiede ausgleichen sollen. Und woher ist dem vierten Heinrich dieser große Verbindungsgedanke entsprungen? Aus Eurer Gedankenwelt, lieber Herzog, aus Eurer evangelischen Ge-

dankenwurzel. Er war Protestant wie Ihr. Glaubt Ihr, daß ein reifer Mann den Grundgedanken seines Lebens ändern kann, weil er ein paar Formeln seiner Redeweise ändern muß? ‚Paris ist eine Messe wert', sagte der praktische Beamer und wurde katholisch. Wurde er's wirklich? Wird man so was aus so weltlich eigennützigem Grunde? Gewiß nicht. Die Jesuiten und Ravaillac hätten ihn sonst nimmermehr erstochen. Er gehörte zu Eurem evangelischen Glauben bis zu seinem letzten Hauche, und aus diesem seinen Glauben stammt die französische Politik, welche die Völker verbinden will, und welche ich — glaubt es mir getrost! — mit vollem Bewußtsein fortsetze. Ein Kardinal?! ruft Ihr. Mit vollem Bewußtsein! wiederhole ich Euch, und ich setze hinzu: gerade der römische Purpur, der um mich hängt, erleichtert mir meine Aufgabe. Ein Kardinal ist ein Kirchenfürst, kein Kirchenknecht. Als Fürst hat er Macht und findet er Glauben. Das ist sehr wichtig. Den Mönch verbrennt man, den Kardinal fürchtet man. Fragt nur im inneren Vatikan nach, wie man über den Kardinal Richelieu denke. Man wünscht dort herzlich, daß ich ein Mönch wäre." „Ich sollte nicht meinen," schaltete hier Herzog Bernhard ein, „daß man im Vatikan unzufrieden sein könnte über Eure Behandlung der Hugenotten. Ihr verfolgt sie ja mit Feuer und Schwert, wie der Vatikan sie verfolgt sehen will. Ist das auch eine Erbschaft Heinrichs des Vierten?"

Richelieu war bestürzt. Er sah mit Schrecken und Ärger, daß seine politisch-religiöse Bonhommie keinen empfänglichen Boden gefunden bei dem deutschen Herzoge. Aber er faßte sich schnell. Eine wohlwollende Traurigkeit zog über sein Gesicht, und wehmütigen Tones erwiderte er: „Aber, lieber Freund, warum verhärtet Ihr Euch gar so sehr, mich zu verstehen?! Man muß mich verleumdet haben bei Euch. Lieber Gott, ich habe sehr viel Feinde, das ist richtig, und mein freundschaftliches Verhältnis zu Euch verhundertfacht ihre Anzahl. Wer schaffen will auf neuen Wegen und mit neuen Mitteln, der muß auf

die ausgiebigste Feindschaft gefaßt sein. Daß Ihr in meinem Hause Freundschaft, ja Liebe gefunden, das hat die Feindschaft erst recht vergiftet. Denn das hat ihre Furcht erhöht. Wenn Weimar und Richelieu familienhaft verbunden wären, dann hätten die Gegner unseres europäischen Bündnisses die letzte Hoffnung eingebüßt. Ihr wißt ja am besten, daß diese Furcht unserer Feinde noch recht schwach begründet ist. Laßt mich nicht auch noch bezahlen, was ich gar nicht erhalten habe an innerer Stärkung unserer Allianz. Vergeßt nicht, daß Ihr in Frankreich seid, dem Lande unerschöpflicher Kombination und Intrige. Und vergeßt nicht, daß ich, unbekümmert um Enttäuschungen, durchzuführen habe, was ich begonnen. Meinen Ruf, meine Stellung, mein Leben hab' ich dafür eingesetzt, unsere Allianz gegen die katholische Gewaltherrschaft des deutschen Kaisers zum Siege zu führen. Millionen Goldstücke sind bereits dafür ausgegeben vom französischen Schatze, Tausende von Franzosen sind bereits dafür in den Tod gejagt worden — was würde aus mir, wenn ich auf halbem Wege umkehren wollte, ohne die habsburgische Macht besiegt zu haben? Was würde die römisch-katholische Partei in Frankreich, welche mich ingrimmig haßt, was würde sie aus mir machen?! Mit einem Worte: Ihr seid mir ebenso nötig, als ich es Euch bin. Kann ich mehr zugestehen? Kann ich undiplomatisch offenherziger sein?" „Ihr könnt offenherziger sein, Herr Kardinal, Ihr könnt meine Frage nach den Hugenotten beantworten." „Ist diese Frage wirklich so dunkel? Seid Ihr, sind die Euren denn Hugenotten?" „Was soll das? Allerdings sind wir Protestanten." „Lutheraner seid Ihr. Das ist ein großer Unterschied. Luther steht uns ja himmelweit näher als Kalvin. Und die Hugenotten sind Kalviner. Luther wollte unsere Kirche säubern und vereinfachen. Aber seine Seele blieb in der Kirche. Das geheimnisvolle Band zwischen Gott und der Kreatur blieb ihm heilig. War es so mit Kalvin? Ist es so mit den Kalvinern? Keineswegs. Eine nüchterne Moral ist ihr sogenannter Glaube. Er ist kein Glaube,

er ist ein Verstandesprodukt. Kann ein Staatsmann die Folgen solch einer nichtigen Kirche übersehen? Sprecht ehrlich! Neun Zehnteile der Menschen — ach, was sag' ich! neunundneunzig von hundert Menschen sind nicht regierbar, wenn man nur an ihren Verstand appellieren kann, wenn man ihre Phantasie freiläßt. Sie brauchen ein Bild des großen Geheimnisses, welches Himmel und Erde verbindet, sie brauchen den Himmel selbst, um ihre untergeordnete Stelle auf der Erde zu ertragen. Diesen Himmel gibt ihnen der katholische Glaube, und der lutheranische desgleichen; die kalvinische Lehre kann ihn nicht geben, sie gibt kaum Linien zu Gesetzen. Was muß die politische Folge sein für Kalviner, für Leute, welche kein Geheimnis der Macht anerkennen? Die Republik muß es sein. Können wir das in Frankreich dulden, wo wir die monarchische Macht aus allen Kräften erhöhen müssen, um der machtbedürftigen Seigneurs Herr zu werden? Wir können's nicht. Unser Reich würde gesprengt und zerfiele in machtlose Länder wie das Eurige. Ja, wie das Eurige! Weil wir das zeitig gewußt, ist unser Religionskrieg zeitig erdrückt worden; weil Ihr das nicht einseht, nimmt Euer Religionskrieg kein Ende und kann Euer Reich zugrunde gehen. Denn die Religion wird dann immer Vorwand für die Fragen der Macht. Steht's denn auch bei Euch in betreff der Lutheraner und Kalviner anders, als ich gesagt? Der mächtigste Herr der Lutheraner, der Kurfürst von Sachsen, hat längst seinen Frieden gemacht mit dem Kaiser. Ihr selbst seid dadurch aufs tiefste vereinsamt in Eurer Heimat. Ihr braucht deshalb, lieber Freund, unsere Hilfe zum allerdringendsten. Und daß ich, gerade ich diese Hilfe gewähre, sollte Euch unschätzbar sein. Warum? Weil ich ein Kardinal und doch ein freier Geist bin, weil ich reformieren kann und reformieren will. Mein Verhältnis zu Rom, wo ich verhaßt bin wie Luther und Kalvin, kann Euch belehren, daß ich eine Reform der römisch gewordenen Kirche ebenfalls für notwendig halte. Ich leite sie ein, indem ich euch Protestanten des Deutschen Reichs unterstütze. Eins nach dem andern! Ist

die römische Macht in Wien gestürzt, dann ist die Zeit da für ein Konzil, auf welchem Reform-Katholiken und Lutheraner eine große, nicht römische Kirche gründen. Soll ich davon jetzt öffentlich sprechen vor unserem Siege? Ich würde mich dadurch in Frankreich vernichten. Sobald wir aber gesiegt haben, wird der evangelisch-lutherische Bernhard von Weimar vom Deutschen Reiche aus und der evangelisch-katholische Richelieu von Frankreich aus das Konzil berufen und leiten. Könnt Ihr jetzt noch Ursache haben, an meiner inneren Lauterkeit in Glaubenssachen zu zweifeln? Könnt Ihr jetzt noch zögern, unsern Bund fester zu schlingen, statt ihn zu lockern durch plötzliche und brüske Abreise? Sprecht, Freund! Eure Miene ist ja streng und verschlossen geblieben trotz meiner Enthüllungen, die ich in so vollem Maße noch keinem Menschen mitgeteilt —?!"

Bernhard hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Besonders die Stelle über Luther und den Lutheranismus, zu welchem er ja selbst gehörte, hatte ihm geschmeichelt. Aber er war ein kriegerischer Staatsmann. Mit bodenlosen Spekulationen war ihm nicht beizukommen. Die schimmernden Aussichten auf solch ein Konzil erschienen ihm wie Luftgebilde, welche Richelieu erfände, um ihn zu bestechen und von den näher liegenden Fragen abzulenken. Bernhard war ein solider Charakter. Was langsam in ihm gereift war zur Überzeugung, das ließ er sich nicht verwirren durch blendenden Schimmer. Langjährige Not hatte ihn zur Allianz mit Frankreich gedrängt, und auch als er mitten in derselben gestanden, hatte ihn sein Gewissen gepeinigt über die Mißlichkeit dieser Allianz. Hans von Starschädel hatte im vorigen Jahre bei der Unterredung im Arsenale eigentlich nur Bernhards eigenem Gewissen wohlbekannte, erschreckende Worte geliehen. Seit der Zeit hatte alles, alles nur dazu beigetragen, Bernhard gründlich zu lösen von dem Bunde mit Frankreich. Was da Richelieu eben gesprochen, das änderte nichts mehr in seinem Entschlusse der Trennung. Im Gegenteil! Sein gesundes Naturell fühlte

heraus, daß solche Pläne organisch unpassend wären zum Charakter und zur Handlungsweise des Kardinals Richelieu; er fühlte heraus, daß ein geistvoller, aber tief verlogener Mensch neben ihm säße. Außerdem fand er auch in all diesen Plänen gar nichts Greifbares und Brauchbares für das Deutsche Reich. — Richelieu hatte also nicht nur keinen günstigen, er hatte einen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht. Bernhard ging deshalb in seiner Erwiderung gar nicht ein auf die scheinbar weiten Gesichtspunkte des Kardinals. Er äußerte trocken, daß sie über den Horizont eines Kriegsmannes reichten. Einen Kriegsmann kümmere zunächst, wie der Sieg zu erreichen sei, nicht was nach dem Siege vorgehen werde.

Richelieu kniff die Lippen zusammen und verfärbte sich.

Bernhard war aber auch jetzt vorsichtig genug, einen Bruch nicht herauszufordern. Er setzte also hinzu, daß er alle Schritte tun werde, um den weiten Gesichtspunkten Seiner Eminenz näher zu rücken. „Dazu ist es nötig," schloß er, „daß wir uns nicht begnügen, den Kaiser an der französischen Grenze zu bekämpfen, sondern daß wir ins Reich eindringen. Nur dort besiegen wir ihn. Die Losung des diesjährigen Feldzuges muß also lauten: Übergang über den Rhein —" „Über den Rhein?" „Allerdings. Wenn Eminenz mich hinreichend unterstützen mit Geld und Truppen, so erzwing' ich ihn, erobere die vorderösterreichischen Lande, erstürme Breisach, die große Zwingburg des Kaisers, und bin dann bereit, die großen Reformpläne Eurer Eminenz kräftig zu unterstützen."

Beide waren aufgestanden bei Erwähnung des Rheins. Richelieu sah gläsernen Auges in den Garten hinaus. Der Regen schlug klatschend an die Fenster.

„Also in der Hoffnung auf den Empfang hinreichender Hilfsmittel, und dann in der Hoffnung auf große Erfolge ade! Und Gott befohlen!" „Und Ihr besteht wirklich darauf, so jählings abzureisen?" „Ich nehme dankbar Wagen und Geleit des Königs an und lasse den Oberst Erlach zurück, die Subsidien-

frage mit Eurer Eminenz in Gang und Ordnung zu bringen. Empfehlt mich dem Könige, grüßt Eure liebenswürdige Nichte von mir, die ich in besserer Stimmung wiederzusehen hoffe. Jetzt lastet die Kriegssorge schwer auf mir. Die Kaiserlichen, wird mir gemeldet, machen alle Anstalten, über die Saone zu rücken; sie haben mehr Aussicht, nach Paris zu kommen, als wir über den Rhein. Es muß nachdrücklich gehandelt werden. Das sagt dem Könige zu meiner Entschuldigung. Nochmals ade!"

Richelieu hatte sich mit erstaunlicher Anstrengung bezwungen, sein Blick, welchen er dem Herzoge wieder zuwendete, war nicht mehr gläsern, nein, er war freundlich und wohlwollend, und mit einem Akzent wehmütiger Traurigkeit sagte der nervös zitternde Kardinal: „Ade, starrköpfiger Freund! Die Zukunft wird Euch beweisen, daß Ihr wohl getan hättet, meinen Worten zu vertrauen." „Wer sagt denn, daß ich ihnen mißtraue?" „Eure Miene, Euer kaltes Wort, Euer Fortgehen." Und dabei streckte ihm Richelieu beide Hände entgegen.

Bernhard schüttelte die weichen Frauenhände des Kardinals und — ging. Er konnte sich aber wirklich der Frage nicht erwehren: „Tust du am Ende diesem Manne doch unrecht? Und spekuliert er nicht am Ende wirklich in so großem Stil?" Hinter der Tür des Kabinettes stieß er auf Desnoyers, oder vielmehr die Tür stieß beinahe den kleinen Mann, welcher eben gekommen sein wollte, um dem tapferen Herrn Herzoge Adieu zu sagen. Seine Kleidung wenigstens war noch ganz naß, denn er war seiner Gewohnheit nach trotz des Regens zu Fuße herbeigeeilt. Herzog Bernhard tat nicht gut, ihn sehr kurz abzufertigen und auf Erlach zu verweisen, der beim harrenden Gefolge stand.

Während Bernhard hinabschritt zu dem Wagen, trat Desnoyers in das Kabinett, in welchem Richelieu noch verweilte. Der Kardinal stand auf derselben Stelle. Er zitterte am ganzen Leibe. Desnoyers kannte Richelieus Natur genau. Der Anblick belehrte ihn ganz über den Erfolg der Unterredung, und er war der Mann dafür, diesen Erfolg auf der Stelle auszunützen.

Ehe Richelieu sich wieder fassen konnte, wollte er ihm einige feindliche Äußerungen gegen den deutschen Herzog entreißen. Auf diese Äußerungen konnte man sich berufen, wenn der Kardinal späterhin wieder milder wurde und feindliche Schritte tadeln wollte, die gegen den Herzog ins Werk gesetzt worden wären. Desnoyers schob also eilig den Sessel herbei, um dem konvulsivischen Kardinal das Hineinfallen zu erleichtern. Dann sagte er trocken: „Der Ketzer ist frech gewesen?“ „Frech!“ stammelte Richelieu. „'s ist eben doch ein beschränkter deutscher Kopf, an den Eminenz die hohe, weitsichtige Politik verschwendet.“ „Verschwendet —“ „Man muß ihn wie einen Landsknecht behandeln. Weiter ist er nichts.“ „Weiter nichts.“

Mehr glaubte Desnoyers nicht zu bedürfen. Er versprach dem Kardinal, ihm sogleich Diener und Arzt zu senden, und ging. In den Zimmern draußen war es leer. Alles war in den Hof hinab zur Abfahrt des Herzogs. Nur die Diener des Kardinals und ein Diener Desnoyers' waren noch da. Nicht im wörtlichen Sinne des Wortes ein Diener Desnoyers', sondern ein Vertrauter, den er bei sich zu haben liebte für augenblickliche Aufträge. Die Diener schickte er ins Kabinett des Kardinals; den Vertrauten winkte er zu sich ans Fenster, von welchem er der Abfahrt des Herzogs zusah.

„Du bist ja wohl aus der Gegend von Troyes zu Hause?“ sagte er halblaut zu diesem Vertrauten. „Etwas weiter nach Burgund zu,“ antwortete dieser. „Diese deutschen Ketzer hier unten im Hofe sind bei euch nicht beliebt?“ „Verhaßt sind sie. Besonders in meiner Vaterstadt.“ „Wie heißt deine Vaterstadt?“ „Chaumont.“ „Du hast noch viel Bekannte da?“ „Die ganze Stadt ist mit mir verwandt und kennt mich.“ „So? — Laß sogleich einen Kurier rüsten und komm dann in mein Kabinett. Du sollst einen Brief schreiben. Geh!“

Der Vertraute schritt eilig von dannen. Desnoyers warf noch einen Blick in den Hof, aus welchem die königlichen Equipagen soeben unter großem Geräusch mit dem Herzoge und seinem

Gefolge davonrasselten. Der Oberst Erlach nur blieb zurück. Desnoyers sah, daß er aus dem Regen hereintrat ins Palais. Ihm ging er entgegen. Es war ihm angenehm, daß der zurückbleibende Unterhändler ein Schweizer war. Auf der Treppe begegnete er ihm und fragte, wo der Herzog Nachtquartier machen, welche Orte er berühren werde?

„Troyes wird die Hauptetappe sein. Dann geht er über Bar an der Seine und über Chaumont.“ „So, so! Ich hoffe Euch morgen zu sehen, Herr Oberst. Wir haben die heikelsten Geschäfte miteinander abzumachen, die Geldgeschäfte. Also morgen!“

---

Herzog Bernhard war sehr frischen Mutes. Er kam sich leicht und verjüngt vor, seit er das französische Verhältnis in sich bereinigt fühlte. Er meinte einer peinlichen Last entledigt zu sein. Hinaus! hinaus aus dieser fremden romanischen Atmosphäre! rief es in ihm. Und auch die ziemlich klare Überzeugung, daß die französischen Hilfsgelder und Hilfstruppen nun wohl noch ärger versiegen würden als bisher, machte ihm geringe Sorge. Eine Erleichterung des Gewissens erleichtert uns alles. Man hatte ihn lange nicht so fröhlich gesehen als in Troyes, wo die letzte königliche Begleitung von ihm scheiden sollte und diesen Abschied mit einem Gastmahl feierte.

Am andern Morgen ritt er allein mit den Seinigen an der Seine aufwärts. Er ritt langsam. Milde Frühlingsluft wehte, und er unterhielt sich leutselig mit Rudolf von Mitzlau, welcher diese Stimmung bestens zu benützen suchte. Mitzlau hatte jetzt nichts vor Augen, als eine Versöhnung Bernhards mit dem Kaiser zu ermöglichen. Er wußte wohl, daß er weit ausholen, daß er sehr vorsichtig sein müßte. Die Intrigen und Verrätereien in Frankreich dienten ihm zum Übergange. Heute nacht zum Beispiel, sagte er, sei ein Kabinettskurier aus Paris durch Troyes gekommen und habe ungestüm sogleich Pferde verlangt nach Bar sur Seine. „Was heißt das? Was haben die

französischen Minister so eilig dorthin zu melden, wohin wir reiten? Jenseits von Bar zwischen Chaumont und Langres liegen unsere Truppen. Links und rechts von da weithin ist nicht ein einziges französisches Regiment. Was haben sie dahin zu melden? Jagt der Kurier nach rechts hin, so findet er an der Saone die Kaiserlichen. Verkehrt Richelieu mit diesen ohne Wissenschaft Eurer fürstlichen Gnaden?"

„Schwerlich." „Das läge doch uns näher. Sie sind unsere Landsleute, und sie suchen vertraulichen Verkehr mit uns." „Wie das?" „Der Oberst Mercy, welcher jetzt neben dem Kommandanten der Kaiserlichen, neben dem Herzoge von Lothringen zu stehen scheint, und welchen ich einmal bei einem Auswechselungsgespräche in Niedersachsen kennen gelernt habe —" „Und der ein guter Soldat ist." „Ein sehr guter Soldat! — Der hat mir in Paris während der letzten Tage durch einen wallonischen Herrn sagen lassen, ich möchte zum Ausgleiche raten, wenn der Herzog von Savelli im Auftrage des Kaisers sich an Euch wenden würde." „Savelli, der schlechte General?" „Derselbe." „Die Wahl wäre recht ungeschickt. Zwischen mir und dem Kaiser ist überhaupt ein Ausgleich nur auf dem Schlachtfelde möglich — merkt Euch das, Mitzlau! —, ein talentloser Zwischenträger wie dieser welsche Savelli aber ist ganz abgeschmackt. Was kommen da für Reiter? Die kommen ja flott daher wie die Unserigen — ja wohl! So reiten die Franzosen nicht." „Es sind weimarische!"

So war es auch. Es war der Graf von Nassau, der diesmal den Herzog nicht nach Paris begleitet hatte und der ihm jetzt aus dem Lager entgegenkam. Das Lager der Weimarischen war wirklich zwischen Chaumont und Langres, und der Graf von Nassau eilte herbei, um den Herzog zu warnen. Wovor? — Vor den Bewohnern Chaumonts. Sie zeigten eine ausgesprochene Feindseligkeit gegen die deutschen Truppen, und es wären kürzlich sogar geheime Ermordungen vereinzelter Dragoner vorgekommen. „Eines solchen Falles wegen", fuhr

Nassau fort, „ritt ich heut morgen nach Chaumont hinein, um Rechenschaft zu fordern. Ich war auf heftige Widersetzlichkeit gefaßt und — fand sehr höfliche Aufnahme! Fand eine gleißnerische Artigkeit, die mich mißtrauisch machte. Sie wußten schon, daß Ihr, Herr Herzog, heut oder morgen in Chaumont eintreffen würdet, und versicherten, daß Euch ein glänzender Empfang bereitet werden sollte. Was bedeutet das? — Es hat mich dies Rätsel veranlaßt, Euch bis diesseits Bar entgegenzueilen, und dabei habe ich eine noch ärgere Erfahrung gemacht."

„Welche?" „Halbwegs zwischen Bar und Chaumont ist ein öder Wald, der ziemlich weglos ist. Wir — wie Ihr seht etwa ein Dutzend Reiter — verlieren einmal die Richtung und sehen uns genötigt, eine Strecke wieder rückwärts zu reiten, um den Hauptweg wieder zu finden. Eben als wir endlich den Hauptweg erreichen, stürzen an die zwanzig vermummte Reiter mit Hieben und Schüssen auf uns ein. Wir wehren uns nach Kräften, und bald mit gutem Erfolge, da höre ich rufen: ‚Rückwärts! Galopp! Er ist nicht dabei!' — Und in einem Nu läßt die vermummte Bande von uns ab und sprengt in die Büsche." „Wer sollte dabei sein?" „Offenbar Ihr, Herr Herzog. Unser Fehlreiten hatte ihnen die Meinung beigebracht, wir kämen von Troyes und Bar, von wo man Euch erwartete. Sie haben über Euch herfallen wollen. Ich komme deshalb, um Euch den Weg von Bar nach Langres anzuraten, damit Chaumont vermieden werde."

Der Herzog Bernhard war kein Bramarbas. Er sagte nichts dagegen. Als er aber mittags in Bar erfuhr, daß der ohnehin schlechte Weg nach Langres durch den Regen ganz ungangbar geworden, der sandige Boden nach Chaumont zu aber keine Schwierigkeit biete, und Nassau außerdem berichtet hatte, das Hauptquartier der Generale Rosen und Ehm liege in Andelot, links seitwärts von Chaumont, da verwarf er den Umweg nach rechts über Langres und jagte den Nachmittag

auf Chaumont zu. Es war finstere Nacht, als er vor der Stadt ankam. Die Tore waren geschlossen. Jeder Ort war damals Festung. — Es wurde Einlaß verlangt für den Herzog von Weimar.

Nassau erhob keine Gegenvorstellung, obwohl er es ganz unratsam fand, daß der Herzog sich und die Seinigen den Gefahren aussetzte, welche von einer so feindlichen Stadtbevölkerung wahrscheinlich bevorstanden. Langes Kriegsleben macht eben auch gegen Lebensgefahr gleichgültig, weil man diese Lebensgefahr täglich, ja stündlich zu bestehen hat. Der Einlaß ließ lange auf sich warten. Die Nacht war finster, und es regnete leise. Da aber der Herzog ruhig auf seinem Rosse hielt, so verhielt sich auch die zahlreiche Begleitung ganz ruhig. Bernhards Gedanken gingen ins Weite: nach dem Rheine und nach der Schweiz. Seine Stimmung war behaglich, und er suchte den Ort am Rheine, wo er für die Rohansche Familie einen anmutigen Aufenthalt gründen wollte. Die Feindschaft der Stadt Chaumont war ihm keines Gedankens wert. Da endlich ging das Tor auf. Unter Fackelbegleitung erschien der Bürgermeister und entschuldigte die Zögerung. Man habe einen so vornehmen Besuch, der unerwartet eintreffe, doch würdig empfangen wollen. Es sei also die Bürgergarde zusammenberufen worden, um Spalier zu bilden bis ans Stadthaus, welches den Herrn Herzog beherbergen werde. Schweigend ritt der Herzog mit den Seinen durch das enge Tor in eine enge Straße. Letztere war noch verengert durch die Bürger, welche mit Schießgewehren ausgerüstet an beiden Seiten aufgestellt standen. Sie regten sich nicht, kein Laut der Begrüßung erhob sich von ihnen, und da nur die paar Fackeln um den vorschreitenden Bürgermeister die Finsternis auf wenig Schritte erhellten, so hatte der Einzug etwas Unheimliches. Als der Herzog über die Mitte der Straße hinaus war, krachte plötzlich eine Gewehrsalve hinter ihm, vor ihm und neben ihm. Schwache Nerven mochten zusammenfahren. Der Herzog und

die Weimarischen sahen links und rechts nach den Bürgern, welche ihre Feuerrohre in ziemlich gleichmäßigem Tempo abgeschossen hatten. Nassau hatte den richtigen Eindruck. Er rief deutsch dem Herzog zu, sein Pferd in Galopp zu setzen, denn er könnte im ruhigen Schritte ein bequemer Zielpunkt werden. Der Herzog erwiderte nichts und ritt in gleichmäßigem langsamen Schritt weiter. Die enge Gasse mündete auf den Marktplatz. Quer über denselben schritt der Bürgermeister mit den Fackelträgern auf das Stadthaus zu. Das Fackellicht reichte kaum hin, um den Kreis zu zeigen, welchen auch hier bewaffnete Bürger bildeten. Es war totenstill. Der Zug war bereits nahe am Stadthause, da krachte ein neues Gewehrfeuer. Diesmal unregelmäßiger — und der Graf von Nassau stürzte mit seinem Pferde. Bernhard hielt still. Ein vereinzelter Schuß fiel noch, und ein schießkundiges Ohr konnte bemerken, daß eine Kugel in die Mauer des Stadthauses einschlüge.

„Seid Ihr getroffen, Nassau?" fragte der Herzog. „Nein; mein Pferd aber ist getroffen!" antwortete dieser, indem er sich freimachte von dem zuckenden Tiere.

Herzog Bernhard sagte kein Wort weiter, sondern ritt bis an die Schwelle des Stadthauses. Dort stieg er ab und trat in den Hausflur hinter dem vorausgehenden Bürgermeister. An der Stiege rief er „Halt!" und winkte den Bürgermeister zu sich.

„Was habt Ihr zu sagen, Herr, über die scharfen Schüsse?" sprach er in ruhigem Tone französisch. „Scharfe Schüsse?" „Antwortet! Das Bestehen der Stadt Chaumont hängt an Eurem Worte." „Mein Gott, Hoheit! Es ist eine alte Sitte, daß man auch zu Freudensalven wohl scharf ladet, um das Krachen zu verstärken —" „Und daß man nicht in die Luft schießt, sondern horizontal — wie?" „Bürgersleute sind ungeschickte Schützen; beim Abdrücken fahren sie wohl mit dem Kopfe zurück, und das Gewehr sinkt —" „Wohl gesprochen, Herr Bürgermeister! Meine schweren Geschütze kommen morgen früh von

Andelot hier vorbei. Wenn bis zu meiner Abreise morgen früh noch der kleinste solche Irrtum in dieser Stadt sich ereignet, so werden meine Stückknechte morgen früh auch horizontal schießen, und so lange schießen, bis von der guten Stadt Chaumont kein Stein mehr auf dem andern, kein Mensch mehr am Leben ist. Teilt dies Euren braven Bürgern mit und begleitet mich morgen bis zu meinen Truppen. Gute Nacht!"

---

Es ereignete sich nicht das mindeste mehr in Chaumont, und der Bürgermeister wünschte, es hätte sich nie etwas ereignet, als er am andern Morgen mit fort mußte. Die Stadt ließ ihn — wohl auf seinen eigenen Rat — völlig im Stiche: die Straßen waren wie ausgestorben. Gegen Mittag begegnete man wirklich dem Heerzuge der Weimarischen, die ihren Herzog mit donnernden Zurufen begrüßten. Der Herzog entließ den Bürgermeister mit dem Bescheide, daß bis zum Abend tausend Rationen Fleisch, Brot und Wein vor den Toren Chaumonts bereit sein sollten, widrigenfalls die Stadt geplündert würde!

„Die Stadt des Königs von Frankreich?!" „Die Stadt des Königs von Frankreich, welche einen Freund und Bundesgenossen des Königs mit meuchelmörderischem Gruß empfangen. Vorwärts!" — „Nun, ihr Freunde," fuhr Bernhard fort gegen Rosen und Ehm, die sich eingefunden hatten, „die französische Komödie ist zu Ende. Es bleibt zunächst unter uns; aber wir handeln demgemäß."

Sie handelten denn auch alle wie Männer, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben. Das kleine deutsche Heer, welches die Zahl von siebentausend Kriegern nicht überstieg, ordnete und stählte sich während der nächsten Monate mit Kraft und Enthaltsamkeit. Es ließ sich durchdringen von dem Geiste seines Führers, welcher ihnen einfach und ehrlich

sagte: „Wir sind nichts und werden nichts als eine Bande, wenn wir nicht mit aller Entsagung und mit Todesverachtung einem höheren Ziele zustreben. Dies Ziel ist der Rhein, dies Ziel ist unser Vaterland. Dorthin müssen wir dringen, während die Sommersonne die Wege trocknet. Gleichgültig, ob die Franzosen uns schlecht oder gar nicht unterstützen; gleichgültig, ob kaiserliche Heere uns in Überzahl die Pässe verlegen. Wir müssen durch! Das Deutsche Reich wartet unser. Unsere Sache, unser Glaube liegt dort in den letzten Atemzügen. Wir allein können retten. Darben wir, hungern wir, bluten wir, bis wir den Rhein und den Schwarzwald erblicken. Dort wird sich alles zum guten wenden. Die schwäbischen Völker werden uns zuströmen, sobald sie unsere verloren geglaubte Fahne erblicken, und mit Gottes Hilfe werden wir die reichen vorderösterreichischen Lande erobern. Ganz Württemberg hinter dem Schwarzwalde, das Land Melanchthons, welches kernhaft zum lutherischen Glauben hält, wird dann aufstehen wie ein Mann, und wir werden stark genug sein, Krieg und Sieg an der Donau hinabzutragen bis nach Wien und einen Frieden zu erzwingen, der unserem Vaterlande bitterlich not tut."

Wie verwildert auch diese weimarischen Truppen waren, sie erwiesen eine volle Charakterkraft für diese Aufgabe, welche ihnen Bernhard stellte, und es begann ein Feldzug, wie ihn die lange Kriegszeit kaum gesehen. Ohne Aufmunterung, denn das Vaterland sah und hörte nichts davon: der Feind stand zwischen den Weimarischen und dem Vaterlande. Ohne Unterstützung, denn die Franzosen waren voll Mißtrauen und Ungunst gegen den Herzog von Weimar. Das kleine Heer kämpfte wie zwischen dunklen Wolken. Schloß Romagne wurde erstürmt, die Stadt Champlitte wurde genommen und die Bahn gebrochen nach der Saone. Nach dem Passe von Gray hin eilt das Heer — die Nachrichten lauten, daß dieser wichtige Übergang über die Saone nur schwach besetzt sei. Es war ein warmer Tag, als Bernhard gegen Mittag Schloß Ray erreicht,

von wo man hinabsieht auf den Strom und die Stadt Gray am andern Ufer. Hier hält er still, um zu rekognoszieren. Da kommt Nachricht von der Vorhut: es sei ein Irrtum von der schwachen Besetzung Grays. Das ganze kaiserliche Heer unter dem Herzoge von Lothringen sei im Anmarsche, der größere Teil sei schon da, und der gefürchtete Oberst Mercy sei neben dem Lothringer! Bernhard gab dennoch Befehl, das Heer so zu ordnen, daß es den Paß erzwinge. „Durch! durch!“ war das Losungswort. Er ritt ans Ufer und schaute hinüber. Richtig! Ein kaiserliches Heer war da und pflanzte seine Stücke auf. Die Sonne schien warm; einige Stückkugeln sausten schon über den Strom und gruben sich in der Nähe des Herzogs in den Boden. Da wurde gemeldet, ein junger Mann harrte schon seit einigen Tagen auf Schloß Ray des Herzogs; er ließe anfragen —

„Freilich! Freilich!“ rief Bernhard. Sein Herz ahnte, daß dies sein Bote aus Genf sein könnte — und er war es. Es war Dietrich van Groot, welcher eiligen Schrittes vom Schlosse herabkam. Wörtlich hatte er sich an sein Losungswort gehalten „an der Saone“, und der Hauptpaß zwischen Schloß Ray und Stadt Gray war sein Zielpunkt geworden. Herzog Heinrich von Rohan hatte ihm gesagt, dort werde und müsse das deutsche Heer erscheinen, und hier harrte Dietrich seit mehreren Tagen. Der Herzog winkte ihm schon von weitem nach einem kleinen Wäldchen, damit er den Kugeln nicht ausgesetzt bleibe. Dort trafen sie zusammen, dort stieg der Herzog ab. Die Mahlzeit auf Schloß Ray sollte warten, der Aufmarsch der Truppen, das Anfahren der Geschütze sollten beschleunigt werden. — Er nahm Dietrich bei der Hand und führte ihn unter die Bäume unter wiederholtem Zuruf: „Willkommen!“ und „Erzählt! erzählt!“ Dietrich erschien zusammengefaßter als früher. Die Gesichtszüge waren fester, will sagen minder beweglich und unruhig als früher. Die Reise hatte ihn gebildet. Allein und selbständig hatte er sich durchbringen müssen; das ist lehrreich.

Da können die Gedanken nicht mehr so eigenmächtig schweifen; denn wenn sie's tun wollen, da stößt sich der Schweifende zum öfteren an die Nase. Schon bis nach Genf war dies Dietrich mehrmals begegnet und hatte ihn vorsichtig gemacht. In Genf aber hatte die Frau Herzogin von Rohan seinen mißlichen Gewohnheiten eine wohlwollende Aufmerksamkeit gewidmet. Alles Frühere hatte sie ihm verziehen: er war ja jetzt so gut und aufopferungslustig für das Wohl des Rohanschen Hauses!

So erzählte er denn mit großem Behagen von dem häuslichen Leben der Rohanschen Familie, und Bernhard drängte ihn gar nicht, auf die politischen Fragen überzugehen. Er hörte teilnahmsvoll zu, wie die Familie wohnte und wie sie den Tag verbrächte. „Am Walle gegen Südosten", sagte Dietrich, „liegt das Haus, und man sieht auf die fruchtbare Ebene, welche sich rechtshin zieht, und nach linkshin sieht man auf die savoyischen Berge. Auf jener Ebene ritt ich fast täglich mit der Prinzessin Marguerite, die sehr fest und gut zu Pferde sitzt und lachende Geduld bewies mit meiner geringen Fertigkeit im Reiten. Ich war immer noch ein schwacher Reiter, und der Stallmeister der Prinzessin gab mir Unterricht. Zuletzt konnte ich schon den Herrn Herzog zu Pferde begleiten, der auf der andern Seite seine Promenade suchen mußte, am See entlang nach Nordosten. Denn nach der französischen Grenze hin war er in Gefahr. Dort wurde ihm aufgelauert. Der Herzog von Bourbon haust an der Grenze, und wir haben deutliche Anzeichen, daß er's auf die Gefangennahme des Herzogs Heinrich abgesehen hat, selbst auf Genfer Gebiet. Der Genfer hohe Rat, kalvinisch wie Herzog Heinrich und diesem sehr zugetan, hat ihn zu wiederholten Malen warnen lassen vor jener französischen Seite und dabei ehrlich gestanden, daß der Genfer Staat zu schwach wäre, ihn über seine Mauern hinaus zu schützen. Dies verleidet dem Herzoge den Genfer Aufenthalt, und er will fort—" „Das soll er auch!" „Ich hab' ihm natürlich mitgeteilt, was fürstliche Gnaden mir in Paris aufgetragen, und

das hat alle sehr gefreut. Sie waren ungeduldig auf den Augenblick, wo Euer Heer bis an die Schweizer Grenze vorgedrungen sein wird. Die Prinzessin Marguerite will dann selbst mit ins Feld ziehen." „Wahrhaftig?" „Zusehen wenigstens will sie, wie Ihr auf dem schwarzen Riesenrosse allen voraus in die Schlacht sprengt ganz wie zur Ritterzeit. Man hat ihr erzählt von diesem Rosse und von Eurem Ungestüm, welchen Herzog Heinrich furor teutonicus nennt. Das ist ungemein ansprechend für junge Damen; Prinzeß Marguerite wurde immer rot dabei, und ich habe mir in solchen Momenten stets mit Vergnügen ausgemalt, daß Weimar und Rohan da ein prächtiges Paar abgäben. Einmal hab' ich das laut gesagt, und da fragte Herzog Heinrich, ob ich so was von Euch, Herr Herzog, gehört hätte?" „Nun, was habt Ihr geantwortet?" „Ich wußte ja nichts! Ich konnte nur sagen, daß wir Protestanten uns alle sehr freuen würden über solch eine Verbindung." „Und was sagte Prinzeß Marguerite dazu?" „Die lächelte und sagte nichts. Beim Ausreiten tags darauf aber fragte sie mich plötzlich, ob es denn wahr wäre, daß Ihr bei Eurer zweiten Anwesenheit in Paris der Herzogin von Aiguillon lebhaft die Cour gemacht?" „Nun?" ‚Umgekehrt!' sagte ich, sie hat ihm die Cour gemacht, aber —"

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Offiziere kamen herzugesprengt, um die Befehle des Herzogs einzuholen. Unter ihnen die beiden Obersten Ehm und Rosen. Letztere berichteten, daß der Feind von Nordosten her, von Vesoul und Mümpelgard her, immer neue Zuzüge erhalte —

„Dann losbrechen, wenn die Stücke alle aufgefahren sind. Sind sie's?" „Sie sind's, wie fürstliche Gnaden befohlen, alle der Furt gegenüber —" „Recht! Auf die linke Ecke Grays von hier gesehen soll das Stückfeuer ununterbrochen wirken, ich sage ununterbrochen. Dort muß Platz gefegt werden, dort hat der Feind seine Zuzugs- und Rückzugslinie. Du, Ehm, gehst zweitausend Schritte links von hier über den Fluß und

fällst dem zumarschierenden Feinde in die Flanke. Ihr, Rosen, geht zweitausend Schritte rechts — ich hatte Euch dorthin geschickt zur Anschauung, wie ist das Ufer?" „Steil auf beiden Seiten," antwortete Rosen, ein hellblonder, scharf und kühl dreinsehender Vierziger aus Kurland, „schwer praktikabel, eigentlich gar nicht." „Um so besser. Das hindert uns, eine Torheit zu begehen. Wir haben nicht Leute genug zu dreifachem Angriff. Rosen! Ebenfalls links hinter Ehm hinüber, sobald Ihr merkt, daß er Nachdruck braucht. Ihr werdet Fühlung an mir finden, wenn es schwer geht. Denn alsdann komm' ich durch die Furt auf die linke Flanke von Gray. Verstanden?" „Verstanden!" antworteten beide Obersten. Eine heftige Kanonade von weimarischen Stücken brach eben los. Bernhard winkte mit der Hand, alle berittenen Offiziere schwenkten und sausten von dannen. Nur einer blieb, der Ordonnanzoffizier des Herzogs. „An die Spitze des Gehölzes," rief ihm der Herzog zu, „und meldet mir nach zehn Minuten, was sich ereignet!"

Der Herzog und Dietrich waren wieder allein. Aber der Aufenthalt war für Dietrich nicht mehr ganz behaglich. Äste krachten von allen Seiten und fielen nieder. Die kaiserlichen Geschütze drüben von den Wällen Grays antworteten heftig den weimarischen; er mußte schreien, um dem Herzoge verständlich zu werden. So nahe Kriegsmusik war ihm doch neu, obwohl er schon eine Saison beim Herzoge, vorzugsweise in dessen Kanzlei verlebt hatte, und sie blieb nicht ohne Einfluß auf seine körperliche Stimmung. Er brauchte auch mehr Mut als ein anderer, denn ein Phantasiemensch sieht tausend Gefahren mehr als ein anderer.

„Faßt Euch, junger Freund, und berichtet weiter. Man gewöhnt das allmählich. Ist's Euch noch Ernst, wie Euer Vater sagte, ganz in mein Heer zu treten?" „Aller—dings!" „Nun, dann könnt Ihr gleich mitten in einen Tanz kommen und all die peinlichen Vorspiele überspringen. Ihr seid ja zu Pferde gekommen?" „Ja, aber es ist ein sanftes, friedliches Tier und

steht oben im Schlosse —" „Ich geb' Euch ein feuerfestes. — Wiedenbruch! Meine Pferde hierher rufen!"

Dem Ordonnanzoffizier an der Spitze des Gehölzes galt dieser Ruf, welcher in ausgiebigster Kommandostimme ausging und vom Offizier verstanden wurde.

„Nun also, was läßt mir Herzog Heinrich antworten?"

Dietrich schüttelte sich, als ob er alle Nerven abschütteln wollte, und erwiderte allmählich mit ganz guter Haltung: „Er läßt antworten, daß er mit allem einverstanden sei. Er wird die Sendung an Wiederhold auf Hohentwiel bestens besorgen; er wird sich leise, aber fest mit den protestantischen Kantonen ins Einvernehmen setzen, daß Euer Rücken frei sei, wenn Ihr bei den Waldstädten einschwenkt, und daß Euch Nahrungsmittel zugänglich bleiben. Er lobt den Punkt Rheinfelden und wird Vorsorge treffen. Er selbst aber wird Lenzburg zum Aufenthalt wählen, um nahe zu sein." „Allein, oder mit den Seinen?" „Mit Frau und Tochter —" Wiedenbruch, der Ordonnanzoffizier, unterbrach ihn mit der Meldung, Oberst Ehm werde von großen Massen des Feindes zurückgedrängt, und Oberst Rosen, welcher ebenfalls über die Saone hinüber sei, könne sich nicht mehr halten, Ehms Rückzug verwirre seine Glieder — „Rosen soll halb rechts vorgehen und angreifen!" rief Bernhard, „und Schafalitzky wie Nassau sollen sich fertig halten, durch die Furt hier vor uns überzusetzen! — Genug, junger Freund, wir sprechen weiter, wenn wir am Leben bleiben. Jetzt hinaus!"

Bernhard ging zu Fuß aus dem Gehölze nach seinen Geschützen hin. Dietrich fühlte sich verpflichtet zu folgen. Links und rechts flogen hier im Freien die Kanonenkugeln über sie und um sie. Dietrich fühlte das Bedürfnis, mit dem Kopfe auszuweichen. Dadurch wurde aber der Taumel nur erhöht, welcher ihm den Kopf verrückte. Als er hinter Bernhard bei den Geschützen ankam, sah und hörte er kaum noch. Die Leute, welche die Geschütze bedienten, schrien dem Herzoge entgegen,

daß sie in schändlichem Nachteile arbeiteten gegen die drüben. Die drüben seien durch die Wälle besser gedeckt!

„Warum deckt ihr euch nicht auch?! Warum faullenzt der Troß!? Herbei die Fuhrknechte mit Spaten! Graben, graben! In zehn Minuten deckt euch ein Erdhaufen."

Dann trat er an den Uferrand und hielt die Hand vor die Augen, um der Sonnenblendung zu begegnen. Die Sonne schien hell und warm, aber sie stand schon im Nachmittage, und da sein Hauptaugenmerk gegen Nordosten ging, wo Ehm und Rosen drüben fochten, so störte sie ihn eigentlich nicht, sondern beleuchtete grell den dick aufwirbelnden Staub. Drüben auf den Wällen von Gray erkannte man ihn wohl oder erkannte wenigstens, daß er ein Mann von Bedeutung wäre. Kanonen und Musketen — auch für Musketenschüsse war die Entfernung nicht zu groß — wurden auf ihn gerichtet. Ein Hagel von Geschossen umsauste ihn, und Dietrichs Phantasie beging eiligst die kleine Nichtswürdigkeit, leise zu flüstern: „Hinter ihn, dicht hinter ihn! Dadurch deckst du dich!" Da ging aber der Herzog weiter. Er hatte bemerkt, daß Rosen und Ehm geworfen wurden. Er rief nach dem Grafen von Nassau und schritt abwärts. Das Ufer nämlich hatte hier einen Einschnitt, den eigentlichen Paß von Gray. In dieser abfallenden Bodenwelle war ein Zugang für Reiterei möglich. Nassau mit einem Reiterregimente kam herabgetrabt an die Furt, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Bernhards Befehl und sprengte dann mit seinem Regimente in den Fluß. Bernhard sah ruhig zu, bis das Regiment drüben aus dem Wasser war, sich unter dem Kugelregen der Kaiserlichen geordnet hatte und dann im Galopp links von den Wällen Grays vordrang. Eine Staubwolke verhüllte es. Der Staub bewegte sich nicht mehr. „Sie dringen nicht durch!" sagte Bernhard vor sich hin und ging raschen Schrittes aufwärts zurück auf das Gehölz zu. Dort winkte er. Ordonnanzen flogen zu ihm. Er verlangte seine Musketierkompagnie und die Starschädelschen Regimenter und seine

Pferde. Die Musketiere waren gleich zur Hand. Er führte sie zu den Geschützen und postierte sie hinter die indessen aufgeworfenen Erdhaufen. Sie bestanden zumeist aus guten Schützen vom Thüringer Walde, und ihre Aufgabe bestand hier darin, die Kanoniere drüben wegzuputzen. „In spätestens zehn Minuten“, rief er ihnen zu, „gehe ich selbst durchs Wasser. Sorgt, daß alsdann die feindlichen Stücke zur linken Hand nicht mehr bedient werden können!“ Nun wendete er sich zu den Pferden, die vorgeführt wurden. Ehe er sie erreichte, schlug eine Stückkugel hinter ihm ein, und Dietrich flog an ihm vorüber. Fälschlicherweise war er auch jetzt *hinter* dem Herzoge gewesen, also den feindlichen Schüssen zunächst. Dicht vor den Pferden fiel er der Länge lang nieder, das Gesicht am Boden. Ein großer Haufen Erde bedeckte ihn; Fall und Begräbnis war eins. „Seht zu, ob noch Hilfe möglich!“ sprach Bernhard zu den Reitknechten und winkte Ordonnanzen, welche von rechts heransprengten.

Ihre Nachrichten lauteten ganz schlecht. Ehm und Rosen müßten zurück. Es würde eine Niederlage, wenn sie ungeschützt durch den Strom mit steilen Ufern retirieren müßten. Der Herzog möge Geschütze ans diesseitige Ufer senden. Nassau werde mit seinem Regimente von Oberst Mercy zusammengehauen.

„Zurück zu eurem Obersten!“ rief Bernhard, „ich komme selbst und befreie Nassau. Kein Mann und kein Pferd soll über den Fluß zurück. ‚Durch!‘ ist die Losung. Eh' ihr bei den Obersten seid, bin ich drüben. Sie sollen also gleich wieder vorwärts halb rechts. Ich reiße das nötige Loch. Wer nicht vorwärts will, soll sterben. Fort!“

Bei den letzten Worten hatte er schon den Fuß im Bügel. Das riesige schwarze Roß war ihm vorgeführt, welches in den schweren Schlachtmomenten an die Reihe kam. Es wieherte und bäumte sich, als er sich aufschwang. Die wohlbekannten Trompeten der herzutrabenden Starschädelschen Regimenter

ermunterten es. Ehe ihm Bernhard die Sporen einsetzte, bemerkte er seitwärts, daß Dietrich wieder aufrecht stand. Er war sorgfältig in Kot gehüllt von oben bis unten und gewährte einen ganz aparten Anblick. Der aufgewühlte Erdhaufen hatte ihn fortgeschleudert, nicht die Kugel. Die Reitknechte lachten, und selbst Bernhard lächelte. „Aufs Pferd, junger Grotius," rief er, „so kann das Schlachtenfieber nicht zur Besinnung kommen und verrichtet Heldentaten, die später die nüchterne Seele einholen muß. Aufs Pferd!" Die Reitknechte hoben ihn fast hinauf. Er hatte die Augen voll Staub und sah wenig. Fort ging's zur Furt hinab, er hatte keine Zeit für seine Phantasie — und das war ihm vorteilhaft. Denn er hatte natürlichen Mutes genug; nur alle die Möglichkeiten, welche sein schweifender Geist herbeischaffte, bedrängten und schwächten einen natürlichen Mut. Jetzt, wo er wenig sah und kaum hörte und eigentlich nur Pferd war, jetzt war er so tüchtig wie ein anderes gedankenloses Wesen. Und sein schwarzer kotiger Anblick konnte noch dazu erschrecken. Dicht hinter dem Herzoge schwamm er durch die Saone, dicht hinter ihm sprengte er drüben aufwärts und dann mit an der Spitze der erprobten Regimenter quer durch die aufgelösten Nassauschen Reiter in den Feind hinein. Mechanisch zog er sogar mitten unter den Feinden seinen Degen, mechanisch saß er fest und hieb er um sich, und als er merkte, daß diese mechanische Tätigkeit sich ganz gut bewährte, da kam er allmählich sogar zu Fassung und bewußter Hantierung. Was ihm der allzu bewegliche Geist versagte, das schenkte ihm die herausgeforderte gesunde Körperkraft — nach einer Viertelstunde war er tapfer. Nach einer Viertelstunde war aber auch die Schlacht gewendet. Bernhards persönlicher Angriff hatte in seinem grimmigen Ungestüm die schon ermüdeten und in Verfolgung halb aufgelösten Reihen der Kaiserlichen gebrochen, gesprengt, geworfen. Vor dem riesenhaft erscheinenden schwarzen Ritter wich alles links und rechts — zwischen der Stadt Gray und dem kaiserlichen Heere

hatte er eine breite Lücke erzwungen. Und nun kam siegreich zum Vorschein, was ihn zum furchtbaren Feldherrn machte. Mitten im Furor blieb er kalten Blutes, klaren Verstandes für das Ganze. Er riß seinem mächtig ausgreifenden Rosse in die Zügel, daß es, in allen vier Beinen zusammenknickend, stehen mußte. Dann rief er nach Mörshäuser, seinem Generalquartiermeister, rief nach dem Rheingrafen Johann Philipp, die in seiner Nähe gewesen waren. Die Ordonnanzen ritten und schrien nach den verlangten Männern. Dann befahl er seinem Trompeter, den siegreich verfolgenden Starschädelschen nachzusprengen und ihnen abzublasen von weiterer Verfolgung. Mörshäuser war der erste, welcher herbeigeschafft wurde, ein feister, behaglich aussehender Vierziger mit sonnverbranntem Antlitze. Bernhard befahl ihm, alles herüberzuholen von Truppen und Geschütz, was noch jenseits der Saone geblieben, und alles zu Rosen und Ehm zu führen, die Geschütze voraus. „Im Fluge, Dicker!“ setzte er hinzu, und lachend galoppierte Mörshäuser auf schwerem friesischen Hengste rückwärts nach der Furt hinab.

Unterdessen war der Rheingraf aufgefunden und parierte sein springendes Roß vor dem Herzoge. „Philipp!“ sprach Bernhard, „zusammenrufen, was bei der Hand ist, ein paar Kompagnien genügen, und nach Gray hinein, ehe sie sich besinnen und das Tor schließen. Drinnen alles gefangennehmen und entwaffnen und eilig vier geladene Stücke des Feindes mir herausschicken. Auch ohne Munitionskasten, wenn's aufhält; ich brauche nur Schreckschüsse. Vorwärts!“ Dann jagte der Herzog drei Ordonnanzen an Nassau, an Rosen, an Ehm, damit sie unterrichtet wurden vom Riß in das feindliche Heer. Sie sollten sich sammeln und langsam in geschlossener Haltung gegen den Feind vorrücken, mit aller Furie aber auf ihn einstürzen, sobald Bernhards Trompeter das Sturmsignal blasen würden. Nassau zunächst werde sie hören, er solle das Signal an Rosen, Rosen es an Ehm geben lassen. Die Ordonnanzen

flogen von dannen. Die Stärschädelschen Regimenter kehrten zurück und stellten sich auf, jetzt mit den Köpfen gegen Norden. Die Geschütze kamen aus der Stadt. „Im Trabe vorwärts!“ kommandierte der Herzog, und gegen Norden bewegte sich erderschütternd die Masse. Der zerrissene Feind war im Begriff, sich wieder zu sammeln. Als Bernhard seiner ansichtig wurde, ließ er die Geschütze abfeuern und das Sturmsignal blasen. Wie er vorausgesehen, machten die Kanonenschüsse den erschreckendsten Eindruck. Geschütze diesseits! Und auf der Operationslinie der Kaiserlichen! Gleichzeitig Sturm von allen Seiten — da wurde die Zersprengung das Werk einer Viertelstunde. Bernhard blieb hierbei hinter den stürmenden Reitern; jetzt brauchte das Werk keines besonderen Antriebes. Nach linkswärts ritt er, um passend nachzusenden, was Mörshäuser von drüben brachte. Die untergehende Sonne beleuchtete einen vollständigen Sieg — von allen Seiten bliesen die Trompeter „Viktoria“. — Da jagte ein Reiter auf den Herzog Bernhard zu. Er kam von Ehm gesendet. Von Marnay her, meldete er, auf der Straße nach Besançon, näherten sich weithin reichende Staubwolken, wahrscheinlich frische Truppen des Herzogs Karl von Lothringen!“

„Willkommen!“ rief Bernhard und gab Befehl, alles zu sammeln und zurückzunehmen, was in der Verfolgung begriffen wäre, und zurückzuweichen von beiden Seiten der Straße auf zweitausend Schritt. Erst wenn man seine, des Herzogs, Stücke feuern hörte, vorzugehen mit allgemeinem, wildem Geschrei.

Jetzt wurden die Geschütze, welche Mörshäuser gebracht, inmitten der Straße aufgepflanzt, Ruhe und Stille wurde nach allen Seiten mit halblauter Stimme geboten, und überall wurde hinzugesetzt: „Eine Mausefalle!“ Der Abend sank dunkel hernieder. Bald sah man kaum noch auf hundert Schritte vor sich. Aber man hörte das geräuschvolle Anrücken des Feindes. — Bernhard hielt neben den Geschützen, den Oberkörper vorbeugend über den Hals des Pferdes. Er horchte wie ein Jäger,

welcher den Auerhahn jagt. „Fertig machen!" sprach er leise, „Feuer!" kommandierte er plötzlich, und die Feuerschlünde brüllten und spien, die Trompeten schmetterten, die Truppen schrien, von allen Seiten stürzte alles auf den noch unsichtbaren Feind. Dieser, so unerwartet von überall angefallen, war unfähig, standzuhalten. Er machte kehrt und setzte sich in wilde Flucht. Herzog Bernhard folgte langsam mit den Geschützen. Für die Verfolgung war kein weiterer Befehl nötig, es war nur ein Kern in der Mitte zusammenzuhalten. Mit diesem Kern marschierte der Herzog tief in die Nacht weiter auf der Besançoner Straße, bis der Mond aufging und die Stadt Marnay zeigte. Er war in ruhiger, heiterer Stimmung und hatte Dietrich an seine Seite berufen, der ihm weiter erzählen mußte vom Leben der Familie Rohan in Genf.

---

Dieser Sieg an der Saone war von großer Bedeutung für Herzog Bernhard und für den deutschen Krieg. Es fand sich, daß der Feind sein ganzes Gepäck, fünfzehnhundert Gefangene, darunter sechsundvierzig Offiziere, achthundert Tote, sechzehn Standarten und — was besonders ersprießlich war für das kleine Heer Bernhards — zweitausend Pferde verloren hatte. Das kaiserliche Heer war zersprengt, der Herzog von Lothringen mit dem Reste nach Besançon geworfen, Oberst Mercy verwundet, die Straße ins Deutsche Reich war frei. Das „Durch!" des weimarischen Heeres war gelungen, nach wenigen Tagen lag es schon vor dem letzten festen Platze in den Bergen, vor Lüders, dem Verbindungspasse zwischen Hochburgund und dem Elsaß. Mit stürmender Hand wurde er genommen, und an einem hellen Sommerabende stand Bernhard mit seiner Umgebung oben auf jener Zitadelle, welche den Blick freigibt auf den Sundgau, die südlichste Spitze des Elsaß. Ein Silberband am östlichen Horizont, dahinter blaue Bergumrisse — „Das ist der Rhein! Das ist der Schwarzwald!"

rief alles wie aus einem Munde. Sie betrachteten Bernhard wie ihren Moses, der sie auf hohen Berg geführt, um ihnen das gelobte Land zu zeigen. Niemand aber dachte daran, daß Moses bald darauf starb. Bernhard war ja auch voll Lebenslust und Lebenskraft wie kaum je zuvor. Die Pforte der Zukunft, während der ganzen französischen Zeit traurig verhüllt, stand weit offen, und die kühnsten Pläne gingen auf in seiner Seele. Ein neuer Ankömmling war ganz geeignet, ihn darin zu bestärken. Erlach kam den Festungsweg heraufgeritten und stand bald darauf vor ihm. Er kam von Paris und hatte die Resultate seiner Verhandlung zu melden. Er schilderte sie günstiger, als sie wirklich waren. Desnoyers war ihm sehr freundlich begegnet, und Erlach hatte nicht zu unterscheiden gewußt, daß diese Freundlichkeit seiner Person, nicht seiner Sache gegolten. So hatte er denn zu melden, daß Generalleutnant du Hallier den Auftrag erhalten würde, das Heer des Lothringers im Schach zu erhalten, Bernhard also den Rücken frei haben würde, wenn er gegen den Rhein und über den Rhein vordringen wollte. Das war allerdings wichtig und veranlaßte Bernhard, an eine Änderung seines ursprünglichen Planes zu denken. Sein ursprünglicher Plan war gewesen, von Süden her, von der Schweizer Seite bei Rheinfelden, einem festen Orte mit fester Brücke, über den Rhein zu dringen und sich dann im Vormarsch auf die Feste Hohentwiel zu stützen. Der Herzog von Rohan hatte es übernommen, in der Stille alle Anknüpfungen bei Rheinfelden zu besorgen und den Kommandanten von Hohentwiel, Wiederhold, im Namen Bernhards zu gewinnen. Jetzt, nach Erlachs Mitteilung flog Bernhards Kriegsgenius weiter. Seine Fähigkeit im Entwerfen und Verfolgen eines großen Planes war unbestritten. Sein Auge haftete auf dem Mittelpunkte des ganzen deutschen Landes da unten, auf Breisach. Näher an Breisach über den Rhein zu gehen, mitten unter den Feinden, die dadurch gesprengt und zerteilt würden, das schien ihm jetzt erreichbar. Er ent-

fernte sich dadurch von einer Zusammenkunft mit Rohans, die nach der nördlichen Schweiz kommen wollten, und sein Herz sehnte sich warm nach dem Anblicke Margueritens — aber zuerst und zuletzt war er doch Feldherr, politischer Feldherr. —

„Glaubt Ihr, Erlach, daß man sich auf das protestantische Straßburg stützen könnte?" „Im Dunkeln, Herr Herzog! Die Welt darf's nicht bemerken. Diese Reichsstädter wollen nichts opfern." „Zunächst doch Schiffe, die man ihnen wegfängt." „Wenn Ihr sie fangt, dann sind die Straßburger nicht verantwortlich. O ja!" „Da in der Gegend von Benfeld — Kenzingen liegt eine Strecke weit drüben am rechten Ufer — da ist der Rhein von großen waldigen Inseln geteilt —" „Bei Rheinau?" „Ganz recht, bei Rheinau. Die Arme des Rheins sind schmal, die Inseln gewähren Deckung, und drüben kommt ein Flüßchen in den Rhein —" „Die Elz!" rief der Rheingraf. „Die bietet sich trefflich zum Wassergraben für das Hauptschanzwerk. Dort könnte man ein mächtiges Werk anlegen, das beide Ufer beherrschte und den Mittelpunkt abgäbe für alle Operationen, auch gegen Breisach. Fängt man den Straßburgern Fruchtschiffe ab, so hat man Brücken und stellt sich in ein paar Tagen sicher, eh' von Breisach Truppen da sein können. So sei's!"

Und er gab augenblicks Befehle in dieser Richtung.

Bernhard war äußerst schnell in seinen Entschlüssen. War er leicht bestimmbar, war er oberflächlich? Nein. Aber er war eine vorzugsweise zum Handeln organisierte Natur. Er sprach nicht viel, er war auch kein eigentlicher Denker — er war ein Erwäger. Nach allen Seiten hin erwog und prüfte sein Geist alles, was in den Bereich seines Tuns gelangen konnte, und so überraschte ihn dann nicht leicht eine plötzlich nahetretende Möglichkeit. Kaltblütig änderte er dann mitten im Laufe seine Richtung. So in der Schlacht wie auf dem Marsche, wie in politischer Aktion. Und gerade dadurch war er seinen Gegnern furchtbar — er war die wandelnde Tat. Über eine Grund-

lage mochte er sich an jenem Sommerabend auf der Zitadelle von Lüders täuschen: über die Grundlage in Erlachs Wesen. Erlach von Kastelen, der Berner Patrizier, machte ihm den Eindruck eines viel versuchten und erprobten politischen Kriegers. Das war er auch. Er hatte schon am weißen Berge gefochten und alle Feldzüge auf protestantischer Seite mitgemacht. Er war ein unerbittlicher Gegner des katholischen Kaisers und war ein Widersacher aller Unternehmungen, welche keinen festen Hintergrund, keine solide Grundlage hatten. Dies ganze solide Wesen mußte ihn dem Herzoge nahebringen. Aber Bernhard übersah einen Fehl an ihm, den Mangel an nationalem Elemente. Bernhard selbst befreite sich soeben erst von dem unnationalen Irrtume, welcher ihn unter die französischen Ränke hineingeführt hatte, und erkannte doch nicht, daß dieser deutsche Schweizer der eingefleischte Vertreter dieses unnationalen Wesens war. Erlach war kein voller Deutscher; seine Heimat gehörte nicht zum Reiche, sein Sinn war in nationaler Hinsicht gleichsam neutral. Nun hatte er in zwanzigjährigem Kriege die schreiende Erfahrung gemacht, daß der protestantischen Sache der Stützpunkt eines großen Staates fehlte; Frankreich bot jetzt, gleichviel aus welchem Grunde! diesen Stützpunkt, und so war er gründlich entschlossen, an diesem Stützpunkte festzuhalten. Dazu war er nicht ohne Habsucht. Sie fand ihre Rechnung bei großen Staatsverhältnissen, wie Frankreich sie darbot, sie fand lockende Aussicht bei Ministern wie Richelieu und Desnoyers — das hatte Erlach jetzt in Paris deutlich erkannt. Denn er hörte in diesem Punkte sehr fein. Deshalb riet er zu einem Kriegsplane, welcher seinen Stützpunkt an der französischen Armee suchen und finden mußte. Kurz, wie tüchtig er an sich war, Erlach war ein bedenklicher Mann neben dem Herzoge Bernhard. Hatte Bernhard selbst doch eine Ahnung davon? Ehe er herunterstieg von der Zitadelle, sah er eine Zeitlang schweigend auf Erlach. Dann deutete er gegen Südosten in die ferne Landschaft und fragte ihn: „Ist jener Turm

da Mümpelgard?" „Ja, Herr Herzog. Die Welschen nennen es Montbéliard, sowie sie dies Lüders Lure nennen." „Mörshäuser!" fuhr der Herzog fort, „nach Mümpelgard soll alle Beute geschafft werden, alles Getreide, alles Schlachtvieh; es wird unser Hauptmagazin, sowie dies Lüders unsere Pforte wird. Der Rheingraf wird dafür sorgen, daß beide Punkte fest in unseren Händen bleiben. — Ihr staunt, Erlach, weil Mümpelgard zuweit von Rheinau liege? Jeder Fuchsbau braucht eine Fluchtröhre."

Die Sonne ging unter hinter den Hügeln, welche die Freigrafschaft vom Lande Bassigny trennen, und der Herzog schritt langsam von der Zitadelle hinab. Die Generale und Obersten, welche ihm folgten, sahen erstaunt auf ihn. Warum so ernst, so gedankenschwer — schienen ihre Blicke zu sagen — nach so glänzendem Siege und beim Einmarsch ins Deutsche Reich unter so vielversprechendem Plane? Bernhard war wirklich gedankenschwer, und als sie unten in der Stadt angekommen waren, wo ein großes Gastmahl ihrer harrte, rief er Erlach beiseite. „Setzt Euch zu Tisch", rief er den übrigen zu, „und wartet nicht auf mich!" Er stand auf einem kleinen Platze in Lüders, der schon ganz in Dunkelheit gehüllt war, und sprach da absatzweise und in Pausen folgende Worte:

„Ihr baut zu fest auf die Franzosen, Erlach. Sie werden mir den Rücken nicht decken gegen die Lothringer. Sie wollen mich nicht über den Rhein lassen. Gerade deshalb will ich's. Aber gerade deshalb muß ich mir einen zweiten Zugang sichern, welcher den Rücken frei hat gegen die protestantische Schweiz. Rohan ist darüber eingeweiht. Eilt zu ihm nach Genf; geleitet ihn und die Seinen in die Nähe der Waldstädte. Wie er mir schon angedeutet, soll er seine Wohnung in Lenzburg nehmen. Dorthin komm' ich selbst, sobald eine Pause eintritt in meinen Operationen. Bereitet alles vor mit Rheinfelden. Dieser feste Ort mit seiner Brücke muß unser werden. Dann laßt Euch unterrichten, wieweit die Unterhandlung gediehen

ist mit Wiederhold auf Hohentwiel. Diese Festung muß ebenfalls unser werden. Wiederhold ist mir und unserer Sache ergeben. Versichert ihn, daß er auf mich rechnen könne in Not und Tod. Und dann kommt zu mir nach Rheinau. In acht Tagen gedenke ich dort zu sein, in vierzehn Tagen mich festgesetzt zu haben. Halten wir's, so ist Nördlingen ausgewetzt und ein Riesenschritt getan. Halten wir's nicht, so seid Ihr schuld mit Euren Franzosen, und unsere Sache gerät in Lebensgefahr. — Auf Wiedersehen in vier Wochen! Die werdet Ihr brauchen, um Euch nach und von Hohentwiel durch die kaiserlichen Posten durchzuschleichen. Sie werden wohl alle nach dem Rhein stürzen, sobald sie von meinem Übergange bei Rheinau hören, und Ihr werdet den Weg frei finden. Natürlich auch rückwärts über die Waldstädte. Ade!"

Der Herzog ging in das erleuchtete Haus, wo seine Offiziere schmausten. Am andern Morgen brach er auf zu dem gefährlichen Zuge, welcher den nur noch unter Aschenhaufen glimmenden deutschen Krieg neu entzünden, die Fahne der Protestanten wieder hoch erheben, den Fahnenträger aber auch mit seinem kleinen Heere in den Untergang führen konnte.

## II.

Im Hochsommer des Jahres 1637 wurde dieser Heereszug ausgeführt, welcher ganz Europa in Alarm setzte. Aus den burgundischen Bergen stürzte sich ein kleines Heer herab in die ebene Abdachung des Elsasses, stürmte Ensisheim und erschien am Rheinstrome — aller Welt zur Überraschung. Denn die Welt wußte kaum etwas von den Gefechten, welche in den Tälern und auf den Bergen der Freigrafschaft und Hochburgunds vorgefallen waren, für die Welt war der einst so gefürchtete Feldherr Bernhard von Weimar so gut wie verschollen. Jetzt erschien er plötzlich, wie aus einer Wolke hervorspringend, auf deutschem Boden, überbrückte mit Straßburger

Schiffen die Rheinarme zwischen den Inseln bei Rheinau, drang hinüber bis ans rechte Ufer und befestigte sich gleichsam im Handumkehren, Tag und Nacht arbeitend, so nachdrücklich und so furchtbar, daß die österreichischen Vorlande des Breisgaus im Herzen gepackt und von Erwürgung bedroht erschienen. Der deutsche Krieg flammte von neuem auf wie vor acht Jahren, wo Gustav Adolf auf der Insel Usedom gelandet war. „Und auf welchem Hintergrunde geschieht das? Welcher Hintergrund rückt ihm nach?" fragte man sich erschreckt in Wien, in Madrid, in Brüssel. „Tritt Frankreich offen ein in die Heereslinie gegen den deutschen Kaiser?" Wer wußte das? Zu Paris selbst wußte man es nicht. Dort war man fast ebenso erschrocken wie in Wien und Madrid. Nur der König zeigte sich erfreut. Er war nicht eingeweiht in die Bedenken und Hintergedanken seines Ministeriums; er betrachtete den sächsischen Herzog als seinen Feldherrn; ihm gefiel das kühne Unternehmen, die glänzende Waffentat. Richelieu war betäubt. Die großen Schritte gehörten nicht zu seiner Politik gegen das Deutsche Reich; die offenen Schritte wenigstens gewiß nicht. Sie brachten zu große Konsequenzen mit sich. „Der Rhein! Der Rhein! Bis an den Rhein!" — das war wohl sein idealer Wunsch. Aber damals war das ein sehr idealer Wunsch. Lothringen, Elsaß und Hochburgund lagen noch unfranzösisch dazwischen — der Schritt war zu weit, zu haltlos. Und so wie Richelieu den Herzog Bernhard kennen gelernt hatte, war dieser Zug bis über den Rhein keineswegs im Sinne und Interesse Frankreichs unternommen. Im Gegenteil! „Dieser Bernhard befreit sich von uns!" rief Richelieu, „er errichtet sich mit dieser Eroberung eine selbständige Macht und schiebt uns zurück!"

„Was tun? — Abwarten! Die Unterstützung versagen."

Die dritte Macht in Paris, die geistliche, die jesuitische, wußte allein, was sie wünschen und wollen müßte. Sie war in Desnoyers verkörpert. Dies kleine graue Männchen schritt an einem warmen Augustabend langsam unter den Bäumen

der place royale umher. Er hatte sich dort ein Stelldichein gegeben mit Doktor Blandini, welcher immer noch in Paris verweilte, von der Königin und von Richelieu in Anspruch genommen. Der Doktor ließ auf sich warten. Desnoyers setzte sich auf eine Bank zwischen den Bäumen und unterhielt sich mit Betrachtung der hübschen Bürgermädchen, welche da herumschlenderten und unter welchen sich Louison hervortat. Sie hatte nicht vergessen, daß ihr Courmacher da drüben auf seine Mutter gedeutet hatte, sie hatte sich erkundigt und war ganz im klaren, daß er der Sohn des schwedischen Gesandten und in den Krieg gezogen wäre in unmittelbarer Nähe des Herzogs Bernhard. Er war ihr doch recht interessant jetzt, der wunderliche gelbe Kavalier mit seinen gutmütigen Augen, und sie ging jetzt öfters hier auf der place royale spazieren. Vielleicht kam er doch einmal zurück. Oder vielleicht machte sie doch einmal die Bekanntschaft dieser holländischen Mutter, welche selbst auf den Markt ging zum Einkaufen, obwohl sie eine Gesandtin war. Auch den Vater, den Herrn Gesandten selber kannte sie bereits. Das heißt äußerlich. Gesprochen hatte sie ihn noch nicht — und soeben kam er unter den Bäumen daher, um in sein Haus hinüberzugehen. Sie sah, daß Herr Hugo de Groot neben dem kleinen Graukopfe, der auf einer Bank saß, stehenblieb, und sie veranlaßte ihre Begleiterin, sich in der Nähe niederzulassen. „Es sind vornehme Herrn," flüsterte sie ihrer Begleiterin zu, „man hört da immer was Apartes!" Das war auch so. Grotius hatte neueste Nachrichten vom Kriegsschauplatze am Rheine und erzählte sie Desnoyers. — „Mörderische Kämpfe, Kämpfe Mann an Mann wie im Mittelalter", sagte Grotius, „geschehen dort auf den Inseln und in den Wasserlöchern des Rheins. Der wilde Johann von Wörth, der bayerische Feldhauptmann, ist der erste gewesen, der auf den Herzog Bernhard losgefahren ist wie eine Furie. Es ist grimmig hergegangen, schwimmend sogar haben sie sich wie im Zweikampfe herumgeschlagen. Mein Sohn hat mir die merkwürdigsten

Einzelheiten geschrieben, er ist fast immer dicht neben dem ritterlichen Herzoge, und es regnet da Tod und Wunden. Das Letzte war, daß der Wörth einen Schuß durch Hals und Kopf bekommen, und daß der Herzog sich wie ein Löwe behauptet hat. Man erwartet, daß er nun um sich greifen und nächstens vor Breisach rücken werde."

„Ja, 's ist ein mächtiger Kriegsmann!" sagte Desnoyers, „und Euer Sohn ist in guter Schule. Der wird auch ein Josua werden." „Ist nicht meine Absicht. Betracht' es nur als Lebensschule. Hab' ihn mit meiner Frau zu friedlicher Laufbahn bestimmt und denke, ihn bald heimzurufen. Guten Abend, Exzellenz!" „Auf Wiedersehen, Herr Ambassadeur! Danke für so wohlklingende Mitteilungen."

Sie klangen ihm, diese Mitteilungen, abscheulich, sie klangen ihm entscheidend. Er war nicht bloß französischer Minister, er war dem großen Orden zugeteilt, welcher den Untergang der Ketzer zu seiner Hauptaufgabe machte. Er wußte, daß dies erfolgreiche neue Auftreten des sächsischen Herzogs durchgreifende Befehle bringen würde gegen die Existenz dieses sächsischen Herzogs. Unwillkürlich richteten sich seine Blicke auf die Fenster neben dem Hause, in welches de Groot schritt. Dort am Mittelfenster saß Ludmilla und sah über die grünen Bäume hin, unter denen das graue Männlein saß. Er hatte vor, sie aufzusuchen, sobald er Blandini gesprochen. Er wußte, daß dort oben die Parole für ihn ausgegeben werden sollte, eine Parole, welche ihm wichtiger war als ein Beschluß der französischen Regierung. Norbert von Zierotin wurde heute abend dort oben erwartet. Er war seit Monaten abwesend von Paris. Er war wieder in Madrid. Von dort wurde er heute abend erwartet. Ihm mußte die Mitteilung de Groots getreulich erzählt werden; ihm ordnete sich der französische Minister unter; denn dieser österreichische Edelmann vertrat eine größere Macht als die Macht Frankreichs. Zu Herzen nahm er sich's übrigens nicht der kleine graue Minister, daß es sich nun um die Tötung

des ketzerischen Herzogs handeln würde. Wer einer großen Verbrüderung angehört, der überläßt den Häuptern dieser Verbrüderung die Verantwortung, der überläßt ihnen sein Gewissen. Ein Geschäft werde vorliegen, ein Geschäft wie ein anderes. Der Herzog, täglich unter Kugeln und Schwertern, sei ja alle Tage dem Tode ausgesetzt! So oder so — das Resultat sei dasselbe. Man müsse nur dafür sorgen, daß die Handlung selbst undeutlich verbleibe, um üble Nachrede zu vermeiden. Und Blandini sei der Mann für solche Undeutlichkeit und Unscheinbarkeit. So blickte denn Desnoyers trotz so mißlicher Gedanken mit leidlichem Behagen auf die beiden hübschen Mädchen, auf Louison und ihre Begleiterin, welche in seiner Nähe standen und dem verschwindenden alten Grotius nachschauten. Sie gingen dem alten Herrn nach, und Desnoyers, welchen das weibliche Geschlecht lebhaft beschäftigte, wie kümmerlich auch sein alterndes Körperchen sein mochte, sprach leise vor sich hin: „Sollte der alte Ketzer auch noch —"

„Liebesabenteuer pflegen?" ergänzte eine Stimme neben ihm den angefangenen Satz. Doktor Blandini stand neben ihm. Desnoyers hatte die Seelenruhe, Blandini neben sich auf die Bank einzuladen und des gründlichen mit ihm zu verkehren über die Liebesfähigkeit alter Männer, ehe er zu dem Thema überging, um dessentwillen er den Doktor berufen, und welches die Kleinigkeit einer Ermordung in sich begriff. Sie hatten schon eine halbe Stunde dagesessen, der neue Mond, welcher vom Horizonte aus einen Lichtschimmer auf den Platz geworfen, war verschwunden, und es war ganz dunkel und leer unter den Bäumen, als Desnoyers mit der Frage darauf einlenkte: „Ihr wißt, daß Herr von Zierotin für heute angekündigt ist?" „Ja," antwortete Blandini, „es ist mir heute mittag angekündigt worden, noch ehe ich die Bestellung von Eurer Exzellenz erhielt. Sie hängt wohl mit Zierotins Ankunft zusammen?" „Allerdings. Zierotin bringt Aufträge der Oberen. Sie billigen gewöhnlich, was Olivarez anordnet, und Zierotin kommt

aus Madrid, kommt von Olivarez. Ich zweifle nicht, daß man sich entschlossen hat, ein Ende zu machen mit dem gefährlichen Manne. Und ich weiß, daß Ihr, lieber Doktor, schon früher die Aufgabe übernommen." „Übernommen? Das ist zuviel gesagt. Ich wäre gern damit verschont!" „Verschont? Das glaub' ich. Wir sind alle faul und möchten lieber bloß genießen. Aber wir stecken alle in der großen Tretmühle, wir müssen gern oder ungern ihrem Umschwunge folgen. Wollen wir's nicht, wollen wir zurückbleiben, so zermalmt uns der Mechanismus der großen Mühle eben erbarmungslos. Und Ihr seid so geschickt! Ihr wißt Eure Aufgaben so hübsch zu verfeinern! Dazu wollt' ich Euch Hilfsmittel an die Hand geben. Ich habe als Minister nichts damit zu tun. Unser König wie unser Premier würden kaum ja dazu sagen. Nur der alte Desnoyers kann Euch behilflich sein durch — Nachweise, durch Zuweisungen. Da ist zunächst ein Herr von Mitzlau im Gefolge des Mannes. Herr von Zierotin hat mir ihn damals vorgestellt und empfohlen. Später hat er wohl die Empfehlung zurückgenommen, weil der Mitzlau sich nicht bewährt habe und eigene Ziele verfolge, ich glaube eine Versöhnung des „Mannes" mit dem Kaiser. Aber solche Versöhnung halte ich für chimärisch. Der „Mann" ist zu sehr Ketzer und zu ehrgeizig. Wie dem aber auch sei, der Mitzlau ist ein Agent gegen ihn, und wenn er, wie ich nicht zweifle, scheitert, so braucht er doppelten Anhalt. Bringt ihm freundliche Worte von mir und die Versicherungen meiner Unterstützung, sobald er deren bedürfe. Dies wird ihn Euch nähern. Wenn auch nur für Unverfängliches. Denn über Euer Ziel dürft Ihr ja doch nichts ahnen lassen." „Um Gottes willen nicht!" „Dann ist ein Schweizer, Erlach geheißen, neben dem ‚Manne'. Der wird standhaft für ihn wirken, solange Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Stirbt aber der ‚Mann', dann kann die Habgier dieses Schweizers Euch zustatten kommen. Wir werden sie befriedigen, und er wird Euch im Notfalle schützen aus Gefälligkeit für uns. Ihm also sagt, daß ich ihn be-

grüßen lasse, daß ich Euch empfehle. Ich werd' es bestätigen bei gelegentlicher Zuschrift. Am besten bei einer Geldsendung. Denn diese ist ihm die Hauptsache. — Alsdann — Ihr werdet nicht direkt zu dem „Manne" gehen wollen —" „O nein!" „Ihr werdet einen Umweg suchen." „Allerdings!" „Ihr braucht einen nahen und sicheren Aufenthaltsort, eine Zufluchtsstätte. Die nahe Schweiz muß ihn bieten. Die Kantone in der Mitte sind fest katholisch, und in Luzern haben wir sichere Leute. Zierotin muß Euch dahin sichere Anknüpfungen des Ordens geben; ich unterrichte unsern Agenten dort. Er wird Euch ansprechen und Euch die Hand bieten. Schlagt in Luzern Euer Hauptquartier auf. Ah," unterbrach er sich, „da erscheint Licht in den Fenstern der Lady! Gehen wir hinauf und erwarten wir dort den Herrn von Zierotin. — A propos! Vor der Lady kein unbedachtes Wort von dem „Manne"! Sie ist neuerdings kurios exzentrisch in betreff desselben. Eine germanische Sympathie rumort in ihr. Wenn sie nicht eine schöne Frau wäre, so stünde sie in Gefahr,, langweilig zu werden. Ihr Liebhaber, Herr von Zierotin, wird nicht sehr erbaut von ihr sein, er wird sie sehr verändert finden. Man muß eben die Weiber nie so lange allein lassen; sie verfallen dann immer auf Dummheiten. — Steigen wir hinauf!"

Desnoyers hatte ganz recht gesehen. Ludmilla war seit ihrer Szene mit Herzog Bernhard verändert. Alle die Wandlungen, welche sie zum Glaubenswechsel geführt, erschienen ihr jetzt in falbem, ungünstigem Lichte. Die Welt ihrer Jugend und ihrer Heimat war ihr mächtig vor die Seele getreten in der strengen Haltung Bernhards, und der abwesende Jaromir stand seitdem verwandelt vor ihrer Einbildungskraft. Ihre Phantasie brachte jetzt immer wieder den Pater Norbert vor ihre Augen — sie fürchtete sich vor seiner Wiederkehr. Und eins hatte sich wunderbar in ihr verdichtet: der Argwohn, daß man irgend etwas Gewaltsames vorhabe gegen den deutschen Herzog. Alle Äußerungen Norberts, Blandinis, Desnoyers'

über Bernhard und dessen Zukunft, Äußerungen kleinster Art mitunter, waren in ihrem Gedächtnisse aufgetaucht. Sie gingen zurück bis auf Bernhards erste Ankunft in Paris, und es waren zufällige und unwillkürliche Äußerungen zahlreich darunter. Aber eben weil sie zufällig und unwillkürlich gewesen, erschienen sie ihr jetzt wichtig und bestätigten jetzt ihren Argwohn, daß der Herzog durch geheimnisvolle Schritte gefährdet sein könnte.

So war es ihr nicht entgangen, daß Desnoyers die großen Siegesnachrichten über Bernhard mit einem wunderlichen Lächeln begleitet hatte. So war es ihr heute abend von düsterem Effekte, daß der Diener Desnoyers und den Doktor Blandini meldete. Jaromir hatte ihr geschrieben, daß er heute abend in Paris einzutreffen und in ihrer Wohnung abzusteigen gedächte — und da erschienen auch schon Desnoyers und Blandini bei ihr! Blandini besonders, welcher höchst selten bei ihr zu sehen war. Unheimlich mutete sie der Eintritt dieser beiden Männer an. Ernst und ängstlich begrüßte sie dieselben, und Desnoyers mußte die ersten Kosten des Gespräches tragen. Denn auch Blandini, der sonst so behagliche, war schweigsam und zerstreut. Dazu drang eine schwüle Nachtluft ins Zimmer durch die offenen Fenster. Es war ein drückender Zustand, welcher Desnoyers in seiner Meinung bestärkte, daß mit dieser Lady eine absonderliche Wandelung vorgegangen sein müßte. Er atmete auf, als Geräusch im Vorzimmer entstand, als die Tür aufging und Jaromir von Zierotin auf der Schwelle erschien. Aber der drückende Zustand erhielt durch Jaromirs Eintritt nur eine andere Färbung, er erhielt keinen anderen Charakter. Ludmilla blieb festgebannt auf ihrem Sessel; sie begrüßte ihren nach langer Abwesenheit zurückkehrenden Freund nicht, sie sah mit weit geöffneten Augen auf ihn, sie schien zu beben, als er sich ihr nahte und ihre Hand küssen wollte. Sie zog die Hand zurück, als fürchtete sie jede Berührung.

„Ihr seid nicht wohl, Mylady?“ fragte er. „Nicht wohl!“ antwortete sie kaum hörbar.

Er selbst sah erschöpft aus. Angestrengt war er gereist während der heißen Jahreszeit von Madrid bis Paris. Sein Antlitz war gebräunt, aber die dunklere Farbe verschönte ihn nicht, sie vergröberte nur die Furchen der Leidenschaft in seinen Zügen. Staub lag auf dem dunklen Haare und dem jetzt ungepflegten Barte. Sein ermüdetes Auge hatte nicht die Kraft, die Welt von Bosheit in ihm zu beherrschen und durch geistiges Leben zu beglänzen.

„Wie hast du je“, dachte Ludmilla, „auf diesen Mann günstig blicken können?! Und muß nicht alles falsch sein, was du von ihm angenommen?!“

Jaromir wurde von diesem Eindrucke wenig gewahr. Er warf sich ermüdet in einen Lehnsessel. Er wurde auch nicht gewahr, daß Desnoyers seine niederhängenden Augenlider ungewöhnlich aufriegelte und den Blick von ihm auf Ludmilla zu lenken suchte, gleichsam mit den Augen flüsternd: „Gib acht! Nimm dich in acht!“ Die verhüllten Kerzen, welche in den Zimmern Ludmillens eingeführt waren, kamen ihr jetzt zustatten: Jaromir sah nicht deutlich genug, um Physiognomien zu erforschen. Er beklagte sich über die Last dieser eiligen Reise.

„Warum seid Ihr geeilt bei dieser Hitze?“ sagte Ludmilla. „Warum? Wißt Ihr denn nicht, was vorgeht? Bleibt denn Paris hartnäckig zurück hinter Madrid in diplomatischer Kunst? Wahrhaftig, jetzt stehen doch die Zeichen dick genug am Gesichtskreise! Es sieht ja aus, als hätten wir umsonst gearbeitet seit dem Prager Fenstersturze, und als müßten wir ganz wieder von vorne anfangen. Der deutsche Krieg fängt ja von vorne an durch dieses siegreiche Vordringen des sächsischen Herzogs!“ „Das meint Olivarez?“ fragte Desnoyers. „Das meint er; das meint die ganze hohe Schule der Staatskunst in Madrid, und Eurem Richelieu hat man vor, den Kardinalspurpur ab-

zureißen, denn er liefert Geld und Waffen für den Feldzug am Rheine. Diesen Richelieu wird man —" „Mäßigt Euch," unterbrach ihn Desnoyers, „ich bin sein Kollege, und Ihr genießt nur Gastfreundschaft in Frankreich. Auch tut Ihr ihm hierin unrecht. Bernhards Erscheinung am Rheine war für ihn so überraschend und bestürzend wie für uns alle. Verschonen wir übrigens die unwohle Dame mit trauriger Politik! Ihr selbst seid angegriffen, Euch tut Ruhe not. Also auf Wiedersehen!"

Er stand auf, ging zu Ludmilla, um ihr die Hand zu küssen, und flüsterte Jaromir im Vorübergehen zu: „Ein Wort!" Jaromir begleitete ihn bis zur Tür. Dort sagte Desnoyers leise: „Olivarez hat's beschlossen?" Jaromir nickte. „Und die Oberen haben zugestimmt?" Jaromir nickte. „Nehmt Euch in acht vor der Lady! Sie ist verstört. Mir scheint ihre Bekehrung erschüttert. Sie darf nichts ahnen."

Er ging. Jaromir winkte Blandini, entschuldigte sich bei Ludmilla mit erschöpfender Müdigkeit und verließ ebenfalls das Zimmer. Blandini folgte ihm nach der kleinen Wohnung hinüber, in welche Medardo das Reisegepäck schon gebracht hatte. Ludmilla stand schwer atmend allein in dem großen Gemache. — An Blandini heftete sich ihr Sinn. Sie erinnerte sich deutlich einiger zynischer Äußerungen, wenn Jaromir und Blandini nach Tische gescherzt hatten. — „Dieser Doktor ist das Instrument, das gefährliche!" flüsterte es in ihr, „warum nähm' er ihn jetzt mit sich?! — Das mußt du erfahren!" Hastig schritt sie ins Nebenzimmer. Vorsichtig und leise öffnete sie die Tür zum nächsten. Dies Zimmer stieß an die kleine Wohnung Jaromirs. Hier konnte sie vielleicht ihr Gespräch hören. Jaromir war eingedenk gewesen, daß er damals in seinem Schreibzimmer die Reden Rohans drüben gehört hatte. Er trat also mit Blandini ins Schlafzimmer. An dies stieß unmittelbar dasjenige, in welchem Ludmilla horchte. Er war aber auch eingedenk der Worte, welche ihm Desnoyers zuge-

flüstert über Ludmillen. Sie sollte „nichts ahnen“. Er sprach leise. Medardo war fortgeschickt; Jaromir entkleidete sich und legte sich ins Bett. Blandini mußte sich zu ihm setzen. Jetzt wurde das besprochen, was der deutschen Geschichte, ja der europäischen Geschichte eine unerwartete Wendung geben sollte. Ludmilla strengte umsonst ihr Gehör an — sie verstand kaum einzelne Laute. Eine Viertelstunde hatte sie in so peinlicher Spannung ausgeharrt, und eben wollte sie in ihr Zimmer zurückkehren, da wurde das Gespräch im anstoßenden Schlafzimmer mit einem Male laut, es steigerte sich zum Zank, und sie verstand die Worte Blandinis: „Zumutung — mitten unter seinem Heere — man zerreißt mich ja!“ Jaromir mochte ihm bedeutet haben, die Stimme zu dämpfen, sie verstand nichts weiter. Aber sie meinte genug zu wissen. Sie ging in ihr Zimmer. Dort umhergehend und nur manchmal erschöpft sich in einen Lehnsessel fallen lassend, verbrachte sie die ganze Nacht. Eine furchtbare Nacht der Prüfung und Reue. Das Antlitz und Auge des Jugendgeliebten, Hansens von Starschädel, wurde der Spiegel, vor welchem diese Prüfung und Reue sich abspielte. „Junge Freudenmädchen, alte Betschwestern“ war der fürchterliche Refrain, welcher durch all ihre Betrachtungen hindurchschwirrte wie der Mißton einer verstimmten Saite. Als der Tag heraufdämmerte, faltete sie die Hände und betete sie das Vaterunser, wie sie es einst an jedem Abende ihrem Vater hatte vorbeten müssen. Sie war ruhig geworden; sie schloß die Fenster und verhüllte sie. Dann suchte sie ihr Lager, auf einen kurzen Schlummer hoffend. Sie hatte Entschlüsse gefaßt. Im Laufe des Tages wollte sie ihren Nachbar, den schwedischen Gesandten, aufsuchen und ihm Mitteilungen machen für Herzog Bernhard. Dann wollte sie abschließen mit ihrem jetzigen Leben und nach Deutschland zurückkehren. Was sind unsere Entschlüsse?! Absichten, weiter nichts. Ein Lüftchen kann sie verwehen. Der nächste Mittag kam heran, und als bis dahin Ludmilla kein Lebenszeichen von sich gegeben, trat

ihre Dienerin ins Zimmer und ans Bett. Ludmilla lag besinnungslos in hitzigem Nervenfieber. Der herbeigerufene Arzt war Blandini. Er zuckte die Achseln und erklärte, die Natur selbst müsse helfen; die Kranke sei nur zu hüten. Denn Delirien heftigster Art würden eintreten, das Nervenleben der Lady erscheine tief zerrüttet. Wenn die Lebenskraft all die bevorstehenden Stöße überdauere bis zum Eintritt der kälteren Jahreszeit, so werde die frischere Luft vielleicht eine langsame Genesung möglich machen. Er stand allein mit Jaromir an ihrem Bette, als er dies aussprach, und Ludmilla war ihm dergestalt aus der Reihe der Lebendigen und Verständigen ausgeschieden, daß er dicht neben ihr von seiner Reise nach Luzern sprach und von den Mitteln, unscheinbar in die Nähe Bernhards zu gelangen. Sie vernahm nichts davon, und ihre Gegenwirkung war in einen dunklen Abgrund gefallen.

---

Der Herbst flog rauh auf Tal und Höhen im Jahre 1637. Ein scharfer Winter schien bevorzustehen. Die schon damals zahlreichen Obstgärten in der Schweiz wurden zeitig kahl, die Laubholzränder oberhalb der Matten wurden zeitig gelb und rot und stachen malerisch ab von den schwarzgrünen Nadelhölzern auf den Höhen. Die nordwestliche Schweiz, das Land von Aarau und Basel, welches die Aar durchströmt und der Rhein begrenzt, gleicht ganz und gar nicht den herkömmlichen Vorstellungen von der Schweiz. Hier gibt's keine hohen Berge, noch weniger Schneekegel und Gletscher. Hier gibt's nur Hügelland, von zahlreichen kleinen Waldungen beschattet. Aber auch hier wehte in diesem Jahre der Wind zeitig rauh und kalt durch das Tal der Aar. Unweit der Aar im Städtchen Lenzburg hatte sich die Rohansche Familie mit Eintritt des Herbstes niedergelassen. Verkleidet und vorsichtig war Herzog Heinrich bei nächtlicher Weile aus Genf geritten mit seiner Tochter und dem treuen Mathieu. Seine Frau mit der übrigen Diener-

schaft war ihm erst nach einigen Tagen gefolgt. Sie hatte in Genf die Meinung erhalten wollen, der Herzog wäre noch da, als er mit Marguerite schon über Bern hinaus war. Die französischen Aufpasser hatten getäuscht werden müssen. In Lenzburg waren sie zusammengetroffen. Hier hatte der Herzog ein Haus mit Garten dicht vor dem Städtchen gemietet; von hier aus hatte er die Aufgaben betrieben, welche er für Herzog Bernhard übernommen hatte. Die eine betraf Hohentwiel, die andere betraf die Waldstädte. — Diese Waldstädte am Nordrande der Schweiz waren Österreich untertänige Orte und waren militärisch von großer Wichtigkeit. Von Basel ostwärts am heftig strömenden Rheine gelegen war Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg bis Waldshut hinauf diejenige Landschaft, welche mit der neutralen Schweiz im Rücken den günstigsten Zugangspunkt bildete für einen kriegerischen Einbruch ins kaiserliche Deutschland. In Lenzburg war Herzog Heinrich nur eine starke Tagereise entfernt von diesen Rheinstädten, und von hier aus konnte er leicht seine Verbindungen anknüpfen. Diesen Angriffspunkt hatte er schon in Paris mit Bernhard besprochen. Es war also für ihn eine große Überraschung gewesen, als Bernhard plötzlich von der Seite des Elsaß bei Rheinau über den Rhein gegangen war und sich dort unterhalb Breisach unter blutigen Kämpfen festgesetzt hatte. Erstaunt und erschrocken hatte er dies vernommen, als er sich in Lenzburg niedergelassen. Erschrocken, weil er als sorgfältiger Stratege die Rückendeckung Bernhards für höchst gefährdet hielt und den Franzosen nicht zutraute, daß sie diese Rückendeckung gegen die Kaiserlichen unter dem Herzoge von Lothringen durchführen würden. Erstaunt über die Kühnheit des Plans, über die Tapferkeit der Waffentat. Er fand die Durchführung genial. Und vor dem Kriegsgenius Bernhards beugte er sich. Er selbst war schon in vorgerückten Jahren und war durch das herbe Schicksal zu der Überzeugung gekommen, nur das gründlich Erwogene und das reiflich Vorbereitete, ja nur das dreifach Gedeckte

6*

sei im Kriege zu unternehmen. Aber er besaß eine so milde Seele, ein durch Erfahrung und Bildung so geläutertes Wesen, daß er Rechthaberei gar nicht aufkommen ließ in sich und daß er an der Berechtigung eines mächtigeren Genius wie Bernhards gar nicht zweifelte. Deshalb hatte er von Lenzburg aus sogleich all seine Schritte dem neuen Plane Bernhards angepaßt. Erlach war zu ihm gekommen auf seinem Wege nach Hohentwiel, und mit ihm hatte er alle Maßregeln vereinbart, welche nötig waren, um Bernhard von Württemberg aus Unterstützung zu verschaffen. Das alles war im Frühherbste schon geschehen. — Jetzt im Spätherbste waltete eine gedrückte Stimmung in dem Lenzburger Hause, welches Herzog Heinrich von Rohan mit Frau und Tochter bewohnte. Dies einstöckige Haus lag auf einem kleinen Hügel tausend Schritte vor der Stadtmauer des Städtchens. Es war oben vor den Fenstern des ersten Stockes von einer hölzernen Galerie umgeben, wie sie balkonartig jetzt noch zum schweizerischen Baustile gehört. Und auf dieser Galerie saß auf einem Lehnstuhle Herzog Heinrich.

Es war gegen Abend. Die Luft war grau und nur selten flog ein bleiches Sonnenlicht aus einer Wolkenspalte über die kleine Ebene, welche sich von Lenzburg westlich gegen die Aar hin erstreckt. Bäume und Felder waren von Rauchfrost wie mit Silber überzogen, und die Hügelwaldungen ringsum am nahen Horizonte waren wie weiß verzuckert. Halber Winter herrschte über diesem stillen Fleckchen Erde, und der Wind blies rauh vom Norden her. Er kam vom Schwarzwalde über den Rhein und zischte grollend: ich bringe einen scharfen Winter. Das war doch nicht angetan, um auf eine offene Galerie zu locken und dort ruhig zu sitzen! Herzog Heinrich war auch eingehüllt und zugedeckt mit Mantel und Pelz. Er saß da nach Vorschrift des Arztes. Bei den ersten kühlen Herbsttagen war er öfters von einem unheimlichen Frösteln überfallen worden, das sich mitunter zum Schauerfrost gesteigert hatte. Auch

warme Sonnentage, welche sich noch eingestellt, hatten dies Unbehagen nicht vertreiben können, und zweimal hatte sich eine leichte Ohnmacht eingestellt. Man hatte zu dem Schlusse kommen müssen, es sei dieser Zustand nicht die Folge der kälteren Jahreszeit, sondern eine Krankheit. Die Herzogin hatte in Lenzburg, sie hatte in Aarau nach einem Arzte gefragt, sie hatte an eine sichere Freundin deshalb nach Paris geschrieben. In Lenzburg war gar kein brauchbarer Arzt gewesen — ein kühner Barbier versah dort die Heilkunst —, und von Aarau war einer gekommen, der sich keinen Rat gewußt für das rätselhafte Unwohlsein des Herzogs. Wohl aber hatte man in Aarau der Herzogin erzählt, daß neuerdings in Luzern ein italienischer Doktor erstaunliches Aufsehen machte. Er verrichtete Wunderkuren und wäre wohl auch leicht zu haben, da er viel herumreiste und Kräuter suchte auf den Höhen. Er wäre von Basel gekommen, wäre auch damals ein paar Tage in Aarau gewesen. Doktor Blandini wäre sein Name. Als nun wunderlicherweise auch die Freundin aus Paris geschrieben, die Herzogin möchte sich doch an den berühmten Doktor Blandini wenden, welcher unter den Vornehmen in Paris außerordentlichen Ruf hätte und welcher jetzt in der Schweiz wäre — da hatte die Herzogin einen Boten und einen Brief nach Luzern gesendet und den Doktor um einen Besuch in Lenzburg gebeten. Sie wußte nichts davon, daß Blandini ein Parteiwerkzeug wäre.

Blandini war sogleich gekommen. Der Ruf war ihm sehr erwünscht gewesen. Er hatte gezögert, in die unmittelbare Nähe Bernhards zu gehen. Im Elsaß war er gewesen und hatte überall dafür gesorgt, daß sein Aufenthalt bekannt und besprochen würde. Auf die Krankheiten hatte er gerechnet, welche unter Bernhards Truppen in den feuchten Rheininseln ausbrechen würden — die Berufung zu Rohan war für ihn ein großer Schritt zum Ziele; denn er wußte aus Paris, daß Rohan und Weimar miteinander zusammenhingen. Er hatte

der Rohanschen Familie sehr gefallen. Seine Sachkunde war so einfach und stellte sich so einleuchtend dar.

„Das Unwohlsein des Herrn Herzogs", hatte er gesagt, „ist ein sehr seltenes. Es stammt aus der Seele. Geistige Überanstrengung, geistige Sorge, dauernder Kummer haben die Blutbereitung angegriffen, ich möchte sagen trocken gelegt. So ist die Blutbeschaffenheit ungenügend geworden, und aus diesem ungenügend lebendigen Blute entsteht die Kälte, entsteht der Nervenfrost, entsteht die Ohnmacht. Medizin hilft da nicht viel. Ich will zwar ein Getränk bereiten, welches dem Blute ein wenig zustatten kommt; aber die Lebensweise im ganzen nur kann helfen. Das Gemüt muß möglichst frei erhalten werden von kummervollen Eindrücken, und der Körper muß der Luft ausgesetzt werden. Letzteres ist die Hauptsache. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang muß der Körper in freier Luft sein. Die Einsaugung atmosphärischer Luft ist das stärkste Mittel, die Blutbeschaffenheit lebensvoll zu machen."

Seit der Zeit war Herzog Heinrich vom Morgen bis zum Abende im Freien. Er ging und ritt umher, fast immer begleitet von seiner Tochter, welche mit großer Zärtlichkeit an ihm hing. Und wenn er müde war — was ihm leicht widerfuhr bei seiner geschwächten Lebenskraft — dann saß er auf der Galerie, die Luft mochte noch so rauh, das Wetter noch so unbehaglich sein. Marguerite hüllte ihn alsdann in Decken und Pelze, damit er vor Erkältung geschützt wäre. Die Folge gab dem Doktor Blandini recht. Sein Zustand besserte sich. Blandini machte sich selten. Jetzt war er einen ganzen Monat ausgeblieben. Er tat dies aus weitblickender Vorsicht: man sollte glauben, daß er die Anknüpfung nicht weiter betreibe, als der ärztliche Dienst absolut erforderte. Wenn Bernhard davon erführe, so würde er sich erinnern, daß auch er immer Mühe gehabt, des Doktors habhaft zu werden. Und in betreff Bernhards hatte er sich ausbedungen, daß man ihm Zeit lasse. Man

hatte ihm eingeräumt, daß die Beseitigung des deutschen Herzogs vielleicht nicht nötig würde, wenn die Unternehmungen des Herzogs ins Stocken gerieten. Und jetzt hatte man seit länger als einem Monate nichts mehr gehört von Fortschritten, welche der Krieg auf der rechten Rheinseite gemacht hätte. Auch Heinrich von Rohan war lange ohne Nachricht vom Kriegsschauplatze. Ängstlich spähte sein Auge durch die niedersinkende Dunkelheit, ob von der Aar herüber kein Bote erschiene.

„Marguerite! Marguerite!“ rief er plötzlich.

Springend kam seine Tochter aus dem Innern der Wohnung auf die Galerie heraus.

„Strenge deine jungen, frischen Augen an! Mich dünkt, das ist ein Reiter, der dort auftaucht zwischen den Obstbäumen!“ „Es sind zwei, Papa! Und das große Tier des einen — richtig, das ist das schwarzbraune Maultier des Doktors, das ist Doktor Blandini und sein Gehilfe. Siehst du's?“ „Ja, ja, jetzt erkenn' ich ihn. Ich hoffte freilich —“ „Aber Papa, sei nicht undankbar! Der Rat des Doktors hat dir doch eine große Besserung zuwege gebracht, und wenn vom Herzoge Bernhard so lang keine Nachrichten kommen, so denk' an das Wort der Mama: Unglücksnachrichten kommen mit dem Sturmwinde, gute Nachrichten kommen zu Fuß. — Willkommen, Herr Doktor, sehr willkommen!“ rief sie hinab, als die Reiter der Stimme erreichbar waren. Dann rief sie den Dienern im Hause zu, der Gäste gewärtig zu sein, und nahm dem Vater die schweren Hüllen ab, damit er leicht ins große Wohnzimmer wandeln könne.

Dort saß die Mutter bei heller Lampe und schrieb. Sie führte die große Korrespondenz des Herzogs, seit dieser genötigt war, den ganzen Tag im Freien zu verbringen, und seit der Doktor ihm untersagt hatte, den Geist anzustrengen. Nach einigen Minuten stand der feiste Blandini vor ihnen und hatte den Puls des Herzogs in seinen Händen. Frau und Tochter hingen am Auge, hingen am Munde des Arztes. Blandini war ein Arzt von Welt. Er hatte die beste gesellige Bildung,

welche zuerst und zuletzt lehrt, niemals zu erschrecken, nicht einmal zu überraschen. So erklärte er denn einfach, daß die Gesundheit des Herzogs wirkliche Fortschritte gemacht habe und ihrer völligen Wiederherstellung entgegenreife. Dazu müsse die Kost reichlich beitragen. Fleisch, soviel als möglich Fleisch müsse die Nahrung bilden. Rasch gebraten, mitunter roh, damit der tierische Saft unverstellt in die Blut bereitenden Gefäße übergehen könne. „So wie ich neulich", schloß er, „die Rippenstücke hier in der Küche behandelt habe."

Blandini war lecker und verstand selbst zu kochen. Dabei war er mäßig und appetitlich — er hatte den Frauen bei seinen mehrmaligen Besuchen in allen Stücken gefallen, und die Frau Herzogin wollte sogleich Auftrag geben für das Abendessen, an welchem der liebenswürdige Doktor teilnehmen würde. Das Haus war weitläufig und war sorgfältig eingerichtet worden, damit an der vornehmen Rohanschen Haushaltung so wenig als möglich vermißt würde. Des Herzogs selber wegen nicht. Er war einfach und anspruchslos. Aber die Herzogin war der vollen Formen ihres Standes, war des reichen Wesens bedürftig. Sie litt mehr als sie's zeigte von dem unordentlichen Wanderleben. Vor ihr war übrigens Blandini am meisten auf der Hut. Sie stand seinen Zielen mehr im Wege als der wohlwollende und arglose Herzog. Dieser vermied es wohl als Staatsmann, auf Mitteilungen über Politik und Krieg einzugehen, aber er war nicht mißtrauisch. Die Herzogin dagegen war es. Sie hatte Blandini nie gefragt, ob er katholisch wäre, aber sie wußte es, und sie setzte den Gesprächen mit ihm stets enge Grenzen; in ihrer Gegenwart erfuhr er nie etwas Besonderes. Es war ihm also erwünscht, daß er jetzt eine Zeitlang allein blieb mit dem Herzoge und seiner Tochter. Marguerite war ihm die ergiebigste Quelle für Nachrichten vom Herzoge Bernhard und dessen Heere. Sie war ganz unbefangen und natürlich und behandelte den Doktor, welcher ihrem geliebten Vater so heilsam, wie einen Freund des Hauses. Sie

erzählte ihm in der Geschwindigkeit auch alles das, was der Vater nicht erzählt haben mochte, was er aber unbeschränkt hingehen ließ aus dem Munde seines Lieblings. Binnen einer halben Viertelstunde war Blandini unterrichtet, daß es seit längerer Zeit an Nachrichten fehle vom Kriegsschauplatze, und daß man besorgt sei. Diese Auskunft war ihm die willkommenste. Nun konnte er länger zögern mit seinem Angriffe auf das Leben Herzog Bernhards, und die zurückkehrende Herzogin fand ihn heiter und von bester Laune. Man ging zum Abendessen ins nächste Zimmer unter so behaglicher Stimmung, als ob man auf dem Stammschlosse in der bretonischen Domnéné unter lauter Vasallen und ergebenen Untertanen wäre. Zahlreiche Dienerschaft, welche die Herzogin herbeschieden, erleichterte diese Täuschung, und selbst der Herzog erschien heute getrost und heiter. Die tröstliche Zusicherung eines Arztes, zu welchem man Vertrauen hegt, verfehlt ihre Wirkung auch nicht auf den melancholischen Patienten. Haar und Bart des Herzogs war allerdings weiß geworden in der letzten Zeit, und das Antlitz wie die Hand war abgemagert. Aber das große braune Auge war wieder vom Schimmer seines guten Herzens belebt, und da er erst dem sechzigsten Jahre sich näherte, so glaubte er gern Blandinis Worten, daß er nur ein Stufenjahr zu überwinden habe und bis zum Frühling überwunden haben werde. Er hob sein Glas voll roten Veltliners, welchen der Doktor empfohlen, und trank auf ein glückliches Neujahr, das ja nicht mehr fern sei — da neigte sich ein Diener zu seinem Ohre und flüsterte ihm eine Meldung zu.

„Der junge de Groot?!" rief er, „herein, herein! Das ist ein Bote des Herzogs Bernhard!" „Dietrich?!" rief Marguerite und klatschte in die Hände.

Die Herzogin freute sich auch; aber sie hätte es lieber gesehen, wenn der fahrige junge Mann mit Berichten vom Kriege in besonderer Audienz vom Herzoge empfangen worden wäre, nicht in Gegenwart des katholischen Doktors — es war nicht

welche zuerst und zuletzt lehrt, niemals zu erschrecken, nicht einmal zu überraschen. So erklärte er denn einfach, daß die Gesundheit des Herzogs wirkliche Fortschritte gemacht habe und ihrer völligen Wiederherstellung entgegenreife. Dazu müsse die Kost reichlich beitragen. Fleisch, soviel als möglich Fleisch müsse die Nahrung bilden. Rasch gebraten, mitunter roh, damit der tierische Saft unverstellt in die Blut bereitenden Gefäße übergehen könne. „So wie ich neulich", schloß er, „die Rippenstücke hier in der Küche behandelt habe."

Blandini war lecker und verstand selbst zu kochen. Dabei war er mäßig und appetitlich — er hatte den Frauen bei seinen mehrmaligen Besuchen in allen Stücken gefallen, und die Frau Herzogin wollte sogleich Auftrag geben für das Abendessen, an welchem der liebenswürdige Doktor teilnehmen würde. Das Haus war weitläufig und war sorgfältig eingerichtet worden, damit an der vornehmen Rohanschen Haushaltung so wenig als möglich vermißt würde. Des Herzogs selber wegen nicht. Er war einfach und anspruchslos. Aber die Herzogin war der vollen Formen ihres Standes, war des reichen Wesens bedürftig. Sie litt mehr als sie's zeigte von dem unordentlichen Wanderleben. Vor ihr war übrigens Blandini am meisten auf der Hut. Sie stand seinen Zielen mehr im Wege als der wohlwollende und arglose Herzog. Dieser vermied es wohl als Staatsmann, auf Mitteilungen über Politik und Krieg einzugehen, aber er war nicht mißtrauisch. Die Herzogin dagegen war es. Sie hatte Blandini nie gefragt, ob er katholisch wäre, aber sie wußte es, und sie setzte den Gesprächen mit ihm stets enge Grenzen; in ihrer Gegenwart erfuhr er nie etwas Besonderes. Es war ihm also erwünscht, daß er jetzt eine Zeitlang allein blieb mit dem Herzoge und seiner Tochter. Marguerite war ihm die ergiebigste Quelle für Nachrichten vom Herzoge Bernhard und dessen Heere. Sie war ganz unbefangen und natürlich und behandelte den Doktor, welcher ihrem geliebten Vater so heilsam, wie einen Freund des Hauses. Sie

erzählte ihm in der Geschwindigkeit auch alles das, was der Vater nicht erzählt haben mochte, was er aber unbeschränkt hingehen ließ aus dem Munde seines Lieblings. Binnen einer halben Viertelstunde war Blandini unterrichtet, daß es seit längerer Zeit an Nachrichten fehle vom Kriegsschauplatze, und daß man besorgt sei. Diese Auskunft war ihm die willkommenste. Nun konnte er länger zögern mit seinem Angriffe auf das Leben Herzog Bernhards, und die zurückkehrende Herzogin fand ihn heiter und von bester Laune. Man ging zum Abendessen ins nächste Zimmer unter so behaglicher Stimmung, als ob man auf dem Stammschlosse in der bretonischen Domnéné unter lauter Vasallen und ergebenen Untertanen wäre. Zahlreiche Dienerschaft, welche die Herzogin herbeschieden, erleichterte diese Täuschung, und selbst der Herzog erschien heute getrost und heiter. Die tröstliche Zusicherung eines Arztes, zu welchem man Vertrauen hegt, verfehlt ihre Wirkung auch nicht auf den melancholischen Patienten. Haar und Bart des Herzogs war allerdings weiß geworden in der letzten Zeit, und das Antlitz wie die Hand war abgemagert. Aber das große braune Auge war wieder vom Schimmer seines guten Herzens belebt, und da er erst dem sechzigsten Jahre sich näherte, so glaubte er gern Blandinis Worten, daß er nur ein Stufenjahr zu überwinden habe und bis zum Frühling überwunden haben werde. Er hob sein Glas voll roten Veltliners, welchen der Doktor empfohlen, und trank auf ein glückliches Neujahr, das ja nicht mehr fern sei — da neigte sich ein Diener zu seinem Ohre und flüsterte ihm eine Meldung zu.

„Der junge de Groot?!“ rief er, „herein, herein! Das ist ein Bote des Herzogs Bernhard!“ „Dietrich?!“ rief Marguerite und klatschte in die Hände.

Die Herzogin freute sich auch; aber sie hätte es lieber gesehen, wenn der fahrige junge Mann mit Berichten vom Kriege in besonderer Audienz vom Herzoge empfangen worden wäre, nicht in Gegenwart des katholischen Doktors — es war nicht

mehr zu verhindern; Dietrich stand schon im Zimmer. Er sah ganz gut aus, wenn auch mager. Das Haar war kurz geschnitten, der Bart war gewachsen, das Antlitz vom Wetter gedunkelt, der Anzug einfach und praktisch ohne Farbenprunk, die Haltung fest, die Stimme kräftig. Er benahm sich wie ein Kriegsmann und — zum Erstaunen der Herzogin — wie ein Diplomat. Er platzte nicht wie sonst mit einer Erzählung heraus, sondern versicherte zunächst nur, daß der Herzog Bernhard sich wohl befände und ihn mit besten Grüßen beauftragt habe für die herzoglich Rohansche Familie. Die Herzogin benützte das. Sie nötigte ihn, an der Tafel Platz zu nehmen und sich mit Speise und Trank zu stärken; sie schickte dann die Dienerschaft hinaus und machte Anstalt, den Doktor und Margueriten ebenfalls zu entfernen. Marguerite aber bat den Vater, dableiben zu dürfen, und da dieser freundlich mit dem Kopfe nickte, so hätte der Doktor allein fortgeschickt werden müssen, wenn er nicht selbst — er stand auch auf, um sich zu beurlauben. Er wußte zu gut, wie sehr ihm diese Enthaltsamkeit bei der Herzogin nützen würde. Aber das Naturell Dietrichs hatte seinen Bodensatz nicht verloren, er rief mitten im hastigen Speisen dem Doktor zu: „Ihr seid der berühmte Doktor Blandini, den ich im Louvre gesehen?" „Derselbe." „Also kein Franzos," fuhr Dietrich fort, „dann könnt Ihr die Hauptsache schon hören. Sie ist nur für die Franzosen peinlich." „Für die Franzosen?!" rief der Herzog. „Allerdings! Sie haben sich schmählich benommen. Ich komme von Dellsberg im Sundgau, nicht weit von Basel, wo der Herzog Bernhard —" „Er ist nicht mehr auf den Rheininseln?" „O nein. Bei Zwingen und Dellsberg legt er sein zerstörtes Heer in die Winterquartiere." „Zerstört? Er hat eine Schlacht verloren?" „Keineswegs. Wie ein Löwe hat er seine Rheinschanzen verteidigt und erhalten Aber das französische Heer, welches gegen den Herzog von Lothringen unsere Rückzugslinie decken sollte, hat seine Schuldigkeit nicht g[illegible] erbärmlich benommen. Gewichen

ist es, immerfort gewichen ist es vor den Kaiserlichen unter dem Lothringer, und eines Morgens stand dieser vor Thann dicht in unserem Rücken. Da blieb keine Wahl übrig. Auf der deutschen Seite vorzudringen, waren wir nicht stark genug, und ohne Rückzugslinie kann kein Heer bestehen. Der Herzog übergab also dem General Manicamp die Rheinschanzen zur Bewachung und Verteidigung, und wir bewerkstelligten unseren Rückzug auf der Elsässer Seite nach dem Sundgau herauf. Es war ein schweres Stück Arbeit. Unsere Leute waren von Krankheiten geschwächt, unsere Pferde waren gefallen wie die Fliegen. Die braven Reiter der Starschädelschen Regimenter sind zu Fuß mit uns marschiert, und wir sind in so drohender Haltung marschiert, daß der Lothringer von Thann herüber — wir mußten ihm ja die Flanke bieten — gar keinen Angriff gewagt hat. Das alles war übel genug, aber es war doch tüchtig. Aber wir waren kaum eingerichtet im Sundgau, da kam die Hiobspost! Johann von Wörth hat die Rheinschanzen angegriffen, und —" „Und?" „'s ist unglaublich! Die Franzosen sind von einer Feigheit gewesen, daß man rot wird darüber. Nur sechzig Deutsche vom Schmidtbergschen Regimente haben mannhaften Widerstand geleistet und sich zusammenhauen lassen. Sämtliche Franzosen aber haben ihr Leben geschont; sie leben alle noch. Johann von Wörth hat sie nicht einmal als Gefangene behalten wollen — er hat ihnen weiße Stäbe geben lassen und ihnen unter schallendem Gelächter seiner Truppen gesagt, sie sollten nur getrost nach Hause pilgern, sie wären unschädliche Soldaten!" „Und die Rheinschanzen?" „Sind in den Händen der Kaiserlichen. — Herzog Bernhard sendet mich an Eure Hoheit zur Überreichung eines eigenhändigen Schreibens, welches ich hiermit abzugeben die Ehre habe."

Während Dietrich den Brief aus seinem Wamse hervorzog und über den Tisch hinüber dem Herzoge Heinrich darbot, sprang Prinzessin Marguerite mit einem lauten Schrei von

ihrem Sessel auf und rief: „Da ist er!" „Wer? Was?" fragten erschreckt alle.

Ein Mann war schweigend ins Zimmer getreten, und Marguerite, welche ihn zuerst gesehen, eilte diesem Manne entgegen. Es war Herzog Bernhard. In schlichter dunkler Tracht, welche in nichts den vornehmen Kriegsmann verriet, stand er da und streckte beide Hände dem herzuspringenden Mädchen entgegen. Glückselige Befriedigung, wie man sie nie an ihm erblickt, strahlte über sein Antlitz. Dies Entgegenfliegen Marguerites mochte alle Träume seines Herzens erfüllen. Er drückte innig die beiden Hände Marguerites, er sah tief in ihre Augen und beeilte sich gar nicht, die anderen zu begrüßen. Er bemerkte es wohl auch nicht, daß die lebhafte Begrüßung von seiten Marguerites sich wesentlich unterschied von der seinigen. Marguerite war völlig unbefangen dabei. Sie begrüßte einen werten Freund und fand rasch die Worte, daß dieser unerwartete Besuch ihrem armen Vater eine große Erquickung sei. So war es auch. Herzog Heinrich war neu belebt, und wie ein kräftiger Mann schritt er herzu und schloß Bernhard in seine Arme. Dann begrüßte Bernhard die Frau Herzogin und küßte ihr die Hand, und sah und erkannte auf der Stelle den Doktor Blandini.

„Das ist ja lauter Glück," sagte er, „auch Euch, schlimmer Doktor, finde ich. Wie sehnlich hab' ich nach Euch ausgeschaut; Ihr aber kamt nicht, obwohl ich Euch dringend gebeten. Meine Truppen haben fürchterlich gelitten in den Wasserlöchern des Rheins, und die Seuche hat mir mehr hinweggerafft als das Schwert des Feindes. Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr, Doktor, jetzt entführ' ich Euch selbst in mein Lager."

Und sich zu Herzog Heinrich wendend, setzte er hinzu: „Ich bin meinem Boten da auf dem Fuße gefolgt, weil mein Freund Starschädel ankam und ich das Berittenmachen meiner Reiter den zuverlässigsten Händen anvertrauen konnte. Ich wurde drüben entbehrlich, und mein Herz zog mich hierher. Ich

komme auf unsere Pläne zurück, lieber Herzog, und will sie mündlich und gründlich mit Euch durchsprechen." „Wir räumen den Platz!" rief die Herzogin.

Bernhard bat, daß dies nicht sofort geschähe. Eine Stunde in solchem Familienkreise sei für den Mann des Feldlagers ein gar zu seltener Segen. So blieb man denn noch eine Zeitlang beisammen. Herzog Bernhard mußte speisen, und die Unterhaltung bewegte sich um persönliche Interessen. Marguerit belebte sie durch die naiven Fragen und Bemerkungen eines jungen Mädchens, welche alle möglichen Einzelheiten erklärt und geschildert haben will. Sie war durch ihren Vater ungemein unterrichtet über die Details von Krieg und Schlacht, und fragte so praktisch, daß Bernhard einmal um das andere ausrief, sie sei eine kleine Strategin von erstaunlicher Fähigkeit und sollte mit ins Feld rücken bei guter Jahreszeit.

„Auch bei rauher Jahreszeit," entgegnete sie, „ich mache mir gar nichts aus schlechtem Wetter. Fragt nur den Papa, wir reiten alle Tage aus, auch wenn es stürmt und schneit."

Sie saß zwischen ihrem Vater und dem Herzoge Bernhard. Der Speisetisch war weggetragen, und die Gesellschaft saß im offenen Halbkreise, schwach beleuchtet von den Kerzen auf der fern gerückten Tafel. Das weite Gemach mit tief herabreichender Holzdecke stach in seiner schweizerischen Einfachheit wunderlich ab von den stolzeren Möbeln und den Teppichen, welche die Herzogin herbeigeschafft hatte. Herzog Heinrich und Herzog Bernhard saßen auf stattlichen Lehnsesseln, welche aus Paris nach Genf und von Genf nach Lenzburg gekommen waren, und zwischen sie hatte sich Marguerite ein gar bescheidenes Holzbänkchen des Schweizerhauses gerückt. Auf diesem thronte sie wie eine Fee, von welcher Strahlen der Anmut ausgehen. Sie war jetzt schon gar lieblich entwickelt in Formen, welche der Rundung zustrebten und doch noch die jugendliche Schlankheit zeigten. Das feine Gesicht, früher gelblich blaß, war jetzt von leiser Röte angehaucht, das Auge voll schelmischer Kraft,

die Stimme tiefer und sonorer, das dunkle Haar voller und lockiger. Ein blaues Tuchgewand schmiegte sich eng an den schlanken Leib, und die feinen weißen Hände begleiteten alle Äußerungen mit allerliebsten Gesten. Der fröhliche Geist, welcher aus dem weitgeöffneten Auge blitzte und um den kleinen knappen Mund spielte, fiel wie Sonnenschein in Bernhards Gemüt. Es kam ihm eigentlich kein wirkliches Liebeszeichen entgegen von ihr, es verbarg sich auch keins, denn die schmeichelnde Zärtlichkeit für den Vater war echt und galt nur dem Vater — dennoch war Bernhard befriedigt und beglückt. Das Liebreiche genügt der ersten Liebe. Und von ihm ging es nicht aus, daß die spielende Unterhaltung beendigt wurde. Von der Herzogin ging es aus.

Sie wollte den Doktor entfernen, wollte ihrem Gatten das wichtige Zwiegespräch mit Bernhard ermöglichen. Sie entschuldigte ihren eigenen Aufbruch damit, daß sie in ungenügender Behausung Anstalt treffen müsse für die Unterkunft der Gäste, und so entführte sie Margueriten und nötigte den Doktor und Dietrich, den beiden Herzögen das Gemach allein zu überlassen. Marguerite reichte dem Herzoge Bernhard die Hand und sprach:

„Auf Wiedersehen morgen beizeiten! Dann reiten wir aus und ich zeig' Euch die Gegend. Ihr bleibt doch eine Zeitlang bei uns?" „Eine Zeitlang." „Eine lange Zeit; jetzt ruht ja doch der Krieg. Hört Ihr's, wie der Wind Eiskörner an die Fenster wirft? Eine lange Zeit also!"

Bernhard küßte zum ersten Male die kleine Hand und nickte bejahend. Die beiden Herzöge blieben allein. Blandini hätte wohl gewünscht, sein Schlafzimmer in ihrer Nähe zu haben, damit Medardos feines Ohr ihre Pläne belauschen könnte. Es lag ihm daran, diese Pläne zu vernichten. Denn solange Bernhard nicht siegte, so lange konnte Blandini seinen mörderischen Auftrag verschieben. Immerfort wünschte er das, obwohl er sonst gar nicht sentimental war. Gleichgültig tötete er zu wissenschaftlichen Zwecken wohl auch abgelebte Menschen.

Sehr ungern aber ein kräftiges Geschöpf. Er hatte ein naturwissenschaftliches Gewissen. Es widerstrebte ihm, die Natur frech zu unterbrechen. Dazu kam die Furcht, solchen Mord mitten im Heerlager des Feldherrn bewerkstelligen zu müssen. Beides, naturwissenschaftliches Gewissen und Furcht, hatten ihm einen eigentümlichen Plan eingegeben. Jetzt, als ihn der Diener ins Erdgeschoß hinabführte und dadurch jede Möglichkeit abschnitt, von der Unterredung der beiden Herzöge etwas zu erfahren, jetzt entschloß er sich, diesen Plan auszuführen. Denn jetzt war an kein Ausweichen mehr zu denken. Bernhard selbst wollte ihn mit sich nehmen; besser eingeführt zu werden konnte und durfte er nicht erwarten. Seine Operation mußte nun beginnen. In dem großen Stubenraume unten, welcher ihm angewiesen wurde, fand er seinen Begleiter, der halb für seinen Diener, halb für seinen Amanuensis, für einen untergeordneten ärztlichen Gehilfen, galt. Blandini hatte ihn, der sehr viel Anstelligkeit zeigte, zu diesem Zwecke geschult. Es war Medardo. In einem Winkel des Zimmers saß er in sich zusammengekauert. Voll Sorge. Er wußte längst die Ankunft des Weimar; er wußte ebenso, was diese Ankunft für den Doktor und für ihn zu bedeuten haben werde. Zehn Schritte von dem großen Wohnhause standen Stallungen. Dort hatte Medardo, während man oben speiste, gespürt und geforscht bei den Begleitern des Herzogs Bernhard. Er war jetzt gewärtig, daß Blandini ihm ankündigen werde, was er zum ärgsten fürchtete. Das tat Blandini auch, indem er sich an einen Tisch setzte und ein Fläschchen aus dem Mantelsacke zog. Medardo schwieg auf die Ankündigung.

„Ich bitte um ein Glas Wasser!" sagte Blandini nach langer Pause. Und als Medardo langsam dasselbe gebracht, fuhr Blandini fort: „Und nun die drei leeren Fläschchen, die Ihr in Luzern eingepackt habt. — Ihr braucht nicht so niedergeschlagen zu sein, Medardo. Die Sache steht noch in weitem Felde. Der Mann ist keineswegs im Glück, sondern im Unglück. Zunächst droht ihm nichts von uns. Und wenn er ins Glück käme, so würde ihm das

Schicksal nur vorsichtig und allmählich nahetreten. Wir würden wie Helfer erscheinen, keineswegs wie Täter. Deshalb will ich die Fläschchen bereiten."

Das Letzte sprach er ganz leise. Die eigentliche Absicht war nie zwischen ihnen ausgesprochen worden. Aber Medardo war nicht im geringsten im Zweifel, daß er und Blandini den Herzog von Weimar aus dem Leben schaffen sollten. Norbert hatte es ihm trocken gesagt. Was Blandini jetzt meinte mit den Fläschchen, und daß sie beide wie Helfer und nicht wie Täter erscheinen würden, verstand er nicht. Er holte die Fläschchen. Es waren ihrer drei. Das zweite kleiner als das erste, das dritte kleiner als das zweite. Blandini hieß ihn, eins nach dem andern mit Wasser füllen, so daß nur noch einige Tropfen Platz finden könnten, und sie ihm der Reihe nach zu reichen. Dies geschah. Blandini ließ in das kleinste drei Tropfen aus seinem Flöschchen fallen, in das mittlere Fläschchen zwei Tropfen, in das größte Fläschchen nur einen Tropfen. Dann befahl er Medardo, sie fest zu verkorken und auf die Korkstöpsel die Nummern 1, 2, 3 zu schreiben. 3 auf das kleinste, 1 auf das größte. Medardo befolgte alles maschinenmäßig. Er verstand nicht, was der Doktor meinte und vorhätte; er fragte nicht einmal. Er war bis auf einen gewissen Grad verdummt. Von dem Momente an, da ihm Norbert die Begleitung Blandinis bei dieser Expedition auferlegt und er sich selber klargemacht hatte, daß ein Widerstreben und Versagen keine andere Folge haben könnte als seinen Untergang durch die hundertfältigen Arme des Ordens, von dem Augenblick an gab er sein Leben verloren. Die Szene aus dem Nürnberger Lager, wo der Bart-Konrad ihn unter den Händen gehabt, wo ihm Waldstein den Brei eingenötigt, wich nicht mehr aus seinem Inneren. Er war durchdrungen davon, das tödliche Strafgericht breche über ihn herein, und aller Widerstand sei vergeblich. Dies zehrte an seinem Leibe wie an seinem Gehirn. Er magerte ab, und die Spannkraft seines pfiffigen Kopfes ließ von Tage zu Tage nach, sein Verstand erschlaffte.

Blandini studierte diese Erschlaffung, wie er ein Kaninchen studieren mochte, mit welchem er Experimente machte. Er dachte auch schon daran, sich des verfallenden Burschen entäußern zu müssen, wenn sich die Kraftlosigkeit seines Wesens noch höher steigern sollte. Denn alsdann konnte Medardo als Mitwisser gefährlich werden, er konnte aus Schwäche ausschwatzen und verraten. Deshalb sagte jetzt Blandini zu dem unheimlich schweigsamen Gesellen flüsternd, aber eindringlich: „Medardo, nimm dich zusammen. Du verstehst mich gar nicht, du wirst geistesschwach durch deine Furcht. Begreife doch! Es steht noch lange nichts bevor. Und wenn es endlich doch geschehen müßte, so werde ich dich vorher fortschicken. Du kannst also ganz ruhig sein. Sprich ein Wort!" „Ach, Herr Doktor," entgegnete Medardo stöhnend, „vor der Sache selbst fürcht' ich mich nicht so sehr. Ich hab' ja viel durchgemacht, und die Absolution ist mir ja zugesichert. Ich fürchte mich nur vor einem einzigen Menschen, vor dem Satan, der hinter mir durchs Leben schreitet mit Riesenschritten. Es ist ein Österreicher namens Konrad, ein unbarmherziger Schlagetot. Bei Wien hat er mich ins Feuer geworfen, neben Waldstein hat er mich vergiftet, und jetzt ficht er unter dem Weimar. Der Reitknecht drüben im Stalle hat mir vorhin auf meine Nachfrage erzählt, daß dieser Konrad schon seit längerer Zeit fort wäre vom Ketzerheere und in Württemberg den Aufstand der dortigen Ketzer einzuleiten und zu leiten hätte, daß wir ihn also jetzt nicht träfen in der Umgebung des Herzogs. Augenblicklich also, Herr Doktor, bin ich wohl noch eine Weile brauchbar. Ich gehe mit und tue alles, was Ihr verlangt. Kehrt jener Satan aber zurück, dann steh' ich für nichts. Dann verlier' ich Kopf und Herz." „Dann entlass' ich dich, Medardo. Sei getrost! Sammle dich und fasse dich! Morgen vielleicht schon oder übermorgen reisen wir mit dem Herzoge zum Ketzerheere. Jetzt leg' dich schlafen und stärke dich an meiner Versicherung: mein Kopf ist mir so lieb als dir der deine. Muß es geschehen, so wird kein Mensch ahnen, daß ich und du schuld daran sind."

welche zuerst und zuletzt lehrt, niemals zu erschrecken, nicht einmal zu überraschen. So erklärte er denn einfach, daß die Gesundheit des Herzogs wirkliche Fortschritte gemacht habe und ihrer völligen Wiederherstellung entgegenreife. Dazu müsse die Kost reichlich beitragen. Fleisch, soviel als möglich Fleisch müsse die Nahrung bilden. Rasch gebraten, mitunter roh, damit der tierische Saft unverstellt in die Blut bereitenden Gefäße übergehen könne. „So wie ich neulich", schloß er, „die Rippenstücke hier in der Küche behandelt habe."

Blandini war lecker und verstand selbst zu kochen. Dabei war er mäßig und appetitlich — er hatte den Frauen bei seinen mehrmaligen Besuchen in allen Stücken gefallen, und die Frau Herzogin wollte sogleich Auftrag geben für das Abendessen, an welchem der liebenswürdige Doktor teilnehmen würde. Das Haus war weitläufig und war sorgfältig eingerichtet worden, damit an der vornehmen Rohanschen Haushaltung so wenig als möglich vermißt würde. Des Herzogs selber wegen nicht. Er war einfach und anspruchslos. Aber die Herzogin war der vollen Formen ihres Standes, war des reichen Wesens bedürftig. Sie litt mehr als sie's zeigte von dem unordentlichen Wanderleben. Vor ihr war übrigens Blandini am meisten auf der Hut. Sie stand seinen Zielen mehr im Wege als der wohlwollende und arglose Herzog. Dieser vermied es wohl als Staatsmann, auf Mitteilungen über Politik und Krieg einzugehen, aber er war nicht mißtrauisch. Die Herzogin dagegen war es. Sie hatte Blandini nie gefragt, ob er katholisch wäre, aber sie wußte es, und sie setzte den Gesprächen mit ihm stets enge Grenzen; in ihrer Gegenwart erfuhr er nie etwas Besonderes. Es war ihm also erwünscht, daß er jetzt eine Zeitlang allein blieb mit dem Herzoge und seiner Tochter. Marguerite war ihm die ergiebigste Quelle für Nachrichten vom Herzoge Bernhard und dessen Heere. Sie war ganz unbefangen und natürlich und behandelte den Doktor, welcher ihrem geliebten Vater so heilsam, wie einen Freund des Hauses. Sie

erzählte ihm in der Geschwindigkeit auch alles das, was der Vater nicht erzählt haben mochte, was er aber unbeschränkt hingehen ließ aus dem Munde seines Lieblings. Binnen einer halben Viertelstunde war Blandini unterrichtet, daß es seit längerer Zeit an Nachrichten fehle vom Kriegsschauplatze, und daß man besorgt sei. Diese Auskunft war ihm die willkommenste. Nun konnte er länger zögern mit seinem Angriffe auf das Leben Herzog Bernhards, und die zurückkehrende Herzogin fand ihn heiter und von bester Laune. Man ging zum Abendessen ins nächste Zimmer unter so behaglicher Stimmung, als ob man auf dem Stammschlosse in der bretonischen Donnéné unter lauter Vasallen und ergebenen Untertanen wäre. Zahlreiche Dienerschaft, welche die Herzogin herbeschieden, erleichterte diese Täuschung, und selbst der Herzog erschien heute getrost und heiter. Die tröstliche Zusicherung eines Arztes, zu welchem man Vertrauen hegt, verfehlt ihre Wirkung auch nicht auf den melancholischen Patienten. Haar und Bart des Herzogs war allerdings weiß geworden in der letzten Zeit, und das Antlitz wie die Hand war abgemagert. Aber das große braune Auge war wieder vom Schimmer seines guten Herzens belebt, und da er erst dem sechzigsten Jahre sich näherte, so glaubte er gern Blandinis Worten, daß er nur ein Stufenjahr zu überwinden habe und bis zum Frühling überwunden haben werde. Er hob sein Glas voll roten Veltliners, welchen der Doktor empfohlen, und trank auf ein glückliches Neujahr, das ja nicht mehr fern sei — da neigte sich ein Diener zu seinem Ohre und flüsterte ihm eine Meldung zu.

„Der junge de Groot?!“ rief er, „herein, herein! Das ist ein Bote des Herzogs Bernhard!“ „Dietrich?!“ rief Marguerite und klatschte in die Hände.

Die Herzogin freute sich auch; aber sie hätte es lieber gesehen, wenn der fahrige junge Mann mit Berichten vom Kriege in besonderer Audienz vom Herzoge empfangen worden wäre, nicht in Gegenwart des katholischen Doktors — es war nicht

mehr zu verhindern; Dietrich stand schon im Zimmer. Er sah ganz gut aus, wenn auch mager. Das Haar war kurz geschnitten, der Bart war gewachsen, das Antlitz vom Wetter gedunkelt, der Anzug einfach und praktisch ohne Farbenprunk, die Haltung fest, die Stimme kräftig. Er benahm sich wie ein Kriegsmann und — zum Erstaunen der Herzogin — wie ein Diplomat. Er platzte nicht wie sonst mit einer Erzählung heraus, sondern versicherte zunächst nur, daß der Herzog Bernhard sich wohl befände und ihn mit besten Grüßen beauftragt habe für die herzoglich Rohansche Familie. Die Herzogin benützte das. Sie nötigte ihn, an der Tafel Platz zu nehmen und sich mit Speise und Trank zu stärken; sie schickte dann die Dienerschaft hinaus und machte Anstalt, den Doktor und Margueriten ebenfalls zu entfernen. Marguerite aber bat den Vater, dableiben zu dürfen, und da dieser freundlich mit dem Kopfe nickte, so hätte der Doktor allein fortgeschickt werden müssen, wenn er nicht selbst — er stand auch auf, um sich zu beurlauben. Er wußte zu gut, wie sehr ihm diese Enthaltsamkeit bei der Herzogin nützen würde. Aber das Naturell Dietrichs hatte seinen Bodensatz nicht verloren, er rief mitten im hastigen Speisen dem Doktor zu: „Ihr seid der berühmte Doktor Blandini, den ich im Louvre gesehen?“ „Derselbe.“ „Also kein Franzos,“ fuhr Dietrich fort, „dann könnt Ihr die Hauptsache schon hören. Sie ist nur für die Franzosen peinlich.“ „Für die Franzosen?!“ rief der Herzog. „Allerdings! Sie haben sich schmählich benommen. Ich komme von Dellsberg im Sundgau, nicht weit von Basel, wo der Herzog Bernhard —“ „Er ist nicht mehr auf den Rheininseln?“ „O nein. Bei Zwingen und Dellsberg legt er sein zerstörtes Heer in die Winterquartiere.“ „Zerstört? Er hat eine Schlacht verloren?“ „Keineswegs. Wie ein Löwe hat er seine Rheinschanzen verteidigt und erhalten Aber das französische Heer, welches gegen den Herzog von Lothringen unsere Rückzugslinie decken sollte, hat seine Schuldigkeit nicht getan, hat sich erbärmlich benommen. Gewichen

ist es, immerfort gewichen ist es vor den Kaiserlichen unter dem Lothringer, und eines Morgens stand dieser vor Thann dicht in unserem Rücken. Da blieb keine Wahl übrig. Auf der deutschen Seite vorzudringen, waren wir nicht stark genug, und ohne Rückzugslinie kann kein Heer bestehen. Der Herzog übergab also dem General Manicamp die Rheinschanzen zur Bewachung und Verteidigung, und wir bewerkstelligten unseren Rückzug auf der Elsässer Seite nach dem Sundgau herauf. Es war ein schweres Stück Arbeit. Unsere Leute waren von Krankheiten geschwächt, unsere Pferde waren gefallen wie die Fliegen. Die braven Reiter der Starschädelschen Regimenter sind zu Fuß mit uns marschiert, und wir sind in so drohender Haltung marschiert, daß der Lothringer von Thann herüber — wir mußten ihm ja die Flanke bieten — gar keinen Angriff gewagt hat. Das alles war übel genug, aber es war doch tüchtig. Aber wir waren kaum eingerichtet im Sundgau, da kam die Hiobspost! Johann von Wörth hat die Rheinschanzen angegriffen, und —" „Und?" „'s ist unglaublich! Die Franzosen sind von einer Feigheit gewesen, daß man rot wird darüber. Nur sechzig Deutsche vom Schmidtbergschen Regimente haben mannhaften Widerstand geleistet und sich zusammenhauen lassen. Sämtliche Franzosen aber haben ihr Leben geschont; sie leben alle noch. Johann von Wörth hat sie nicht einmal als Gefangene behalten wollen — er hat ihnen weiße Stäbe geben lassen und ihnen unter schallendem Gelächter seiner Truppen gesagt, sie sollten nur getrost nach Hause pilgern, sie wären unschädliche Soldaten!" „Und die Rheinschanzen?" „Sind in den Händen der Kaiserlichen. — Herzog Bernhard sendet mich an Eure Hoheit zur Überreichung eines eigenhändigen Schreibens, welches ich hiermit abzugeben die Ehre habe."

Während Dietrich den Brief aus seinem Wamse hervorzog und über den Tisch hinüber dem Herzoge Heinrich darbot, sprang Prinzessin Marguerite mit einem lauten Schrei von

ihrem Sessel auf und rief: „Da ist er!" „Wer? Was?" fragten erschreckt alle.

Ein Mann war schweigend ins Zimmer getreten, und Marguerite, welche ihn zuerst gesehen, eilte diesem Manne entgegen. Es war Herzog Bernhard. In schlichter dunkler Tracht, welche in nichts den vornehmen Kriegsmann verriet, stand er da und streckte beide Hände dem herzuspringenden Mädchen entgegen. Glückselige Befriedigung, wie man sie nie an ihm erblickt, strahlte über sein Antlitz. Dies Entgegenfliegen Marguerітens mochte alle Träume seines Herzens erfüllen. Er drückte innig die beiden Hände Margueritens, er sah tief in ihre Augen und beeilte sich gar nicht, die anderen zu begrüßen. Er bemerkte es wohl auch nicht, daß die lebhafte Begrüßung von seiten Margueritens sich wesentlich unterschied von der seinigen. Marguerite war völlig unbefangen dabei. Sie begrüßte einen werten Freund und fand rasch die Worte, daß dieser unerwartete Besuch ihrem armen Vater eine große Erquickung sei. So war es auch. Herzog Heinrich war neu belebt, und wie ein kräftiger Mann schritt er herzu und schloß Bernhard in seine Arme. Dann begrüßte Bernhard die Frau Herzogin und küßte ihr die Hand, und sah und erkannte auf der Stelle den Doktor Blandini.

„Das ist ja lauter Glück," sagte er, „auch Euch, schlimmer Doktor, finde ich. Wie sehnlich hab' ich nach Euch ausgeschaut; Ihr aber kamt nicht, obwohl ich Euch dringend gebeten. Meine Truppen haben fürchterlich gelitten in den Wasserlöchern des Rheins, und die Seuche hat mir mehr hinweggerafft als das Schwert des Feindes. Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr, Doktor, jetzt entführ' ich Euch selbst in mein Lager."

Und sich zu Herzog Heinrich wendend, setzte er hinzu: „Ich bin meinem Boten da auf dem Fuße gefolgt, weil mein Freund Starschädel ankam und ich das Berittenmachen meiner Reiter den zuverlässigsten Händen anvertrauen konnte. Ich wurde drüben entbehrlich, und mein Herz zog mich hierher. Ich

komme auf unsere Pläne zurück, lieber Herzog, und will sie mündlich und gründlich mit Euch durchsprechen.“ „Wir räumen den Platz!“ rief die Herzogin.

Bernhard bat, daß dies nicht sofort geschähe. Eine Stunde in solchem Familienkreise sei für den Mann des Feldlagers ein gar zu seltener Segen. So blieb man denn noch eine Zeitlang beisammen. Herzog Bernhard mußte speisen, und die Unterhaltung bewegte sich um persönliche Interessen. Marguerit belebte sie durch die naiven Fragen und Bemerkungen eines jungen Mädchens, welche alle möglichen Einzelheiten erklärt und geschildert haben will. Sie war durch ihren Vater ungemein unterrichtet über die Details von Krieg und Schlacht, und fragte so praktisch, daß Bernhard einmal um das andere ausrief, sie sei eine kleine Strategin von erstaunlicher Fähigkeit und sollte mit ins Feld rücken bei guter Jahreszeit.

„Auch bei rauher Jahreszeit,“ entgegnete sie, „ich mache mir gar nichts aus schlechtem Wetter. Fragt nur den Papa, wir reiten alle Tage aus, auch wenn es stürmt und schneit.“

Sie saß zwischen ihrem Vater und dem Herzoge Bernhard. Der Speisetisch war weggetragen, und die Gesellschaft saß im offenen Halbkreise, schwach beleuchtet von den Kerzen auf der fern gerückten Tafel. Das weite Gemach mit tief herabreichender Holzdecke stach in seiner schweizerischen Einfachheit wunderlich ab von den stolzeren Möbeln und den Teppichen, welche die Herzogin herbeigeschafft hatte. Herzog Heinrich und Herzog Bernhard saßen auf stattlichen Lehnsesseln, welche aus Paris nach Genf und von Genf nach Lenzburg gekommen waren, und zwischen sie hatte sich Marguerite ein gar bescheidenes Holzbänkchen des Schweizerhauses gerückt. Auf diesem thronte sie wie eine Fee, von welcher Strahlen der Anmut ausgehen. Sie war jetzt schon gar lieblich entwickelt in Formen, welche der Rundung zustrebten und doch noch die jugendliche Schlankheit zeigten. Das feine Gesicht, früher gelblich blaß, war jetzt von leiser Röte angehaucht, das Auge voll schelmischer Kraft,

die Stimme tiefer und sonorer, das dunkle Haar voller und lockiger. Ein blaues Tuchgewand schmiegte sich eng an den schlanken Leib, und die feinen weißen Hände begleiteten alle Äußerungen mit allerliebsten Gesten. Der fröhliche Geist, welcher aus dem weitgeöffneten Auge blitzte und um den kleinen knappen Mund spielte, fiel wie Sonnenschein in Bernhards Gemüt. Es kam ihm eigentlich kein wirkliches Liebeszeichen entgegen von ihr, es verbarg sich auch keins, denn die schmeichelnde Zärtlichkeit für den Vater war echt und galt nur dem Vater — dennoch war Bernhard befriedigt und beglückt. Das Liebreiche genügt der ersten Liebe. Und von ihm ging es nicht aus, daß die spielende Unterhaltung beendigt wurde. Von der Herzogin ging es aus.

Sie wollte den Doktor entfernen, wollte ihrem Gatten das wichtige Zwiegespräch mit Bernhard ermöglichen. Sie entschuldigte ihren eigenen Aufbruch damit, daß sie in ungenügender Behausung Anstalt treffen müsse für die Unterkunft der Gäste, und so entführte sie Margueriten und nötigte den Doktor und Dietrich, den beiden Herzögen das Gemach allein zu überlassen. Marguerite reichte dem Herzoge Bernhard die Hand und sprach:

„Auf Wiedersehen morgen beizeiten! Dann reiten wir aus und ich zeig' Euch die Gegend. Ihr bleibt doch eine Zeitlang bei uns?" „Eine Zeitlang." „Eine lange Zeit; jetzt ruht ja doch der Krieg. Hört Ihr's, wie der Wind Eiskörner an die Fenster wirft? Eine lange Zeit also!"

Bernhard küßte zum ersten Male die kleine Hand und nickte bejahend. Die beiden Herzöge blieben allein. Blandini hätte wohl gewünscht, sein Schlafzimmer in ihrer Nähe zu haben, damit Medardos feines Ohr ihre Pläne belauschen könnte. Es lag ihm daran, diese Pläne zu vernichten. Denn solange Bernhard nicht siegte, so lange konnte Blandini seinen mörderischen Auftrag verschieben. Immerfort wünschte er das, obwohl er sonst gar nicht sentimental war. Gleichgültig tötete er zu wissenschaftlichen Zwecken wohl auch abgelebte Menschen.

Sehr ungern aber ein kräftiges Geschöpf. Er hatte ein naturwissenschaftliches Gewissen. Es widerstrebte ihm, die Natur frech zu unterbrechen. Dazu kam die Furcht, solchen Mord mitten im Heerlager des Feldherrn bewerkstelligen zu müssen. Beides, naturwissenschaftliches Gewissen und Furcht, hatten ihm einen eigentümlichen Plan eingegeben. Jetzt, als ihn der Diener ins Erdgeschoß hinabführte und dadurch jede Möglichkeit abschnitt, von der Unterredung der beiden Herzöge etwas zu erfahren, jetzt entschloß er sich, diesen Plan auszuführen. Denn jetzt war an kein Ausweichen mehr zu denken. Bernhard selbst wollte ihn mit sich nehmen; besser eingeführt zu werden konnte und durfte er nicht erwarten. Seine Operation mußte nun beginnen. In dem großen Stubenraume unten, welcher ihm angewiesen wurde, fand er seinen Begleiter, der halb für seinen Diener, halb für seinen Amanuensis, für einen untergeordneten ärztlichen Gehilfen, galt. Blandini hatte ihn, der sehr viel Anstelligkeit zeigte, zu diesem Zwecke geschult. Es war Medardo. In einem Winkel des Zimmers saß er in sich zusammengekauert. Voll Sorge. Er wußte längst die Ankunft des Weimar; er wußte ebenso, was diese Ankunft für den Doktor und für ihn zu bedeuten haben werde. Zehn Schritte von dem großen Wohnhause standen Stallungen. Dort hatte Medardo, während man oben speiste, gespürt und geforscht bei den Begleitern des Herzogs Bernhard. Er war jetzt gewärtig, daß Blandini ihm ankündigen werde, was er zum ärgsten fürchtete. Das tat Blandini auch, indem er sich an einen Tisch setzte und ein Fläschchen aus dem Mantelsacke zog. Medardo schwieg auf die Ankündigung.

„Ich bitte um ein Glas Wasser!" sagte Blandini nach langer Pause. Und als Medardo langsam dasselbe gebracht, fuhr Blandini fort: „Und nun die drei leeren Fläschchen, die Ihr in Luzern eingepackt habt. — Ihr braucht nicht so niedergeschlagen zu sein, Medardo. Die Sache steht noch in weitem Felde. Der Mann ist keineswegs im Glück, sondern im Unglück. Zunächst droht ihm nichts von uns. Und wenn er ins Glück käme, so würde ihm das

Schicksal nur vorsichtig und allmählich nahetreten. Wir würden wie Helfer erscheinen, keineswegs wie Täter. Deshalb will ich die Fläschchen bereiten."

Das Letzte sprach er ganz leise. Die eigentliche Absicht war nie zwischen ihnen ausgesprochen worden. Aber Medardo war nicht im geringsten im Zweifel, daß er und Blandini den Herzog von Weimar aus dem Leben schaffen sollten. Norbert hatte es ihm trocken gesagt. Was Blandini jetzt meinte mit den Fläschchen, und daß sie beide wie Helfer und nicht wie Täter erscheinen würden, verstand er nicht. Er holte die Fläschchen. Es waren ihrer drei. Das zweite kleiner als das erste, das dritte kleiner als das zweite. Blandini hieß ihn, eins nach dem andern mit Wasser füllen, so daß nur noch einige Tropfen Platz finden könnten, und sie ihm der Reihe nach zu reichen. Dies geschah. Blandini ließ in das kleinste drei Tropfen aus seinem Flöschchen fallen, in das mittlere Fläschchen zwei Tropfen, in das größte Fläschchen nur einen Tropfen. Dann befahl er Medardo, sie fest zu verkorken und auf die Korkstöpsel die Nummern 1, 2, 3 zu schreiben. 3 auf das kleinste, 1 auf das größte. Medardo befolgte alles maschinenmäßig. Er verstand nicht, was der Doktor meinte und vorhätte; er fragte nicht einmal. Er war bis auf einen gewissen Grad verdummt. Von dem Momente an, da ihm Norbert die Begleitung Blandinis bei dieser Expedition auferlegt und er sich selber klargemacht hatte, daß ein Widerstreben und Versagen keine andere Folge haben könnte als seinen Untergang durch die hundertfältigen Arme des Ordens, von dem Augenblick an gab er sein Leben verloren. Die Szene aus dem Nürnberger Lager, wo der Bart-Konrad ihn unter den Händen gehabt, wo ihm Waldstein den Brei eingenötigt, wich nicht mehr aus seinem Inneren. Er war durchdrungen davon, das tödliche Strafgericht breche über ihn herein, und aller Widerstand sei vergeblich. Dies zehrte an seinem Leibe wie an seinem Gehirn. Er magerte ab, und die Spannkraft seines pfiffigen Kopfes ließ von Tage zu Tage nach, sein Verstand erschlaffte.

Blandini studierte diese Erschlaffung, wie er ein Kaninchen studieren mochte, mit welchem er Experimente machte. Er dachte auch schon daran, sich des verfallenden Burschen entäußern zu müssen, wenn sich die Kraftlosigkeit seines Wesens noch höher steigern sollte. Denn alsdann konnte Medardo als Mitwisser gefährlich werden, er konnte aus Schwäche ausschwatzen und verraten. Deshalb sagte jetzt Blandini zu dem unheimlich schweigsamen Gesellen flüsternd, aber eindringlich: „Medardo, nimm dich zusammen. Du verstehst mich gar nicht, du wirst geistesschwach durch deine Furcht. Begreife doch! Es steht noch lange nichts bevor. Und wenn es endlich doch geschehen müßte, so werde ich dich vorher fortschicken. Du kannst also ganz ruhig sein. Sprich ein Wort!" „Ach, Herr Doktor," entgegnete Medardo stöhnend, „vor der Sache selbst fürcht' ich mich nicht so sehr. Ich hab' ja viel durchgemacht, und die Absolution ist mir ja zugesichert. Ich fürchte mich nur vor einem einzigen Menschen, vor dem Satan, der hinter mir durchs Leben schreitet mit Riesenschritten. Es ist ein Österreicher namens Konrad, ein unbarmherziger Schlagetot. Bei Wien hat er mich ins Feuer geworfen, neben Waldstein hat er mich vergiftet, und jetzt ficht er unter dem Weimar. Der Reitknecht drüben im Stalle hat mir vorhin auf meine Nachfrage erzählt, daß dieser Konrad schon seit längerer Zeit fort wäre vom Ketzerheere und in Württemberg den Aufstand der dortigen Ketzer einzuleiten und zu leiten hätte, daß wir ihn also jetzt nicht träfen in der Umgebung des Herzogs. Augenblicklich also, Herr Doktor, bin ich wohl noch eine Weile brauchbar. Ich gehe mit und tue alles, was Ihr verlangt. Kehrt jener Satan aber zurück, dann steh' ich für nichts. Dann verlier' ich Kopf und Herz." „Dann entlass' ich dich, Medardo. Sei getrost! Sammle dich und fasse dich! Morgen vielleicht schon oder übermorgen reisen wir mit dem Herzoge zum Ketzerheere. Jetzt leg' dich schlafen und stärke dich an meiner Versicherung: mein Kopf ist mir so lieb als dir der deine. Muß es geschehen, so wird kein Mensch ahnen, daß ich und du schuld daran sind."

Am andern Morgen schien die Sonne. Der ganze Himmel war rein, die ganze Erde war weiß. Eine leichte Schneedecke breitete sich über Hügel und Tal, und die Winde hatten sich zur Ruhe gelegt. Ein frischer Winter war während dieser Nacht eingekehrt.

Vor dem Hause standen gesattelte Pferde, und aus der Tür traten die beiden Herzöge, Marguerite und Dietrich. Oben auf der Galerie stand die Herzogin und sah zu, wie rüstig ihr Gatte sein Roß bestieg, wie artig Herzog Bernhard Margueriten die Hand als Steigbügel bot, und wie elastisch sich das Mädchen unter dieser Hilfe in den Sattel schwang. Das Blau der Kornblume war Margueritens Lieblingsfarbe geworden, es kleidete sie trotz ihrer matten Gesichtsfarbe sehr gut, und der zurückfliegende blaue Schleier war ein Schmuck, nicht ein Schutz. Sie bot ihr freies Antlitz der kalten Luft.

Die Mutter sah der berittenen Gesellschaft, die nach der Aar hinüberzog, lange nach. Sie war eine Frau, welche die Sorge pflegte. Es war tief gegen ihren Sinn, daß ihr Haus dem Vaterlande entfremdet würde durch die Stellung ihres Gatten, wenn sie sich auch beugte vor den Pflichten, welche ihren Gatten dazu nötigten. Sie stimmte auch nur zögernd bei, wenn der Herzog — wie er heute früh getan — auf Bernhard und Marguerite hindeutete wie auf ein Paar, welches sich allem Anscheine nach zusammenfände. Denn Bernhard wäre von einer so weichen und lieben Stimmung, daß man Herzenswärme erkennen müßte. Sie teilte nicht sofort seine Freude darüber. Denn sie sah darin zunächst, daß die unsichere Zukunft außerhalb der Heimat ins Unabsehbare verlängert würde. Mit einem Seufzer trat sie ins Zimmer zurück, als der Reitertrupp unter den Obstbäumen verschwand.

Herzog Heinrich von Rohan, in gewöhnlicher Umgebung ziemlich sparsam mit seinen milden Worten, war sehr ausgiebig mit einem Manne wie Bernhard. Die halbe Nacht hatte ihm nicht genügt, alles durchzusprechen, was ihnen gemeinsam von

Wichtigkeit war. Er hielt durch Fragen und Mitteilungen auch jetzt Bernhard an seiner Seite, als sie die Aar erreichten und am Ufer derselben abwärts gegen Norden ritten. Was sie vorhatten, war denn auch von solcher Bedeutung und von solcher Nähe, daß Bernhard selbst, wie sehr es ihn drängte, Margueriten neben sich zu haben, dem Herzoge Heinrich sich ausschließlich widmete.

So kam die Unterhaltung Margueritens an Dietrich. Er wußte sie wenig zu benützen. Der früher so Redselige war stiller geworden, und Marguerite selbst drückte ihm ihr Staunen darüber aus.

„Ihr setzt mich in Verwunderung, Herr Dietrich," sagte sie endlich, „Ihr seid gar nicht so lebhaft wie früher. Und doch habt Ihr eine so stattliche Laufbahn gemacht, seit ich Euch nicht gesehen, und mein Vater sagte heute morgen, daß Herzog Bernhard Euch lobt. Wie kommt das?" „Das kommt daher, werte Prinzessin," antwortete er mit einem melancholischen Lächeln, „daß ich wahrscheinlich in eine falsche Laufbahn geraten bin." „Wieso?" „Ich habe allmählich entdeckt, daß ich nicht zum Kriegsmanne bestimmt bin." „Ah? Ihr sollt aber immer in erster Linie in den Feind hineinstürmen." „Ja, aber was kostet mich das! Es reibt mich auf. Durch das Hineinstürmen such' ich meine Einbildungskraft zu betäuben. Diese Einbildungskraft, sonst die Quelle all meiner Freuden, ist jetzt die Quelle all meiner Leiden. Wenn die Schlacht losgeht, so schreien tausend Stimmen in mir: ‚Jede Kugel trifft dich!'" „Warum nicht gar!" „‚Jeder Hieb, jeder Stoß, jeder Schlag gilt dir!' Und nun hör' ich die Kugeln pfeifen, die Hiebe sausen von allen Seiten und will ausweichen, will mich decken nach allen Seiten und gerate in eine Hast und Pein, daß es eine Erholung wird, wenn ich die Augen schließen und mich in den dichtesten Feindeshaufen stürzen kann." „Wunderlich! Ihr seid also nur aus Furchtsamkeit tapfer?" „Ich weiß nicht, ob Furchtsamkeit das richtige Wort ist. Einfachen Gefahren gegenüber bin ich eigentlich nicht furchtsam.

Ich werde nur unruhig, wenn gar so viel Möglichkeiten der Gefahr vor meinen Geist treten. Dann fängt meine Phantasie dergestalt an zu arbeiten, daß ich mich selbst verliere. Ich gehe dabei zugrunde. Seht mich nur an! Mein Gesicht ist eingefallen, mein Auge ist unstet, und ein nervöses Zittern schüttelt mich bei jedem unerwarteten Geräusch. Und was das Ärgste ist, mein liebster Schatz ist mir in Gift verwandelt worden, eben meine Phantasie. Sie hat mir im friedlichen Leben die größten Freuden verursacht, sie stand mir stets zu Gebote für alle nur ersinnlichen Herrlichkeiten der Welt. Was hat sie mir nicht alles verschafft! Die glücklichsten Erfolge, die reizendsten Eroberungen, auch die Eure, Prinzessin." „Mich habt Ihr erobert?" Freilich, Eure Hand und Euer Herz und die ganze Rohansche Herrlichkeit." „Wie habt Ihr denn das angefangen?" „Ganz ohne Mühe. Meine Einbildungskraft besorgte mir das und ähnliches alle Tage. Sie machte mich zum glücklichsten Burschen. Und das ist doch eigentlich ein Triumph der Menschenseele über die gemeinen Grenzen der Wirklichkeit. Ein Kaiser oder König genießt seine Macht in viel geringerem Grade als ich sie genieße, der ich mich völlig in seinen Zustand versetze. Er hat doch mit allen Schwierigkeiten des wirklichen Lebens zu kämpfen, wie sehr er Kaiser und König ist. Ich dagegen übersehe die Schwierigkeiten und schwelge nur in den Vorteilen. Wahrhaftig, das eine hab' ich jetzt gelernt, durch meine Kriegserfahrung: das Beste und das Schlimmste auf Erden tragen wir in uns, und wenn wir ein dürftiges Leben führen, so ist's unsere eigene Schuld." „Das versteh' ich nicht ganz." „Ich will sagen: Man muß sich eine Lebensbeschäftigung suchen, die unseren Anlagen entspricht. Dann mögen wir Glück oder Unglück haben, unser Inneres bleibt in einem gewissen Gleichgewichte, in einem gewissen Behagen und entschädigt uns für alles, was außen mit uns vorgeht. Jawohl! Und seit ich Euch dies alles gesagt, liebe Prinzessin, seit ich — kurz, jetzt weiß ich auch, was ich tun muß, um wieder glücklich zu werden. Ihr habt mir dazu verholfen." „Das ist mir recht angenehm. Mir

scheint aber, ich habe wenig dabei zu tun gehabt." „Ihr seid neben mir gewesen, Ihr habt mich angehört, und ich habe den Mut gehabt, Euch alles zu sagen. Eine falsche Scham verhindert uns oft, die ganze Wahrheit zu finden. Euch gegenüber ist mir die unbefangene Offenherzigkeit der frühen Jugend wiedergekommen, weil wir unbefangen offenherzig miteinander sprachen vor drei Jahren, da Ihr noch ganz jung wart. Euch gegenüber hat mich die falsche Scham verlassen. Sie hat mich bisher gehindert, vor jemand auszusprechen, daß ich die Courage eines Kriegers eben nicht besitze. Ihr glaubt mir, nicht wahr, daß ich trotzdem kein Wicht bin, nicht wahr? Ihr glaubt mir's?" „Ich glaube, daß Ihr ein eigener Mensch seid." „Ein eigener, gut, ein eigentümlicher. Mehr verlang' ich auch nicht. Und nun hab' ich den Mut, mich durchzuführen als das, was ich wirklich bin. Ich will nicht mehr scheinen, was ich nicht bin. Und heute noch bitte ich den Herzog, mich ganz und gar nur so zu beschäftigen, wie es für mich taugt. Ich bin überzeugt, er wird's gleich merken, denn er hat meiner Tapferkeit immer mit einem bedenklichen Lächeln zugesehen, und wenn er mich gelobt hat, so hat er innerlich meinen Dienst in seiner Kanzlei gelobt. Neben dem etwas unsicheren Kanzler Leder hab' ich wirklich gute Dienste geleistet. Da, mit Wort und Feder, da bin ich gar nicht unsicher, gar nicht unruhig, da bin ich in Wahrheit mutig und tapfer. Warum? Da bin ich in meinem Elemente. In solcher Tätigkeit bin ich aufgewachsen. Ihr, Prinzessin, seid viel mehr geeignet als ich, Krieg zu führen." „Ah! Warum denn?" „Euer Vater ist Euer Ideal. In seinem Lebenskreise seid Ihr innerlich aufgewachsen —" „Das wollen wir ihm gleich sagen!" rief Marguerite und setzte ihr Pferd in Galopp.

Die Herzöge machten ihr Platz zwischen sich, und sie erzählte allerliebst, was ihr Dietrich eben mitgeteilt. Zu einigem Schrecken des eben herankommenden Dietrich. Aber sie schilderte seinen Zustand so naiv und wohlwollend, daß er kein Gelächter erregte, sondern nur heitere Ausrufungen. Herzog Bernhard namentlich

rief, er habe dies längst geahnt und werde den leidenden Helden künftig so verwenden, daß er wieder zu vollen Backen und ruhigen Augen käme. Marguerite brachte nun aber auch zur Sprache, was Dietrich von ihr gesagt: daß sie kriegerisches Talent besitze.

„Das ist ganz gut gesehen von Herrn Dietrich," rief ihr Vater, „strategisches Talent hast du wirklich. Nicht bloß auf dem Schachbrette. Und das kannst du unserm werten Gaste sogleich beweisen. Er will einen Feldzugsplan entworfen sehen an der Aar abwärts nach Schwaben hinüber. Hier fließt die Aar, im Kopfe hast du Ausweis genug von mir, so steh' deinem Feldherrn Rede und erwirb dir einen höheren Grad in seinem Generalquartiermeister-Stabe."

Marguerite verlangte es gar nicht besser. Bernhard auch nicht. Sie erklärte sich mutwillig bereit und folgte ihm sogleich, als er auf eine kleine Erhöhung des Ufers deutete, wo weitere Übersicht zu hoffen wäre. Lustig sprengte sie neben ihm dahinauf, während ihr Vater mit Dietrich im Schritt weiter ritt und das Thema über kriegerischen und bürgerlichen Mut zu erörtern begann. Der gute Vater sah dabei lächelnd dem fortsprengenden Paare nach, ließ aber Dietrich nicht im geringsten merken, daß er nicht all seine Aufmerksamkeit dem Studium des Dietrichschen Charakters widmete. Marguerite war in der Tat befähigt in strategischen Dingen, und der Vater hatte diese Befähigung gepflegt. Er hatte immer, als wäre sie ein Sohn, über Bedingungen eines Gefechts mit ihr gesprochen, wenn sie nebeneinander über Land geritten waren, er hatte ihr, da sie verständig darauf einging, in leicht faßlichem Tone Grundsätze und Maßregeln auseinander gesetzt, welche zur Kriegführung nötig sind. Und sie hatte das alles lebendig und verständig aufgefaßt. Welch eine willkommene Überraschung für Bernhard. In seinem Fache die Geliebte zu examinieren und zu belehren! Und ihr zu schmeicheln für die erstaunlichen Vorkenntnisse, welche sie entwickelte! Und wie allerliebst naiv entwickelte sie dieselben, wie reizend altklug

bestand sie darauf, daß man dies Tal der Aar um keinen Schritt breit verlassen dürfe, um gesichert ins Deutsche Reich einzubrechen. Denn es führe ja geradeswegs dahin. Bei Waldshut falle die Aar in den Rhein, und diese Waldstadt sei schon österreichisch und werde gleich im ersten Anlaufe genommen.

„Aber sie liegt drüben auf dem rechten Ufer des Rheins," warf lachend Bernhard ein, „wie kommen wir über den reißenden Strom hinüber, um sie im ersten Anlaufe zu nehmen?" „Wie? Ja, wir machen es wie Herzog Bernhard an der Saone! Wir schwimmen mit den Reitern durch eine Furt und schneiden drüben dem Feinde die Rückzugslinie ab. Wenn er das merkt, reißt er aus, und wir sprengen von rückwärts in die Stadt." „Wenn aber die Tore geschlossen sind?" „So schießen wir sie ein!" „Womit?" „Mit — ja so! Unsere Stücke sind noch nicht auf der Schweizer Seite, wir haben bloß Reiter —" „Allerdings!" „Nun, dann warten wir und lassen alle Trompeter blasen, um die Waldshuter einzuschüchtern, und —" „Und?" „Und fragen den Herzog Bernhard, was für eine Kriegslist er in seinem erfinderischen Kopfe habe?!"

Bernhard konnte sich nicht enthalten, nach ihrer Hand zu greifen und unter glücklichem Lachen sie herzhaft zu drücken. Sie lachte mit, und da der Herzog sein Pferd dicht an das ihrige gedrückt, so waren sie sich Angesicht zu Angesicht ganz nahe, Auge an Auge — in dem einen Liebe, in dem andern Zutraulichkeit. Es folgte kein Kuß, es folgte nichts weiter, dennoch war Bernhard wie von einem riesenhaften Schritte der Annäherung beglückt. Unschuldige erste Neigung ist ja die Bescheidenheit selbst, sie sättigt sich an Mondesstrahlen. Es war aber auch nicht zu leugnen, daß Marguerite an diesem Morgen ihm näher zugeführt wurde. Sie hielt sich von jetzt an für seine Schülerin. Sie verlangte, indem sie weiter ritten, Belehrung und Belehrung über alles, und in größter Geschwindigkeit. Und da sie wie ein junges Mädchen überall mit natürlichen, neckischen Bemerkungen den Lehrer unterbrach, und da Bernhard in über-

wallender Glückseligkeit auf alle abbeugenden Bemerkungen liebevoll einging und als erfahrener Mann überall eine herzliche Bedeutung anzubringen wußte, welche von dem begabten Mädchen stets auf der Stelle und immer sinnig aufgefaßt wurde — so öffnete diese lange Unterredung beiden eine weite Pforte der Gemeinsamkeit.

„Prächtig! prächtig!" rief Marguerite, „jetzt werd' ich von Wichtigkeit für meinen Vater und für Euch! Jetzt müßt Ihr mich in ernsthaften Dienst nehmen!"

Und sie rief mit heller Stimme nach dem Vater hinab, der unten auf dem Wege neben Dietrich dahinritt. Er lenkte herauf. Die Sonne schien hell, der junge Schnee blitzte, die Aar schäumte an schmalen Eisrändern, die stille Winterluft war von frischer Erquickung, die weißen Wälder sahen von den Hügeln leuchtend zu.

„Du hast ja gesagt, lieber Vater," rief sie ihm entgegen, „daß du mitziehen wolltest, wenn dein Kriegsplan ins Werk gesetzt würde. Ich habe dem Herzog Bernhard bewiesen, daß ich auch was vom Kriege verstehe und daß ich mich nützlich machen könnte durch weisen Rat der Jugend. Ernsthaft, lieber Vater, nimm mich mit! Dir kann ich gewiß nützen, wenn auch nur durch Liebe und Aufmerksamkeit."

Herzog Heinrich schüttelte lächelnd das Haupt.

„Helft mir doch bitten, Herzog Bernhard!" rief Marguerite.

Bernhard war äußerst bereit dazu. Wenn auch nicht gerade in die Schlacht, sagte er, aber ins Hauptquartier, wo die Pläne entworfen werden, sollte der junge Generalquartiermeister mit seinen jugendlich frischen Eingebungen doch wohl berufen werden können. Er werde die Lebensgeister der Feldherrn gewiß wesentlich anfrischen. Herzog Heinrich lächelte. „Und besonders jetzt," fuhr Bernhard fort, „wo wir an der Grenze eines neutralen Landes operieren, jetzt bietet sich auch für die Gegenwart der Frauen günstiger Anhalt. Auf schweizerischem

Boden sind sie ganz ungefährdet und uns doch ganz nahe. Basel zum Beispiel ist ein wohlhabender sicherer Ort."

Herzog Heinrich ließ sich überzeugen und meinte endlich nur, es werde große Mühe kosten, seine Frau für diesen Plan zu gewinnen. So war es auch. Bei der Heimkehr fand man an der Herzogin lebhaften Widerspruch. In erster Linie dagegen, daß Herzog Heinrich mit seiner erschütterten Gesundheit ins Feld ziehen wollte. Sie ließ sogleich den Doktor Blandini zur Beratung rufen. Ehe dieser noch eintrat, erklärte Herzog Heinrich im Tone strengen Ernstes, daß hierin sein Entschluß gefaßt und bereits in vergangener Nacht dem Herrn Herzoge von Weimar mitgeteilt sei. „Es ist für mich", sagte er, „das tiefste Bedürfnis, wenigstens meine Person einzusetzen für unsere gemeinschaftliche Sache. Leider ist durch die perfiden Maßregeln des Richelieuschen Regimentes mein Anhalt in der Schweiz vernichtet worden. Ich kann nicht, wie ich gehofft, dem Herrn Herzoge eine Truppenmacht zuführen. Leider haben sich auch meine hugenottischen Freunde einschüchtern und zersplittern lassen, und ihre Unterstützung für uns ist kaum der Rede wert. Um so mehr fühle ich mich verpflichtet und gedrängt, wenigstens all das einzusetzen, was ich selber habe, meine Güter und mein Leben. Was sind sie mir, wenn sie nicht den höheren Anforderungen meines Geistes und Herzens zu Gebote stehen?! Der Arzt mag sagen was er will, ich ziehe ins Feld für die Sache meines Glaubens, und wenn mich der Herzog von Weimar auch zu nichts weiter brauchen könnte als zum gemeinen Reiter, so wird es mir eine Genugtuung sein, ihm als gemeiner Reiter zu dienen." Darauf mußte auch die Herzogin schweigen.

„Übrigens", setzte Herzog Heinrich hinzu, „erfülle ich ja im Felddienste die Vorschrift des Arztes in vollem Maße. Ich soll den ganzen Tag in freier Luft sein; nun, das werd' ich sein." Blandini, der endlich eintrat und die Absicht des Herzogs erfuhr, mußte das bestätigen. „Nur eine Gefahr", sagte er, „darf ich nicht verschweigen: jede Verwundung ist für Euch bedrohlicher

als für jeden anderen, Herr Herzog. Euer Blut ist in seiner Lebenskraft noch geschwächt. Für die Heilung jeder Wunde ist die Beschaffenheit des Blutes entscheidend. Für Euch ist auch eine geringe Verwundung gefährlich. Absonderlich eine Schußwunde."

„Ich steh' in Gottes Hand wie jeder Krieger, welcher sein Herz dem Kugelregen getrost aussetzt," erwiderte Herzog Heinrich.

Und nun wurden unter dem Eindrucke seines Ernstes alle Anstalten getroffen, das herzogliche Hauswesen vom folgenden Tage an nach Basel zu übersiedeln.

---

Am nächstfolgenden Tage war allgemeiner Aufbruch aus der Lenzburger Behausung. Bis nach Aarau gemeinschaftlich; jenseits der Aarbrücke in zwei getrennten Gruppen. Die Frau Herzogin mit zahlreicher Dienerschaft und mit Blandini samt Medardo gen Basel. Blandini, versehen mit weitester Vollmacht vom Herzoge Bernhard, sollte und wollte über Basel hinaus nach Dellsberg ins weimarische Heerlager, um dort alsbald seine ärztliche Hilfe zu entwickeln für alle schweren Gebresten der Krieger.

Dies war die eine Gruppe. Die andere Gruppe bestand aus den beiden Herzögen, Marguerite, Dietrich, Mathieu, einigen Reitknechten weimarischen und Rohanschen Dienstes und einer ältlichen Kammerfrau, welche im Sattel gerecht war. Marthe hieß sie, und es war dieselbe, welche im vergangenen Winter krank zu Paris verblieben und die Quelle von Nachrichten über die schnelle Abreise der Herzogin und Marguerites geworden war für den nachforschenden Dietrich. Sie war in ihrer Jugend Margueritens Amme gewesen, hing mit treuer Zärtlichkeit an ihr und war eine mit gutem Mutterwitz begabte Vertrauensperson im Rohanschen Hause. Zum Troste der Herzogin, welche bestürzt war über den ruhig und fest ausgedrückten Entschluß des Herzogs, Marguerite mitzunehmen, zum einzigen Troste der Herzogin

hatte Marthe erklärt, auch wenn sie wieder krank werden sollte, würde sie sich durch keine Gewalt abhalten lassen, ihr „Prinzessin-Kind“ — so nannte sie Marguerite — in alle Ewigkeit zu begleiten, auch in die Schlacht selbst, wenn das Prinzessin-Kind so verrückt wäre, dahinein zu wollen. Sie hatte das nachdrücklich wiederholt trotz der Erklärung Herzog Heinrichs, daß ja von einem Kriegszuge gar nicht die Rede wäre, sondern von einem friedlichen Spazierritte, und daß er in zwei bis drei Tagen auf dem Wege nach Dellsberg bei der Frau Herzogin in Basel einsprechen und Margueriten wiederbringen werde.

Blandini und Medardo hatten umsonst wie Maulwürfe gehorcht, ob denn in diesen Gesprächen nicht ein kleiner Wink vorkommen werde, was dieser Spazierritt in Sachen des Krieges zu bedeuten habe. Es hatte sich kein Wink ereignet, und man hatte sich jenseits der Aarbrücke getrennt.

Die Gruppe der Herzöge ritt am linken Ufer entlang gegen den Norden. Sonnenhelles freundliches Winterwetter lag über der weißen Landschaft. Die beiden Herzöge hatten eine sehr ernsthafte Rekognoszierung vor. Bernhard hatte in seinem Lager die Nachricht zurückgelassen, daß er wohl bei seiner Rückkehr, und nachdem besonders der Pferdemangel annähernd ergänzt worden, eine Bewegung gegen die burgundischen Berge vornehmen werde, um dem Herzoge von Lothringen die Operationslinie zu bedrohen und seinen Magazinort Mümpelgard zu decken; aber gegen Hans von Starschädel hatte er im Vertrauen gesagt, daß er den früheren Plan eines Rheinübergangs von der Schweiz aus wieder aufnehme, und daß er Rohans Vorbereitungen dafür sorgfältig prüfen werde. Der Herzog Heinrich hatte ihn denn in der ersten Nacht mit allen Nachweisen eines erfahrenen Feldherrn in diesem Plane bestärkt, und sie waren übereingekommen, jetzt das linke Rheinufer von der Mündung der Aar bis Basel in Augenschein zu nehmen. Die beste Stelle sollte entdeckt werden, an welcher unter allen Vorteilen der Überraschung ein kleines Kriegsheer über den, wenn

auch nicht allzu breiten doch reißenden Strom gesetzt werden könnte. Ein Hauptgesichtspunkt war der Ort Rheinfelden, welcher für fest verwahrt galt, und in welchem eine beträchtliche kaiserliche Besatzung sein sollte.

In der Gegend von Rheinfelden war auch besondere Vorsicht nötig für ihre Personen, falls diese Verdacht erwecken sollten, und deshalb war beiden Herzögen weibliche Begleitung von Werte. Solch eine Begleitung werde den Gedanken nicht aufkommen lassen, daß zwei protestantische Feldherren dort herumreiten könnten, um ein Kriegsterrain in Augenschein zu nehmen.

So zog denn diese Gesellschaft in recht wohlgemuter Stimmung am Flusse dahin und hoffte an dem kurzen Wintertage bis ins Städtchen Brugg zu gelangen. Bernhard war in der Nähe des geliebten Mädchens von reinster Heiterkeit durchströmt, und der sonst ziemlich schweigsame Mann erwies sich redselig bis zur Tändelei mit der fraglustigen Marguerite, welche über jede neue Gestalt der Landschaft Auskunft verlangte. Dietrich wurde von beiden als Anknüpfung zu Scherzen benutzt und erwachte auch zu guter Laune, als ihm Herzog Bernhard wiederholt versicherte, wenn Tapferkeit soviel innere Hindernisse zu überwinden habe wie bei ihm, so sei sie eine außerordentliche und müsse viel höher geschätzt werden, als die eines gedankenlosen Schlagetots.

Marguerite und Herzog Heinrich lachten Beifall, und die nachfolgende Dienerschaft schloß aus diesem fröhlichen Gebaren der Herrschaft, daß das schöne junge Paar wohl als Brautpaar ankommen werde in Basel bei der Frau Herzogin. Mathieu hatte seinen Herzog seit vielen Jahren nicht so froh gesehen, und Marthe ließ ein Vorurteil nach dem andern fallen gegen den fremden Herzog, welcher ihr als Ausländer eigentlich nicht willkommen war für ihr „Prinzessin-Kind". Sie nahm mit gnädigem Kopfnicken Mathieus Erläuterung auf, daß ein Herzog des Deutschen Reiches ein sehr großer Herr sei, und ein so ge-

waltiger wie dieser selbst für eine Rohan „konvenabel“ genannt werden könne.

Bei sinkender Sonne lag Brugg vor ihnen, und ehe sie hineinritten, fanden die Herzöge für nötig, der Dienerschaft Instruktionen zu geben, damit den Nachfragen in der Herberge gleichmäßig geantwortet und das Inkognito der beiden Feldherren nicht durch Unvorsichtigkeit bloßgestellt würde. Man sah, daß Herzog Heinrich das Pferd anhielt und dem Herzog Bernhard winkte. Marguerite und Dietrich ritten langsam weiter. Man sah, daß die beiden Herren vertraulich miteinander sprachen, hörte einen lebhaften Ausruf Bernhards und vernahm die Äußerung Rohans: „Mit Eurer Erlaubnis, lieber Freund, für diesen Zweck; das Kind erfährt wohl nichts davon.“

„Ich wünschte im Gegenteile, daß sie davon erführe und daß sie sich den Titel gefallen ließe!“ erwiderte Bernhard. „Also mit Eurer Erlaubnis!“ schloß Herzog Heinrich und hielt still, die Dienerschaft erwartend. Bernhard tat desgleichen.

Der Dienerschaft wurde nun in deutscher Sprache eingeschärft, alle Nachfragen folgendermaßen zu beantworten: die reisende Gesellschaft sei ein junges Brautpaar, welches nach Basel zum Fasching reise. Die junge Braut und ihr Vater, ein Graf von Chillon, seien aus der französischen Schweiz, der Bräutigam ein deutscher Graf Moosburg. Sie kämen aus Bern, und kämen über Aarau, weil sie Verwandte seitwärts von der großen Straße besucht hätten. Von all dem brauchten die Diener ungefragt nicht das mindeste zu verlautbaren und bei erfolgender Nachfrage nur in aller Kürze das Notwendigste zu sagen. Mathieu und Marthe sahen einander an nach dieser Mitteilung, und ihre Augen sagten: „Wußten wir das nicht!“ Herzog Heinrich hielt schon jetzt diese vorsichtigen Instruktionen vonnöten, weil Bernhard im Laufe des Tages vorgeschlagen hatte, den weiteren Weg gegen Waldshut aufzugeben und gleich von Brugg aus durch das Fricktal an den Rhein zu reiten. Gerade dort, wo sie morgen abend eintreffen könnten, sei eine kleine Strecke oberhalb Säckingen der Paß

über den Rhein von den Kaiserlichen vernachlässigt. Zu wiederholten Malen sei ihm berichtet worden, daß dort gar kein Posten aufgestellt wäre. Dort aber, nahe bei Säckingen und unweit Rheinfelden, komme man in unmittelbare Nähe der Kaiserlichen, und es sei die größte Vorsicht auch von seiten der Dienerschaft unerläßlich, um nicht verdächtig zu werden. Es wäre doch gar zu kläglich, wenn Herzog Bernhard erkannt und von den Kaiserlichen in Gefangenschaft geschlagen würde. Den Abend und die Nacht in Brugg ereignete sich nichts, was an solche Gefahr erinnert hätte. Man war hier noch innerhalb der neutralen Schweiz, welche mit dem Kriege nichts zu tun hatte und bei durchreisenden Kavalieren an nichts Bedenkliches dachte. Am anderen Mittag aber im Städtchen Frick, wo sie ihr Mittagsmahl in der Herberge einnahmen, zeigten sich schon bedrohliche Symptome. Sie speisten in einem Zimmer, welches an die große Wirtsstube grenzte und durch einen offenen Zugang ohne Türpforten mit derselben verbunden war. In der Wirtsstube waren zahlreiche Gäste und unter ihnen einige Krieger des kaiserlichen Heeres, welche aus Säckingen herübergekommen waren. Bei diesen erregten die Fremden Aufmerksamkeit. Namentlich ein stattlicher Wachtmeister mit grauem Bart und sehr neugierigen Augen näherte sich mehrmals dem offenen Türraume und schaute den Speisenden zu, indem er nachdenklich seinen Bart streichelte. Herzog Heinrich bemerkte es. Bernhard war ausschließlich mit Margueriten beschäftigt, welche ihn soeben in munterster Ausgelassenheit als „Bräutigam" anredete. Marthe habe ihr heimlich mitgeteilt, daß sie in den Brautstand erhoben worden sei.

„Und Ihr habt nichts dagegen?" fragte Bernhard. „Ei, mein Vater hat's angeordnet, und ich bin eine gehorsame Tochter!" „Also nur aus Gehorsam fügt Ihr Euch?" „Genügt das nicht für eine Reisebrautschaft?" „Es genügt wohl, ist aber nicht besonders schmeichelhaft für den Bräutigam." „Das ist ein ungenügsamer Bräutigam."

An dieser Stelle, welche Bernhard hätte betrüben können durch Unbefangenheit, welche ihn aber nicht betrübte, weil seine unerfahrene Liebe noch immer anspruchslos verblieben war, wurde das Gespräch unterbrochen durch eine halblaut gesprochene Bemerkung des Herzogs Heinrich. Sie machte Bernhard aufmerksam, daß ein Kriegsmann von der Wirtsstube her ihn unverwandt anstarre. Vielleicht erkenne ihn der Mann. Er möge gefaßt sein, der Mann nähere sich. Wirklich rückte der Wachtmeister vor bis an den Eingangsraum. Herzog Heinrich sprach nicht deutsch, wollte aber doch versuchen, die Aufmerksamkeit des Mannes von Bernhard abzulenken, und fragte ihn französisch, womit man ihm dienen könne.

„Nit versteh', obwohl ich etwas spanisch versteh'," erwiderte der Wachtmeister und schaute sogleich wieder auf Bernhard. „Ihr seid wohl ein kaiserlicher Kriegsmann?" fragte nun Bernhard deutsch. „Ja, Herr! Von der Besatzung in Rheinfelden." „Wünscht Ihr etwas von uns?" „Mit Verlaub, ja." „Was denn?" „Eine Auskunft, Herr. Wir haben nichts zu tun in Rheinfelden, da wird man neugierig. Und Euer Gesicht macht mir zu schaffen. Es erinnert mich an eine nächtliche Affäre vor der Nördlinger Schlacht. Ich war einer spanischen Kompanie zugeteilt am Walde seitwärts der Höhe von Hirnheim. Da griff uns der Feind im Dunkeln an. Es waren Deutsche, waren Weimaraner, und ihr Anführer focht wie ein Teufel. Er hieb mich zusammen; sein Pferd war höher als das meinige, und er traf mich auf den Kopf. Ich sehe mein Lebtag, wie er ausholt' in der Dunkelheit, und als der Hieb kam, nahm ich sein Gesicht aus trotz der Dunkelheit." „Nun? Was weiter?" „Nun, mir scheint, Ihr habt g'rad solch ein Gesicht, wenn's auch jetzt nicht so wild aussieht!" „Das kann wohl sein. Im Dunkeln setzt man sich allerlei zusammen." „Schon recht, aber — seid Ihr kaiserlich?" „Seid Ihr Profos, der ausfragt?" „Wachtmeister bin ich." „Der in der Schweiz wacht?" „Nein." „Mich verkennt Ihr, alter Freund. War nicht bei Nördlingen. Bin aus der

Schweiz, die Eurem ewigen Kriege neutral zuschaut. Setzt Euch her und trinkt einen Schoppen. Ihr erzählt uns dafür, wie's drüben aussieht und ob die Dame hier sicher ist, wenn sie über die Grenze kommt. Sie möchte gerne den Rhein sehen." „Das kann sie getrost. 's ist mausstill bei uns. Langweilig sogar. Drum lungern wir herum in der Umgegend. 's ist hier im Schweizerlande alles wohlfeiler als bei uns; Krieg macht eben alle Nahrungsmittel teuer. — Danke, Herr, der Wein ist gut." „Setzt Euch nur und erzählt uns was! Wir wollen nach Basel. Sind wir da sicher vor den verhungerten Weimarischen. Der Bischof von Basel soll ja Klage erheben über sie." „Und mit Recht. Sind ihm wie ein Heuschreckenschwarm aufs Land gefallen, und die Bürgerschaft hält heimlich zu ihnen. Die Städter sind überall den Ketzern heimlich zugetan. Aber von dieser Seite habt Ihr nichts zu besorgen, so weit herüber können sich die verhungerten Heuschrecken nicht wagen. Sie pfeifen auch auf dem letzten Loche und müssen in die burgundischen Berge zurück. Gestern war unser Generalissimus, der Herzog von Savelli, in Rheinfelden, der hat's gesagt. Er ist zum Lothringer hinübergeritten ins Elsaß, um ihnen den Garaus zu machen bei ihrem Rückzuge. Himmelelement aber, Herr," schloß plötzlich schreiend der Wachtmeister seine Rede und sprang vom Sessel auf, „geradeso wie Ihr mich jetzt anseht, geradeso schaute auf der Hirnheimer Höhe der Satan auf schwarzem Riesenpferde — gelobt sei Jesus Christ, da steckt mehr dahinter!"

Und schleunigst verließ der Wachtmeister das Gemach und gleich darauf auch die große Wirtsstube, nachdem er dort seinen Kameraden gewinkt hatte, ihm zu folgen. Herzog Heinrich fand es nun nicht mehr geraten, über die Schweizer Grenze zu gehen. Bernhard sei, wenn auch nicht eigentlich erkannt, doch in Gefahr, als feindlicher Führer angehalten, festgenommen und am Ende doch vollständig erkannt zu werden. Marguerite schrie auf. Die Wirklichkeit hatte schnell ihre abstrakte Kriegsmutigkeit überwältigt; sie zeigte sich voll fiebernder Angst für ihren Reise-

bräutigam, und das machte dem Herzoge Bernhard eine außerordentliche Freude. Er war ganz anderer Meinung. Gefahr war ihm vertraut, und er bestand darauf, die Rekognoszierung durchzuführen. Es sei ihm zu wichtig, das Terrain von Säckingen abwärts kennen zu lernen. Der Herzog Heinrich mit seiner Tochter möge allenfalls das Überschreiten der kaiserlichen Grenze vermeiden und auf Schweizerboden nach Basel reiten. „Das gewiß nicht!“ rief dieser, „ich bin ja den Kaiserlichen eine Nebenperson; also mit Gott vorwärts!“ „Vorwärts!“ rief Bernhard und erlaubte sich, die Wange Margueritens leicht wie mit einem leisen Backenstreiche zu streicheln unter dem Zurufe: „Mut, junges Kriegsfräulein!“ Marguerite errötete und erwiderte kein Wort. Man stieg zu Pferde und war bald an der Grenze. Auf Bernhards Wunsch war man gestreckten Galopp geritten, um noch bei Tagesschein an den Rhein zu kommen. Dies erregte Margueritens Spannung und Aufregung und Ängstlichkeit. Sie bemerkte dabei mit wachsender Bewunderung, daß Bernhard von alledem keine Notiz nahm. Er kam jetzt zum ersten Male in ihrer Gegenwart in sein Element und verwandelte sich vor ihren Augen.

Die Sonne ging eben zur Rüste, als sie an das Rheinufer kamen. Links sah man Säckingen, rechts etwas entfernter Lauffenburg liegen. Dies war der Punkt, welchen Bernhard suchte. Weder links noch rechts war ein Kriegsposten zu sehen. Bernhard bat den Herzog Heinrich, eine Viertelstunde auf ihn zu harren, und ohne Antwort abzuwarten, sprengte er in vollem Rosseslaufe am Ufer aufwärts gen Lauffenburg zu. Marguerite erschrak heftig. „Er setzt sich aus, Vater,“ rief sie, „sie werden ihn fangen!“ Der Vater machte eine abwehrende Bewegung und betrachtete seinerseits die Böschung des Ufers genau. Ein Flüßchen läuft von Frick herab an der Ortschaft Eicken vorüber hier in den Rhein. Es war fast zugefroren. Zwei Kähne saßen fest im Eise. Da hinunter ritt Herzog Heinrich, Tochter und Gefolge oben lassend. Marguerite sah sich nun ganz verlassen, und die Gefahr Bernhards schien ihr nun noch größer. Da hörte sie den

Galopp seines Pferdes; er kam zurück. Grüßend, freudig rief sie ihm zu. Er hatte keine Zeit für sie, er lenkte ihrem Vater entgegen, der eben heraufkam und ihm eine kurze Mitteilung machte.

„Dies ist der Punkt, wie wir ihn brauchen," sagte Bernhard mit gedämpfter Stimme, „es scheint alles frei bis Lauffenburg hinauf, und Lauffenburg hat, wie Ihr sagt, eine Brücke?" „Eine starke Brücke zwischen den Stadtteilen diesseits und jenseits des Rheins." „Wohl; und jetzt rasch beim letzten Tagesschimmer am Ufer entlang nach Säckingen." „Dort liegen aber jedenfalls kaiserliche Truppen!" „Wenn auch!" „Vielleicht auch der Wachtmeister, der Euch in Frick erkennen wollte." „Wenn auch! — Der gehört aber nach Rheinfelden und bleibt schwerlich des Nachts fort von seiner Truppe. Wie dem auch sei, ich muß wissen, wie stark der Feind in Säckingen und wie es in und um Rheinfelden beschaffen ist. Wir übernachten in Säckingen und reiten morgen früh nach Rheinfelden —" „Hinein?" rief erschreckt Marguerite. „Hinein, mein Fräulein vom Generalstabe. Ihr müßt Euren Sporn verdienen, wir sind jetzt in den Krieg geraten."

Es begegnete ihnen nichts von Bedeutung bis Säckingen. Dort fanden sie aber keine Brücke. Säckingen leuchtete mit seinen Lichtern vom anderen Ufer herüber. Auf der Fähre setzten sie getrost hinüber und ritten unangehalten durchs Wassertor. Daß von der Torwache ein Soldat fortritt, nachdem sie vorüberpassiert, das bemerkten sie nicht. Es war einer von denen, welche der Wachtmeister aus der Wirtsstube in Frick mitgenommen, und er ritt wirklich bei sternenheller Nachtzeit nach Rheinfelden hinüber. Sie blieben auch in der Herberge unbehelligt und erfuhren mit Leichtigkeit, daß kaum fünfzig Mann kaiserlicher Truppen im Städtchen lagen. Am anderen Morgen gingen sie auf der Fähre wieder zurück. Denn der Weg nach Rheinfelden ist auf der Schweizer Seite viel kürzer, weil der Rhein abwärts von Säckingen eine große Krümmung macht

gegen Norden. Die Sonne schien wie gestern; der Schnee glitzerte. Sie ritten scharf, und schon nach einer Stunde sahen sie in der Ferne die hohen Ringmauern der festen Stadt auftauchen. Marguerite bat dringend, außen um die Stadt herumzureiten. Man sähe ja genug von ihrer Beschaffenheit. Herzog Bernhard schüttelte lächelnd sein Haupt, erinnerte an den „Sporn“ und setzte leise hinzu: „Die Stadt will ich erstürmen, es ist mir von großem Werte, ihr Inneres mit eigenen Augen kennen zu lernen.“ Der erste Mann, welchen sie am Tore sahen, war der Wachtmeister. Er grüßte schweigend. Bernhard fragte unbefangen, welche Herberge die beste wäre? „Im Hirschen!“ antwortete der Wachtmeister.

Man ritt zum „Hirschen“. Und als man dort abgestiegen, entfernte sich Bernhard zum Schrecken Margueritens. Er schlenderte durch die Stadt und ließ sich nach der Rheinbrücke weisen, jenseits welcher eine ebenfalls mit starken Mauern befestigte Vorstadt lag. Er blieb über eine Stunde aus, während welcher ein Frühstück auf Dietrichs Anordnung bereitet wurde. Die große Wirtsstube war ziemlich leer. Nur einige Soldaten und einige Bürger saßen an einem Ecktische und verzehrten frühzeitig ihr Mittagsmahl. Der große Tisch am Fenster, durch welches die Sonne schien, war frei, und auf ihm wurde für die Fremden gedeckt. Marguerite saß am Fenster und sah hinaus voller Spannung, ob Bernhard zurückkehren werde. Der Vater redete ihr leise zu, sie möchte ruhige Fassung behaupten. Dietrich, welcher allein deutsch sprach mit der aufwartenden Kellnerin, bestellte den besten Markgräfler, welcher im Keller zu haben sei. Er erschrak nicht wenig, als diese Kellnerin plötzlich sagte: „Der Herr Kommandant! Herr Gott, der Herr Kommandant!“ Ein graubärtiger hochgewachsener Mann war eingetreten, respektvoll begrüßt von den Insassen am Ecktische. Er dankte leutselig und schritt auf den Herzog von Rohan zu, diesen mit der Frage anredend, wo denn der jüngere Kavalier wäre. Der Herzog entschuldigte sich, daß er nur ungenügend deutsch rede, und

wies auf Dietrich. Ehe aber dieser antworten und etwas verderben konnte, stand Herzog Bernhard selbst zwischen ihm und dem Kommandanten und fragte, womit er dienen könnte.

„Wahrhaftig!" rief der Kommandant, „der Wachtmeister hat recht, die Ähnlichkeit ist kurios!" „Welche Ähnlichkeit?"

Der Kommandant zog eine kleine Druckschrift aus dem Wamse und zeigte auf einen Holzschnitt, welcher in dieselbe eingeheftet war. Er stellte das Brustbild eines gewaffneten Kriegers vor, und Bernhard las mit klarer Stimme die Unterschrift, welche lautete: Bernhardus, dux Saxoniae, liberator ecclesiae evangelicae. Marguerite stieß bei den ersten Worten einen Schrei aus. Der Kommandant sah sie an, und Bernhard reichte ihr das Bild hin, unter Lachen in französischer Sprache: „Diesem grimmigen Kriegsfürsten soll ich ähnlich sehen, findet Ihr das?" „Non! Non!" rief sie. „Meine Braut ist nicht der Meinung, die Ihr zu haben scheint, und ihr gefällt der Tausch nicht. Ich stimme Euch aber bei, Herr, es ist einige Ähnlichkeit vorhanden. Mit wem hab' ich das Vergnügen zu sprechen?" „Ich bin der kaiserliche Kommandant von Rheinfelden."

Bernhard bat ihn wie jenen Wachtmeister, sich bei ihnen niederzulassen und das Frühstücksmahl mit ihnen zu teilen. Sie kämen aus der inneren Schweiz und würden sehr dankbar sein, einmal von einem Fachmanne etwas Gründliches über den Stand des endlosen Krieges zu erfahren. In der inneren Schweiz glaube man an das nahe Ende desselben, da die kaiserlichen Waffen ja überall siegreich seien, jener Holzschnitt-Störenfried nun offenbar auch in den letzten Zügen liege und der neue Kaiser den Ruf friedfertiger Milde in der Schweiz habe, ganz wie ein echter Österreicher. „Ihr, Herr Kommandant, seid wohl auch einer, Ton und Miene haben das gemütliche Österreichische."

„Bin wirklich ein Österreicher, heiße Rödel, und mir wär's schon recht, wenn das Raufen einmal ein Ende hätte: man weiß kaum noch, wofür wir uns raufen. Mein Vater war selbst noch Ketzer und ist übergetreten. Bei uns macht man sich nichts mehr

draus. Der Herr ist wohl auch ein — Ketzer?" „Aufrichtig ja. Bei uns im Berner Lande leben alle Sekten friedlich durcheinander. Was Kirche und was Sprache betrifft. Mein künftiger Schwiegervater hier zum Beispiel und mein schreckhaftes Bräutchen verstehen unsere deutsche Sprache nicht." „Ihr sprecht aber hochdeutscher, als sonst in der Schweiz, wo der Gaumen mitredet, üblich ist." „Das macht der Hauslehrer, den wir Kinder hatten. Er war aus Hessen und hat uns den Gaumen gereinigt."

Der Herr Kommandant bewährte sich als echter, gemütlicher Österreicher. Er gab den Verdacht nicht auf, welchen der Wachtmeister über die Person des stattlichen Schweizer Kavaliers erregt hatte, aber er gab sich auch dem behaglichen Augenblicke hin, welcher sich bei einem guten Frühstücke in guter Gesellschaft darbot; er gebärdete sich als Sprößling eines Großstaates, welcher mit den alten Römern spricht: „Um kleine Dinge macht sich der Prätor keine Sorge!" Auffallenderweise bestärkte ihn Marguerite in dieser Sorglosigkeit. Das junge unentwickelte Mädchen erwies sich mit einem Male als vollständiges Frauennaturell. In aller Angst griff sie nach dem sichersten Frauenmittel: sie suchte den Herrn Kommandanten zu interessieren, sie suchte ihm zu gefallen. Alle Brocken der deutschen Sprache, welche ihr in Lenzburg zugefallen waren, kramte sie aus und bat um Belehrung. Sie tat dies so hastig, daß es liebenswürdig komisch wurde und dem etwa fünfzigjährigen Herrn Kommandanten, welcher junge Mädchen zu schätzen wußte, ungemein behagte. Er schien den Zweck seines Besuches im Wirtshause ganz vergessen zu haben und erinnerte sich erst wieder daran, als Dietrich beordert wurde, die Pferde vorführen zu lassen, und die Gesellschaft aufbrechen wollte. Er erinnerte sich daran, weil er bei Öffnung der Tür den Wachtmeister im Hausflur stehen sah.

„Ah, richtig," rief er jetzt, „den Namen des Herrn aus der Schweiz möcht' ich gern wissen. 's ist wegen der Ähnlichkeit!" „Meinen?" fragte Bernhard, um Zeit zu gewinnen. „Ja. Der

Wachtmeister da tut's nicht anders. Der schönen Braut schwebt er schon auf den Lippen, wie ich sehe." „Sie wird ihn fallen lassen!" lachte Bernhard. Marguerite war purpurrot geworden, daß Bernhard selbst solche Entscheidung auf ihre Lippen legte, und atmete hoch auf, als Dietrich ein Zeichen machte. „Dietrich", sprach sie fast unwillkürlich. „Dietrich nennt ihn das Bräutchen," sagte galant der Herr Kommandant, „und wie nennt ihn Hinz und Kunz?" „Dietrich von Droot!" Der Herr Kommandant küßte ihr das erschrocken niedersinkende Händchen und — wünschte glückliche Reise. — Vorüber ging's am kopfschüttelnden Wachtmeister, welcher den Kommandanten zurückhielt. Marguerite bemerkte das und ergriff Bernhards Arm — was sie nie getan — um recht eilig mit ihm hinab zu kommen aufs Roß. „Gestreckten Laufes fort! fort!" flüsterte sie, als sie im Sattel war. „Das würde uns erst recht verdächtig machen," erwiderte leise Bernhard, „langsamen Schrittes bis zum Tore! Und niemand blickt zurück!" So taten sie und wurden's nicht gewahr, daß der Wachtmeister hinter ihnen her kam und am Tore nach ihnen rief. „Nicht hören und nicht umschauen!" kommandierte Bernhard, „bis wir draußen sind. Dann alle Sporen einsetzen!"

Der Wachtmeister setzte sich in Trab, und just als sie mit den ersten Schritten aus dem Tore waren, hatte er sie eingeholt und griff Bernhards Pferde in die Zügel.

„Vorwärts!" rief Bernhard den übrigen zu. Alle spornten ihre Tiere, Marguerite aber schrie auf, als sie sah, daß der Wachtmeister Bernhards Zügel ergriffen, und sie schrie nicht bloß, sie schrie den Namen „Bernard!" „Bernard!" schrie nun auch mit Stentorstimme der Wachtmeister, „ich dacht's ja! Wache heraus!"

„Aus" kam nur noch dumpf aus der Kehle. Ein Faustschlag Bernhards hatte ihn zwischen Auge und Ohr in die Schläfe getroffen, und sein erschüttertes Hirn hatte seine Hand am Zügel geöffnet. Einige Schritte seitwärts taumelnd hatte er auch die Sehkraft eingebüßt und konnte später der Wache nicht einmal

erzählen, wie das Brautpaar trotz dem Sturmwinde von dannen geflogen wäre. Das Brautpaar selbst, in vollem Rosseslaufe bald die übrigen und die Schweizer Grenze erreichend, hatte seine gegenseitige Stellung verändert. Marguerite war durch die Gefahr wärmer und teilnehmender geworden für Bernhard; Bernhard dagegen war ganz Kriegführer geworden. Der großen Unternehmung war er jetzt ganz hingegeben, und die Liebesneigung trat zurück. Er eilte ungestüm nach dem nahen Basel. Spät abends kamen sie dort an und fanden die Herzogin in der Herberge, welche auf den Rhein und auf die Vorstadt Klein-Basel schaut. Ihr wurde Marguerite, die noch immer etwas betroffen war, übergeben. Noch in der Nacht sprach Herzog Bernhard zwei Baseler Kaufleute, welche durch Erlach gewonnen und seiner Sache zugetan waren. Sie versprachen, daß die Baseler Bürgerschaft sich nur erschrocken gebärden würde, wenn das deutsche Heer ohne weitere Anfrage durch ihr Gebiet zöge. Am anderen Morgen in dunkler Frühe ritten beide Herzöge nach Dellsberg ins Hauptlager. Bernhard hatte gar nicht Abschied genommen von der Herzogin, und Marguerite, sein Geist war mitten im Kriege. Gegen Mittag holten sie Blandini ein, welcher langsam auf seinem Maultiere dem deutschen Kriegslager zuzog unter sorgenvollen Gesprächen mit Medardo.

„Ihr wohnt bei mir, lieber Doktor," rief Bernhard im Vorüberreiten, „und gehört zu meinem Hausstande. Hoffentlich trennen wir uns nicht mehr. Ade indessen! Euer Langohr geht mir zu langsam."

## III.

In den nächsten Wochen war im deutschen Lager alles mit wunderbarem Eifer gefördert worden. Pferde wurden herbeigeschafft, Unbeschuhte wurden beschuht, Kranke wurden geheilt, Ungeübte wurden geübt. Hans von Starschädel war wirklich da und entwickelte sein Talent des Organisierens. Na-

mentlich förderte er und verbesserte er das Geschütz. Erlach ferner war eingetroffen und hatte Nachricht gebracht, daß Hohentwiel gewonnen, daß Württemberg im unteren Lande zum Aufstand bereit sei unter trefflicher Hetze des Bart-Konrads. Kaum vom Pferde mußte Erlach sogleich wieder aufs Pferd. Wer war geeigneter als er, auf die protestantischen Kantone der Schweiz zu wirken! Hinein in die Schweiz mußte er, um vorzubauen, wenn der Bischof von Basel und die katholischen Kantone aufschreien und aufspringen würden über Neutralitätsbruch. Blandini bemerkte wohl, daß ein Kriegszug vorbereitet würde, aber weder er noch Medardo konnten Näheres ergründen. Herzog Bernhard verlautbarte gar nichts. Nur Rohan und Starschädel schienen eingeweiht zu sein. Am sechzehnten Januar 1638 spät des Abends verkündeten Trommeln und Trompeten, daß großer Gottesdienst gehalten werden sollte. Bei sternenheller, stillkalter Nacht traten alle Truppen unters Gewehr, und Herzog Bernhard mit all seinen Generalen und Obersten, unter ihnen der Rheingraf, Nassau, Rosen, Ehm, Taupadell, Schaffalitzky, Starschädel, erschien zu Fuß mit seinem Hofprediger. Auf freiem Felde hielt dieser eine kurze Predigt und ermahnte zum Kampfe für den evangelischen Glauben. Dann segnete er das Heer, und dieses sang den ersten Vers eines Kirchenliedes. Es sang mit gedämpften Stimmen. Der Eindruck auf Blandini und Medardo hatte etwas Schauerliches. Sie hatten sich in die Nähe geschlichen, um vielleicht etwas zu erfahren. So wurden sie überrascht, denn die Truppen zerstreuten sich plötzlich und eilten in Ställe und Quartiere, um die letzte Hand an ihre Rüstungen zu legen; in zwei Stunden sollten zweitausend Mann aufbrechen. Sie waren aber freundlich gegen den „Wunderdoktor", wie er genannt wurde. Er hatte schon zahlreiche Heilungen bewerkstelligt, und man war ihm gewogen, obwohl man sich zuraunte: „Eigentlich ist er ein Papist!" Auch Herzog Bernhard stand in kurzem neben ihm und sagte wohlwollend: „Lieber Doktor! Mein Kanzler Leder ist beauftragt,

eine Geldsumme an Euch auszuzahlen für Eure segensreiche Mühwaltung an meinen Kranken. Ich hoffe die Summe zu verdoppeln, wenn wir uns wiedersehen. Nehmt Euch der zurückbleibenden Kranken hier und in Zwingen ferner an, damit sie mir kriegstüchtig nachgesendet werden können, und wenn Ihr scheidet, so bitte ich Euch, geht nach Basel zur Frau Herzogin von Rohan. Dort erhaltet Ihr die nächste Nachricht von mir. Kommt alsdann wohin ich Euch rufe, ich bitte Euch. Es wird Verwundete geben und Erschöpfte. Versprecht Ihr's?" „Ich verspreche es, Altezza."

Zwei Stunden später begann der Aufbruch. Es war frischer Schnee gefallen und darauf erhöhte Kälte eingetreten. Die Luft war still, der Schnee knisterte unter den raschen Schritten von tausend Fußgängern und tausend Reitern. Soviel Truppen waren bestimmt zu einem Eilmarsche, zu einem Überfalle der Waldstädte. Der übrige Teil des Heeres mit seinen schwereren Bestandteilen sollte nachfolgen. Zwischen Basel und Münchenstein marschierten diese zweitausend Mann über die Birsbrücke zu nicht geringem Staunen und Schrecken der Schweizer. Bernhard hatte unter den Truppen verbreiten lassen, der Zug gehe über Waldshut hinauf, womöglich recta nach Wien. Er wußte, wie schnell Nachrichten durch die Bevölkerung laufen, namentlich einem bestimmten Ziele zu. Nach Waldshut mochten sie dringen, wenn sie nur Rheinfelden und der Umgegend vorüberliefen und die dortigen Kaiserlichen in Sicherheit ließen. Man marschierte denn auch eine Meile südwärts von Rheinfelden auf Frick zu, und dort erst wendete man sich jählings an den Rhein, an dieselbe Stelle oberhalb Säckingen, welche Rohan und Bernhard ausgesucht hatten. Die zwei Kähne fanden sie hier noch vor und wurden eiligst freigehauen aus dem Ufereise.

„Sechzehn Mann vor!" rief Bernhard. „Jeder erhält fünfzig Reichstaler Belohnung. Wer will?!"

Eine ganze Schar stürzte hinab in die Kähne, und durch die grünweißen, eiskalten Fluten, welche der Rhein hier in starkem

Falle wälzt, ging es hinüber. Ruder hatte man vorsichtigerweise mitgebracht. Am jenseitigen Ufer war niemand zu sehen; es hinderte also auch niemand, und in Zeit von einer Stunde waren die Kähne achtmal hinüber und herüber gegangen, und über hundert Mann marschierten jetzt drüben unter Anführung eines Leutnants stromabwärts auf Säckingen los. Gleichzeitig führte Bernhard einige Kompanien auf dem linken Ufer, um Säckingen gegenüber drohend zu erscheinen und die Fähren zu gewinnen, welche dort die Verbindung zwischen den Ufern unterhielten. Die geringe Anzahl kaiserlicher Truppen in Säckingen wurde überrascht, die Stadt samt den Fähren fiel in Bernhards Hände, und vermittelst der letzteren wurden sogleich fünfhundert Weimaraner übergesetzt, welche das Kloster Bücken am Wege nach Rheinfelden in Besitz nahmen. Das geschah mit einbrechender Dunkelheit. „Pflegt euch jetzt," rief Bernhard, „sobald der Tag graut, erobern wir weiter." Im kalten Morgengrauen zog er an beiden Ufern aufwärts. Groß-Lauffenburg, welches an beiden Ufern liegt, war das Ziel. Hier gab's eine feste Brücke zwischen den beiden Stadtteilen, und eine solche brauchte Bernhard am nötigsten. Nach Lauffenburg war die Nachricht schon geflogen von dem anrückenden wilden Heere, und als es mit der Morgensonne daherkam wie schwarze Wolken auf dem Schnee, da erschien der Kommandant auf der Mauer und gestikulierte: Wir können und wollen keinen Widerstand leisten!

So wurde Lauffenburg mit seiner wichtigen Brücke genommen, und als das langsamer marschierende Hauptheer nun angerückt kam, wurden die Truppen auf beiden Ufern verteilt, Waldshut ebenfalls besetzt und Rheinfelden diesseits wie jenseits des Rheines eingeschlossen. Der ganze verwegene Überfall war gelungen: mit freiem Rücken stand Bernhard auf dem Boden des Deutschen Reiches. Auf deutscher Seite zwischen Säckingen und Rheinfelden lag, wie gesagt, ein stattliches Deutschordenshaus, Bücken genannt, auf einer kleinen Anhöhe.

Dort nahm Herzog Bernhard sein Hauptquartier. Man sah dort auf das nahe Rheinfelden hinab und sah auf das mählich sich erhebende Schwabenland hinauf, von wo der Feind zu erwarten war, welcher dem belagerten Rheinfelden Entsatz bringen konnte. Entsatz vermittels einer Schlacht. Bernhard setzte alles daran, Rheinfelden zu erstürmen, bevor der Feind käme und ihn zur Schlacht nötigte. Aber jener Kommandant von Rheinfelden, welcher sich dem Reisenden Schweizer Bernhard so gemütlich österreichisch erwiesen hatte, erwies sich dem stürmenden Herzoge Bernhard sehr ungemütlich widerstrebend. Rödel verteidigte seine Feste mit unerschütterlicher Tapferkeit. Die gut katholischen Bürger unterstützten ihn wacker, und es vergingen an drei Wochen, bis die Mauern und Türme so erschüttert waren, daß ein gelingender Hauptsturm zu hoffen stand. Der fest gefrorene Boden erschwerte Erdarbeiten und Minenlegung gar sehr. Endlich war man so weit. Auf den nächsten Morgen war die Erstürmung angesagt. Bernhard sendete eine letzte Botschaft an den Kommandanten mit der Aufforderung, die Stadt zu übergeben, und harrte im Kloster Bücken auf die Antwort.

Es war um die Mittagszeit. Bernhard, Rohan, der Rheingraf Philipp, der Graf von Nassau, Oberst Erlach und Hans von Starschädel saßen bei der Tafel. Erlach war eben von Bern gekommen und hatte die Versicherung gebracht, daß dieser größte Schweizerstaat dem Heere der evangelischen Glaubensgenossen zu Willen bleibe und die eben eingelaufenen heftigen Reklamationen der kaiserlichen Behörden kurz abgewiesen habe. Die Tischgesellschaft war von bester Laune. Nur der Herzog von Rohan war still und ernst. Auf Bernhards Frage, ob seine Gesundheit wieder versage, erwiderte er halblaut: „Ich möchte das nicht sagen; es fehlt mir nichts. Aber eine unerklärliche Traurigkeit beschleicht mich. Umsonst such' ich nach dem Grunde." — Da kam eine Meldung von Waldshut und Lauffenburg: man bemerke, daß große Trupps von Bauern aus dem Schwarz-

walde herabzögen, oberhalb Waldshut von Stühlingen, oberhalb Lauffenburg von St. Blasien. Sie führten Saumtiere mit sich, welche mit Lebensmitteln, wohl auch mit Schießbedarf beladen wären.

„Bravo!" rief die Tischgesellschaft, „das ist für Rheinfelden bestimmt und soll uns willkommen sein!"

„Man störe die Bauern nicht und lasse sie näher kommen. Taupadell kann eine Reiterabteilung östlich zur Umgehung absenden, welche ihnen den Rückzug verleidet," befahl Herzog Bernhard. Rohan und Starschädel, welche trotz kurzer Bekanntschaft von einigen Tagen auffallend miteinander harmonierten, faßten die Nachricht anders auf. Sie hielten dieselbe für ein Zeichen, daß kaiserliche Truppen im Anmarsche wären. Die Bauern im südlichen Schwarzwalde gälten für fanatisch katholisch und kaiserlich und könnten sich wohl den heranziehenden kaiserlichen Völkern angeschlossen haben. Diese Meinung fand bei den übrigen keinen Glauben. Savelli sei fern im Elsaß, Rainach, der allerdings aufmerksame Kommandant von Breisach, könne die Hauptfeste nicht von Truppen entblößen, und der rührigste Führer, Johann von Wörth, stehe tief rheinabwärts auf Mainz zu, er könne nicht in so kurzer Zeit herbeieilen. Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Rückkehr des Parlamentärs, welcher den Kommandanten von Rheinfelden zur Übergabe aufgefordert hatte. Er brachte eine abschlägige Antwort. „Sie rechnen drin", setzte er hinzu, „augenscheinlich auf nahen Entsatz. Kommandant Ródel tat sehr zuversichtlich. Übrigens haben unsere Reiter einen Mann aufgefangen, der zwar in Bauernkleidern steckt, aber Kopf und Haltung eines Kriegsmannes hat. Auf einem Saumpfade, der von St. Blasien herunterführt, haben sie ihn getroffen. Er ist vom Pferde gesprungen, um auf dem unebenen Boden leichter zu entschlüpfen. Sattel und Zaumzeug des Pferdes ist kaiserlich kriegsmäßig gewesen. Er spricht auch nicht schwäbisch."

„Herein mit ihm!"

Der Wachtmeister aus Frick und Rheinfelden, die Bekanntschaft Herzog Bernhards, erschien vor der Gesellschaft als gebundener Bauer. Er sah den Herzog Bernhard nicht sogleich, da Erlach ihn anredete und examinierte. Bernhard erkannte ihn auf der Stelle und trat auf ihn zu. Als der Wachtmeister seiner ansichtig wurde, taumelte er zurück und fuhr mit der Hand an den Kopf, gerade dahin zwischen Ohr und Auge, wo ihn Bernhards Faustschlag getroffen.

„Du scheinst ein Geisterseher zu sein," sagte Bernhard, „den können wir brauchen. Nahe am Brückenturme in Rheinfelden ist ein Stück Mauer erst vor acht Tagen neu aufgeführt worden. Bei Winterwetter. Es hält also nicht und wird ein paar Breschéschüssen weichen. Du wirst morgen früh unseren Stückschützen die Stelle genau zeigen, und wenn du recht gezeigt, will sagen wenn die Mauer stürzt, so wirst du frei gegeben. Stürzt die Mauer nicht, dann stürzest du — wohin? das wird dein Spionierverstand dir selber sagen. Was hast du im Gebirge gemacht, was hast du gesehen? Die Wahrheit! Sie allein kann dir nützen. Was hast du gesehen oder erfahren?" „Bauern, Herr Fürst, nichts als Schwarzwälder Bauern, die Lebensmittel und Pulver brachten." Und was für kaiserliche Truppen?" „Gar keine." „Wenn wir morgen kaiserliche Truppen sehen, so hast du deinen Kopf verwirkt, auch wenn die Bresche fällt. Wer schickt die Bauern? Der Bauer kommt nicht von selbst. Habt ihr sie gerufen?" „Ja, Herr Fürst. Als Eure Truppen ausrückten, haben wir Boten ausgesendet."

Diese Aussage war leider geeignet, den Herzog zu beruhigen und sein Auge von der Gefahr abzuwenden, welche von den Bergen herab sich unaufhaltsam näherte. Der Tag hatte sich in Schneewolken eingehüllt, es wurde schon dunkel, als der Wachtmeister in Gewahrsam abgeführt wurde, und die Generale wie Obersten zerstreuten sich, um zeitig der Ruhe zu pflegen, damit der frühe Morgen sie alle ausgeruht und rüstig fände zum Sturme auf Rheinfelden. Nur Herzog Bernhard, Herzog Heinrich von

Rohan und Hans von Starschädel blieben in dem großen Kapitelsaale des Ordenshauses noch eine Zeitlang beisammen. Sie allein standen einander innerlich nahe und waren sich größerer Zwecke bewußt. Sie saßen um ein Kaminfeuer, welches durch große Klötze Holz genährt wurde, und besprachen die Angelegenheiten des Vaterlandes. Rohan gab sich der deutschen Reichsfrage gänzlich hin, weil er nur von einem reformierten Deutschen Reiche Hilfe für Frankreich erwartete. Er und Hans führten vorzugsweise das Wort. Hans in ziemlich trauriger Weise. Er wagte kaum noch, etwas Ganzes und Großes zu hoffen. So wie er sein Vermögen zugesetzt in Erhaltung seiner Regimenter, so fand er das Deutsche Reich erschöpft an materiellen Mitteln und hatte keine Vorstellung mehr von einer Beendigung des Krieges in größerem Sinne. Rohan tröstete, wie ein Idealist tröstet, und verwies auf die Unerschöpflichkeit der menschlichen Seele, welche sich das einmal erkannte geistige Gut nie wieder auf die Dauer entreißen lasse. Bernhard tröstete nicht nur, er belebte. Sein ganzes Wesen war in kräftigstem Schwunge; er fühlte die Kraft in sich, den Kampf zu endlichem Siege zu führen. Daß er sich unabhängig von den Franzosen gemacht, war ihm eine tiefe Erleichterung — er vertraute seinem Genius und faßte die Dinge auf, wie ein beherzter Krieger sie auffaßt. Entschlossen und — im Detail praktisch. Eine Neuerung im Geschützwesen beschäftigte ihn. Er hatte sie mit Hans schon erörtert, und mitten aus den weiten Gesprächen kam er jetzt darauf zurück, weil Hans besonders hierin sachverständig war. Ein heftiger Windstoß, welcher die Fenster erschütterte, unterbrach sie und brachte ihnen in Erinnerung, daß auch sie einiger Stunden Schlafs bedürftig wären. So trennten auch sie sich gegen Mitternacht. Hans noch mit der Bemerkung, daß man morgen während des Sturmes dies Bückener Ordenshaus mit Schützen besetzen sollte, um es vor einem Handstreiche sicherzustellen, wenn etwa doch —

„Das wäre für das ‚rote Haus‘ noch nötiger. Ich glaube nicht an die Nähe eines redenswerten Feindes.“

Das „rote Haus" war ein steinerner Häuserhaufe rheinaufwärts zwischen Bücken und Lauffenburg. Eine halbe Stunde später lag alles im tiefen Schlafe, was die massiven Gebäude des geistlichen Hauses bewohnte. Draußen wehte stoßweise ein heftiger Wind und jagte die Schneewolken, welche nur einzelne Flocken fallen ließen. Die Nacht war finster, und nur langsamen Schrittes konnten die kaiserlichen Truppen, welche von den Bergen über St. Blasien herunterstiegen, vorwärtskommen. Sie bildeten, wenn sie beisammen waren, ein kleines Heer, an Anzahl dem weimarischen überlegen. Von Wien, von München, von Breisach waren die lebhaftesten Anstrengungen ausgegangen bei der Nachricht, Herzog Bernhard stehe vor Rheinfelden. Dieser Einbruch in österreichisches Land mit freier Rückenstellung gegen die Schweiz erschreckte die katholischen Herrscher außerordentlich. Boten flogen nach allen Seiten. Savelli wurde aus dem Westen, Johann von Wörth aus dem Norden geholt, alle vereinzelten Truppenkörper mußten in Eilmärschen nach dem Schwarzwalde marschieren, und die Kriegskommissare aus den vornehmsten Familien, die Fürstenberg an der Spitze, die Lerchenfeld desgleichen, riefen einen Landsturm unter den Bauern zusammen. In dieser Nacht — es war die Nacht vor dem 28. Februar 1638 — kam diese kleine Völkerwanderung bis auf die letzten Anhöhen vor dem Rheintale herab. Dort hielt man still, um sich zu sammeln. Der Morgen graute. Den Oberbefehl führte der Herzog von Savelli, ein Günstlingsgeneral der Herren aus Wien, welche durch keinerlei Erfahrung zu belehren waren, daß solches Protektionswesen dem Reiche die tiefsten Wunden schlage. Die Hauptperson war Johann von Wörth, ein ganzer Mann aus dem Kölnischen — dem Hinterkölnischen, um so zu sagen, denn nach Brabant hinein verlegte man seine Abkunft. Vom gemeinen Reiter war er aufgestiegen zum genialsten Feldherrn, welchen der deutsche Krieg ausgebildet hatte. Er stand im Dienste des bayrischen Kurfürsten und verachtete den welschen Herzog Savelli gründlich. Aber ihm war es um das

Gelingen der katholischen kaiserlichen Sache zu tun, und er ordnete sich unter, wenn's denn sein mußte. Den linken Flügel des anrückenden kaiserlichen Heeres hatte er in dieser Nacht übernommen, und an dieser Stelle hoffte er dem weimarischen Herzoge endlich den Garaus zu machen. Auf die Verbindungslinie zwischen Kloster Bücken und Lauffenburg wollte er sich werfen, um Bernhard abzuschneiden von der Lauffenburger Brücke und von dem Zusammenhange mit dessen Truppen auf der linken Rheinseite.

Dies stand den Schläfern im Ordenshause wirklich bevor, und als Bernhard beim Morgengrauen geweckt wurde mit der Nachricht, große Scharen kaiserlicher Reiter hätten das „rote Haus" besetzt und rückten auf der Lauffenburger Straße heran, da übersah er augenblicks den Fehler seiner Sorglosigkeit, sowie die ganze Gefahr. Mit einem Sprunge war er auf und befahl, alles zusammenzuziehen ums Kloster. Binnen zehn Minuten hielt er in der Morgenkälte auf der Höhe vor dem Ordenshause und strengte seine Augen an, den anbrechenden grauen Tag mit dem Blicke zu durchdringen nach Osten und nach Norden hin. Alle Führer umgaben ihn und blickten gespannt auf sein Antlitz. Jeder wußte, daß die Gefahr riesengroß wäre, aber jeder vertraute auf die kühne Schlagfertigkeit des Herzogs, der keine Miene verzog, sondern kaltblütig von Minute zu Minute neue Befehle erteilte. Auf jeden Befehl flog ein Bote von dannen. Drei Aufgaben stellten diese Befehle in erste Linie. Zunächst: Wie stark ist der Feind? Alsdann: Wie rasch und wieviel bringen wir auf Kahn und Fähre Truppen und Geschütz herüber vom anderen Ufer? Endlich: Wie halten wir den Feind auf, bis wir uns gesammelt? Taupadell, der keckste Reiterführer des weimarischen Heeres, ein lichtbraun bebarteter, lebensfrisch dreinschauender Thüringer übernahm die Auskundschaftung und die Aufhaltung des Feindes. Erlach übernahm das Herüberschiffen. Der Rheingraf Philipp übernahm das nachdrucksvolle Zurücktreiben der feindlichen Vortruppen. Hans von Star-

schädel ordnete auf eigne Faust die verhältnismäßige Armierung der Klostergebäude durch thüringische Schützen aus seinen Regimentern, die zur Hand waren. Unter diesen Anstalten wurde der Tag licht und lichter. Bernhard sah, daß der Feind von Lauffenburg her seine Hauptmacht entwickelte. „Das nächste wird sein," rief er, „daß er Rheinfelden wird entsetzen, daß er nach Rheinfelden wird durchdringen wollen. Das muß zunächst verhindert werden, und dann wird sich's zeigen, ob er mehr vermag!"

Bernhard stellte also zunächst alles, was er erreichen konnte von seinen Truppen — es waren zwölfhundert Reiter und zwei Regimenter Fußtruppen —, so auf der Bückner Höhe, daß ihnen der Feind die Flanke bieten mußte, wenn er nach Rheinfelden hinüber wollte. Er hatte ganz richtig vermutet. Wörth hatte es so vorgehabt und wurde nun durch Bernhards Aufstellung davon abgehalten. Aber dies steigerte nur die Gefahr für Bernhard. Wörth entschloß sich nun, den vollen Heranzug der kaiserlichen Truppen abzuwarten und dem Herzoge Bernhard eine volle Feldschlacht zu liefern. War Bernhard einer solchen gewachsen in so mißlicher Lage? Seine Verbindungslinie war verloren, hinter sich hatte er den brausenden, eisigen Rheinstrom, und für ihn nur ein paar ärmliche Kähne und Fähren. Wollte er nach Westen entweichen, so mußte er an Rheinfelden vorüber, dessen Kommandant sicherlich ausfallen würde, und wo kam er hin? In feindliches Land ohne irgend ein Hilfsmittel für sein Heer. War es zudem ein volles Heer, welches zum Entsatze Rheinfeldens heranzog, dann kamen gewiß auch Truppenmassen westlich Rheinfeldens von den Bergen herunter, in deren Hände er dann fallen mußte.

Richtig! Ein Bote des Rheingrafen meldete, auch von dieser Seite im Nordwesten rückten dichte Truppenzüge herab. Es war das Zentrum und der rechte Flügel der Kaiserlichen unter Savelli. Es wurde klar: die Verzögerung bedeutete das Schlimmste, Bernhard wurde zu einer offenen Feldschlacht

genötigt. Stunden waren darüber vergangen. Sie waren gut benützt worden von den Weimarischen. Über tausend Mann, meist Musketiere, waren durch Erlach herübergeschifft worden und acht Feldstücke. Mit diesen und sechs gesammelten schwachen Regimentern entschloß sich Bernhard die Schlacht zu bestehen. Bernhard hielt noch wie früh am Morgen auf seinem Rosse vor Kloster Bücken. Er ließ jetzt alle erreichbaren Führer aus den Plänklergefechten zu sich rufen, um ihnen den Schlachtplan aufzugeben.

Er wies nach links hin, wo ein Tal nach Rheinfelden mündet, und wo ein Bach aus einem Walde herabkommt durch ein Dorf. „Dies Dorf heißt Karschau, der höher liegende Wald der Karschauer Wald. Dort herab", sagte der Herzog, „wird der Hauptstoß kommen nach Rheinfelden hinein. Die Überflügelung zu unserer Rechten hat man angeordnet, um uns zu schleunigem Aufheben der Belagerung und zu einem jähen Abzuge zu nötigen. Den Gefallen haben wir ihnen nicht getan. Nun gilt's zweierlei. Wir müssen dem Andrange durch Karschau die Stirn bieten und müssen die Überflügelung rechts zersprengen, damit wir für alle Fälle unsere Verbindungslinie nach Lauffenburg frei erhalten. Wie's auch gehe, und wenn wir auch weichen müssen, die Herren müssen ihre Leute immer halb rechts wenden, da wir die Lauffenburger Straße für wichtiger halten als die Festung Rheinfelden zu unserer Linken. — Nassau und Taupadell fechten auf dem rechten Flügel und sprengen die Überflügelung. Ist das gelungen, schwenken sie links ins Zentrum des Feindes. Ich führe unser Zentrum, Rheingraf Philipp unseren linken Flügel. Er hält Karschau so lang als möglich, und muß er heraus, so erfolgt von mir und ihm ein entschlossener Angriff auf den hervorbrechenden Feind. Gott mit uns! Vorwärts!" Heinrich von Rohan schloß sich dem Grafen von Nassau an und sprengte mit ihm von dannen. Sein blasses Antlitz rötete sich in dem Schwunge, einem ungestümen Reiterangriffe beiwohnen zu können. Hans von Starschädel sah dies nicht ohne Besorgnis.

Wie schön auch der hochgewachsene Herr mit dem edlen Antlitze aussah auf hohem Rosse, Hans meinte in dem geisterhaft blickenden Auge ein bedenkliches krankes Etwas zu entdecken. Er meinte, der durch Siechtum geschwächte Körper könnte in plötzlicher Erschöpfung versagen — er sprengte ihm nach, um an seiner Seite zu fechten. Er hatte eine tiefe Zuneigung gefaßt für diesen würdigen französischen Seigneur, welcher in edler Aufopferung, im Sinne reiner Bildung, in Liebe für alles Höhere so vorteilhaft abstach von zahlreichen Standesgenossen.

Auch Bernhard schien der Kraft Rohans zu mißtrauen und dessen Teilnahme am wilden Reiterangriffe nicht zu wünschen. Er rief ihm nach — umsonst! Rohan hörte es nicht mehr unter den Hufschlägen seines Rosses. Da winkte Bernhard Erlach und bat ihn, auf jener Seite mitzufechten und den durch Krankheit geschwächten Herzog schützend im Auge zu behalten. Bernhard selbst schien heute ganz Feldherr bleiben und nicht am Kampfe teilnehmen zu wollen. Die Leitung der Schlacht war heute wichtiger als je, alle Bewegungen und Wendungen mußten schier bis auf Fußbreite genau ausgeführt werden — er blieb halten auf der Bückner Anhöhe. Der Rheingraf Philipp war seinerseits unterdessen mit den Fußtruppen gegen Karschau hinaufgerückt. Links und rechts begann die eigentliche Schlacht. Es war beinahe um die Mittagszeit. Die Schneewolken lichteten sich, und hie und da blinzelte die Sonne vorübergehend auf die weiße Erde herab, welche bald mit Blutströmen und Leichen bedeckt sein sollte. Auf der rechten Seite ging es stürmisch und glänzend her. Taupadell am Flügel, Nassau links von ihm zersprengten in ungestümem Anlauf die Überflügelung. Wörths Truppen waren vier Tage und halbe Nächte lang rastlos marschiert, sie waren ermattet und entwickelten nicht Widerstandskraft genug gegen den Anprall. Sie wichen, und was vom Landsturme in ihrer Nähe war, stürzte sich in wilde Flucht.

Augenblicklich fehlte auf diesem Flügel auch die Führung. Johann von Wörth hatte Savelli sagen lassen, er beginne die

Schlacht, da der Weg nach Rheinfelden durch den Feind verlegt sei. Savelli hatte zurücksagen lassen: Nein! Er solle warten, bis die Regimenter Beigott, Edi und Tragi, welche noch fehlten, in die Schlachtlinie eingerückt seien. Ungeduldig war Wörth nach dem Zentrum hinübergesprengt zu Savelli, um ihm heftig auseinanderzusetzen, daß der Feind sich ebenfalls stündlich verstärke über den Rhein herüber, daß er jetzt noch offenbar schwach sei, und daß ein gesamtes Vorgehen ihn in den Strom dränge. Wie immer war es zu Zank und Streit gekommen mit dem widerwärtigen, unfähigen Welschen — da war das Geschrei herbeigeflogen, der Feind greift an in wilder Furie, und der linke Flügel wird geworfen. Wütend war Johann von Wörth nun zurückgesprengt, und mit aller Gewalt suchte er jetzt die Flucht der Seinigen aufzuhalten. Er hatte eine Löwenstimme und genoß des größten Ansehens und Einflusses auf seine Leute. Sein Geschrei und Fluchen staute einen Teil der Flucht. Es sammelten sich Haufen um ihn und folgten ihm zum Widerstande. An ihrer Spitze stürmte der grimmig aussehende schwarzbärtige Kriegsmann gerade dahin, wo der Graf von Nassau, Rohan, Erlach und Hans mähend vordrangen. Mann an Mann mußten die Führer fechten. Wörth geriet an Nassau. Hieb auf Hieb flog, die Klingen zersprangen auf den Eisenschienen um Hals und Schultern. Sie griffen nach den Pistolen und brannten sie fast Auge in Auge aufeinander ab. Wörth wurde durch die Wange geschossen, Nassau durch den Hut. Von beiden Seiten nahmen sich die Reiter ihrer Führer an, sie wurden getrennt. —

Unweit davon war eine Anzahl der zurückkehrenden Wörthschen Reiter wie auf Verabredung gegen den Herzog von Rohan zugesprengt. Sein vornehmes Äußere mochte sie locken. Er hatte nur Mathieu an der Seite; Erlach und Hans waren durch kämpfende Trupps von ihm getrennt worden. Und Mathieus Pferd wurde durch einen Pistolenschuß niedergestreckt, es begrub den treuen Diener unter sich. Ein zweiter Schuß traf den Herzog

selbst in den Schenkel und verwundete das Roß desselben. Es bäumte sich hoch, und da die Schußwunde des Herzogs ihm die Schenkelkraft zum Schlusse am Sattel und Weiche des Pferdes verminderte, so verlor er das Gleichgewicht und fiel zur Erde. Zwei Wörthsche Reiter waren im Nu neben ihm, unter gegenseitigem Zurufe „Halb Part!" faßten sie geschickt zwischen ihren Pferden nach Schulter und Füßen des verwundeten und vom Falle betäubten Mannes und brachten ihn der Länge nach zwischen sich empor bis zur Sattelhöhe. „Dein Pferd ist das stärkere," rief der eine, „du nimmst ihn und bringst ihn hinaus! Der wird sich schon auszahlen!" Und dabei wurde der widerstandslose Körper geschoben und gezerrt vor den Sattel des anderen Reiters gebracht. Fort ging's mit ihm. Glücklicherweise nicht gar zu schnell, denn die Last war beschwerlich für das Roß des Reiters, weil sie den Hals mehr belästigte als das Kreuz.

Mathieu, welcher das mit ansah, während er sich mühsam unter seinem Tiere hervorarbeitete, schrie aus vollen Lungen nach Hans von Starschädel, welchen er in der Nähe fechten sah.

Hans, ein trefflicher Fechter, hatte sich soeben seines letzten Gegners entledigt, sprengte auf das Schreien herbei, folgte mit dem Blick dem ausgestreckten Arme Mathieus, verstand das Gestöhn „Gefangen! gefangen!", und jagte hinter den Wörthschen Reitern her. Mathieu folgte zu Fuß, anfangs taumelnd, ja niederstürzend, denn sein fallendes Pferd hatte ihn arg zerquetscht; aber sein Wille war riesenstark, der Wille, seinem Herrn durchaus beizustehen. —

Die Wendung des Gefechtes kam beiden Errettern zustatten. Der Rückprall, welchen Johann von Wörths Ankunft verursacht, hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, Wörth hatte nur zu geringe Scharen sammeln und fortreißen können, und Taupadell, von rechts her drängend, hatte das siegreiche Vordringen der Weimarischen wiederhergestellt. Die Wörthschen Reiter mußten nach links hin weichen; sie kreuzten denjenigen, welcher Rohan vor sich am Sattel hielt, sie hemmten das Fortschreiten seines

Pferdes. Hans holte ihn ein und riß ihn rückwärts nieder. Dabei ließ der Arm des Reiters, welcher den Herzog umschlungen hatte, nach, und dieser fiel von neuem zu Boden. Schmerzhaft und erschütternd genug für den verwundeten Mann. Bei dem Zurückreißen des Reiters war dieser unwillkürlich seinem Rosse mit den Sporen in die hinteren Weichen gefahren, und da das Tier außerdem von der vorderen Last befreit worden, so machte es einen weiten Satz unter die quer vorüberfliegenden Reiter hinein samt seinem auch in solcher Überraschung Schluß haltenden Herrn — Hans und der am Boden liegende Herzog waren plötzlich allein.

Hans sprang ab, und Mathieu taumelte eben herzu. Sie hoben den Herzog auf; er war fast ohnmächtig; aus der Wunde quoll das Blut. Hans riß seine Feldbinde ab und schlang sie wenigstens äußerlich fest um das Bein, und nun nahm Mathieu unter Schluchzen seinen armen Herrn auf beide Arme, um ihn aus dem Getümmel nach rückwärts zu tragen. „Er ist leicht! Ach, er ist nur zu leicht!" rief der treue Diener, als Hans bemerkte, weit ginge es in dieser Weise nicht, und Kloster Bücken sei eine halbe Stunde entfernt.

Der Raum, welchen sie durchschritten — Hans sein Pferd am Zügel führend — war ziemlich leer; das Reitergefecht ging aufwärts, und nur verwundete und sterbende Kriegsleute, tote und verstümmelt umherhinkende Pferde nötigten sie mitunter zum Ausweichen. Endlich fing Hans ein herrenloses Pferd ein, welches noch gesund war, und er versuchte nun eine neue Transportweise. Als besserer Reiter bestieg er das fremde Pferd, welches sehr akkurat geführt werden mußte, wenn der neue Transport möglich werden sollte. Dann ließ er sich den Herzog heraufreichen und auf den Schenkel lehnen; dann mußte Mathieu Hansens Pferd, ein sicheres Tier, besteigen und dicht heran drängen; dann wurde der Unterkörper des Herzogs hinüber gelegt auf Hansens Pferd, und dann ritten sie so, Bügel an Bügel, in langsamem Schritte auf Bücken zu. Der Herzog erwachte nach

einer Viertelstunde aus seiner Ohnmacht und versicherte seinen Rettern, daß er keinen Schmerz empfinde. Es war Nachmittag geworden, und als sie das Deutschordenshaus so nahe sahen, daß Hans mit seinem scharfen Auge seine Schützen an den Festern wahrzunehmen meinte, da wurden sie genötigt, stillzuhalten. Denn sie waren nahe am Gedränge eines anderen Teiles der Schlacht. Hier nämlich war es schlechter gegangen als auf dem rechten Flügel der Weimaraner. Die Kaiserlichen waren so stark aus dem Karschauer Walde herabgedrungen ins Dorf, daß die Weimarischen das Dorf nicht hatten behaupten können. Auch das letzte Regiment, Hatstein, hatte heraus gemußt, und der tapfere Rheingraf Philipp, der nicht weichen und sich auch nicht gefangen geben wollte, war erstochen, erschlagen und erschossen worden wie ein Held. Die siegreiche Masse der Kaiserlichen war im Sturmschritt auf die Höhe von Bücken gekommen und erst hier durch das treffende Gewehrfeuer aus allen Fenstern, von allen Dächern und allen Vorsprüngen des festungsartigen Klostergebäudes aufgehalten worden. Die Geschütze Bernhards waren in die Hände der Kaiserlichen gefallen, und diese stürzten sich eben auf das weimarische Gepäck am Fuße der Bückner Anhöhe.

Dies war der Augenblick, in welchem Hans und Mathieu mit ihrem Verwundeten in die Nähe des Schlachttumultes kamen und stillhalten mußten. Ein Offizier aus der Umgebung Bernhards jagte an ihnen vorüber und zügelte seine Eile nur einen Moment, um Hans in Kenntnis zu setzen über den Stand der Dinge. Er flog zu Taupadell. Dieser sollte die Verfolgung der Wörthschen Reiterei abbrechen und Fühlung suchen mit dem Zentrum, damit er ein neues Vordringen Bernhards auf der rechten Flanke unterstützen könnte. Herzog Bernhard sah mit Vergnügen auf die Habgier der kaiserlichen Soldaten, welche sich in Beraubung des Gepäcks zerstreuten. Er ritt auf und nieder unter seinen zerrissenen Regimentern, er ordnete sie und ermunterte sie und rief ihnen zu: „In einer Stunde steht's anders. Schöpft Atem und seht auf mich!"

Noch keine halbe Stunde war vergangen, da hörte er zu seiner Rechten die Trompeten des unermüdlichen Taupadell, der seine Reiter sammelte. Bernhard ließ all seine Trompeter und Trommler antworten durch die schmetternden und wirbelnden Signale zum Sturmangriff, und an der Spitze der wieder geordneten Regimenter stürzte er unter den plündernden Feind, ihn niedermähend und zurücktreibend nach allen Seiten. Nicht eine Viertelstunde dauerte es, da hatte er die Mehrzahl seiner Geschütze wieder erobert und den Feind wieder nach Karschau hineingetrieben. —

Sobald die Anhöhe vor ihnen wieder leer geworden, setzten Hans und Mathieu ihren Krankenmarsch fort. Hans voller Ungeduld. Es war ihm große Pein, dem Kampfe fernzubleiben, und war ihm eine große Erleichterung, von Rohan zu hören, daß dieser eine Wiederkehr der Kräfte spürte und Hans ausdrücklich bat, ihn geringeren Leuten zu übergeben, damit ein so wichtiger Krieger nicht länger untätig verbleiben müßte in entscheidender Stunde.

Oben am Ordenshause ankommend fanden sie auch die Hilfsmittel dafür. Zwei zuverlässige Leute Hansens übernahmen die Aufgabe, den kranken Herzog zum Rhein hinabzubringen auf einer Tragbahre, ihn überzuschiffen und drüben in einen Wagen zu betten, der ihn nach Basel bringen sollte. Hinter den Belagerungstruppen drüben gab's eine zahlreiche Wagenburg, und Hans verpflichtete seine Leute, Mathieu nicht eher die Sorge für den Herzog allein zu überlassen, als bis er wohl gebettet fortfahren könnte. Ein Feldscher bei den Truppen im Ordenshause hatte einen Verband angelegt und zuversichtlich erklärt, die Wunde wäre ungefährlich.

Fast heiter trennten sich Hans und der Herzog. Der Nachmittag war trüb geworden; dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Sie glichen mehr Regenwolken als Schneewolken und verdunkelten das Tageslicht zeitig. Hans ritt nach der Richtung hinüber, wo Taupadells Anschluß an Bernhard ge-

wünscht und vorausgesetzt werden mußte. Hier konnte er zunächst strategisch nützen, da er die Stellungen kannte, wie sie im Augenblick waren. Es schien ihm auch viel darauf anzukommen, daß er den etwa nötigen Rückzug Taupadell andeuten konnte. Die Wendung war im allgemeinen glücklich geraten: nach der Lauffenburger Seite stand kein Feind mehr. Diese Erwägung zeigte sich denn auch bald als die wichtigste. Die Zahl der Weimaraner war den größeren Massen der Kaiserlichen nicht gewachsen. Wörth hatte bald bemerkt, daß die Verfolgung Taupadells aufhörte, und hatte seine Truppen gegen Karschau herab zur Unterstützung Savellis geleitet. Die Weimaraner wurden hart bedrängt, und Taupadells Reiter hielten nur noch mühsam Stand, als Hans bei ihnen ankam. Zudem sank der Abend auf einmal ganz dunkel nieder. Man sah sich kaum noch, es wurde ein wüstes Fechten und Ringen. Instinktmäßig unterließen dies allmählich die Truppen von beiden Seiten. Es trat ein völliger Stillstand ein, und es bildete sich ein leerer Raum zwischen den feindlichen Heeren. Taupadell kam langsam von der Höhe herab durch diesen leeren Raum geritten und traf auf Hans, welcher ebenfalls die Haltung des Feindes in der Nähe beobachten wollte. „Was nun?" fragte einer wie der andere.

„Sucht den Herzog auf", sprach Taupadell, „und meldet ihm, was ich soeben erfahren habe. Die Enge, welche das ‚rote Haus' sperrt, ist noch in den Händen von ein paar Hundert Kaiserlichen. Auf unserem Rückzuge liegt also ein Hindernis."

Hans suchte durch die Finsternis einen Weg nach der Tiefe hinab. Er war sehr bekümmert. So mißlich und dürftig begann ein Feldzug mit geringen Mitteln, welcher die einzige, die letzte Aussicht bot für die evangelische Sache. Er fand den Herzog inmitten seiner Generale. Ehm, Rosen, Nassau, Schafalitzky, Kanowski waren neben ihm. Erlach fehlte. — „Was bringst du?" rief ihm Bernhard mit ganz frischem Tone entgegen. Hans berichtete.

„Nun,“ entgegnete Bernhard, „das rote Haus wird uns nicht viel zu schaffen geben. Nassau, welcher des armen Rheingrafen Regimenter übernimmt, bricht zuerst auf und erstürmt es bei Tagesanbruch.“ „Wie?“ riefen alle, „Rückzug?! Rheinfelden aufgeben?!“ „Sobald der Feind unseren Abzug merkt, wird er freilich hineinziehen“, entgegnete Bernhard. „Was helfen halbe Erfolge! Ein voller Sieg tut uns not. Den können wir heut nicht erzwingen; wir brauchen all unsere Kräfte dazu. Ehm! Hinüber aufs linke Ufer! Die Belagerung aufheben; alle Stücke, alles Fuhrwerk, alles Gepäck, alle Truppen noch in der Nacht gen Lauffenburg senden! — Rosen! Mit Euren und Taupadells Reitern bis Mitternacht hier bleiben und Lärm machen, damit der Feind getäuscht bleibe, und dann folgen! Ans Werk! — Hans, reite neben mir!“

Bernhard schlug Hans vor, im festen Ordenshause Bücken zurückzubleiben mit einer namhaften Besatzung. „'s ist freilich ein ausgesetzter Posten. Aber du wirst dir im Notfalle zu helfen wissen, und bei denen da drüben herrscht weder Einigkeit noch Verstand. Ich hab's aus dem Fluchen eines gefangenen Offiziers entnommen. Der Schwachkopf Savelli kommandiert, und der Hitzkopf Wörth gehorcht nicht. Setze Geld daran, daß du bis morgen mittag genau ausgekundschaftet hast, was der Schwachkopf mit seinen Truppen angefangen hat. Ich hab' Anzeichen, daß der Schießbedarf und die Lebensmittel vorzugsweise von den Bauern über Stühlingen kommen sollen. Ich aber bleibe zwischen Stühlingen und Rheinfelden. Der Sieg, denk' ich, welchen er sich zuschreiben wird, soll dem Savelli zu Kopfe steigen, und der Hunger in Rheinfelden und unter seinen Truppen wird schreien; der Welsche wird Dummheiten machen. Was du erkundschaftet, laß mir sogleich sagen; ich bin voll Hoffnung und muß nur erst all meine Kräfte in der Hand haben.“

Unterhalb Bücken schieden sie. Dort erst erfuhr Bernhard das Schicksal Rohans. Es traf ihn empfindlich. Aber Hans

tröstete mit der Aussage des Feldschers: die Wunde wäre von keiner Bedeutung. Am nächsten Morgen war das rote Haus gestürmt. Von den Gefangenen erfuhr man, daß in dieser Gegend alle Welt von einem Siege Bernhards gesprochen habe. Taupadells Zerreißen der Wörthschen Überflügelung hatte zahlreiche Flüchtige hierher gejagt, und durch diese war das Geschrei von einer Niederlage der Kaiserlichen aufwärts getragen worden unter die Bauern. Mit all ihren Vorräten waren diese in die Berge zurückgewichen. Des Abends kam Botschaft von Hans. Sie lautete: Wörth ist mit einem Fähnlein vor Bücken erschienen, aber abgewiesen worden. Die kaiserlichen Truppen sind in weiter Zerstreuung auf die Dörfer gelegt. Sie sollen nach allen Richtungen „merodern". Nach einem wallonischen Kriegsmanne Merode, welcher dies Unwesen angefangen, nannte man es „merodern", wenn die Truppen sich zerstreuten und auf eigene Faust Nahrung und Beute suchten unter zerstörender, meist grausamer Gewalthandlung.

Am nächsten Tage, es war Dienstag, der zweite März — die Schlacht hatte am Sonntage stattgefunden — war Bernhard mit seinem Entschlusse fertig. Er hatte all seine Streitkräfte über die Lauffenburger Brücke an sich gezogen. Marschfertig stand sein ganzes Heer zwischen Lauffenburg und dem roten Hause auf freiem Felde. Es war nachmittags, und ein Nebel hüllte die ganze Landschaft ein. Da erschien Bernhard auf seinem großen, aus Westfalen stammenden schwarzen Rosse, umgeben von all seinen Generalen. Auch der fröhlich umschauende Taupadell war eben angekommen vom Streifzuge, welcher Nachrichten eingesammelt hatte bis St. Blasien hinauf. Diese Nachrichten schienen in Bernhards Plan einzustimmen: er sah frisch und heiter aus. Auf seinen Wink bildeten die nächsten Regimenter ein enges Viereck um ihn, und mit weitschallender Stimme sprach er: „Nun, Freunde, ist der Augenblick da. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Am Sonntage haben wir

den Sieg aufgeschoben, weil wir nicht zahlreich genug beisammen waren; morgen wollen wir ihn holen. Ist's Euch recht?" Jauchzend schrien alle und schwenkten die Waffen.

„Nun also in strenger Ordnung und ohne Lärm vorwärts! Wir marschieren in die Nacht hinein bis über Säckingen abwärts. Dort rasten wir unter Waffen ein paar Stunden. Vor Tage brechen wir wieder auf, und mit Sonnenaufgang fassen wir die erschrockenen Kaiserlichen da, wo wir sie am Sonntage verlassen haben. Gott mit uns!" „Gott mit uns!" riefen Tausende von Stimmen über das Feld hin, und der Marsch begann.

Der Morgen graute erst, als Herzog Bernhard vor Bücken war und Hans von Starschädel begrüßte. Eine Kroatenabteilung, die zwischen Bücken und Rheinfelden lag, bringt die Nachricht in die Stadt hinein: der Feind rücke an. Johann von Wörth wirft sich aufs Roß und erkennt mit Schrecken, was das zu bedeuten habe. Noch fliegen die Boten nach allen Dörfern, und alle kaiserlichen Generale eilen aus der Festung heraus, um nicht eingeschlossen zu werden. Von Rheinfelden nach Bücken war das ganze Rheinufer mit Gebüschen bedeckt. In dies Gebüsch werden die nächsten kaiserlichen Truppen geworfen. Die Hauptmacht wird abwärts von Rheinfelden aufgestellt, wo die Talmulde mit ihrem Bach durch Karschau sich herunter senkt. Der Bach bildet abwärts von Karschau einen breiten Graben. Hinter diesem Graben ordnet sich, was herbeikommt von kaiserlichen Truppen, Reiterei und Fußvolk nebeneinander. An Geschützen fehlte es, an Schießbedarf desgleichen, an Truppen nicht minder, nur die Befehlshaber und die Fähnlein waren vollzählig da.

Des Sieges sicher kam das weimarische Heer breit angezogen mit klingendem Spiel. Auf seiner Rechten weit oben die Taupadellsche Reiterei, um durch den höher liegenden Wald heute seinerseits die Überflügelung vorzunehmen. Unten kommandierte Herzog Bernhard und ließ die Ufergebüsche

zu seiner Linken nachdrücklich säubern. Rasch war das bewerkstelligt, und auf den Graben zu wälzte sich die Zentrummasse, die Geschütze vor sich herschiebend und im Vorrücken feuernd. Das war die Neuerung, welche Bernhard mit Hans besprochen. Bis jetzt hatten die Geschütze nur aus fester Position geschossen. Heut rückten sie zum Erschrecken des Feindes nach jeder Lage weiter vor, und die dritte Salve gaben sie so nahe am Graben, daß sie auf Pistolenschußweite vor dem Gegner abgebrannt wurde. Eine Neuerung, welche auch die tapfersten Reihen ins Wanken bringen konnte. Und nun in der Nähe des Grabens Bernhards schallendes Kommando von allen Führern wiederholt: „Hinüber!“ und der weite Sprung des schwarzen Riesenrosses im Nu ausgeführt von der ganzen Linie trotz des Musketenfeuers der Kaiserlichen, ausgeführt von Reiterei und Fußvolk ohne einen Schuß aus den Handwaffen — das hatte etwas Schauerliches. Denn nun erst, als sie drüben waren, schossen die Weimaraner, wie ihnen Bernhard befohlen, dicht am Leibe des Gegners ihre Pistolen und Musketen los. Jede Kugel traf und riß nieder, und diese ganz ungewöhnliche Gefechtart half die Bestürzung vollenden — die ganze kaiserliche Linie warf sich in die Flucht, die Reiter lösten nicht einmal ihre Pistolenschüsse, es hatte sich ein panischer Schrecken verbreitet.

Nur oben im Walde hielt das Wahlsche Regiment tapfer stand. Dorthin hatte sich auch Johann von Wörth aus dem alles niederreißenden Fluchtgetümmel errettet, und hier wurde gefochten bis zum äußersten. Ohne Aussicht, ohne Erfolg. Taupadell hatte das ganze Gehölz umschlagen, der Graf von Nassau drang mit frischen Fußtruppen ein — was nicht fiel, mußte einzeln sein Heil in der Flucht suchen. Unter diesen Johann von Wörth. Die Nassauer holten ihn ein, und dem Kapitänleutnant dieses Regimentes — so wurde neuerdings der Hauptmann genannt, welcher des Obristen Leibkompagnie führte — mußte er seinen starken Degen ausliefern.

Binnen einer Stunde war die ganze Schlacht zu Ende.

Die Verfolgung einer dergestalt aufgelösten Schlachtordnung war ein Fest für die Reiter Taupadells und Rosens. Ja Offiziere, deren Stellung es gar nicht mitbrachte, beteiligten sich an diesem Akte. Unter diesen Mitzlau. Er hatte freilich einen ganz besonderen Grund. So wie sein Trachten seit zwei Jahren darauf gerichtet war, in der katholischen und kaiserlichen Welt Anhaltspunkte zu gewinnen, so wie er selbst Blandini sich genähert hatte, als dieser im Lager bei Dellsberg erschien und sich ihm geradezu anschloß, als dieser die Empfehlung Desnoyers' geltend gemacht, so hatte er bei dieser Schlacht ein dahingehendes Augenmerk. Dies Augenmerk war der kaiserliche Generalissimus, der Herzog von Savelli. Ihm nahe zu kommen war sein Bestreben, nach welcher Richtung er geflohen sein könnte, danach jagte und fragte er auf dem Felde umher, bei Verwundeten und Gefangenen mit großer Geschicklichkeit forschend. Er kam ihm auch wirklich auf die Spur. Nach Kranzach hin sollten die höchsten Herren gesprengt sein. Nach Kranzach hin jagte Mitzlau und — fing den Herzog. Natürlich behandelte er ihn mit der größten Höflichkeit und war nahe daran, ein Abkommen mit ihm zu treffen. Der Herzog sollte in Wien Mitzlaus vollständige Amnestie empfehlen und durchsetzen — dafür wollte Mitzlau den Herzog entschlüpfen lassen. Wer war froher, wer versprach eifriger als Savelli! Aber ein paar Rosensche Reiter, welche desselben Weges kamen, vereitelten den Handel. Der eine meinte, den „vornehmen Herrn" zu kennen, und beide erklärten sich bereit, ihn transportieren zu helfen. Mitzlau konnte dies nicht ablehnen, ohne Verdacht zu erregen.

Auf einer kleinen Bodenerhöhung zwischen Rheinfelden und Bücken hielt Herzog Bernhard, als die Gefangenen und Trophäen scharen- und haufenweise gebracht wurden. An die sechzig Standarten und Fähnlein, an die hundert Offiziere, und unter ihnen der furchtbarste Gegner Bernhards, der wilde

Johann von Wörth. Es bildete sich eine Gasse, als er daher geführt wurde vor den Herzog, und eine Totenstille trat ein. Sie bezeugte den unwillkürlichen Respekt, welchen dieser tapfere Gegner einflößte, obwohl seine grobe Gestalt jetzt mit Schmutz bedeckt, sein starkknochiges Gesicht von schwarzen Pulverstreifen befleckt und von der aufgerissenen Schußwunde im Backen blutrünstig aussah. Wörth galt nicht bloß für einen Kriegsgegner Bernhards, er galt für einen persönlichen Feind desselben. Die stärksten Schimpfreden liefen um von ihm, welche er dem Reichsfeinde und Franzosenfreunde Bernhard beigelegt, Worte, welche diesen empfindlich verletzt hatten, weil sie nicht geringen Schein von Wahrheit trugen. Man mußte jetzt auf höhnische Worte aus Bernhards Munde gefaßt sein. Bernhard rief dagegen nichts weiter als: „Ei, welch unvermutetes Zusammentreffen!“

„Es ist das Glück Eurer fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe,“ erwiderte Wörth ziemlich barsch. „Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken.“ Nun kam die wohlgenährte Gestalt Savellis, welchen Mitzlau vorstellte, an die Reihe. Mit ausgesuchter, etwas ironischer Höflichkeit empfing ihn Bernhard und lud ihn samt seinem Mitfeldherrn Johann von Wörth zur Tafel im Bückener Ordenshause.

Dann stieg Bernhard vom Pferde und kniete nieder. All seine Leute taten desgleichen, und die gefangenen Generale standen wie Marksteine allein aufrecht. Neben Savelli und Wörth noch zwei von Wichtigkeit, Speerreuter und Adrian von Enkevort. Mit gedämpfter Stimme wurde der erste Vers gesungen von „Eine feste Burg ist unser Gott“. Die Sonne hatte schon lange die trübe Luft erhellt und schien jetzt warm hernieder, wie junge Märzsonne zu tun pflegt. Zwei Stunden später saß man im großen Kapitelsaale des Bückener Ordenshauses an der Tafel. Man hätte glauben können, der ganze Schlachtvormittag sei ein Traum gewesen, oder man sei nach

griechischen Vorstellungen in den Olymp versetzt, wo die blutigsten Feinde, ihrer Erdenfeindschaft vergessend, Nektar und Ambrosia miteinander genießen. Aber die Unterhaltung ließ den Gedanken an einen Traum und an olympische Szenen nicht aufkommen. Die Unterhaltung ward durch einen Zank bestritten, welchen Savelli und Wörth den Weimaranern zum Besten gaben. Einer warf dem andern vor, durch schlechte Maßregeln das Unglück verschuldet zu haben, und Wörth wurde immer lauter und gröber, je törichter und unrichtiger Savellis Entschuldigungen auftraten. Nur einer der gefangenen Generale, Speerreuter, war ausgeschlossen von der Tafel und saß in enger Haft. Er hatte früher unter den Schweden gefochten und galt für einen Renegaten. Gegen Ende der Tafel gab Bernhard leise die Order: „Speerreuter und Savelli werden nach Hohentwiel, Wörth und Enkevort nach Benfeld abgeführt. Letztere zu ehrenvoller Haft," setzte er hinzu, „namentlich der ‚Schwarze'." — So pflegte man Wörth zu nennen.

Mitzlau wurde beauftragt, den Transport nach Hohentwiel zu leiten. Er bemerkte, daß Savelli gleich nach der Gefangennahme dringend gebeten habe, nicht nach Hohentwiel gebracht zu werden, weil Widerhold, der dortige Kommandant, sein persönlicher Feind wäre. — Mitzlau setzte hinzu, Lauffenburg eigne sich vielleicht.

„Meinethalben," entgegnete Bernhard, „wenn der Herzog Savelli sein Ehrenwort geben will, nicht zu entweichen." „Dies gibt er." „Gut. Wo aber ist denn Erlach?"

Er wurde vermißt. Es fanden sich Anzeigen, daß er im Reitergefechte des ersten Schlachttages in Gefangenschaft geraten sein möge. — Man fragte Wörth. Dieser bestätigte die Vermutung und setzte hinzu, er sei mit anderen Gefangenen nach Rheinfelden gebracht worden. Bernhard befahl, sogleich Schritte für Erlachs Auslieferung zu tun, und hob die Tafel auf. Es war dunkel geworden; man brachte Lichter und ein

Schreiben, welches an den Herzog Bernhard von Basel gebracht worden sei. Eilig öffnete es Bernhard und wurde durch die Unterschrift enttäuscht. Sie zeigte den Namen Blandini. Er schrieb in kleinen Schriftzügen in französischer Sprache folgendes:

„Eure Hoheit haben gewünscht, daß ich nach Basel ginge. So war ich denn zur Hand, als der verwundete Herzog von Rohan gebracht wurde. Möge sich Eure Hoheit erinnern, daß ich in Lenzburg gesagt: nur keine Schußwunde! Sie ist das Gefährlichste, was der Blutbeschaffenheit des Herrn Herzogs widerfahren könnte. Und so ist es leider geschehen, und zwar ist ein größeres Blutgefäß durch die Kugel zerrissen worden. Ein starker Blutverlust ist bei dem schlechten Verbande unvermeidlich geworden — der Herr Herzog ist in Lebensgefahr. Die Wunde hat sich bösartig gestaltet, und sie vergiftet gleichsam das ohnehin von Zersetzung bedrohte Blut des Herrn. Ich habe wenig Hoffnung für die Erhaltung des teuren Lebens. Das Atmen guter reiner Luft kann vielleicht etwas hinhalten. Deshalb habe ich angeordnet, den Kranken sogleich höher hinauf ins Bergland zu bringen. Ein hiesiger Patrizier besitzt bei Königsfelden im Berner Lande ein günstig gelegenes Landhaus. Dies hat er der herzoglichen Familie zum Aufenthalte angeboten. Sie reist mit dem Kranken noch heute dahin ab. Ich werde sie begleiten, um alles aufzubieten, was meine Wissenschaft an die Hand gibt; aber, wie gesagt, ich hege wenig Hoffnung. Die junge Prinzessin ist trostlos und fragt, ob Eure Hoheit nicht kommen würden. Gestatten es die Geschäfte Eurer Hoheit, so müßte es bald geschehen, denn die Zersetzung des Blutes kann in einem bejahrten und geschwächten Körper einen plötzlichen Stillstand des Lebens herbeiführen. Es verharrt in dienstwilliger Bereitschaft

Eure fürstlichen Hoheit

gehorsamer Diener

Basel, den 1. März 1638. Carlo Blandini.

„Wo ist der junge Groot?" fragte Herzog Bernhard. „Bei der Kanzlei in Lauffenburg", lautete die Antwort. „Er soll herbeschieden werden zu morgen früh!"

Und nun ging der Herzog aus dem Saale in ein anstoßendes Zimmer und ließ die Befehlshaber, welche anwesend waren oder von der Verfolgung des Feindes zurückkämen, in dies Zimmer bescheiden. Ehe sie kamen, teilte er Hans, welcher ihm gefolgt war, Blandinis Brief mit.

„Das Schicksal verlangt immer ein Opfer, wenn es einen großen Gewinn beschert," sagte er vor sich hin, während Hans las, „unser braver Rohan wird diesmal das Opfer sein." „Leider scheint es so." „Ich will zu ihm. Beim Heere kann ich eine Woche entbehrt werden. Jetzt gilt's nur, marschieren und in die Tasche stecken, was herrenlos oder schwach verteidigt ist. Über persönlichem Leide will ich nicht vergessen und nicht Gott zu danken vergessen, daß der Gewinn so groß ist, wie wir nur damals zu Paris im Arsenale hoffen konnten. Die Führung des deutschen Krieges ist neuerdings, ist endlich in unsere Hand gegeben. Jetzt mußt du hinaus, Hans, und mußt in Bewegung setzen, was vorbereitet ist in Württemberg, Franken, Hessen und Niedersachsen. Aus dem Großen und Ganzen müssen wir arbeiten und schaffen, denn jetzt gibt es auf weit hin und lange hinaus kein feindliches Heer vor uns. Weicht jetzt deine Schwermut?" „Sie weicht."

Die Befehlshaber kamen, und alle eingehende Nachrichten lauteten dahin, daß die Zerstörung des kaiserlichen Heeres eine totale wäre. An die fünfhundert Mann lägen tot umher, und Gefangene würden so scharenweise eingebracht, daß man ihrer morgen wohl gegen zweitausend zählen werde. Und was besonders erfreulich: sie liefen der Gefangennehmung geradezu entgegen und bäten um Anwerbung. Binnen acht Tagen könnte das weimarische Heer verdoppelt sein. Es sei eine Viktoria wie die Gustav Adolfs bei Breitenfeld. Bernhard teilte nun kurz die nächsten Anordnungen mit. In drei

Strömen sollten sie in den Breisgau hinab; das feste Schloß Rötteln überfluten, den wichtigen Rheinpaß bei Neuenburg bedecken und an die Tore von Freiburg schlagen, bis sie aufsprängen. Alsdann sollten sich die Ströme vereinigen vor der Zwingburg Breisach. Die Befehlshaber wurden entlassen. Lachend rief ihnen Bernhard nach: „Wir haben ja Rheinfelden vergessen, das wohl keinen Sturm mehr verlangen wird. Sitzt nicht der Wachtmeister noch hier, der vorgestern eingebracht wurde?"

„Ja, fürstliche Gnaden." „Schickt mir ihn herauf; er soll Rheinfelden erobern."

Der Wachtmeister kam, und als der Herzog ihm zurief, er habe viel versäumt, da drehte er seinen grauen Bart und entgegnete: „Ja! Aber ich möchte nicht gern noch mehr versäumen und bäte deshalb recht ehrlich, mich unter Eure Fahnen treten zu lassen — ich hab' vom Fenster aus zugesehen heut vormittag, gestrenge fürstliche Gnaden!" Der Herzog klopfte ihm auf die Schulter, belobte seine Aufmerksamkeit in Frick, nahm ihn an und trug ihm auf, morgen früh den Parlamentär nach Rheinfelden zu begleiten und dem Kommandanten Rödel deutlich zu beschreiben, wie es hier außen aussähe. Der freundliche Rödel möge keine Umstände machen, damit man sich nicht gegenseitig zu erzürnen brauche. Und dann wurde Hoffmann gerufen. Der Herzog war einer tiefen Nachtruhe bedürftig. Seine Gedanken wendeten sich der Rohanschen Familie zu. Mitten im Glück hüllte er sich in eine Wolke herzlicher Wehmut.

## IV.

Drei Tage später erreichte Herzog Bernhard den Eingang in ein kleines Tal. Auf waldiger Berglehne, die gegen Morgen freie Aussicht bot, lag das Landhaus des Baseler Patriziers. Dahinauf ritt nun langsam der Herzog mit seinem kleinen Gefolge. Dietrich van Groot und ein Paar Reitknechte bildeten

es, und einer dieser Reitknechte war nur ein Reitbube, was man heutigestags einen Groom nennt, war der kleine Jaquette, welcher Dietrichs geschicktes Faktotum geworden und zu schnellem Ritte durch seine Leichtigkeit empfohlen war. Herzog Bernhard hatte Dietrich schon darum mitgenommen, weil er nach Blandinis traurigem Gutachten voraussetzen mußte, daß die Herzogin eines Gesandten nach Paris bedürfen würde. Richelieu machte oft kurzen Prozeß mit einer Erbschaft, welche von einem sogenannten „Staatsverräter" herrührte, und ein berühmter Rechtsgelehrter, wie Dietrichs Vater, konnte sehr nötig werden, wenn auch nur für Angabe der zweckmäßigsten Schritte. Vielleicht auch für ein zeitig angebrachtes Wort beim Könige, zu welchem Grotius als schwedischer Gesandter Zutritt fand. Denn der König mißbilligte oft die Konfiskationen, welche Kardinal Richelieu befehlen wollte. Auf weiter Waldblöße am Bergeshange lag das Landhaus. Ein überhängendes Dach schützte es vor dem Schnee, eine Galerie rings um den ersten Stock machte Licht und Aussicht zugänglich. Ehe Bernhard noch vom Pferde steigen konnte, war Marguerite schon vor dem Hause und eilte ihm entgegen. Sie hatte ihn von weitem erkannt. Ach! ihr Benehmen war so lieb! Dem heiteren sorglosen Mädchen stand jetzt die Wehmut und die Sorge so gut! Das Antlitz war ausdrucksvoller, die Stimme inniger geworden. „Ihr bringt gewiß Hilfe und Rettung!" sagte sie so zuversichtlich, daß dem Herzoge gar weh zumute wurde, weh und warm, denn er sah und hörte zum ersten Male, daß Marguerite treu und tief empfinden konnte.

„Es geht auch seit heute viel besser," setzte sie hinzu, „der Vater hat tief geschlafen und spricht ganz freundlich."

Oben an der Treppe harrte die Herzogin. Sie sah noch ernster aus und kummervoller als gewöhnlich und fragte leise: „Was hat Euch Blandini geschrieben? Das Schlimmste! Sonst kämt Ihr nicht so schnell, von weither und aus schwieriger Lage?!" „Im Gegenteil! Meine Lage ist vortrefflich; ich habe einen

großen Sieg erfochten, und mein Herz trieb mich, dem Freunde die Siegespost selbst zu verkünden."

Er fand den Kranken in einem großen, sehr wohnlich eingerichteten Zimmer auf einem Ruhebette. Ein loderndes Kaminfeuer brannte, alle Fenster standen offen, und die eben untergehende Sonne beleuchtete rosenrot die mit Schnee bedeckten Alpen des Berner Oberlandes, die Jungfrau, den Mönch und den Eiger, welche der Kranke von seinem Lager aus sehen konnte, und in deren Anblick er gerade jetzt vertieft war. Er wußte noch nichts von der Ankunft Bernhards. Als er dessen ansichtig wurde, hob er ein wenig den einen Arm und stieß einen leisen Freudenruf aus. Bernhard bemerkte nur zu gut, wie matt die Bewegung des Armes, wie schwach der Ruf war. Aber der Eindruck ging vorüber, Rohan zeigte sich so freudig erregt, als ihm Bernhard den Ausgang der zweiten Schlacht geschildert, daß dieser Blandinis Besorgnisse übertrieben fand. Und nun sprach der Herzog Heinrich lange und ohne sichtbare Anstrengung. Er würdigte mit guten Gründen den Sieg fast noch höher als Bernhard, und setzte klar auseinander, daß der deutsche Krieg nun endlich eine unabsehbare günstige Wendung gewonnen für die Protestanten. „Wie tröstlich ist das für mich auch darum, weil ich so wenig Wort halten gekonnt mit der hugenottischen Hilfe, die ich Euch damals in Paris in Aussicht gestellt. Meine Landsleute haben leider keinen Blick für das, was jenseits ihrer Landesgrenzen sich bewegt. Kinder, schließt die Fenster! Es wird für unseren Gast zu kalt." Bernhard protestierte. Herzog Heinrich aber bestand darauf und bat Frau und Tochter, ihn ein Stündchen allein zu lassen mit Bernhard.

Als sie allein waren, sagte er zu Bernhards schmerzlicher Überraschung: „Mein lieber, werter Freund, sprechen wir Testament! Ich bin außer Zweifel, daß meine Lebenskraft erlischt wie die Flamme einer Lampe, die am letzten Öltropfen zehrt. Tröstet nicht! Wir sind ja beide Kriegsmänner, die

mit dem Tode hinlänglich vertraut sind. Ich verfolge seit Jahren, wie der Ölvorrat meiner Lebenslampe fortwährend aufgezehrt wird, ohne daß ein Ersatz, ein neuer Zufluß zu entdecken gewesen wäre. Der Kummer ließ nichts Neues zu. Der Kummer über die Welt, in der wir leben. Die Gelegenheit ist da, den Verkehr mit Gott zu säubern von altem Wust, den eine herrschsüchtige Kirche aufgehäuft, und sie wird nicht benützt. Die herrschenden Menschen scheuen die Anstrengung für ein höheres Ziel, verfallen persönlichem Eigennutze und sind so denkfaul, daß sie sich über ihren persönlichen Vorteil nicht einmal aufklären. Denn was kann die Folge sein, wenn mein Vaterland, wenn Frankreich das einmal gewonnene Licht gewaltsam unter die Oberfläche drängt. Das Licht wird unterirdisch glimmen und brennen, und eines Tages bricht es als wütende Flamme hervor und zerstört vulkanisch all den Besitz und Vorteil, welchen man lügnerisch zu retten geglaubt hat. Ich sehe die Zeit kommen, in welcher die gedankenlosen französischen Edelleute als Bettler in fremde Länder flüchten müssen, froh darüber, ihr nacktes Leben gerettet zu haben. Und vielleicht fällt es ihnen auch dann noch nicht ein, daß ihre Vorfahren dies verschuldet, indem sie die Reform des Verhältnisses zu Gott mit Füßen getreten und damit alle die Reformen zertreten haben, welche aus einer neu erweckten freien Gedankenwelt von selbst aufsprießen. Dieser Kummer hat mich aufgezehrt. Und jetzt, da ich abscheiden muß, seid Ihr, mein junger tüchtiger Freund, mein einziger Trost. Nehmt meine brave Gattin, nehmt mein liebes Kind in Euren Schutz! Hat mich väterliche Vorliebe nicht getäuscht, so seht Ihr Margueriten gern —"

„Ich liebe sie!" „O, mein Gott, wie dank' ich dir! — Bitte, ruft sie und ihre Mutter — mein Atem wird schwach — der letzte Tropfen — ist wohl — nahezu — aufgezehrt —"

Bernhard eilte. Mutter und Tochter kamen. Marguerite arglos. Der Vater streckte ihr seine Hand entgegen. Sie

küßte dieselbe. Dann suchte er in matter Bewegung die Hand Bernhards, welcher an der andern Seite des Lagers stand, führte sie zur Hand seiner Tochter, und als sich die Hände Bernhards und Margueritens kaum berührt hatten, sanken die seinigen nieder, sein Haupt fiel zurück, ein leichtes Röcheln wie ein Seufzer rang sich aus seinem Munde.

„Er stirbt!“ schrie mit herzzerreißender Stimme die Herzogin. Und es war so.

---

Bernhard war noch einige Tage geblieben. Margueritens wegen. Nicht nur, weil er sie liebte, sondern weil der Tod des Vaters einen gar so beunruhigenden Eindruck machte. Sie hatte es nicht glauben wollen, daß der Vater tot sei, daß er tot sein könne. Sie hatte sich auf ihn gestürzt, ihm durch Liebkosen und Rufen ein Lebenszeichen abzuringen. Ihr Schmerz hatte sich wie Verzweiflung geäußert, und eine Leidenschaftlichkeit war an ihr zutage getreten, welche niemand diesem bisher so gleichmäßigen, kühlen Mädchen zugetraut. Endlich war sie in Ohnmacht gesunken. Sie hatte ihren Vater mit all ihren jugendlichen Kräften geliebt, und die trostlose Mutter behielt kaum Zeit für ihre Tränen um den entrissenen Gatten, sie mußte alle Aufmerksamkeit und Pflege der verzweifelnden Tochter zuwenden. Am Morgen des dritten Tages hatte die Beerdigung stattgefunden. Gegen Erwarten hatte sich Marguerite ruhig und gefaßt dabei erwiesen. Nur ihre Tränen waren unaufhörlich geflossen. — Beim Weggehen vom Grabe hatte ihr Körper gezuckt wie von einem elektrischen Schlage getroffen, und sie hatte ihre Hand ausgestreckt nach Bernhard, der in der Nähe gestanden. Mit der Last ihres ganzen Körpers hatte sie sich auf seine dargebotene Rechte gestützt bis zur Haustür. Dann hatte sie leise gesagt: „Nicht fortgehen! Nicht fortgehen!“ Bernhard saß jetzt allein auf der Galerie neben dem Sterbezimmer und schaute nach den Schneebergen des Berner Oberlandes. Es war ein sonniger Morgen; von allen Dächern,

von allen Bäumen taute es — der Winter schien jählings Abschied zu nehmen. Bernhard faßte keinen Entschluß. Er meinte, warten zu müssen. Er meinte auch nicht, seine Gefühle ordnen und klären zu dürfen. Ein gewisses Zartgefühl verwehrte das. Die Trauer um den Freund ließ nicht zu, sich Liebesgedanken hinzugeben.

So saß er da und schaute in die Landschaft. Seine Stimmung war ernst, aber im Grunde doch glücklicher, als er sich gestehen mochte. Die Wärme der Anhänglichkeit, welche in Marguerite hervorgetreten war, hatte sein Herz im Grunde sehr wohltuend berührt. Da erschien Blandini hinter ihm und trat auf die Galerie heraus. Bernhard sah sich um und empfand beim Anblicke des gelblich-bleich aussehenden Mannes einen leichten Schauer. Er schob es auf die Todesweisheit dieses Arztes, welche sich so schlagend bewährt hatte am verstorbenen Rohan. Stammte dies Schauern nur daher? Oder erbebte die Seele Bernhards vor der Nähe dessen, der sich ihm als Mörder nahte?

Blandini hatte sich eingestehen müssen, daß er nach dem entscheidenden Siege bei Rheinfelden nicht mehr zögern dürfe in Erfüllung seines Auftrages. Er hatte sich während der letzten Tage einsam verhalten in seinem Zimmer. Aber Dietrich hatte er doch gesprochen und war durch ihn unterrichtet worden über die große Tragweite des Rheinfeldener Sieges. — Jetzt kam er, um den Herzog selbst darüber zu vernehmen. Er hielt Bernhard für einfach und wahrhaftig in Beurteilung der eigenen Taten. Wenn dieser selbst sagen würde, daß der Sieg entscheidend, daß die glückliche Folge sicher und weitreichend wäre, dann war er entschlossen — an das mörderische Werk zu gehen. Dahin lenkte er also das Gespräch.

„Eure Hoheit“, sagte er endlich, „haben also jetzt die siegreiche Lenkung des Krieges in der Hand?“ „Das ist zuviel gesagt. Eine neue Epoche des Krieges beginnt allerdings. Es ist kein kaiserliches Heer mehr vorhanden, das mir entgegen-

gestellt werden könnte. Kaum ein Feldherr. Man wird, mein' ich, tief unten in Niederdeutschland Truppen abrufen müssen und wahrscheinlich den Götz an die Spitze stellen, der ein tüchtiger Oberst unter Waldstein war. Ehe der ein Heer zusammengebracht und über den Main geführt hat, wird der Sommer da sein, und ich habe bis dahin Zeit und Muße, Breisach zu nehmen und mein Heer durch Zuzug aus den Ländern und Städten meiner Glaubensgenossen zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die letzten sechs Jahre, welche auf des Kaisers Guthaben fielen, sind ausgestrichen, und es beginnt eine neue Rechnung. Gott wird entscheiden, ob wir die neu gewährte Gunst zu benützen wissen."

Diese Worte warfen den Schauer auf Blandinis Nerven. Sie waren unzweideutig, und er mußte nun an sein Werk gehen.

„Ich bitte Eure Hoheit," sagte er unter einem leisen Seufzer, „mich eine Minute Euren Puls beobachten zu lassen!" „Wozu?" „Ich bemerke in Eurem Auge und Euren Mienen ein Nervenzucken, das wie Wetterleuchten einem Gewitter vorauszugehen pflegt." „Warum nicht gar! Ich bin ganz wohl." „Darf ich bitten!" „Laßt mich in Ruh! Ich hege große Achtung vor Eurer Wissenschaft, und Euer Brief über den damals nur leicht verwundeten Herzog hat diese Achtung erhöht. Aber meine Person will leben und sterben ohne Doktor und Medizin." „Folgt diesem Manne, lieber Herzog! Er hat einen Blick ohnegleichen — ich hab' es mit Schauern erfahren."

Die Frau Herzogin von Rohan, in tiefes Schwarz gekleidet, war auf die Galerie herausgetreten und sprach diese Worte. Um ihr gefällig zu sein, reichte Bernhard seinen Arm dem Doktor.

„Jawohl," sagte dieser nach einer Minute, „es gärt ein Nervenstrom in Eurem Innern. Und man muß ihn gewähren lassen. Es könnte gefährlich sein, ihn zu unterdrücken. Vielleicht zerteilt er sich von selbst. Ist dies aber nicht der Fall, so laßt Euch durch die Art seines Ausbruches nicht täuschen. Dieser

Ausbruch wird gar nichts Unangenehmes haben; er wird darin bestehen, daß Ihr Euch plötzlich sehr aufgeweckt, heiter erregt fühlt, federleicht in den Gliedern, geneigt zu körperlichen Luftsprüngen, erfüllt von einem schimmernden Lichtglanze im Innern, welcher Gegenwart und Zukunft übertrieben herrlich erscheinen läßt. Wenn dieser Zustand eintreten sollte, dann trinket Milch oder Öl. Was Ihr am nächsten zur Hand habt. Beides beschwichtigt die Magennerven und wirkt durch diese beschwichtigend weiter. Versäumt Ihr solche Gegenwirkung, so steigert sich der Reiz bis zu großer Abgespanntheit, und es bleibt das Samenkorn zurück, welches fortwuchert. Es ist unberechenbar, auf welchen Teil des Innern es seine Wurzeln ausdehnt und Siechtum erzeugt —" „Hört auf!" rief Bernhard, „Ihr überreizt Euch selbst. Mich nicht. Wer sich in den Finger schneidet, kann in Brand verfallen und den Arm verlieren, und wenn er ihn nicht rasch abschneiden läßt, das Leben. So heißt's in den Stuben und bei furchtsamen Leuten. Zu denen gehör' ich nicht, und Faselei, wenn sie noch so gelehrt und geachtet auftritt, ist und bleibt für meine Nüchternheit Faselei."

Blandini machte eine tiefe Verbeugung, eine gleiche, von einem kaum merklichen Achselzucken begleitet, der Frau Herzogin — und ging. Er hatte auf eine solche Abfertigung gerechnet; sein Zweck war erreicht. Gerade so meinte er am Besten sein Beginnen einzuleiten. Die Herzogin wollte Bernhard sanfte Vorwürfe machen; er aber brach das Thema ab und ging darauf über, welches der nächste Lebensplan der trauernden Witwe wäre, und wie er ihr behilflich sein könnte. Er schlug ihr vor, wieder nach Basel zu übersiedeln, liebenswürdig hinzusetzend, daß dieser Vorschlag allerdings mit seinem Eigennutze zusammenhinge. Dort an der deutschen Grenze könne er leichter und öfter die Freude haben, Mutter und Tochter zu sehen. „Ich weiß nicht," setzte er hinzu, „ob der verstorbene Herzog mit Euch davon gesprochen hat, daß er

mir eine nähere, herzliche Stellung zu Marguerite zugedacht hatte?

„Ja, lieber Freund, und ich habe auch seine letzte Handlung, das Zusammenfügen Eurer Hände, verstanden.“ „Und gebilligt?“ „Von Herzen. Dennoch, lieber Bernhard, widerstrebt es mir, jetzt nach Basel zu übersiedeln und diesen Ort zu verlassen, wo mein Heinrich seine Ruhestätte gefunden. Und ich wollte Euch bitten, den Eigentümer in Basel anzugehen —“ „Er soll Euch dies Landhaus und dies teure Grab nicht nur eine Zeitlang noch gestatten, er soll es Euch ganz überlassen. Ich kenne den Mann, er hat ein Herz für unseren Glauben, er wird unseren Empfindungen entgegenkommen.“ „Dank! Dank! Und leider muß ich einräumen, daß es ein Frevel an unserer gemeinsamen Sache wäre, Euch länger hier abzuhalten von Eurer großen Kriegsaufgabe. Mit Wehmut sag’ ich’s, aber es muß gesagt sein. Nur eins mögt Ihr uns noch gewähren: überlaßt mir den jungen de Groot zu einer Sendung nach Paris. Sein Vater kann uns — Ihr habt ja schon selbst daran gedacht! — recht nützlich sein, wenn er der erste ist, welcher dem Könige den Tod meines Gatten anzeigt. Dann können die Umtriebe des Kardinals um Margueritens Erbe abgeschnitten werden; denn es ist dann zu hoffen, daß dem Könige ein entscheidendes Wort für unser Recht abgenötigt wird.“ „Dazu habe ich den jungen Mann mitgebracht. Er steht zu Eurer Verfügung. Und ich will sogleich selbst einen Brief an den König schreiben. Es wird ihm schmeicheln, wenn ich ihm selbst den Sieg bei Rheinfelden anzeige, obwohl kein einziger Franzose dabei mitgefochten hat, und er wird die Artigkeit mit Artigkeit erwidern durch Bestätigung Eures unzweifelhaften Erbrechtes, die ich ausdrücklich in Anspruch nehme.“

Auch die Herzogin wollte sogleich unmittelbar an den König schreiben. Sie trennten sich, und sie sagte nur noch, als er ihr die Hand drückte und küßte: „Aber, nicht wahr? Den heutigen Tag schenkt Ihr uns noch ganz?“

„Ich schenk' ihn mir!" erwiederte er herzlich.

Als die Sonne im Mittag stand und den Schnee ringsum in Wasser verwandelte, war Dietrich mit den Briefen ausgerüstet und brach auf nach Paris. Ein Diener des Rohanschen Hauses ward ihm mitgegeben. Nicht Mathieu, der zum Schutze der Frauen bestimmt war, obwohl der alte Knabe jetzt noch selbst schutzbedürftig erschien. Der Verlust seines Herrn beugte ihn tief, und erst im letzten Augenblicke fand er die Fassung, Dietrich an den „Grauschimmel" zu erinnern, den der König unter solchen Umständen wohl auch bewilligen werde. „Der hochselige Herr Herzog", sagte er, und die Rührung übermannte ihn, „wußte den Grauschimmel — sehr zu schätzen — und würde sich im Grabe — freuen —"

„Ich sorge dafür!" entgegnete Dietrich mit seiner gewöhnlichen Zuversichtlichkeit vom Pferde herab und grüßte Marguerite und die Frau Herzogin, die unter der Haustür standen. Marguerite schritt sogar über den feuchten Sandboden herzu und reichte ihm die Hand zum Abschiede.

Sie war so weich! Auch dieser Jugendgenosse ging fort! Es war ihr, als ob die ganze Welt leer würde. Denn die Mutter hatte ihr gesagt, daß der Herzog Bernhard bis morgen bleiben würde. „Nur bis morgen?!" hatte sie unter Tränen geflüstert. Der unbedachte Dietrich führte übrigens schon dasjenige mit sich, was den Zweck seiner Reise zerstören konnte — der mitreitende Jaquette beherbergte in seiner Satteltasche einen Brief Blandinis. Dieser nämlich hatte bemerkt, daß die große Rohansche Erbschaft in Frage stehe, und daß es von Wichtigkeit sei, wer die ersten Schritte einleiten könne. Seine Verbindung mit Desnoyers legte ihm gleichsam die Verpflichtung auf, eilig Bericht zu erstatten. So meldete er denn in wenigen Zeilen Desnoyers den Tod des Herzogs von Rohan und setzte einfach hinzu, daß der junge de Groot mit dieser Meldung an den König dieses Brieflein bringe. Dies wohlversiegelte Brieflein hatte Dietrich zur Bestellung übernommen.

Und die Bestellung war sehr leicht. Neben dem Hause der schwedischen Gesandtschaft in der Wohnung der Lady Seymour sei es an den Diener des Herrn von Zierotin abzugeben. Das machte ja gar keine Schwierigkeit für Dietrich und konnte gleich nach seiner Ankunft in Paris erledigt werden. Im Trauerhause selbst ging es her wie in allen Trauerhäusern: die Tagesordnung wurde eingehalten, als ob es keinen Todesfall, kein Begräbnis gegeben hätte. Die äußerliche Ordnung kommt der innerlichen Zerrüttung zustatten — Koch und Diener arbeiteten regelmäßig weiter, und die Tafel war nachmittags gerüstet, die Herzogin und Marguerite und Herzog Bernhard und Doktor Blandini setzten sich zu Tische.

Bernhard übernahm es, die Unterhaltung zu führen. Er entschuldigte sich beim Doktor über die starken Ausdrücke, welche er am Morgen gegen ihn gebraucht, und bat ihn, sobald als möglich wieder in sein Hauptquartier zu folgen. Das anbrechende Frühjahr sei immer die schlimmste Jahreszeit für den Gesundheitszustand der Truppen, „und Ihr, werter Herr Doktor,“ fuhr er fort, „genießt unter ihnen durch Eure glücklichen Kuren eines unbegrenzten Vertrauens. Sie fragen nicht danach, welchem Kirchenglauben Ihr angehört, sie nennen Euch einfach den gesegneten Hexenmeister. Außerdem wartet mein Schatzmeister auf Euch, er ist Euch das Honorar noch schuldig für Eure Hilfe im Dellsberger Lager. Zunächst gehen wir nach Rheinfelden, welches sich in diesen Tagen ergeben muß, und wo es leider wie in allen belagerten Orten an ansteckenden Krankheiten nicht fehlen wird. Dann machen wir Neuenburg am Rheine zu unserem Hauptquartiere. Dort ist ein wichtiger Rheinpaß, welchen ich befestigen und zu meinem Hauptsitze machen will. Dort, liebe Frau Herzogin und liebe Marguerite, hoff' ich auch Euch in der guten Jahreszeit einmal bewirten zu können. Ich rüste eine Wohnung dazu und bitte um Eure Zusage.“

Die Herzogin verneigte sich stumm, und Marguerite, welche

neben Bernhard saß, erhob ihr feuchtes Auge zu ihm — fragend, bittend, hoffend? Wie kann man den Blick bezeichnen! Bernhard meinte ihn zu verstehen. Er nahm ihre Hand. Sie war warm und feucht, und als er sie an seine Lippen führte, empfand er, daß ein leise zuckender Druck von ihr ausging. Das Zartgefühl für die trauernde Tochter erlaubte es ihm nicht, das jetzt so weiche Mädchen um Liebe zu fragen, als es nach aufgehobener Tafel neben ihm stand am Kaminfeuer. Das Zimmer war leer. Sie sah reizend aus in den schwarzen Trauerkleidern. Ihre matte Gesichtsfarbe war von den dunklen Hüllen lieblich gehoben, und ihr Auge hatte eine so weichen und lieben Ausdruck, welchen Schmerz und Trauer der Jugend verleihen. Bernhard suchte sie dadurch zu trösten, daß er ihr den Vater als unverloren darstellte. Sein Bild, sein lieber Eindruck bleibe ihr ja doch fürs ganze Leben. Und sein Vermächtnis!

„Sein Vermächtnis?" fragte sie, zu ihm aufblickend. „Das bin ich, liebe Marguerite. Er hat mir in seinen letzten Minuten die Sorge vermacht um Euer Wohl; er hat mich berechtigt, seine Stelle einzunehmen für seine Marguerite, die sein letzter Gedanke war. Wollt Ihr mir dies Recht nicht gewähren, liebe Marguerite?"

Sie blickte innig in sein Auge, welches auf ihr ruhte, innig und schweigend.

„Nein?" fragte er leise. „O ja, ja, ja!" rief sie plötzlich schluchzend, und ihr Köpfchen sank an seine Brust, das Antlitz drückte sich abwärts, ein Tränenstrom erschütterte ihren ganzen Körper. —

So hielt er eine Zeitlang lautlos das zitternde Mädchen. Unter schmerzlichen Tränen kam ihm der ersehnte, schönste Augenblick des Lebens. Vielleicht der einzige, wenn die Lebensgefahr wirklich zu ihm trat, welche in einem anderen Zimmer desselben Hauses für ihn vorbereitet wurde. Er war sehr glücklich, wenn auch die Wehmut ihren Schatten breitete über

sein Glück, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß Schmerz und Verlassenheit die Geliebte an seine Brust geführt. Er streichelte endlich ihr Haar, er bat sie aufzublicken. — Sie tat es und flüsterte: „Mein guter Freund!"

„Das bin ich von ganzem Herzen!" sprach er ebenso leise und neigte sich und berührte mit seinen Lippen ihr tränenfeuchtes Auge.

Da zuckte sie zusammen und trat ein wenig zurück. Hatte sie die Mutter gehört, welche gerade jetzt die Tür öffnete? Nein. Sie setzten sich alle drei um den Kamin, und die Herzogin erhielt ein oft stockendes Gespräch aufrecht. Die liebenswürdigen Charakterzüge des Verstorbenen waren das Thema — hervorbrechender, überflutender Schmerz erzeugte die Pausen. Bernhard war erstaunt und entzückt von einzelnen Bemerkungen Margueritens. Sie zeugten von einer klaren, gedankenvollen Auffassung, welche über die Jugend des Mädchens weit hinausreichte. Die Herzogin mahnte endlich an die Nachtruhe, da Bernhard schon mit dem Morgengrauen aufbrechen wollte. Sie nahm Abschied von ihm, da Bernhard gebeten hatte, so früh am nächsten Tage sich um sein Fortreiten nicht zu kümmern. Dann reichte er Marguerite die Hand und küßte sie warm unter einem herzlichen Drucke. Sie errötete und schlug die Augen nieder. Aber er fühlte, daß sie seinen Druck ein wenig erwiderte, und sie schlug dann auch das Auge auf, und ihr Blick war lieb und warm. Eine Stunde später herrschte tiefe Stille im ganzen Hause. Auch Blandini und Medardo schliefen. Letzterer unruhig. Blandini ruhig.

Er hatte alles besorgt für den nächsten Morgen. Zuerst die Vorausverkündigung für den Herzog, daß er in einen aufgeregten krankhaften Zustand geraten würde. Das sollte doppelte Frucht tragen: das Zutrauen in die Wissenschaft des Arztes überaus erhöhen und die Zuversicht auf die feste Gesundheit des Herzogs tief erschüttern. Alsdann hatte Blandini, allein mit Medardo auf seinem Zimmer, die Fläschchen her-

vorgesucht und Medardo aufgetragen, am andern Morgen Nummer Eins zu nehmen und anzuwenden. Er selbst wollte sich nicht mehr sehen lassen. Kein Gedanke an ihn sollte aufsteigen bei der Abreise des Herzogs. Eine Gewohnheit Bernhards machte dies leicht. Bernhard trank täglich des Morgens, unmittelbar nachdem er vom Lager aufgestanden, einen Becher frischen Wassers. Hoffmann reichte ihm denselben im gewöhnlichen Lebenslaufe; auf der Reise tat dies der Reitknecht, welcher ihn begleitete. In diesen Becher voll Wasser sollte Medardo den Inhalt des Fläschchens schütten am nächsten Morgen. Der Inhalt des Fläschchens war farblos. Es war eine Arsenikauflösung in kleiner Dosis, nicht größer, als sie Bergsteiger und Gemsjäger zu sich nehmen sollen, wenn sie eine steile Aufgabe vor sich haben und ihre Kräfte beleben wollen. Sie sind durch die kleinsten Dosen allmählich vorbereitet, ihre Organe sind daran gewöhnt, wie die des Königs Mithridates an stärkere Dosen gewöhnt gewesen sein sollen, und sie empfinden nicht mehr die üblen Nachwehen, welche bei einem ersten Verschlingen von so viel Gift ohne vorhergehende Gewöhnung eintreten. Medardo hatte den Reitknecht kennen gelernt; er kannte die Ortsgelegenheit. Noch ehe der Morgen dämmerte, war er außen vor dem Landhause. In einen großen Trog lief da, vom Berge herabkommend, das frische Quellwasser. Dort erwartete er den Reitknecht. Er wusch sich Antlitz und Hände, um beschäftigt zu erscheinen. Der Morgen war hell und mild. Der Reitknecht kam und trug den Becher in der Hand. Gruß und Gespräch. Und als der Reitknecht den Becher gefüllt hatte, faßte Medardo den Kriegsmann beim Arme, in welchem er den Becher hielt und rief: „Horch!“

„Was gibt's?“ Und bei dieser Frage blieb der Becher auf dem Rande des Wassertroges stehen, wie Medardo durch das Anfassen des Armes beabsichtigt hatte. „Das muß ein ganz naher Schildhahn sein, der hier oben im Walde balzt!“ sagte Medardo mit gedämpfter Stimme. „Ich höre nichts!“

„Die dicken Nußbäume hier um den Trog hindern den Schall, drüben hinter ihnen hört man's schon!"

Medardo wußte, daß der Reiter seine Jagdpassion hatte und den Schildhahn werde hören wollen. So war's auch. Der Reitknecht schlich hinter die Bäume, und Medardo schüttete rasch den Inhalt des Fläschchens in den Becher. Dann folgte er dem Reitknechte nach. „Hörst du ihn nicht?" „Nein." „Der Lump verschweigt sich jetzt; schleichen wir ein Stück hinauf!" „Kann nicht. Der Herzog ist eben aufgestanden und erwartet sein Wasser." Damit ging der Reitknecht zurück, nahm arglos den Becher und ging ins Haus. Als er drin war, schlüpfte auch Medardo von rückwärts hinein. Es wurden die Pferde schon aus dem Stalle geführt. Zehn Minuten später bestieg Herzog Bernhard sein Roß, sah noch einmal nach den Fenstern des ersten Stockwerks hinauf und ritt langsam von dannen.

---

In Paris war alles auf den Beinen, alles in Bewegung; es donnerten die Kanonen. Was ist? Die Regierung feiert den Sieg bei Rheinfelden, welchen Herzog Bernhard von Weimar erfochten. Die Pariser wußten noch gar nicht, daß diese lärmende Feier eine sehr komische Seite hatte, und daß nicht ein französischer Soldat bei Rheinfelden mitgefochten hatte. Sie wußten es nicht und fragten nicht danach. Sie benützten die Gelegenheit, spazieren zu gehen, weil der abscheidende Winter dazu Erlaubnis gab. Viel wärmere Erlaubnis als in der kälteren Schweiz. Unter den noch kahlen Bäumen der place royale wimmelte es an diesem Nachmittage von Spaziergängern, noch mehr von Spaziergängerinnen. Unter ihnen Louison mit ihrer Freundin. — Louison war ziemlich rücksichtslos gegen diese Freundin: sie kündigte ihr plötzlich die fernere Begleitung auf, weil sie die „Frau Exzellenz" oben am Fenster sähe, und weil sie dieser gratulieren müsse zum neuen Siege ihres Herrn Sohnes. Frau Exzellenz war Frau Grotius. Frau

Grotius und Louison waren miteinander bekannt und befreundet geworden. Auf dem „marché des innocents“ waren sie miteinander bekannt geworden. Dieser Markt war etwas weit abgelegen für die Rue André Louisons. Aber diese hatte junge Beine und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die Bekanntschaft einer so wirtschaftlichen Gesandtin zu machen, welche die Mutter des wackeren Dietrich war. Der wackere Dietrich nämlich hatte in den letztvergangenen Jahren zu wiederholten Malen die Rue André aufgesucht, nicht bloß um Mandeln zu kaufen im Spezereiladen des Vaters, sondern auch um im Hinterstübchen anzufragen, ob Demoiselle Louison einen höflichen Besuch annähme. Louison wünschte nun lebhaft zu wissen, ob die Frau Mutter des wackeren Sohnes von diesen Besuchen unterrichtet wäre, und was sie dazu sagte. Die bürgerliche Sorglosigkeit der Frau Exzellenz, selbst auf den Markt zu gehen, gefiel auch Louison ungemein und erweckte ihr den Gedanken, eine solche Frau könnte nicht abschmeckend sein gegen ein sauberes und obenein wohlhabendes Bürgermädchen.

Louison hatte sich darin nicht geirrt: Frau Grotius war recht freundlich auf die Bekanntschaft eingegangen, und nachdem man sich ein dutzendmal auf dem Markte begegnet und eine Strecke weit miteinander gegangen war, hatte sich's einmal zugetragen, daß Louisons Vater eine absonderlich feine Sorte von Kaffeebohnen erhalten, und daß Louison sich bereit erklärt hatte, der Frau Exzellenz eine Probe davon zu bringen. So war sie ins Haus der Frau Grotius gekommen, und es hatte sich ein allerliebstes Verhältnis ausgebildet zwischen der älteren sehr verständigen Frau und dem jungen recht klugen Mädchen. Als dies Verhältnis schon lange im Gange gewesen, hatte denn Louison auf Umwegen nach dem Herrn Sohne sich erkundigt, und Frau Grotius hatte lachend entgegnet: „Macht keine Umstände, Mademoiselle Louison, ich weiß recht gut, daß Ihr meinen Dietrich kennt und daß er Euch mehrmals besucht hat. Mein Dietrich sagt mir alles.“ — Louison war einen Moment lang

rot geworden, dann hatte sie auch gelacht. Und der „junge Held" war nun vielfach Mittelpunkt ihrer Unterhaltung geworden. Der Sieg bei Rheinfelden trieb also Louison jetzt sehr natürlich zu Frau Grotius hinauf. Sie mußte nicht nur Glück wünschen, sie mußte auch fragen, ob Nachricht da wäre und dem stürmischen Krieger nicht etwa ein Unfall begegnet wäre in der mörderischen Schlacht.

„Wir wissen noch nichts," antwortete Frau Grotius und forderte Louison auf, sich neben sie ans Fenster zu setzen, „noch gar nichts. Aber ich ängstige mich nicht: Dietrich ist neuerdings mehr und mehr staatsmännisch im Dienste des Herrn Herzogs, er wird von diesem nicht ins dichteste Mordgetümmel hineingeschickt werden."

Und nun ging sie auf das Thema über, welches ihr besonders am Herzen lag mit Louison. Sie hatte an und für sich eine starke Neigung, Proselyten zu machen für ihren evangelischen Glauben, und in betreff Louisons schien sie dafür noch einen aparten Grund zu haben. Die kluge Louison ging auch sehr bereitwillig ein auf dieses Thema. Sie gestand, daß sie schon mit Herrn Dietrich darüber gesprochen, und daß sie sich bei ihrem Beichtvater Rats erholt. Aber der Rat habe mehr gescholten als belehrt, und gerade Belehrung über die Unterscheidungspunkte der beiden Kirchen suchte sie. Dadurch sei das Gespräch mit der Frau Exzellenz so anziehend für sie.

„Laß doch die dumme Exzellenz," erwiderte Frau Grotius, „mir kommt ja der hochfahrende Titel gar nicht zu. Meinem Manne nur gehört er, und ich mag Eure römischen Übertreibungen gar nicht leiden. Ich nenn' dich mitunter ‚Du' und du nimmst mir das auch nicht übel."

Louison küßte ihr die Hand, und die Disputation begann. Louison hatte sich wirklich unterrichtet und konnte disputieren. Darüber sank der Tag und es wurde dunkel. Sie hatten sich vom Fenster entfernt und waren fast erschrocken, als Dietrich plötzlich vor ihnen stand. Er war eben angekommen mit Ja-

Grotius und Louison waren miteinander bekannt und befreundet geworden. Auf dem „marché des innocents“ waren sie miteinander bekannt geworden. Dieser Markt war etwas weit abgelegen für die Rue André Louisons. Aber diese hatte junge Beine und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die Bekanntschaft einer so wirtschaftlichen Gesandtin zu machen, welche die Mutter des wackeren Dietrich war. Der wackere Dietrich nämlich hatte in den letztvergangenen Jahren zu wiederholten Malen die Rue André aufgesucht, nicht bloß um Mandeln zu kaufen im Spezereiladen des Vaters, sondern auch um im Hinterstübchen anzufragen, ob Demoiselle Louison einen höflichen Besuch annähme. Louison wünschte nun lebhaft zu wissen, ob die Frau Mutter des wackeren Sohnes von diesen Besuchen unterrichtet wäre, und was sie dazu sagte. Die bürgerliche Sorglosigkeit der Frau Exzellenz, selbst auf den Markt zu gehen, gefiel auch Louison ungemein und erweckte ihr den Gedanken, eine solche Frau könnte nicht abschmeckend sein gegen ein sauberes und obenein wohlhabendes Bürgermädchen.

Louison hatte sich darin nicht geirrt: Frau Grotius war recht freundlich auf die Bekanntschaft eingegangen, und nachdem man sich ein dutzendmal auf dem Markte begegnet und eine Strecke weit miteinander gegangen war, hatte sich's einmal zugetragen, daß Louisons Vater eine absonderlich feine Sorte von Kaffeebohnen erhalten, und daß Louison sich bereit erklärt hatte, der Frau Exzellenz eine Probe davon zu bringen. So war sie ins Haus der Frau Grotius gekommen, und es hatte sich ein allerliebstes Verhältnis ausgebildet zwischen der älteren sehr verständigen Frau und dem jungen recht klugen Mädchen. Als dies Verhältnis schon lange im Gange gewesen, hatte denn Louison auf Umwegen nach dem Herrn Sohne sich erkundigt, und Frau Grotius hatte lachend entgegnet: „Macht keine Umstände, Mademoiselle Louison, ich weiß recht gut, daß Ihr meinen Dietrich kennt und daß er Euch mehrmals besucht hat. Mein Dietrich sagt mir alles.“ — Louison war einen Moment lang

rot geworden, dann hatte sie auch gelacht. Und der „junge Held" war nun vielfach Mittelpunkt ihrer Unterhaltung geworden. Der Sieg bei Rheinfelden trieb also Louison jetzt sehr natürlich zu Frau Grotius hinauf. Sie mußte nicht nur Glück wünschen, sie mußte auch fragen, ob Nachricht da wäre und dem stürmischen Krieger nicht etwa ein Unfall begegnet wäre in der mörderischen Schlacht.

„Wir wissen noch nichts," antwortete Frau Grotius und forderte Louison auf, sich neben sie ans Fenster zu setzen, „noch gar nichts. Aber ich ängstige mich nicht: Dietrich ist neuerdings mehr und mehr staatsmännisch im Dienste des Herrn Herzogs, er wird von diesem nicht ins dichteste Mordgetümmel hineingeschickt werden."

Und nun ging sie auf das Thema über, welches ihr besonders am Herzen lag mit Louison. Sie hatte an und für sich eine starke Neigung, Proselyten zu machen für ihren evangelischen Glauben, und in betreff Louisons schien sie dafür noch einen aparten Grund zu haben. Die kluge Louison ging auch sehr bereitwillig ein auf dieses Thema. Sie gestand, daß sie schon mit Herrn Dietrich darüber gesprochen, und daß sie sich bei ihrem Beichtvater Rats erholt. Aber der Rat habe mehr gescholten als belehrt, und gerade Belehrung über die Unterscheidungspunkte der beiden Kirchen suchte sie. Dadurch sei das Gespräch mit der Frau Exzellenz so anziehend für sie.

„Laß doch die dumme Exzellenz," erwiderte Frau Grotius, „mir kommt ja der hochfahrende Titel gar nicht zu. Meinem Manne nur gehört er, und ich mag Eure römischen Übertreibungen gar nicht leiden. Ich nenn' dich mitunter ‚Du' und du nimmst mir das auch nicht übel."

Louison küßte ihr die Hand, und die Disputation begann. Louison hatte sich wirklich unterrichtet und konnte disputieren. Darüber sank der Tag und es wurde dunkel. Sie hatten sich vom Fenster entfernt und waren fast erschrocken, als Dietrich plötzlich vor ihnen stand. Er war eben angekommen mit Ja-

quette und dem Rohanschen Diener. Na, das war eine Freude und ein Fragen und ein Anordnen! Dietrich war so entzückt, Louison zu finden, daß es die Mutter fast übelgenommen hätte, wenn eine Mutter wie Frau Grotius was übelnehmen könnte von ihrem Sohne. Als der Vater gerufen und gekommen war, gingen die Fragen auf ernste Dinge über. Die Briefe an den König kamen zur Sprache. „Also Audienz begehren für dich und mich!" rief Papa, „aber der König ist nicht in Paris, er ist auf der Schnepfenjagd, wir werden ein paar Tage warten müssen!" „Dann ist noch ein Brief abzugeben hier nebenan bei der Lady Seymour", sagte Dietrich. „Die arme Frau", schaltete die Mutter ein, „leidet wunderlich an den Nachwehen ihrer Krankheit. Ich hab' sie kennen gelernt, wir können ihr morgen selbst den Brief bringen." „Er ist nicht an sie und soll an den Diener eines Herrn von Zierotin abgegeben werden." „Der ist schon lange fort!" „Einerlei! Er wird wohl seine Adresse hinterlassen haben. Jaquette, du kannst gleich den Brief hinübertragen!"

Vater und Mutter waren erbaut von dieser pünktlichen Sorgfalt des Sohnes, und die Mutter unterrichtete Jaquette genau über Haus und Dienerschaft der Lady. Sie war seit einiger Zeit täglich drüben gewesen; der gemeinschaftliche Hausarzt hatte Frau Grotius mit Lady Ludmilla bekannt gemacht, da die Lady bei allem Reichtum auffallend verlassen und einsam existiere und ihres Zustandes wegen recht sehr einer kundigen, weiblichen Hilfe bedürfe. Binnen zehn Minuten war Jaquette zurück. Der Diener des Herrn von Zierotin sei noch da und habe die Bestellung des Briefes sogleich übernommen. Am andern Morgen tat Vater Hugo die nötigen Schritte, um die Audienz beim Könige zu erlangen für sich und seinen Sohn. Am andern Morgen war auch Louison wieder da. Die im Kriege verschlissene und abgebrauchte Kleidung Dietrichs mußte erneuert werden, und Frau Grotius setzte keinen Schneider in Nahrung, sie machte alles selbst. Für diese Arbeit aber war

ihr Louison wünschenswert, denn sie gab bereitwillig zu, daß dies Pariser Kind feinen Geschmack habe und sich auf die Mode verstehe. Dietrich war natürlich derselben Meinung und fand das Maßnehmen von der Hand des noch viel hübscher gewordenen Mädchens ganz allerliebst. Am dritten Tage erst stiegen Vater und Sohn — letzterer zum ersten Male in seinem Leben elegant gekleidet — zu einer Kutsche hinab, welche gemietet worden war und welche die beiden Herren zum Louvre fahren sollte. Frau Grotius und Louison sahen ihr vom Fenster nach. Beide mit Genugtuung, Louison gestand sich, daß Dietrich doch in seinem Äußeren ungemein gewonnen habe, seit sie ihn zum ersten Male in dem mißlichen gelben Mantel gesehen. Sein Inneres hatte sie immer eigentümlich ansprechend gefunden. Er wußte so viel und war so gut! Und er hatte immer Gesichtspunkte, welche sie höchlich überraschten. — Frau Grotius aber bemerkte laut, daß Dietrich doch offenbar zu gut sei, um als Futter für Säbel, Pistolen und Musketen verbraucht zu werden, und daß er mit seinen erstaunlichen Kenntnissen und seiner so schön entwickelten Figur die Laufbahn eines Staatsmannes wieder aufnehmen müsse.

Louison war genau in allen Dingen. Sie fragte, scheinbar recht unbefangen, was wohl die Laufbahn eigentlich an Amt und Einkommen mit sich brächte. Und Frau Grotius entwickelte ihr das ausführlich. Sie beschrieb dabei recht offen, was die Familie an eigenem Vermögen besäße, und wie Dietrich auch nach Holland zurückkehren könnte, wenn ihm der schwedische Dienst nicht zusagte, oder wenn der Friede in Deutschland noch lange auf sich warten ließe und der Herzog von Weimar nicht an sein großes Ziel käme. Im Falle des endlichen Triumphes für Herzog Bernhard freilich würde Dietrich gewiß zu großer Stellung berufen. Kurz, anderthalb Stunden vergingen unter solchen Erwägungen so schnell, daß Frau Grotius und Louison überrascht waren, Vater und Sohn wieder eintreten zu sehen.

„Nun, wie ist die Audienz abgelaufen?“ rief die Mutter.

quette und dem Rohanschen Diener. Na, das war eine Freude und ein Fragen und ein Anordnen! Dietrich war so entzückt, Louison zu finden, daß es die Mutter fast übelgenommen hätte, wenn eine Mutter wie Frau Grotius was übelnehmen könnte von ihrem Sohne. Als der Vater gerufen und gekommen war, gingen die Fragen auf ernste Dinge über. Die Briefe an den König kamen zur Sprache. „Also Audienz begehren für dich und mich!" rief Papa, „aber der König ist nicht in Paris, er ist auf der Schnepfenjagd, wir werden ein paar Tage warten müssen!" „Dann ist noch ein Brief abzugeben hier nebenan bei der Lady Seymour", sagte Dietrich. „Die arme Frau", schaltete die Mutter ein, „leidet wunderlich an den Nachwehen ihrer Krankheit. Ich hab' sie kennen gelernt, wir können ihr morgen selbst den Brief bringen." „Er ist nicht an sie und soll an den Diener eines Herrn von Zierotin abgegeben werden." „Der ist schon lange fort!" „Einerlei! Er wird wohl seine Adresse hinterlassen haben. Jaquette, du kannst gleich den Brief hinübertragen!"

Vater und Mutter waren erbaut von dieser pünktlichen Sorgfalt des Sohnes, und die Mutter unterrichtete Jaquette genau über Haus und Dienerschaft der Lady. Sie war seit einiger Zeit täglich drüben gewesen; der gemeinschaftliche Hausarzt hatte Frau Grotius mit Lady Ludmilla bekannt gemacht, da die Lady bei allem Reichtum auffallend verlassen und einsam existiere und ihres Zustandes wegen recht sehr einer kundigen, weiblichen Hilfe bedürfe. Binnen zehn Minuten war Jaquette zurück. Der Diener des Herrn von Zierotin sei noch da und habe die Bestellung des Briefes sogleich übernommen. Am andern Morgen tat Vater Hugo die nötigen Schritte, um die Audienz beim Könige zu erlangen für sich und seinen Sohn. Am andern Morgen war auch Louison wieder da. Die im Kriege verschlissene und abgebrauchte Kleidung Dietrichs mußte erneuert werden, und Frau Grotius setzte keinen Schneider in Nahrung, sie machte alles selbst. Für diese Arbeit aber war

ihr Louison wünschenswert, denn sie gab bereitwillig zu, daß dies Pariser Kind feinen Geschmack habe und sich auf die Mode verstehe. Dietrich war natürlich derselben Meinung und fand das Maßnehmen von der Hand des noch viel hübscher gewordenen Mädchens ganz allerliebst. Am dritten Tage erst stiegen Vater und Sohn — letzterer zum ersten Male in seinem Leben elegant gekleidet — zu einer Kutsche hinab, welche gemietet worden war und welche die beiden Herren zum Louvre fahren sollte. Frau Grotius und Louison sahen ihr vom Fenster nach. Beide mit Genugtuung, Louison gestand sich, daß Dietrich doch in seinem Äußeren ungemein gewonnen habe, seit sie ihn zum ersten Male in dem mißlichen gelben Mantel gesehen. Sein Inneres hatte sie immer eigentümlich ansprechend gefunden. Er wußte so viel und war so gut! Und er hatte immer Gesichtspunkte, welche sie höchlich überraschten. — Frau Grotius aber bemerkte laut, daß Dietrich doch offenbar zu gut sei, um als Futter für Säbel, Pistolen und Musketen verbraucht zu werden, und daß er mit seinen erstaunlichen Kenntnissen und seiner so schön entwickelten Figur die Laufbahn eines Staatsmannes wieder aufnehmen müsse.

Louison war genau in allen Dingen. Sie fragte, scheinbar recht unbefangen, was wohl die Laufbahn eigentlich an Amt und Einkommen mit sich brächte. Und Frau Grotius entwickelte ihr das ausführlich. Sie beschrieb dabei recht offen, was die Familie an eigenem Vermögen besäße, und wie Dietrich auch nach Holland zurückkehren könnte, wenn ihm der schwedische Dienst nicht zusagte, oder wenn der Friede in Deutschland noch lange auf sich warten ließe und der Herzog von Weimar nicht an sein großes Ziel käme. Im Falle des endlichen Triumphes für Herzog Bernhard freilich würde Dietrich gewiß zu großer Stellung berufen. Kurz, anderthalb Stunden vergingen unter solchen Erwägungen so schnell, daß Frau Grotius und Louison überrascht waren, Vater und Sohn wieder eintreten zu sehen.

„Nun, wie ist die Audienz abgelaufen?“ rief die Mutter.

„„So, so!" antwortete Vater Hugo. „Gar nicht besonders!" rief Dietrich gegen seine Gewohnheit, die alles rosig anzusehen pflegte. „Wie denn das?" „Der König wußte den Tod Rohans schon," fuhr er fort, „und das ist unbegreiflich. Er erwies sich zäh in der Erbschaftsfrage." „Obwohl er auf meine Einrede zugab," sagte Vater Hugo, „daß der Besitzergreifung von seiten der Frau Herzogin nicht ein einziges rechtliches Titelchen im Wege stünde. Recht geschickt und galant hat er dem Herzoge Bernhard die Erledigung zugeschoben. ‚Es heißt ja,' sagte er, ‚daß der Herzog von Weimar in nächster Freundschaft steht mit den Rohanschen Damen. Er wird also gern etwas für sie tun. Ich wünsche dann, daß er mir von den Gefangenen den Jean le Wert hierher nach Paris sende. Das ist eine angenehme Satisfaktion für die Pariser, welche sich damals so sehr gefürchtet haben vor diesem Kriegsmanne. Ich lasse soeben durch einen Abgesandten, durch den Grafen von Gebriant, welchen der junge Graf von Turenne begleiten wird, um diese Sendung ersuchen. Ihr, Herr Gesandter, werdet mir eine Gefälligkeit erweisen, wenn Ihr Eurerseits Euren hoffnungsvollen Herrn Sohn unverzüglich wieder zum Herrn Herzoge von Weimar sendet, auf daß er ihm die Hersendung des Jean le Wert plausibel mache." „Du sollst gleich wieder fort?!" rief die Mutter. „Leider!" antwortete dieser, „und das tut Herzog Bernhard nicht! Den Wörth liefert er nicht aus." „Und doch muß es versucht werden," sagte der Vater, „denn erstens ist ein solcher Wunsch des Königs für uns wie ein Befehl, und ferner bemächtigen sich die habsüchtigen Minister trotz der sonnenklaren Rechtsansprüche der Frau Herzogin dieser Erbschaftsangelegenheit, wenn dem Könige nicht Genüge wird in der Kaprice für Jean le Wert."

---

Recht verstimmt ritt schon am nächsten Morgen Dietrich wieder aus Paris, begleitet von dem Rohanschen Diener. Jaquette war zurückgeblieben im Grootschen Hause. Der Weg

war damals so lang! Fast eine Woche brauchte man, wenn man die Pferde nicht wechseln konnte. Er ritt über Chaumont und Epinal nach den Vogesen zu, weil er dort französische Truppen vermuten durfte, welche ihm den Aufenthalt Bernhards bezeichnen konnten. Von ihnen erfuhr er, daß Rheinfelden kapituliert habe, daß Rötteln wie Freiburg erstürmt seien und Herzog Bernhard mit Verschanzung des Rheinpasses bei Neuenburg beschäftigt sei. Eines Abends kam er an den Brückenkopf, welcher auf dem linken Rheinufer gegenüber von Neuenburg angelegt war. Aneinandergelegte Schiffe zwischen Inseln bildeten Brücken hinüber. Er ritt langsam über die Brücken und Inseln. Die Sonne war schon untergegangen. Im Dunkeln ritt er in das befestigte Städtchen hinein. Man wies ihn nach rechts. Durch einen Torbogen kam er scheinbar wieder ins Freie. Innerhalb der Mauern und Gräben zog sich hier ein Parkraum mit großen Bäumen zum Rheine hinab. Links vom Eintretenden stand ein zweistöckiges Haus mit hohem Dache. Es war breit und tief, Stufen führten zum Erdgeschosse hinauf. In diesem Hause wohnte der Herzog. Rechts hinein ward Dietrich gewiesen. Durch ein geräumiges Vorzimmer trat er in einen gewölbten Saal. Ein großer, länglich runder Tisch stand in der Mitte. Links und geradeein waren Türen. Die geradeein, dem Eintretenden gegenüber, führte zum Herzoge, die letzte links zu seinem Leibdiener. Dietrich öffnete die letztere und fand Hoffmann bei zwei Kerzen beim Lesen eines Blattes beschäftigt. Hoffmann, der stets voll Weisheit war, erschien verstimmt. Der Herzog machte ihm Sorge und Ärger. „Warum?“ „Ach!“ stieß er hervor, „weil er von Jugend an nie auf guten Rat gehört! Da hat ihn Doktor Blandini tags vor der Abreise von den Rohans gewarnt, hat ihm gesagt, daß er nicht wohl sei und was nehmen solle. Der Herzog hat darüber gespottet. Und kaum ist er eine Stunde auf der Reise, da geht's los. Er gerät in eine Aufregung ohnegleichen, er spornt sein Pferd und reitet, bis es stürzt. Er muß aufgehoben werden

und ist wie gelähmt. Man bringt ihn in ein Haus. Dort wird ihm auf sein Verlangen Milch gereicht. Die tut ihm gut. Nach einigen Stunden kann er weiter. In Rheinfelden ruht er ein paar Tage, aber er hat einen Knacks weg, den er nicht verwinden kann. Das ist nun freilich gegen seine Natur, die immer von Eisen war, und nun ist er reizbar und krittlig, daß man's kaum aushält um ihn. Die Fliege an der Wand würde ihn ärgern, wenn's jetzt im Frühjahr schon Fliegen gäbe. Nur ein Gutes ist dabei, er ist nun endlich zur Erkenntnis gekommen, daß ein gescheiter Doktor was bedeute. Weil ihm Doktor Blandini den Zustand vorausgesagt, da ist ihm der Glaube endlich in die Hand gekommen; jetzt will er geschwind durch des Doktors Hilfe gesund werden und schickt Boten über Boten nach Luzern, wo Blandini verweilt. Er soll kommen, kommen und bleiben! Hätt' er's nur früher eingesehen!"

„Und der Doktor kommt nicht?" „Noch ist er nicht da. Diesen Zettel hat er geschickt. Er beschreibt die Diät und alle Verhaltungsmaßregeln. An mich ist er natürlich gerichtet, denn wenn ich nicht aufpasse, der Herzog hat keinen Verstand und keine Geduld für so was. Dazu der Ärger mit dem welschen Herzog! Und dazu ist unser Herzog auch selber schuld. Warum hat er den Racker nicht nach Hohentwiel geschickt, wie er anfangs wollte! Da wär's nicht passiert." „Was denn? Und welcher Herzog?" „Na, der Savelli, der kaiserliche Generalissimus. Entwischt ist er aus Lauffenburg." „Ah?" „Freilich! Sein Ehrenwort hat er gebrochen. Auf sein Ehrenwort, daß er nicht entweichen wollte, hatte er die Erlaubnis bekommen, frei in der Stadt umherzugehen. Und die Erlaubnis hat er dazu benützt, mit Hilfe eines Mönchs, eines Bürgers und eines Frauenzimmers über die Stadtmauer zu klettern und davonzulaufen. Der Herzog war von einer Wut! So hab' ich ihn noch gar nicht gesehen; er ist eben krankhaft. Alle drei, den Mönch, den Bürger und das Frauenzimmer hat er auf der Stelle aufhängen lassen." „Oh!" „Und was noch unange-

nehmer ist: der artige und geschickte Herr von Mitzlau ist dabei mit in die Patsche gekommen. Er hatte mit gutgestanden für den Savelli. Wer kann denn auch von einem Kavalier solche Niederträchtigkeit vorhersehen! Er hat eben nicht bedacht, daß diese welschen Herzöge keine ordentlichen Herzöge sind. Und die Herren Obersten Rosen und Taupadell, die haben gehetzt, sie sind dem Herrn von Mitzlau nicht grün. Glücklicherweise stand er gut beim Herzoge von Paris her wegen des verstorbenen Herzogs von Rohan, den er damals gerettet. So hat's der Herzog fallen lassen; aber geschadet hat's dem Mitzlau doch — kurz, es geht bei uns jetzt vieles schief und schräg, obwohl der Krieg besser marschiert als je. — Ja so, Ihr wollt den Herzog sprechen. Da muß ich nachfragen und melden. 's ist nicht mehr wie sonst. Überraschungen mag er nicht mehr, er ist eben empfindlicher und schreckhafter. Er, der früher das Erschrecken gar nicht kannte! Der Erlach ist drin, den er als Gefangenen in Rheinfelden gefunden und befreit hat. Wartet nur hier, ich gehe schon."

Eine Minute später stand Dietrich in einem großen Eckzimmer, welches auf den Park und Rhein hinabsah, vor dem Herzoge. Bernhard lag auf einem Ruhebett, und Dietrich entdeckte erst nach und nach, daß sein Antlitz blaß und verstört war. Das Licht der Kerzen war durch Schirme verdeckt und gewährte nur eine unsichere Beleuchtung. Erlach stand in einiger Entfernung neben einem Tische, auf welchem ein großer Festungsplan — wahrscheinlich von Breisach — ausgebreitet lag. Dietrich mußte erzählen. Als er zu des Königs von Frankreich Forderung kam, den Johann von Wörth nach Paris zu senden, fuhr der Herzog auf. „Warum nicht gar!" stieß er undeutlich zwischen den Zähnen hervor. Als Dietrich geendigt hatte, sagte der Herzog unmutig: „Das sind Finten, an die ich mich nicht kehre. Und den tapferen Kerl, den Wörth, geb' ich ihrem Gespötte nicht preis!"

„An das Gespött glaub' ich nicht," sagte langsamen Tones

Erlach, „denn sie respektieren die Tapferkeit. Übrigens habt Ihr, fürstliche Gnaden, bis jetzt alles mögliche getan für diesen Wörth, der Euch doch sein lebelang Schaden genug angerichtet. Ihr laßt ihn in Benfeld behandeln wie er's nur wünschen kann, Ihr habt ihm sogar erlaubt, seinen Offizier nach München und Wien zu schicken, damit die Darstellung über die Rheinfelder Niederlage und die wahrscheinliche Verleumdung durch den Savelli nicht ohne Gegenrede bleibe. Das ist doch wahrhaftig mehr, als solch ein roher, papistischer Soldat von Euch erwarten durfte. Ich würde an Eurer Stelle keine weiteren Umstände mit ihm machen." „Ihr nicht, aber ich. Es widerstrebt mir, die Franzosen mit ihm prahlen zu lassen." „Nun, dann bezahlt Ihr den Gefangenen wahrhaftig teurer, als er's wert ist. Denn aus der Schilderung dieses Herrn Groot geht ja deutlich hervor, daß man die Frau Herzogin von Rohan nicht ihr Erbe antreten läßt, bis Ihr dem Könige den Wörth bewilligt habt. Das ist doch ein Handel, der wenig Sinn hat, wenn Ihr, wie ich voraussetze, der herzoglich Rohanschen Familie in wahrer Freundschaft zugetan seid."

Bernhard schwieg eine Weile und sagte dann kurz zu Dietrich: „Auf morgen!" Am andern Morgen stand Dietrich in dem gewölbten Saale und erwartete, zum Herzoge hineinberufen zu werden. Die Sonne schien warm auf die großen Bäume, welche bis zum Rheine hinab anmutige Gruppen bildeten. Weiße Schäfchen und grüne Knospen rundeten sich schon farbig ab in der hellen Luft, und der Rheinstrom glitzerte im Strahl der Morgensonne malerisch herauf. Außen hatte Dietrich überhaupt alles gar erfreulich gefunden in Neuenburg. Die Verstärkung des festen Platzes wurde von den Truppen mit Lustigkeit betrieben, und Fuhrwerk auf Fuhrwerk ging vorüber mit Belagerungsmaterial beladen. Es war für Breisach bestimmt, welches bereits umschlossen wurde vom Weimarischen Heere. Eine sogenannte niederländische Belagerung sollte stattfinden. Das heißt, eine weite Festung sollte um die Festung

Breisach gezogen werden auf beiden Seiten des Rheins und auf dem Rheine selbst im Norden und Süden vermittelst der Inseln. Der Hunger sollte Breisach bezwingen. Zeit hatte man vor sich; niemand wußte etwas von einem kaiserlichen Heere. Hier innen aber, im Hause des Herzogs fand Dietrich alles düster. Zustand und Stimmung Bernhards warf tiefe Schatten. Leibdiener Hoffmann ging durch den Saal und sagte im Vorübergehen: „Der Herzog wird Euch schwerlich sehen, er hat eine schlaflose Nacht gehabt. Oberst Erlach wird Euch wohl abfertigen. Der tut jetzt alles. Die Generale und Obersten sind alle im Felde, und Leder ist zur persönlichen Abholung des Doktor Blandini nach der Schweiz gesendet. Glücklicherweise mit Erfolg. Es ist eben ein Brief von ihm gekommen: in einigen Tagen hofft er mit dem Doktor hier einzutreffen. — Da kommt Oberst Erlach!"

Erlach kam wirklich, um ihn abzufertigen und ihm Briefe einzuhändigen. Den einen an den König von Frankreich, den andern an den Kommandanten von Benfeld. „Der letztere", sagte er, „wird den Jean le Wert nach Paris senden." „Herzog Bernhard hat das bewilligt?!" „Und Ihr werdet wohltun, Euch dem Gefolge anzuschließen, damit Ihr gleichzeitig mit dem Gefangenen in Paris eintrefft und unter dem ersten günstigen Eindruck die Bezahlung vom Könige eintreibt, welche der Herzog erwartet für diese Überlassung Jean le Werts, die Freigebung der Rohanschen Erbschaft. Der Herzog läßt Euren Herrn Vater bitten, mit Euch zum Könige zu gehen und dies so eilig wie kräftig durchzusetzen. Gute Verrichtung!"

Betroffen verließ Dietrich Neuenburg, nachdem er den Rohanschen Diener mit kurzer Nachricht an die Frau Herzogin in die Schweiz gesendet. Über den Rhein zurück und an diesem abwärts reitend, kam er am folgenden Tage nach Benfeld und gab das Schreiben ab an den Kommandanten. Dieser schüttelte trübselig den Kopf und sagte: „Wörth wird außer sich sein!" Allerdings war er das. „Wenn Ihr mich nicht bindet und auf

den Wagen schleppt, bringt Ihr mich nicht fort!" schrie er. Der Kommandant hatte eine kleine Beruhigung für ihn: er zeigte ihm den herzoglichen Brief aus Neuenburg. Am Schlusse desselben stand von Bernhards eigener Hand geschrieben: „Wörth bleibt auch in Frankreich mein Gefangener, und ich werde alles aufbieten, ihn gegen den Grafen Horn auszuwechseln, welcher seit Nördlingen in Gefangenschaft sitzt." Das tröstete Wörth einigermaßen, aber nur einigermaßen. Erst — wunderlich genug! — erst als sie über die französische Grenze kamen, wurde dem so tief gedemütigten Kriegsmanne besser zumute. Zu Marsal nämlich, der ersten französischen Stadt, begrüßte ihn Bürgermeister und Rat am Tore in feierlichster Weise und bewirtete ihn sodann aufs glänzendste. Wörth sah erstaunt und fragend auf Enkevort, der die Reise mit ihm machte. Sie wußten anfangs beide nicht, was das bedeutete. In Nancy wiederholte sich's, und auch die Volksmassen begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. In Bar, in Vitry, in Chalons, in Epernay, in Chateau-Thierry, in la Fere desgleichen — der Transport zwischen siebenhundert Musketieren wurde ein Triumphzug für die beiden Gefangenen. Der König hatte es befohlen, und die Bevölkerung hatte diesen Zug ritterlicher Galanterie verstanden. Im Gehölz von Vincennes, dessen festes Schloß für Wörth zum Aufenthalt bestimmt war, trennte sich Dietrich und ritt in die Stadt hinein. Vater und Mutter hörten seinen Bericht mit Staunen an, und nicht ohne Betrübnis.

„Das ist nicht gut!" sagte kopfschüttelnd Frau Grotius, „diese Krankheit Bernhards, eines bisher so gesunden Mannes, die hat etwas Rätselhaftes, etwas Unheimliches. Und diese Auslieferung Wörths gefällt mir gar nicht. 's ist doch sein Landsmann!" „Bernhard ist gewiß unschuldig daran," rief Dietrich, „er wollte durchaus nicht. Aber er ist offenbar tief krank, und der Erlach hat's dem geschwächten Herzoge abgerungen." „Und diese Aufnahme", sprach Hugo Grotius, „nützt

den Franzosen über alle Maßen. Sie ist neu und einzig. Ganz Europa wird diese edle Courtoisie bewundern; sie wird Einfluß haben aufs Völkerrecht." „Es ist ein großes Beispiel." „Eilt nur wenigstens in den Louvre, damit Ihr beim ersten Rausche einkassiert, was dafür bezahlt worden ist, die Freigebung der Rohanschen Erbschaft!" sagte Frau Grotius.

Das geschah denn auch sogleich, nachdem sich Dietrich umgekleidet. Diesmal kam er ja amtlich mit einem Schreiben des Herzogs von Weimar an den König, diesmal bedurfte es nicht des weitläufigen Nachsuchens um eine Audienz. Binnen einer Stunde waren Vater und Sohn zurück und berichteten, daß alles gelungen wäre. Der König war entzückt gewesen über Dietrichs Expedition, hatte ihn seiner Gnade versichert und hatte auf der Stelle formellen Befehl gegeben, die Frau Herzogin von Rohan in all ihre Erbschaftsrechte ohne die geringste Behinderung eintreten zu lassen. Die Familie Groot saß den Abend beisammen in ernsten Gesprächen. Dietrichs Laufbahn wurde in erster Reihe besprochen. Die Kriegsbahn weiter zu verfolgen, war allen dreien nicht wünschenswert. Am wenigsten jetzt, da der persönliche Protektor Herzog Bernhard so bedenklich ausspannte. Ein amtlicher Eintritt in die Gesandtschaft war jetzt angezeigt, da Königin Christine und Kanzler Oxenstierna in Stockholm die öffentlichen, besonders gnädigen Äußerungen für Dietrich van Groot höchlich beachten und dessen Anstellung sogar wünschen würden. Als man darüber einig war, kam Frau Grotius wieder auf die unheimliche Krankheit des Herzogs Bernhard zurück und äußerte so gewiß halblaut vor sich hin: „Es geht mir da, seit Ihr von hier nach dem Louvre gegangen, immerfort etwas im Kopfe herum!"

„Was denn?" fragten Vater und Sohn. „Die Lady Seymour hier neben uns. Sie hat auch so eine rätselhafte Krankheit gehabt und ihre Genesung ist auch so rätselhaft unvollständig. Ihr wißt, daß eine Kammerfrau von ihr damals in unser Haus stürzte und uns als Nachbarsleute in Anspruch

den Wagen schleppt, bringt Ihr mich nicht fort!" schrie er. Der Kommandant hatte eine kleine Beruhigung für ihn: er zeigte ihm den herzoglichen Brief aus Neuenburg. Am Schlusse desselben stand von Bernhards eigener Hand geschrieben: „Wörth bleibt auch in Frankreich m e i n Gefangener, und ich werde alles aufbieten, ihn gegen den Grafen Horn auszuwechseln, welcher seit Nördlingen in Gefangenschaft sitzt." Das tröstete Wörth einigermaßen, aber nur einigermaßen. Erst — wunderlich genug! — erst als sie über die französische Grenze kamen, wurde dem so tief gedemütigten Kriegsmanne besser zumute. Zu Marsal nämlich, der ersten französischen Stadt, begrüßte ihn Bürgermeister und Rat am Tore in feierlichster Weise und bewirtete ihn sodann aufs glänzendste. Wörth sah erstaunt und fragend auf Enkevort, der die Reise mit ihm machte. Sie wußten anfangs beide nicht, was das bedeutete. In Nancy wiederholte sich's, und auch die Volksmassen begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. In Bar, in Vitry, in Chalons, in Epernay, in Chateau-Thierry, in la Fere desgleichen — der Transport zwischen siebenhundert Musketieren wurde ein Triumphzug für die beiden Gefangenen. Der König hatte es befohlen, und die Bevölkerung hatte diesen Zug ritterlicher Galanterie verstanden. Im Gehölz von Vincennes, dessen festes Schloß für Wörth zum Aufenthalt bestimmt war, trennte sich Dietrich und ritt in die Stadt hinein. Vater und Mutter hörten seinen Bericht mit Staunen an, und nicht ohne Betrübnis.

„Das ist nicht gut!" sagte kopfschüttelnd Frau Grotius, „diese Krankheit Bernhards, eines bisher so gesunden Mannes, die hat etwas Rätselhaftes, etwas Unheimliches. Und diese Auslieferung Wörths gefällt mir gar nicht. 's ist doch sein Landsmann!" „Bernhard ist gewiß unschuldig daran," rief Dietrich, „er wollte durchaus nicht. Aber er ist offenbar tief krank, und der Erlach hat's dem geschwächten Herzoge abgerungen." „Und diese Aufnahme", sprach Hugo Grotius, „nützt

den Franzosen über alle Maßen. Sie ist neu und einzig. Ganz Europa wird diese edle Courtoisie bewundern; sie wird Einfluß haben aufs Völkerrecht." „Es ist ein großes Beispiel." „Eilt nur wenigstens in den Louvre, damit Ihr beim ersten Rausche einkassiert, was dafür bezahlt worden ist, die Freigebung der Rohanschen Erbschaft!" sagte Frau Grotius.

Das geschah denn auch sogleich, nachdem sich Dietrich umgekleidet. Diesmal kam er ja amtlich mit einem Schreiben des Herzogs von Weimar an den König, diesmal bedurfte es nicht des weitläufigen Nachsuchens um eine Audienz. Binnen einer Stunde waren Vater und Sohn zurück und berichteten, daß alles gelungen wäre. Der König war entzückt gewesen über Dietrichs Expedition, hatte ihn seiner Gnade versichert und hatte auf der Stelle formellen Befehl gegeben, die Frau Herzogin von Rohan in all ihre Erbschaftsrechte ohne die geringste Behinderung eintreten zu lassen. Die Familie Groot saß den Abend beisammen in ernsten Gesprächen. Dietrichs Laufbahn wurde in erster Reihe besprochen. Die Kriegsbahn weiter zu verfolgen, war allen dreien nicht wünschenswert. Am wenigsten jetzt, da der persönliche Protektor Herzog Bernhard so bedenklich ausspannte. Ein amtlicher Eintritt in die Gesandtschaft war jetzt angezeigt, da Königin Christine und Kanzler Oxenstierna in Stockholm die öffentlichen, besonders gnädigen Äußerungen für Dietrich van Groot höchlich beachten und dessen Anstellung sogar wünschen würden. Als man darüber einig war, kam Frau Grotius wieder auf die unheimliche Krankheit des Herzogs Bernhard zurück und äußerte so gewiß halblaut vor sich hin: „Es geht mir da, seit Ihr von hier nach dem Louvre gegangen, immerfort etwas im Kopfe herum!"

„Was denn?" fragten Vater und Sohn. „Die Lady Seymour hier neben uns. Sie hat auch so eine rätselhafte Krankheit gehabt und ihre Genesung ist auch so rätselhaft unvollständig. Ihr wißt, daß eine Kammerfrau von ihr damals in unser Haus stürzte und uns als Nachbarsleute in Anspruch

nahm. Der Arzt ihrer todkranken Herrin sei fortgereist, die Lady sei ohne ärztliche Pflege, und wir möchten ihr doch einen Arzt nennen, den sie rufen könnte. Das taten wir natürlich, und bei dieser Gelegenheit kam ich hinüber; man will doch christlich helfen, wo man kann. Da hat mir denn beim Wieder- und Wiederkommen — denn die Krankheit wich nicht und wich nicht — diese Kammerfrau des langen und breiten erzählt von den Verhältnissen ihrer Herrin. Und von alledem ist mir heute einiges so gar kurios vor den Sinn getreten. Zum Beispiele: sie ist persönlich und — wie's scheint — genau bekannt mit dem Herzoge Bernhard. Er ist am Tage vor seiner letzten Abreise drüben bei ihr gewesen, und sie ist zum ersten Male krank geworden, nachdem er fortgegangen ist. Dann hat der Arzt, welcher sie so schnöde verlassen hat, ebenfalls einen italienischen Namen gehabt wie der, welchen du, Dietrich — ist der Doktor, welchen du beim sterbenden Rohan gefunden und welchen man jetzt wieder in Neuenburg erwartet — 's ist ja doch derselbe —?" „Derselbe. Er heißt Blandini." „Blandini? Mir ist's gerade so, als ob die Kammerfrau denselben Namen genannt hätte. Man muß sie fragen. Ich kann mir nicht helfen, aber mich quält ein Verdacht." „Was für einer?" „Als ob es zwischen diesen Krankheiten einen geheimen Zusammenhang gäbe, und als ob diese Krankheiten von dem Doktor —" „Nun?" „Angelegt wären." „Angelegt?" „Ich weiß noch kein rechtes Wort dafür. 's ist eben nur wie eine Ahnung, welche mich peinigt. Aber ich möchte auf den Grund kommen. Die Lady will ohnehin dich kennen lernen, Dietrich. Ich hab' ihr von dir erzählt, und daß wir dich erwarten. Nichts Näheres, nur so im allgemeinen. Das Gespräch mit ihr ist gar kurios, und man muß vorsichtig sein. Manchmal schreit sie plötzlich laut auf, wenn man einen Namen nennt. Sie hat nämlich in dem langen Nervenfieber ihr Gedächtnis verloren gehabt, und das ist wunderlich langsam wiedergekommen und nicht ganz. Jetzt weiß sie alles wieder, was sie erlebt hat bis

vor zwei Jahren. Die letzten zwei Jahre fehlen ihrem Gedächtnisse immer noch, wenigstens im Zusammenhange. Einzelnes weiß sie wieder, weil sie durch einzelne Namen daran erinnert worden ist."

Jetzt erinnerte sich aber die sorgsame Hausfrau, daß es spät am Abend wäre und daß die Herren Groot zu Bette müßten. Dietrich habe auch morgen beizeiten das glückliche Ergebnis seiner Sendung an die Frau Herzogin von Rohan zu schreiben. Ihr Verdacht gegen den Doktor Blandini solle nicht vergessen werden! — Wenn sie nur Wort hielt die verständige Frau! Es konnte ja wirklich auf diesem Wege eine Hilfe für den gefährdeten Herzog Bernhard in Bewegung gesetzt werden. Frau Grotius hielt immer Wort. Sich und andern. Am anderen Morgen begegnete sie Louison auf dem Markte und teilte ihr mit, daß Dietrich wieder da sei, daß er eine Millionenerbschaft mit bemerkenswerter Geschicklichkeit in Sicherheit gebracht habe, und daß sie ihn heute der Lady Seymour vorstellen werde. Louison erinnerte in bescheidener Form daran, daß die Frau Ambassadrice früher einmal die Absicht geäußert habe, auch sie, Louison nämlich, mit der Lady bekannt zu machen, damit sie, Louison, den Umgangston mit vornehmen Damen kennen lerne.

„Ganz richtig!" erwiderte Frau Grotius, „komm' also um drei zu uns. Die Lady speist erst um zwei. Komme sauber! Ich nehme dich mit. Man kann nicht wissen, ob es dir nicht einmal nötig wird, viel und oft in hohen Gesellschaftskreisen zu verkehren." „Mir? Ach, wie sollte das zugehen!" erwiderte Louison mit lächelnder Koketterie.

Frau Grotius gab ihr einen leichten Backenstreich und sagte fortgehend: „Wenn man den evangelischen Katechismus ordentlich versteht und ehrlich glaubt und von der Vielgötterei lassen kann, dann ist vor Gott alles möglich."

„Vielgötterei? Was ist denn viel? Ihr habt ja auch drei in Eurer Dreieinigkeit!" „Das ist nicht wahr! Einig-

keit heißt hier Einheit. Die Drei sind Eins. Das Eine hat nur drei Gesichter." „Wie Herr Dietrich das indische Bild zeichnet und Brahma, Wischnu und Schiwa nennt! Wie?" „Mach', daß du fortkommst! Es schickt sich nicht für einen Gelbschnabel, der jetzt eigentlich im Glauben nirgendhin gehört, leichtfertig einem Gelehrten nachzusprechen, was sie nur halb verstanden hat. Und noch dazu auf dem Fischmarkte. Also Punkt drei Viertel auf drei!"

Louison stellte sich pünktlich ein. Und zwar sehr passend angezogen. Bürgerlich, aber mit einer feinen vornehmen Nuance in den Stoffen. Ihr Vater war sehr wohlbabend, und sie war das einzige Kind. Dietrich fand sie außerordentlich reizend und fand es auch sehr schicklich von seiner Mutter, daß sie erst drüben anfragen wollte, ob der Lady die Vorstellung der jungen Leute genehm wäre. Denn dadurch wurde er eine Zeitlang allein gelassen mit Louison. Er hatte ihr soviel zu sagen und hoffte, sie würde ihm noch mehr sagen. Trotz aller Weitläufigkeit war er ihr gegenüber immer noch befangen, wenn er von Gefühl und Liebe sprechen wollte, und machte immer den stillen Anspruch, sie müsse mehr als den halben Weg entgegenkommen. Besonders heute schien es ihm auch, als ob Louison dazu angetan wäre. Sie war so gewiß gerührt. Die Einführung in die vornehme Welt war allerdings ein Ereignis in ihrem Leben, und sie war recht ehrgeizig.

Frau Grotius ging. Nicht die Stiege hinab, sondern durch das anstoßende Zimmer nach dem Raume, welchen der Herzog von Rohan damals bewohnt hatte. In der langen Krankheit der Lady nämlich hatte die Kammerfrau die verkleidete Tür öffnen lassen, damit die Frau Gesandtin bequem und täglich kommen und die Krankenpflege leiten könnte, und Lady Ludmilla hatte seit ihrer Genesung das höchlich gebilligt und fortbestehen lassen, weil ihr der tägliche Verkehr mit der verständigen Frau Grotius angenehm war. Sie lebte ganz einsam. Norbert von Zierotin war seit ihrer Erkrankung verschwunden.

Nur ein Diener der Lady, welchen er gut besoldete, war in einigem Verkehr mit ihm geblieben. Dieser hatte auch den letzten Brief Blandinis an Desnoyers besorgt. Desnoyers selbst hatte das Haus mit keinem Schritte mehr betreten. Krankheit liebte er nicht.

Ludmilla saß in ihrem großen Salon, dessen Fenster offen standen und die frische Frühlingsluft einließen. Sie blickte gedankenvoll hinaus auf die grünen Knospen der Bäume, welche die place royale so anmutig machten. Frau Grotius war ihr willkommen, und sie erklärte sich sehr bereit, die jungen Leute zu empfangen. „Abgesehen davon," sagte sie mit einem melancholischen Lächeln, „daß Euer Sohn dabei ist, bringt mir jede neue Bekanntschaft an und für sich schon Vorteil. Es kommen neue Gegenstände in Rede, und mein unglückliches Gedächtnis ergänzt sich. Alles muß ja neu genannt werden vor mir, damit ich es wieder gewinne. Denkt nur, heut sagt mir meine Kammerfrau, daß wir dem Verhungern nahegekommen sind, weil ich den Rentmeister meiner Güter in England vergessen und ihm keinen Befehl geschickt habe, Geld an mich zu senden. Glücklicherweise wußte ein alter englischer Reitknecht, der in meinem Stalle dient, Namen und Adresse. Es ist doch ein peinlicher Überrest meiner Krankheit!" Frau Grotius tröstete und holte nun Dietrich und Louison. Dietrich war ganz erschrocken, als er Ludmillas ansichtig wurde. Er erkannte sie gar nicht. Die schöne Frau hatte vor zwei Jahren seine sinnliche Phantasie beschäftigt — und jetzt saß ein ganz anderes Frauenbild vor ihm. Interessant wohl, aber ohne jeglichen Frauenreiz. Ihr reiches dunkles Haar war verschwunden. Kurze, graue Löckchen waren an seiner Stelle. Das Gesicht war mager, und das Auge, ohne Glanz, erschreckte zuweilen durch seinen falschen Blick, welcher in der Jugend so verführerisch gelockt hatte. Sie bat Dietrich um Erzählung seiner Schicksale. Da sie den Krieg beträfen, so würden sie sehr lehrreich sein für sie, weil sie in völliger Unkunde der letzten Zeit

verblieben wäre. Dietrich erzählte. Ein Ach und Oh um das andere unterbrach ihn von der Lady. Fortwährend wurden Erinnerungen in ihr geweckt. Es war, als ob das menschliche Hirn aus lauter Zellen bestünde, die geöffnet und geschlossen werden könnten, als ob jede Zelle eine Abteilung für gewisse Notizen wäre, und in Ludmillens Gehirn ganze Reihen dieser Zellen jetzt erst wieder geöffnet wurden dadurch, daß man gewisse Namen und Begriffe vor ihr aussprach. Der Name des Herzogs Bernhard besonders und dessen, was mit ihm und um ihn vorgegangen, schien eine ganze Reihe von Zellen zu eröffnen.

Dietrich war bis zu seiner Reise nach Lenzburg gekommen und zur eigentümlichen Krankheit des Herzogs von Rohan, welche ein italienischer Arzt erstaunlich genau erkannt und berechnet habe, derselbe Arzt, welcher dem Herzoge Bernhard vorhergesagt, daß ihn ein krankhafter Zustand überfallen werde. Dieser Arzt, Doktor Blandini geheißen —

„Blandini!" schrie Ludmilla, und sprang in die Höhe, „Blandini! Mein Gott, mein Gott! Blandini, Norbert, Desnoyers — hier, hier, drüben im Schlafzimmer, die Nacht — das Ende! — Verzeiht! Verzeiht! Laßt mich nur einige Momente lang — ja, ja, alles, alles steht nun wieder vor mir! In dieser Angst bin ich hingefallen — mein ganzes Leben grinste mich an wie ein Gespenst."

Sie ging im Zimmer umher eine lange Weile. Dann schien Fassung über sie zu kommen; sie setzte sich nieder und bat um die Weitererzählung. Diese übernahm Frau Grotius. Ihr Verdacht war bestätigt, und sie erzählte auf die Hauptpunkte los, auch die rätselhafte Erkrankung Bernhards, welche Blandini vorausgesagt — „wie konnt' er das? Durch bloße Wissenschaft? Schwerlich. Die Herzogin von Rohan hat diese Voraussage des Doktors ängstlich in Gegenwart meines Sohnes dem Reitknechte des Herzogs mitgeteilt, damit er unterwegs sorgsam achthabe auf seinen Herrn, und sie hat tief erschrocken

ausgerufen: ‚Der Doktor Blandini steht mit Geistern im Bunde.‘ Ich frage nur, mit was für Geistern? Wie gute Geister kommen sie mir nicht vor, und ich habe mit Schrecken gehört, daß er jetzt wieder in Neuenburg beim kranken Herzoge erwartet wird, dieser gespenstige Doktor Blandini.“

„Nein, nein, das sind böse Geister,“ rief Ludmilla, „ich weiß jetzt alles wieder. Nach Neuenburg! Vielleicht können wir den Herzog noch erretten! Wollt Ihr mich begleiten, junger Freund?“ „Gewiß!“ riefen Dietrich und Frau Grotius mit einer Stimme.

## V.

Am Tage der Abreise Ludmillens und Dietrichs von Paris war Blandini mit Medardo in Neuenburg eingetroffen. Kanzler Leder von Rehlingen war stolz darauf, den Wunderdoktor endlich zur Reise bewogen zu haben. Blandini hatte diesmal sich nicht bitten lassen, um als gebetener Gast zu erscheinen. Er kam wirklich sehr ungern. Medardo hatte seinen ganzen Operationsplan verdorben. Dieser Plan war darauf hinausgegangen, mit der kleinsten Dosis Gift anzufangen und nur langsam zu größeren Dosen aufzusteigen. Indem er die erste leichte Vergiftung in ihren Folgen vorhersagte, steigerte er Bernhards Vertrauen in seine Kunst. Ebenso wollte er bei den folgenden stärkeren Dosen und Anfällen verfahren. Dann konnte er immer wieder bis auf einen gewissen Grad heilen und doch den Körper allmählich zerstören. Mußte dann der Tod herbeigeführt werden, so erschien er als Folge langer Krankheit, und es entstand kein Verdacht. Diesen Weg hatte Medardo übersprungen. Blandini hatte an jenem Morgen im Rohanschen Sterbehause noch zu Bett gelegen, als Medardo hinaus zum Wassertroge mußte, wo der Diener Bernhards mit dem Becher zu erwarten stand. Medardo war ja schon in Lenzburg unterrichtet worden, daß mit den Fläschchen stufenweise

vorgegangen werden, daß zuerst Nummer Eins genommen werden sollte. Blandini also hatte ihm an jenem grauenden Morgen das Fläschchen nicht selbst eingehändigt; Medardo hatte es selbst genommen. Und er hatte nicht Nummer Eins, er hatte Nummer Drei genommen, also die stärkste Dosis. Hatte er dies absichtlich getan? Allerdings war er verhältnismäßig sichergestellt, wenn der Herzog einsam auf der Reise erkrankte. Oder hatte er es in blöder Bestürzung getan, da seine Geisteskräfte wirklich in bedenklicher Weise abnahmen?

Blandini wußte das selbst nicht. Er wurde es erst gewahr, als der Herzog sich schon entfernt hatte. Betroffen eilte er in der nächsten Stunde nach Luzern. Erst als Leder kam, um ihn abzuholen, wurde es ihm deutlich, daß auch die stärkere Dosis die Meinung des Herzogs erzeugt hatte: „Blandini hat das vorhergesagt!" Und ebenso deutlich wurde es ihm aus dem Betragen des ehrlichen, harmlosen Leder, daß keine Spur von Verdacht vorhanden wäre, und daß der Herzog aufrichtig des helfenden Arztes zu bedürfen glaubte. Nun war er mit verändertem Plane nach Neuenburg gekommen. Er wollte nun rasch operieren. Neben dem Kanzler wurde ihm eine geräumige Wohnung im ersten Stock angewiesen. Dann ging er hinab zum Herzoge, welcher ihn ungeduldig erwartete. Bernhard empfing ihn warm und herzlich. Sein Vertrauen in die Wissenschaft des Doktors war jetzt außerordentlich. Blandini fand, daß die Natur des Herzogs dem Gifte energischen Widerstand geleistet und es eigentlich schon ganz ausgeworfen hatte. — „In einer Woche", sagte er, „sollen Hoheit ganz hergestellt sein. Aber der Puls hat noch jenes verhängnisvolle Etwas, welchem schwer beizukommen ist. Auf einen Rückfall müssen wir gefaßt sein, und er kann heftig werden. Diät und Verhütung jeglicher Leidenschaftlichkeit müssen uns helfen."

Bernhard, weil er nie krank gewesen, erwies sich aber nun als ein geradezu leidenschaftlicher Patient. Um jeden Preis sollte der Krankheitsstoff herausgeschleudert werden!

Er hätte selbst Gift genommen, wenn Blandini ein solches als Heilmittel, ob auch als gefährliches Heilmittel angeraten hätte. Und eben weil er nie auf Ärzte etwas gegeben hatte, gab sich jetzt Bernhard diesem Arzte, welchem er unrecht getan und dessen er nun dringend bedurfte, rücksichtslos hin. Blandini vertilgte wirklich in sechs Tagen die letzten Spuren der Vergiftung. Frei von jeglichem Nachweh konnte Bernhard am siebenten Tage zu Pferde steigen, um die Festungsbauten diesseits und jenseits des Rheins zu besichtigen. Er sah blaß aus, aber das Auge war wieder natürlich belebt. Er ließ dem trefflichen Doktor eine große Summe auszahlen.

Leder brachte sie ihm. Blandini nahm keine Notiz davon. Er saß vor seinem Arbeitstische, welcher mit Pflanzen, Mineralien, Flaschen und Pfannen bedeckt war, und bereitete die entscheidende Dosis. Leder wollte zuschauen und sich unterrichten. Blandini hatte nichts dagegen und erklärte ihm, daß er einen starken Trank für den Herzog bereite, der genommen werden sollte, wenn ein Rückfall einträte. Leder nahm unbefangen ein Stückchen Arsenik in die Hand und roch daran. Blandini hinderte ihn nicht und bat nur, ihm ein rotes Fläschchen zu reichen, welches Leder näher stand. „In dies rote Fläschchen", sagte er, „werde ich den Trank destillieren." Dies sagte er, weil ihm einfiel, den gutmütigen Leder als Handlanger zu benützen. Es flog ihm der Gedanke durch den Kopf: „Wenn du zunächst dem Herzoge Nummer Eins gibst und ihm voraussagst, daß ein leichter Anfall eintreten würde, so könnte folgendes geschehen, was dich sicherstellte und die Angelegenheit beendigte: du gibst vor, zu einem Schwerkranken nach Basel berufen zu sein. Du werdest drei bis vier Tage ausbleiben. Der Herzog solle am nächsten Morgen nüchtern Nummer Eins nehmen, um den drohend heranziehenden Anfall abzuwenden. Träte er doch ein, dann möge er sich vom Kanzler Leder das rote Fläschchen bringen lassen und den Inhalt desselben verschlucken. „Dann bist du", schloß er seinen Gedankengang,

„vierundzwanzig Stunden entfernt, wenn die Katastrophe eintritt, und man kommt am Ende gar nicht auf üble Gedanken. So sei es!" Die letzten drei Worte sprach er laut und stand auf.

„Was denn?" sagte Leder, indem er das Arsenikstückchen wieder hinlegte. „Den Frühlingstag will ich genießen, spazierengehen. Wollt Ihr mit?" „Keine Zeit, keine Zeit!" „Medardo! Den Aufguß sorgfältig abkochen, in das rote Fläschchen gießen, das Fläschchen luftdicht verstopfen und dort ans Fenster stellen in die Sonne! Es ist das Hauptmittel, wenn der Herzog einen neuen Anfall kriegt. Ade, Herr Kanzler!"

Leder ging voll Bewunderung in sein Zimmer. Blandini aber kehrte auf der Schwelle um und bedeutete Medardo, alles zur Abreise zu rüsten. Sie gingen heut abend noch bis Müllheim hinüber. Dann füllte er das rote Fläschchen mit der vorbereiteten Arsenikflüssigkeit, verkorkte es sorgfältig, stellte es ans Fenster, verschloß das Geld, welches Leder hingelegt, nachdem er es sorgsam gezählt, in ein Schubfach und — ging wirklich spazieren. Er wollte dabei nicht alleinbleiben. Der Gedankenkreis, welcher ihn eben bewegte, hatte doch sein Peinliches; er war auch abgeschlossen, und eine Abwechselung schien erwünscht. Rudolf von Mitzlau sollte aufgesucht werden. Dies war der einzige Mensch, welcher Blandini hier unter lauter Ketzern nahestand. Damals im Dellsberger Lager hatte er sich auf die Empfehlungen Desnoyers' sehr entgegenkommend erwiesen. Blandini hatte gefunden, daß dieser Mann zu allen möglichen Anknüpfungen an die katholische Partei bereit wäre. Mitzlau wohnte im Städtchen, nicht mehr, wie wohl früher, unter einem Dache mit dem Herzoge Bernhard. Letzterer hatte Mitzlaus Verhältnis zu Savelli wirklich übelgenommen, und wenn er auch den anklagenden Stimmen, daß Mitzlau selbst die Entweichung Savellis begünstigt habe, keinen Glauben schenken mochte, so hatte er doch Mitzlau aus seiner Nähe gewiesen. Jene anklagenden Stimmen hatten ganz recht gehabt. Mitzlau griff nach jeder Hand, welche ihm zu Wien nützen konnte, also

auch nach Savellis, welcher als eine Kreatur der Wiener Hofgunst bekannt war. Und Savelli hatte sich natürlich als Gefangener zu allem bereit erklärt: zu Mitzlaus Amnestierung in Österreich und zu den direktesten Schritten für eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Bernhard. Aber Zeit schien er sich zu lassen. Mitzlau wartete seit Wochen vergeblich auf ein Lebenszeichen von Savelli und schrieb eben einen vorsichtig erwogenen Brief an denselben, als Blandini in sein Zimmer trat. Bereitwillig schloß er sich an zum Spaziergange. Erst nachmittags sei er nicht mehr frei, da kämen Rekruten über den Schwarzwald herunter; die müßte er in Empfang nehmen. Sie gingen nach den Rheinbrücken und Inseln. Da auf den Inseln gab es zahlreiche Bäume und Gebüsche leichter Gattung, welche ihre Blätter zeitig entwickeln, dort finde man am ersten Frühlingszeichen. Jeder fühlte am andern, daß sie zueinander gehörten, daß sie sich gegenseitig vertrauen könnten, und Blandini faßte den Gedanken, ob dieser Mitzlau nicht eine hilfreiche Vertrauensperson werden könnte, wenn heut abend etwas mißlingen sollte — da wurde dies Gespräch, in welchem einer an dem andern herumtastete, durch eine auffallende Erscheinung unterbrochen. Sie waren auf der zweiten Schiffbrücke, welche nach der Insel, „Untere Bleiche" genannt, hinüberführte, da kam aus den Bäumen der „unteren Bleiche" hervor eine berittene Gesellschaft mit Damen. „Damen?!" „Es sind doch nicht etwa die Rohanschen?!" sagte Mitzlau. „Ich bin kurzsichtig und kann's nicht ausnehmen!" entgegnete Blandini. „Richtig, der Laffe, der junge Groot ist dabei. Aber der ist ja nach Paris gesendet." Die Reitgesellschaft war auf die Brücke und ihnen ganz nahe gekommen. Mitzlau erkannte die Dame nicht, neben welcher Dietrich ritt. So verändert war Ludmilla. Sie erkannte ihn aber und wendete sich ab. Dietrich grüßte und fragte, ob der Herzog Bernhard noch in Neuenburg wäre.

„Allerdings."

Er dankte höflich, und vorüber polterte der Reitzug mit Kammerfrau und Dienern. Von hinten seitwärts glaubte jetzt Mitzlau Ludmillen erkannt zu haben; Blandini, an welchem die Kammerfrau dicht vorübergeritten, sagte leise: „Das ist möglich, die Kammerfrau war es!"

„Was bedeutet das?" „Ich weiß es nicht."

Es kam den beiden Patronen unheimlich vor, und sie hielten es für geraten, auch nach Neuenburg zurückzukehren. Blandini fühlte sich in seinem Vorsatze bestärkt, noch heute zu handeln. Ludmilla und Dietrich kehrten im Gasthofe ein, und Dietrich eilte zur Wohnung des Herzogs hinüber. Er hatte die glückliche Endschaft der Rohanschen Erbschaftsfrage zu melden und um Audienz zu bitten für die Lady Seymour. Der Herzog kam just zurück, umringt von jubelnden Rekruten, welche niemand anders als der Bart-Konrad aus Württemberg brachte, und welche dem berühmten evangelischen Führer ihre erste Huldigung zuriefen, entzückt darüber, daß sie des großen Feldherrn sogleich ansichtig wurden. Bernhard sprach vom Pferde eine Weile mit Konrad und ließ sich von ihm berichten über die Zustände in Württemberg. Vom Pferd steigend und ins Haus kommend, sah er Dietrich und nahm ihn mit in sein Zimmer. Zur Rohanschen Nachricht nickte er mit dem Kopfe und sprach kaum hörbar: „Teuer erkauft!" Bei Ankündigung der Lady und ihres Gesuches sagte er trocken: „Was hat die Renegatin bei mir zu suchen? Sie ist mir unangenehm." Dietrich behauptete nun eilig, sie sei nicht mehr Katholikin. Sie habe es vergessen, und als man sie daran erinnert, habe sie erklärt, das sei in der Überspannung geschehen, und diese Zeit der Überspannung sei vorüber.

„Heute so und morgen so! Das lieb' ich nicht. Und was heißt das: sie hat es vergessen?"

Nun schilderte Dietrich ihre Krankheit, und wie sie entstanden. Der Herzog selbst spiele beim Entstehen dieses furchtbaren Nervenfiebers die Hauptrolle. Die Warnung, welche

er früher zurückgewiesen, weil Lady Ludmilla die Namen habe verschweigen wollen, sei ihr zum zweiten Male nahegelegt worden. Sie habe Entdeckungen gemacht, sie habe den Entschluß gefaßt, ihm nun auch die Namen zu nennen, und diese Aufregung habe sie ins hitzigste Fieber geworfen. „Mein Vater", schloß Dietrich, „kennt das Geheimnis, welches sie Euch enthüllen will, und beschwört Eure fürstliche Gnaden, sie anzuhören und ihre Enthüllungen sorgsam zu beachten."

„So bring' sie her, wenn ich gespeist habe."

Als Dietrich das Haus verließ, betrat es Blandini. Er eilte in sein Zimmer hinauf und wunderte sich, Medardo in demselben nicht zu finden. Er fing an einzupacken und wurde nach kurzer Weile gewahr, daß Medardo hinter einem Schranke und hinter Kleidern versteckt kauerte.

„Was heißt das? Bist du krank?" „Am Tode", stöhnte Medardo. „Was fehlt dir?" „Der Teufel ist da — der bärtige Oberösterreicher — ich hab' ihn vom Fenster aus gesehen — er dreht mir den Hals um, wenn er mich erblickt. Laßt mich im Verborgenen, bis die Dunkelheit eintritt. Und dann fort, fort!" „Dann wollen wir ja fort. Komm hervor, schließ meinetwegen die Tür hinter mir und packe ein. Reich' mir Nummer Eins — laß! laß! ich seh's schon. Ich gehe hinab, mit dem Herzoge zu speisen. Bis ich wiederkomme, kannst du fertig sein mit Einpacken. Zerbrich nichts in deiner kindischen Angst und — wie gesagt — schließ zu hinter mir!"

Er steckte das Fläschchen Nummer Eins in die Brusttasche und ging zum Herzoge hinab.

---

Als Dietrich Ludmillen die Nachricht brachte, daß der Herzog sie empfangen werde, bat sie ihn, bis dahin allein bleiben zu dürfen. Sie war in tiefer Aufregung. Wie ein Sühnopfer für ihr ganzes Leben erschien es ihr, jetzt eine so schwere Anklage auf sich zu nehmen, welche sie eigentlich doch nicht

beweisen konnte. Ihr Innerstes sprach: „Es sind Bösewichte, jene Norbert und Blandini, ihnen widerfährt nur Gerechtigkeit, wenn du sie des Ärgsten zeihst!" Was ihre Gedächtnisschwäche betraf, so gewährte sie ihr jetzt geradezu einen Vorteil. Diejenige Gegend nämlich der letzten Jahre, welche ihrem Gedächtnisse durch irgend einen Anstoß wieder zugänglich wurde, trat ganz ausgebreitet und ganz erleuchtet vor ihre Seele. Gerade weil links und rechts von dieser Gegend Finsternis waltete, trat die klargewordene Erinnerung um so deutlicher hervor. Sie meinte dem Herzoge mit hundert Einzelheiten völlig beweisen zu können, daß Norbert, Blandini und Desnoyers es auf seine Ermordung abgesehen hätten. Nur Ruhe, nur Kraft der Besinnung meinte sie von Gott erbitten zu müssen für die wichtige Stunde. Dietrich verließ sie mit der felsenfesten Überzeugung, daß sie recht habe. Die Erkrankung Bernhards auf dem Rückwege von Königsfelden war ihm eine Vergiftung durch Blandini. Phantasiereiche Menschen faseln oft, sie finden aber auch oft, was für trockene Menschen gar nicht vorhanden ist. Und Dietrich hatte die Eigenheit, daß ein gefundenes Ergebnis seiner Gedanken ihn so erfüllte, als ob außer diesem Gedankenergebnis gar nichts weiter in ihm vorhanden wäre. Alles andere schwieg, alles andere verschwand, er hörte und sah nur diesen einen Punkt. Es war ihm auch gar nicht möglich, darüber zu schweigen. „Die Wahrheit ist heilig, alles außer ihr ist Plunder!" pflegte er seiner Mutter zu entgegnen, wenn diese seine Offenherzigkeit tadelte und für einen Diplomaten als unpassend bezeichnete. In solcher Stimmung kam er von Ludmillen herunter ins große Gastzimmer, wo sich Konrads Rekruten mit Speise und Trank stärkten. Eine Glastür führte aus diesem Zimmer nach dem Hofe. Sie stand offen. Die Frühlingssonne lag warm im Hofe, und eine Menge besonders älterer Kriegsleute hatte sich ihre Mahlzeit und ihre Schoppen da hinaustragen lassen, um die junge Luft zu genießen. Unter ihnen der Bart-Konrad, um welchen sich stets Genossen

und Bewunderer gruppierten. Er aß rasch und erzählte viel. Das Trinken dazwischen hielt nicht auf. Dietrichs Blick fiel sogleich auf ihn. Er kannte ihn wohl und sah in ihm den verkörperten deutschen Krieger unteren Standes. Vom Kaiser Matthias an bis zum dritten Ferdinand, zwanzig Jahre lang, hatte dieser Kumpan alles durchgemacht, für ihn mußte ja die Gefahr und Errettung Bernhards, des Hauptshelden seiner Fahne, von elektrischer Wirkung sein. Ihm meinte er ausdrücken zu müssen, was in nächster Stunde siegreich niedergeschlagen werden sollte; er würde jubeln wie kein anderer. So trat er zu ihm und begrüßte ihn, des Überfalls bei Richelieu erwähnend im Palais Kardinal. „Heute wird die Pfaffenintrige noch einen empfindlicheren Schlag erleiden“, setzte er hinzu und atmete tief auf, daß er nun endlich einmal vor einem dankbaren Publikum die Wahrheit enthüllen könnte.

„Heute? Wieso?“ „Ja, wißt Ihr denn nichts von der jähen Erkrankung des Herzogs?“ „Freilich! Aber 's war weiter nichts als eine jähe Verkühlung.“ „Das nun wohl nicht“, sagte jener graubärtige Wachtmeister von Rheinfelden, der an Konrads Tische saß, um den berühmten Bärtigen kennen zu lernen. „Was sonst?“ „Gemunkelt wird allerlei,“ sagte der Wachtmeister, „aber auch frisch gelogen. Weil ein katholischer Arzt in der Nähe gewesen — 's ist dummes Zeug! ‚Über das Vorurteil von katholisch und evangelisch sind wir ja doch hinaus!‘ pflegte Herr von Rödel, unser Kommandant zu sagen.“ „Da hat er 'ne Dummheit gesagt, Euer Kommandant!“ brummte Konrad, „man spricht nicht mehr viel davon; aber der Krieg hat damit angefangen und wird auch damit ausgehen, wenn wir's auch allmählich vergessen haben, und gefreut hat's keinen von uns, daß ein welscher Papist als Doktor um den Herzog ist. 's ist unschicklich. Wenn man auch den Wolf zähmt wie 'nen Hund, neben sich läßt man ihn doch nicht, wenn man schläft. Vorhin als wir einrückten, hab' ich ihn gesehen, und da hab' ich gehört, daß er Leibarzt heißt. Das hat mir

nicht gefallen. Arm in Arm mit dem Herrn von Mitzlau kam er, na, der ist für mich nie koscher gewesen. Hab' ihn noch als katholischen Kavalier gekannt in Wien." „Na deshalb!" grollte der Wachtmeister. „Der Bart-Konrad hat ganz recht!" sagte nun Dietrich, dessen Schleusen nicht länger zu halten waren.

Und nun erzählte er die ganze Entstehung des Verdachtes und das ganze Schicksal der Lady, und daß sie jetzt hergekommen sei, um in der nächsten halben Stunde dem Herzoge Bernhard die entsetzliche Gefahr einer Vergiftung zu enthüllen. Alles fuhr von den Sitzen auf — eine Minute lang herrschte Totenstille. Dadurch wurden alle Insassen des Gastzimmers auch herausgelockt. Ein greulicher Lärm folgte auf die Stille, bis Konrads Löwenstimme Schweigen gebot.

„Nichts durcheinander tun!" schrie er, „solche Gelegenheit, ein Beispiel zu statuieren, nicht verderben! — Unser Herzog! Das echteste, fixeste evangelische Haupt, das wir noch gehabt haben, der unser Kamerad ist, wo's Leben am wohlfeilsten! Kreuz Schwerenot, da müssen wir ein Strafexempel hinstellen, daß jedermann sich an den Hals fühlt. Sachte! — Ist der Doktor allein? Oder hat er Helfershelfer?"

Und nun schilderte der Wachtmeister, wenn auch mit einigem Widerstreben, den Gehilfen Medardo. Er war noch nicht weit in der Schilderung, da schrie Konrad so brüllend auf, als ob ein Löwe brüllte. Er hatte die „rote Feder" erkannt.

„Der Tag der Rache ist da!" grunzte er schrecklich, „wo wohnen die Bestien?" „Im Hause des Herzogs." „Auf! Aber mit Bedacht! Erst das Haus umstellen —" „Und die Audienz der Lady abwarten, zum Donnerwetter!" rief der Wachtmeister. „Umstellen und abwarten!" schrie der Chor. „Larifari!" schrie Konrad, „der Herzog ist vornehm, wenn's seine Person angeht. Auf die Brücke treten wir nicht. Und die ‚rote Feder' hat's ohnedem hundertmal verdient. Gleich umstellen!"

Und nun wählte er ein Dutzend von seinen „findigsten"

Rekruten aus, beschrieb ihnen Blandini und Medardo, und schickte sie fort. Der Wachtmeister hatte Auskunft geben müssen, in welchem Zimmer sie wohnten. „Wir andern folgen, — holla, junger Herr! Da oben vom Fenster winkt die Lady, eilt!" Dietrich flog zu ihr. „Und wir andern," fuhr Konrad fort, „wir schlendern — gebt mir Feuer, Wachtmeister, meine Pfeife ist ausgegangen — ich sage, wir schlendern hinter ihr her und warten vor dem Hause ein halbes Stündchen, länger nicht. Wir sind unser ein Stücker dreißig. Zehn können noch eine Weile abkommen und die Pastete 'rumerzählen. So wird's ein Regiment, das dem Herzoge beweist, sein Leben sei neunundneunzigtausendmal mehr wert, als das Leben von zwei Canaillen. Gängen mer! Und hübsch stille!"

Unterdessen war das Mittagsmahl beim Herzoge Bernhard zu Ende gegangen. Es nahm niemals viel Zeit in Anspruch, wenn es nicht ein Gastmahl war. Bernhard selbst war mäßig und frugal. Er war auch völlig frei von der Gewohnheit im Dreißigjährigen Kriege, welcher die meisten Heerführer ergeben waren, von der Gewohnheit des ausschweifenden Trunkes. Er war bei Tafel heiter gewesen und war erst verstimmt worden, als Blandini am Schlusse derselben wieder mit seiner Besorgnis hervortrat, es könnte ein neuer Anfall eintreten, und der Herzog möchte am nächsten Morgen nüchtern ein Gegenmittel einnehmen. Blandini überreichte an Hoffmann das Fläschchen Nummer Eins, welches das vorbauende Gegenmittel enthalten sollte. Dann hatte sich Blandini auf sein Zimmer im ersten Stocke zurückgezogen. Noch war kein Anzeichen des Sturmes vorhanden gewesen, welcher ihm drohte. Sein Plan stand fest, mit einbrechendem Abend nach Müllheim zu entweichen, das rote Fläschchen aber am Fenstersimse für Leder zurückzulassen. Leders aufmerksame Sorgfalt, davon war er überzeugt, werde dies gewiß morgen dem Herzoge zutragen, sobald das Fläschchen Nummer Eins seine aufregende Wirkung begonnen. Medardo wußte nichts von alledem, er packte ein. Aber so ungeschickt,

daß Blandini fortwährend wieder auspacken mußte. Medardo war so betäubt, als ob er vor dem offenen Rachen der Klapperschlange stünde.

Draußen verblich der sonnige Tagesschein. Ein Wind hatte sich erhoben und dichte Wolkenmassen zusammengeweht, welche die Luft verdunkelten und einzelne Regentropfen fallen ließen.

Da kam zu Fuß Lady Ludmilla, begleitet von Dietrich. Sie bat um seinen Arm vor den Stufen der Haustür, sie schwankte. Langsam führte er sie durchs Vorzimmer in den gewölbten Saal, wo man gespeist hatte und die letzten Tafelreste eben weggetragen wurden. Hoffmann kam und führte sie in das Gemach des Herzogs. Dietrich blieb allein im Saale. Er sah auf den Park hinaus. Seine Gedanken waren ganz im Gemache des Herzogs, er bemerkte es jetzt kaum, daß sich der Platz vor dem Hause mit Menschen füllte. Es waren Konrads Leute und Konrad mit ihnen. Auf sein Geheiß verhielten sie sich ruhig. „Wir wollen doch abwarten," sagte er halblaut, „was die Dame ausrichtet. Die Loßsche Tochter meint's brav. Kommt sie traurig heraus, dann reden **wir**. Und jedenfalls ‚langen' wir uns die ‚rote Feder' und den papistischen Quacksalber." Während er dies sprach, blickte er unverwandt auf die Fenster im ersten Stocke, welche er nach des Wachtmeisters Beschreibung für diejenigen hielt, hinter denen Blandini und Medardo stecken müßten. Plötzlich stieß er einen tierischen Laut aus der Kehle. Die Angst hatte oben Medardo keine Ruhe gelassen; sie hatte ihn getrieben, auszuschauen, ob bei dem sinkenden Tageslichte auch nicht etwa sein teuflischer Widersacher herbeischliche und das Fortreiten gefährlich mache. Der warmen Luft wegen hatten die Fenster bis jetzt offen gestanden, er wollte sie vor dem Winde nun schließen, er erschien am Fenster — wie der Raubvogel seine Beute, erkannte ihn flugs Konrad und stieß jenen Schrei aus. Ganz zu derselben Zeit hörte Dietrich im Saale die laute Stimme

des Herzogs und die noch lauter werdende, von Angst und Pein geschwellte Stimme der Lady. Er schloß aus einzelnen Worten der Letzteren, welche verständlich zu ihm drangen, daß der Herzog ihr keinen Glauben schenkte — er öffnete das Fenster und rief hinaus — denn jetzt im Bedürfnisse des Beistandes sah er Konrad mit den Seinen, und jetzt trieb ihn die Aufregung seiner Phantasie zu allem möglichen — er rief hinaus: „Es nützt nichts, der Herzog glaubt nichts!"

Das war genug für Konrad. „Mir nach!" schrie er, „wir zerreißen die Schurken!" Auf den Stufen der Haustür der Erste, blieb er aber doch stehen und sagte: „Aber nicht alle! Die Füchse könnten eine Fluchtröhre haben. Ums ganze Haus herum eine Kette machen!" Es waren so viel Kriegsleute den Rekruten nachgeströmt, daß sie den ganzen Ort Neuenburg wirksam hätten umzingeln können. Eine Schar von etwa dreißig drängte ihm nach ins Haus. Einen Augenblick wurden sie aufgehalten durch Lady Ludmilla, welche eben in den Hausflur trat. Sie war durch den Saal an Dietrich vorüber und durch das Vorzimmer wie eine Verzweifelnde gestürzt, sie traf jetzt mit den hereindringenden Männern zusammen, hielt diese wohl — denn sie war exaltiert bis zum äußersten — für eine feindliche Masse und schwankte unter einem gellenden Schrei zurück. Dietrich, welcher ihr nachgeeilt war, fing die Sinkende auf. Konrad mit den Seinigen stürmte die Stiege hinauf, jetzt mit Geschrei, da der Anblick Ludmillens die Leute erbittert hatte über die ungläubige Hörte des Herzogs. „Die Papisten! Die Papisten!" rang sich als Schlachtruf aus dem Geschrei, und dies trieb Leder oben auf den Vorsaal und erklärte ihm, daß der Sturm Blandini und Medardo gelten möchte. Er stellte sich vor die Tür derselben und rief: „Die Gäste des Herzogs stehen unter seinem Schutz." „Schönen Dank fürs Wegweisen!" sagte Konrad, schob ihn zur Seite und wollte die Tür öffnen. Sie war verschlossen. „Drückt alle auf mich!" schrie Konrad. Das geschah, und die gesprengte Tür flog auf.

Es war niemand im Zimmer zu sehen. Alle dreißig suchten, und hinter einem Schrank fanden sie Blandini. Während aber alle auf die Beute stürzten, kroch Medardo unter einer Bettstatt hervor und gewann die Tür. Es wäre gegen den Instinkt Konrads gewesen, dies nicht wahrzunehmen! Seine Augen waren nicht durch den Fang Blandinis gefesselt. Sie flogen umher nach dem Erbfeinde, sie entdeckten den Flüchtling. Mit einem weiten Satze war er hinter ihm her. Die Todesangst beflügelte Medardo. Er gewann die Stiege aufwärts in den zweiten Stock. Konrad folgte ihm wie der Sturmwind. Es gab jähe Wendungen beim Ausgange der Treppen, sie kamen dem leichteren, behenderen Medardo zustatten, und der schwerfälligere Konrad blieb etwas zurück im zweiten Stock. Medardo gewann den Boden und warf hinter sich eine Brettertür ins Schloß. Dies war ein geringes Hindernis für Konrad, sie krachte auf unter seinen mächtigen Schultern. Aber auf dem Boden war's dunkel, er sah seine Beute nicht mehr. Keuchend stand er still. Er horchte. Ein Knarren lenkte sein Auge. Richtig! Da kroch der Bube!

Unter dem hohen Dache war nämlich ein doppelter Boden. Zu dem höchsten führte nur eine Leiter hinauf und auf diese Leiter hinauf fiel ein matter Lichtschimmer vom Dachfenster. In diesem Lichtschimmer sah Konrad die „rote Feder" aufwärtsklimmen. Er sprang hinzu, die Leiter umzuwerfen samt dem Feinde. Er warf sie um, aber der Feind hatte schon mit den Händen die oberste Bodenlage angefaßt, die Leiter fiel ohne ihn, er hing in der Luft. Die Todesangst verlieh ihm Stärke, er schwang sich in die Luke hinauf, er verschwand. „Dort bist du mir sicher!" dachte Konrad. Er hatte vorhin, als er mit seinen Rekruten ankam, das Haus betrachtet, um sich zu überzeugen, ob es trotz der ausgestellten Wachen dem Flüchtlinge Gelegenheit biete zum Entwischen. Es bot keine, es stand frei da. Verhältnismäßig langsam hob er die Leiter auf und legte sie wieder an. Im Hinaufsteigen wurde er doch

wieder hitziger, und als eine Sprosse unter seinem schweren Körper brach und er halb fallend mit dem Kinn an eine höhere Sprosse nicht ohne Schmerz aufschlug, da erwachte mit dem Ärger auch wieder die bestialische Wut.

Dieser oberste Boden war nur mannshoch und war von der offenen Luke besser beleuchtet. Hier war für Medardo keine Möglichkeit, seinem Verfolger zu entgehen, wenn er sich nicht hinabstürzen wollte. Selbstmord war aber Medardo wohl nicht zuzutrauen. Er war vielmehr in der Stimmung einer von Hunden verfolgten Katze, welche, in einen Winkel ohne Ausgang gedrängt, sich mit allen Waffen der Verzweiflung zur Wehre setzt. Im hintersten Winkel des schiefen Dachbodens hatte er sich neben einem Sparrbalken eingeklemmt, daß er kaum sichtbar war, und hatte ein Messer aus der Tasche gezogen und aufgeklappt. Das hielt er krampfhaft in der Hand, und mit diesem stieß er, als Konrad ihn entdeckte und nach ihm griff, dem Angreifer schreiend ins Gesicht. Umsonst! Die furchtbaren Fäuste griffen und hielten ihn wie eiserne Klammern und trugen ihn nach der Luke. Umsonst biß er ins Gesicht Konrads hinein — am Luftzuge mußte er wahrnehmen, daß er sich in freier Luft befände. Mindestens drei Stock hoch in freier Luft. Er schien sich auch dessen bewußt zu sein, er schien zu wissen, daß seine einzige Rettung darin bestünde, den Feind nicht loszulassen. Wie Krallen bohrten sich seine Finger in Konrads Haare und Schultern. Konrad stand mit einem Fuße in der hölzernen Dachrinne, welche diesem Fuße keine gute Stütze bot und wohl auch in ihrer morschen Beschaffenheit brechen konnte. Wenn er Medardo schleudern wollte, so lag die Gefahr nahe, daß er festgehalten und ausgleitend ebenfalls in die Tiefe gerissen wurde. Konrads Wildheit beachtete das nicht. Er schleuderte; die Dachrinne gab nach und barst, Medardo ließ nicht los, beide Körper waren auf dem Punkte, in gräßlicher Umarmung gemeinschaftlich hinabzustürzen. Nur weil Konrad mit einem Fuße noch innerhalb des Bodens stand und der

Schenkel dieses Fußes eine Widerlage am Pfosten der Luke fand, und weil die morsche Dachrinne nur soweit geborsten war, als die Spitze von Konrads anderem Fuße sie durchgebrochen hatte, war ihm soviel Anhalt geboten, daß er seinen Körper zum Stillstand bringen konnte. Eine Viertelminute lang dauerte die Ungewißheit, ob das Übergewicht nicht doch abwärts neigen werde. Konrads Körperkraft, auf das rückwärtige Bein zusammengedrängt, siegte — er stand. Aber all seine Gliedmaßen zitterten sichtbar von der mächtigen Anstrengung, und der Instinkt der Selbsterhaltung trieb ihn, in den Bodenraum zurückzutreten samt dem Feinde, der an ihn, gleichsam in ihn geklammert war. Eine kurze Pause trat ein. Konrad schnaufte in halber Atemlosigkeit. Kein Wort verlautete. Medardo mochte wohl fast besinnungslos sein, die Spannung seiner Finger ließ nach — da erfolgte aus allen Leibeskräften Konrads ein Ruck — und die „rote Feder" flog wie eine Feder aus der Luke hinaus in die freie Luft, und sich drehend wie eine Puppe stürzte sie in die Tiefe.

Konrad hörte nur ein leises Geräusch des Auffallens unten. Er stand tief atmend unbeweglich. Er trat nicht vor, um hinabzuschauen. Eine Stimme rief aber unten, verständlich bis hier oben herauf: „Er hat's Genack gebrochen!" Der süddeutsche Ausdruck des Rekruten „Genack" für Genick war Konrad geläufig. Das jahrzehntelang verzögerte Rachewerk war getan. Er stieg langsam die Leiter und die Stiegen hinab. Es war ihm nicht so wohl zu Sinne, wie er's erwartet hatte von endlicher Vollbringung dieser lang ersehnten Tat. Er schüttelte sich, als ob er lästige Gefühle abschütteln wollte. Bilder seines Lebens flogen an ihm vorüber. Von jenem Abende an, da er aus dem „weißen Löwen" im Salzgriese zu Wien den „Lump" zum ersten Male durchs Fenster geworfen. Keins der Bilder schien ihm zu gefallen, er schüttelte sich von neuem. „'s bleibt ein Hundeleben," murmelte er grollend vor sich hin, „und am Ende bist du selbst ein Lump und hast nichts Besseres verdient, als —"

Da war er im Hausflur und fand dort den Herzog selber mitten unter den Rekruten. Er schalt sie heftig und schloß eben damit, daß er den ersten, welcher sich nochmals solch einen Einbruch gestatten würde, am nächsten Baume aufhängen lassen werde. Der Herzog war nämlich just in den Hausflur herausgekommen, als man den Doktor Blandini herabgeschleppt hatte. Er hatte den Doktor, welcher an allen Gliedmaßen vor Furcht schlotterte, sofort befreit und in das Vorzimmer hineinführen lassen, da er nicht mehr imstande gewesen war, sich auf den Beinen zu erhalten. Dies Schelten des Herzogs aber und dies Androhen des Stranges verscheuchte auf der Stelle den moralischen Katzenjammer Konrads. Ehe er noch bis zum Herzoge vorgedrungen war, schrie er schon: „Na, das ist nicht uneben! Weil wir nicht ruhig zuschauen, wenn man unseren Capo vergiften will, weil wir ihn befreien wollen von diesen Canaillen, da will uns der Capo an die Bäume hängen lassen. Straf' mich Gott, besser kann die verkehrte Welt doch nicht aussehen!" Er selbst sah greulich aus. Das Blut lief ihm über das Gesicht von den Messerstichen Medardos, sein Haar war zerzaust, sein Bart desgleichen und sein Wams zerrissen. Der Herzog wollte ihn verhaften lassen, er wollte fragen, wer und was ihn so zugerichtet — aber er tat beides nicht. Daß man den Exzeß begangen, um sein Leben zu sichern, blieb doch nicht ohne Eindruck auf ihn. Er machte eine fortweisende Armbewegung und ging ins Vorzimmer. Hier begegnete ihm ein neuer Schrecken. Dietrich wies auf eine Ecke des Gemachs. Da saß oder lag Lady Ludmilla regungslos. „Was ist das?" fragte der Herzog. „Ich fürchte, ein Nervenschlag hat sie getroffen. Daß der Herr Herzog ihr keinen Glauben geschenkt, hat sie in Verzweiflung gestürzt, sie kam mehr tot als lebendig aus Eurem Zimmer." „Seht doch nach, Doktor!"

Blandini war dies kaum imstande. Mit zitternder Hand fühlte er ihren Puls, und kaum hörbar sagte er nach einer Weile: „Sie ist tot!" „Oh!" rief Bernhard. Dann setzte er langsam hinzu:

„Verlaßt Euch übrigens auf meinen Schutz und bleibt ruhig bei mir, Doktor Blandini."

Dann ging der Herzog in sein Zimmer. Es war Nacht geworden. Die Leiche der Lady wurde weggetragen. Die offene Tür zeigte, daß die Tumultuanten alle fort waren. Blandini und Leder blieben allein im Vorzimmer. Leder suchte den Doktor zu trösten und sprach von Roheit der Soldateska, die der Herzog schon zu zügeln wisse. Sprach von ruhiger Weiterbehandlung des kranken Herzogs, und daß er das rote Fläschchen am Fenster nicht vergessen werde, wenn der Notfall eintrete, und wenn der Doktor durchaus nach Basel müsse. „Übrigens will ich nur gleich nachsehen," schloß Leder, „ob auch Eurem Amanuensis nichts zugestoßen ist in dem Krawall. Der bestialische Bärtige ist hinter ihm hergewesen." Er ging. Blandini blieb allein. Nicht eine Minute länger wollte er bleiben. Auch in sein Zimmer hinauf wagte er sich nicht mehr. Seine Furcht war grenzenlos. Aber das Geld liegt oben! — Nein; er hatte es beim Einpacken schon in die Tasche gesteckt, da es aus Goldstücken bestand.

„Fort! Fort!" schrie es in ihm. Vorsichtig schritt er hinaus. Überall war's still und leer. Nur durch das Innere der Stadt zu gehen erschreckte ihn. Rechts um das Haus! Ja, da gab's an der Ringmauer hin einen stillen Weg zum Müllheimer Tore.

Rechts um die Hausecke bog er also. Aber nach einigen Schritten stolperte er über einen Gegenstand im Wege und fiel fast. Ein Lichtschimmer aus dem Erdgeschosse fiel auf diesen Gegenstand, nach welchem sich Blandini mechanisch umsah — es war die Leiche Medardos, welche hier unbeachtet liegen geblieben war. Blandini floh voll Entsetzen.

## VI.

Während der Nacht räumten Rekruten den Leichnam Medardos fort und warfen ihn in den Rhein. Konrad hatte in ärgerlicher Stimmung gemeint, das wäre doch ratsam, und er

selbst empfände einen Widerwillen, den toten Kerl noch einmal anzufassen. Im Hause des Herzogs hatte man gar nichts erfahren vom Unfalle Medardos. Leber war spät abends noch einmal ins Zimmer Blandinis gegangen, und da er es leer gefunden, hatte er geglaubt, Blandini hätte doch, wie er vorausgesagt, die Reise nach Basel zu dem schwer Erkrankten angetreten, und Medardo mit ihm. Getreulich erinnerte er sich des roten Fläschchens. Er nahm es vom Fenstersimse und trug es auf sein Zimmer. Gewissenhaft, wie er war, brachte er es am andern Morgen bei guter Zeit zu Hoffmann hinab, damit es dem Herzoge gereicht werde, sobald der Anfall trotz des vorbauenden Mittels dennoch einträte. Hoffmann entgegnete verdrießlich: „Wir müssen warten! Der Herzog scheint doch angezogen zu haben von dem gestrigen Verleumdungsqualm; er hat mich vorhin fortgejagt mit dem weißen Fläschchen. ‚Es fehlt mir nichts!‘ sagte er und legte sich auf die andere Seite. Jeder von beiden bewahrte sein Fläschchen sorgfältig auf, da jeder überzeugt war, heut oder morgen werde es doch gebraucht werden. Während der nächsten Tage herrschte eine peinliche Stille in Neuenburg. Niemand wollte offen sprechen über den Verdacht und über die Vorfälle. Am dritten Tage war das Begräbnis der Lady Ludmilla. Dietrich besorgte es. Soldaten und Rekruten folgten dem Sarge in großer Anzahl. Sie beschwerten sich untereinander über Herrn von Mitzlau. Er hatte den Teil von Rekruten, welcher ihm oblag, zum Exerzieren befohlen und ihnen dadurch unmöglich gemacht, der würdigen Dame, welche sich für den Feldherrn geopfert, die letzte Ehre zu erweisen. Er selbst fehlte natürlich auch. Nach dem Begräbnisse bat Dietrich um Audienz beim Herzoge Bernhard. Es sollte eine Abschiedsaudienz sein. Die Hinrichtung der Lady, wie er's nannte, hatte ihm einen sehr peinlichen Effekt gemacht. Es wurde ihm allmählich ganz deutlich, daß er sich mit seiner schöpferischen Phantasie viel besser befinden werde fern von den Tumulten des groben Lebens.

Dies sagte er dem Herzoge ehrlich und einfach. Der Herzog

war verstimmt und machte nur eine einfache Handbewegung zu Dietrichs Abschiedsgesuche. Endlich setzte er aber doch etwas freundlicher hinzu: „Ihr könnt mir, junger Freund, noch einen letzten Dienst erweisen, wenn Ihr Eure Rückreise über die Schweiz macht und den Rohanschen Damen Grüße und Nachrichten von mir bringt. Nachricht von der freigemachten Erbschaft und von mir. Es wird an Gerüchten nicht fehlen über meine Erkrankung und über das, was vorgestern hier vorgefallen. Sie sollten sich durch haltlosen Verdacht nicht erschrecken lassen, ich befände mich ganz wohl und rechnete mit Sicherheit darauf, ihnen während des Hochsommers in Basel zu begegnen. Bis dahin wird die Belagerung Breisachs in vollem Gange sein, und ich werde abkommen können. Ein trefflicher Schimmel feiner Rasse ist mir gestern aus den burgundischen Bergen geschickt worden. Er ist auf Gebirgspfaden groß gewachsen und wird der Prinzessin Marguerite gute Dienste leisten im Oberlande. Ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr ihn mitnähmt und den ruhigen Fuchs, welchen Ihr aus meinem Stalle öfters geritten, zum Andenken mit Euch nach Paris marschieren ließet.“ Dietrich verbeugte sich.

„Noch eins. Euer Herr Vater möge mir zugetan bleiben. Rat Müller, der Vertraute Oxenstiernas, sei gestern hier eingetroffen mit guten Dingen. Schweden nähere sich mir wirksam, und es könnte geschehen, daß ich nach dem Falle Breisachs dem General Banér, welcher jetzt in Thüringen vordringt, über Hessen hinüber unmittelbar die Hand reichte. Euer Vater möge in Stockholm den Befehl an Banér auswirken, daß dieser nach der hessischen Grenze zu Posto fasse. — Und dem Könige von Frankreich möge er sagen, die Generale Guébriant und Turenne, welche er mir durch Euch angekündigt, ließen noch immer auf sich warten. Die französischen Minister hätten mir in keinem Punkte Wort gehalten, die Eroberungen hätte ich sämtlich mit eigenen Kräften machen müssen. Das wäre mir schon recht, und ich würde es beim Ausgange in Rechnung

bringen. Aber ich hörte, daß man Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser anbahnte, und daß schon von Köln und von Hamburg dafür die Rede ginge, und daß der König die Gnade haben wollte, auch meine Interessen zu vertreten. Dafür ließe ich mich schönstens bedanken. Ich bedürfte keines Vormunds und hätte das Recht eines solchen dem Könige von Frankreich niemals eingeräumt. Ich würde mich als deutscher Reichsfürst schon selbst vertreten. Dem Grafen Trautmannsdorf in Wien sind Friedenspräliminarien erst seit dem Tage von Rheinfelden eingefallen, und ich lasse daran erinnern, daß Rheinfelden mein Tag gewesen. In der Geschwindigkeit hat der Kaiser nun endlich auch meine Herrn Brüder belehnt, und diese lassen mir gestern berichten, daß ich meinen Wunsch nach Frieden nur auszusprechen brauchte, um auch belehnt und mit ganz besonderer Schenkung an Land und Leuten vom Kaiser ausgezeichnet zu werden. Wenn ich nun meinen geliebten Herrn Brüdern die Gemeinschaftlichkeit mit ihnen abschlage, was mir fast schwer fällt, weil ich nicht um kleiner persönlicher Vorteile willen in Waffen stehe gegen den Kaiser, so könnten sich die französischen Minister mit Leichtigkeit die Folgerung ziehen, der Herzog Bernhard von Weimar werde sich nicht von ihnen ins Schlepptau nehmen lassen. Euer Herr Vater wird dies schon des weiteren ausführen. Habt Ihr mich verstanden, junger Freund?" „Vollkommen, fürstliche Gnaden." „So geht mit Gott!" „Erlach, gebt Befehl wegen der Pferde für den Herrn van Groot!"

Erlach, welcher stets um die Person des Herzogs war, ging mit Dietrich. Herzog Bernhard nahm Papiere vom Tische und las in ihnen. Als Erlach zurückkam, sagte der Herzog: „Da finde ich ja ein Schreiben des albernen Savelli. Wer hat denn das gebracht?" „Ich weiß nichts davon." „Der Narr erbietet sich zur Vermittlung zwischen mir und dem Kaiser. Nachdem er in Lauffenburg sein Ehrenwort gebrochen! Der Mensch ist so unverschämt wie töricht. Unter den Tisch! Aber wen

hat er denn geschickt? Wer hat das Schreiben gebracht?" „Ich weiß durchaus nicht. Hier im Zimmer ist außer mir niemand gewesen — Mitzlau nur war einen Augenblick da mit einer Meldung über Bewaffnung der Rekruten. Er kann doch nicht —? Fürstliche Gnaden erinnert sich, daß Rosen darauf beharrt, Mitzlau habe bei der Gefangennahme Savellis und bei der Flucht desselben aus Lauffenburg —?" „Wir wollen acht auf ihn haben."

---

Noch an demselben Tage erfolgte der Aufbruch des Herzogs zur Belagerung von Breisach. Von Krankheit Bernhards war nicht mehr die Rede. Blandinis Voraussage erfüllte sich diesmal gar nicht. Leder hatte dem Herzoge erzählt, daß und weshalb der Doktor nach Basel gegangen, und daß er in den nächsten Tagen zurückkehren werde. „Neuenburg bleibt mein Hauptquartier," hatte der Herzog gesagt, „das Zimmer des Doktors und die Verpflegung bleibt ihm wie bisher."

Nun vergingen mehrere Monate mit dieser Riesenarbeit einer niederländischen Belagerung. Drei Stunden im Umfange diesseits und jenseits des Rheins wurde die furchtbare Lager-Verschanzung angelegt, welche das „Capitolium Deutschlands", wie Breisach genannt wurde, zu Falle bringen sollte. Eine ganze Festung, Kenzingen, wurde in dies verschanzte Lager einbezogen, indem ihre Steinwälle zerschlagen und meilenweit in Stücken dahergefahren wurden, damit man hinreichend Mauersteine gewänne für die Belagerungsmauern.

Man blieb lange ungestört. Es wurde so, wie Bernhard vorausgesagt: tief aus Niederdeutschland mußte Götz, mußten Truppen geholt werden. Erst im Hochsommer war wieder ein hinreichendes kaiserliches Heer vorhanden, um Breisach zu entsetzen. Der Kaiser legte mit Recht den höchsten Wert auf die Errettung seiner Hauptfeste im Deutschen Reiche, und die dringendsten Mahnungen kamen Tag für Tag aus Wien. Der Herzog von Lothringen vom Elsaß herüber, Götz und Savelli

von Baden und Württemberg her sollten Bernhard ins Kreuzfeuer treiben, zersprengen und verjagen. So begann denn Treffen um Treffen, zunächst darauf gerichtet, Lebensmittel und Munition nach Breisach hinein zu werfen. Endlich kam's auch zu einer vollen Schlacht. Bei Wittenweier wurde sie geschlagen, in einer Gegend, welche Bernhard genau bekannt war von seinen Kämpfen mit Johann von Wörth, als dieser die Rheinauer Schanzen täglich angriff. Die genaue Ortskenntnis und die ihm stets bereite Kriegslist unterstützten ihn. Bis in den Abend hinein schwankte die Schlacht. Da schickte er auf Fußpfaden eine Schaar Trompeter und Trommler in einen Wald zur Seite des Feindes. Sie bliesen und trommelten da zum Sturme. Die Kaiserlichen meinten, diesem Sturme auf ihre Flanke ausweichen zu müssen, sie gaben dadurch Blöße nach der Richtung, wo nicht bloß Trompeter und Trommler waren, diese Blöße benutzte Bernhard rasch und nachdrücklich, und so errang er in der Nacht noch den Sieg.

Savelli hatte wohl abermals seinen redlichen Anteil an diesem Mißgeschicke der kaiserlichen Waffen: er war dem tapferen Götz wieder zum Mitfeldherrn aufgedrängt worden und kommandierte einen Tag um den anderen. Hier bei Wittenweier kam es denn auch endlich einmal vor, daß die angelangten französischen Offiziere Guébriant und Turenne durch ihre persönliche Tapferkeit — Truppen hatten sie sehr wenig — Bernhard zur Erkenntlichkeit veranlaßten. Ruhe jedoch verschaffte ihm auch dieser Sieg noch nicht. Er mußte einen Boten an die Rohanschen Damen senden, welcher die Zusammenkunft in Basel absagte und auf den Winter vertagte. Von Wien aus folgte Befehl auf Befehl, um jeden Preis die Weimarischen Belagerungswälle zu durchbrechen und Breisach zu befreien. Feldmarschall Götz sollte vom rechten Rheinufer eindringen, der Lothringer Herzog vom linken. Und Bernhard hörte, der letztere sei über Thann im Anmarsche. Eiligst flog Bernhard hinüber, begegnete ihm auf dem Ochsenfelde bei Thann, griff ihn stürmisch an und

schlug ihn in die Flucht. Am Abende des Sieges erhielt er aber auch schon die Nachricht, Götz komme mit großer Macht am rechten Ufer angerückt. Wiederum im Fluge eilte Bernhard mit seinen Reiterregimentern über den Rhein zurück. Totmüde kam er in seinen Verschanzungen an und sank aufs Lager. Spät am anderen Morgen erwachte er und — hatte nicht die Kraft aufzustehen. Das Lagerfieber grassierte, und der Herzog war von ihm befallen.

Es schien der ganze Feldzug auf dem Spiele zu stehen, als Götz am 14. Oktober den Sturm unter unaufhörlichem donnerndem Geschützfeuer begann. Der alte Waldsteinsche Kriegsmann wußte, daß in Wien seine ganze Existenz gefährdet war, wenn er die Verschanzungen nicht durchbräche; er führte Regiment auf Regiment gegen die Schanzen am Rheine und auf den Inseln, wo die Überwältigung des Feindes am leichtesten erschien; er stürmte die Redoute an der Schiffbrücke viermal vergebens, er kam zum fünften Male wieder und — nahm sie. Nun treibt er seine tapferen Leute nach der nächsten Brücke, in deren Nähe die Gebäude mit den Munitionsvorräten des Weimarischen Heeres standen; er wirft das entgegeneilende weimarsche Regiment über den Haufen, er erobert die Brücke — — das Loch ist geöffnet, die Kaiserlichen sind auf dem Punkte, die halbjährige Arbeit Bernhards zu zersprengen, und alle Weimaraner schreien nach dem Herzoge, der ihnen zum ersten Male fehlt in dem gefährlichsten Augenblicke. Man stürmt mit diesem Geschrei zu ihm. Er rafft sich auf, er schwingt sich auf den westfälischen Rappen, er ruft seinen Truppen zu: „Laßt euch nicht irren, es ist derselbe Götz, den wir bei Wittenweier geschlagen, wir schlagen ihn auch heute, vorwärts!“ Und alles sammelt sich um den Feldherrn, und unter seiner Führung geht es nach der verlorenen Brücke. Unter einem grimmigen Gemetzel wird sie genommen, unter Siegesgeschrei rücken die Weimaraner weiter nach der Redoute an der Schiffbrücke. Hier setzten sich die Kaiserlichen fest und fechten wie Löwen. Sieben

Angriffe schlagen sie zurück, beim achten erst ersteigen die Weimaraner das Bollwerk und besetzen es. Aber Götz kommt mit neuen Kräften und stürmt nun seinerseits von neuem viermal hintereinander. Kommt er zum fünften Male, so ist die Kraft der Weimarischen Truppen erschöpft, und er wird Sieger. Bernhard selbst erhält sich kaum noch auf dem Pferde. — Götz kommt nicht mehr; auch seine Kräfte reichen nicht mehr weiter, und die Nacht fällt nieder auf die Leichenhaufen — die grimmige, mit furchtbarer Tapferkeit ausgeführte Stürmung der Kaiserlichen ist abgeschlagen.

Herzog Bernhard reitet in finsterer Nacht zurück nach seinem Lagerhause. Der Fieberfrost schüttelt ihn jetzt bei eintretender Ruhe ärger als vorher, und als er noch hundert Schritt von seiner Wohnung entfernt ist, da kann er sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten — er winkt seinen Leuten — sie müssen ihm vom Pferde helfen und ins Haus tragen, er verliert die Macht über seine Gliedmaßen. Bei diesem Anblicke ruft Hoffmann, welcher ihm ins Bett hilft: „Aber, gerechter Gott, das sind ja nicht die Zeichen des Lagerfiebers!" Und Leder, welcher herzukommt, stimmt ein in Hoffmanns Rede. Es war nichts weiter als jenes Fieber, welches sich auszubilden pflegt unter den Truppenmassen, die lange Zeit eng beieinander liegen müssen, und denen noch dazu ein feuchtes Herbstwetter über den Hals kommt. Die Symptome Bernhards waren nur gesteigert, weil er die Krankheit gewaltsam niedergedämpft und sich in die moralische wie körperliche Anstrengung eines so entscheidenden Kampfes gestürzt hatte. Hoffmann aber und Leder hatten nichts vor Augen, als den seit Neuenburg gefürchteten Rückfall, welchen Blandini angekündigt. Sie hatten auch schon darum nichts vor Augen, weil gerade sie die Mittel gegen einen solchen Rückfall in Händen zu haben glaubten, das weiße und das rote Fläschchen. Was wir heilen zu können glauben, das wünschen wir gleichsam herbei, um uns recht wirksam und nützlich zu zeigen. Sie drangen also in den Herzog, die vorhandenen Gegen-

mittel zu nehmen. Hoffmann suchte das seinige hervor, Leder eilte fort, um das seinige zu holen. Er wohnte nämlich nicht unter demselben Dache mit dem Herzoge. Die Wohnungen der höhergestellten Personen bestanden aus ebenerdigen kleinen Häuschen von Kenzinger Steinen und boten nur ein Zimmer und eine Kammer. Bernhards Aufenthalt war sehr dürftig, und der Sieger in großen Schlachten lag jetzt armselig auf einem Feldbette in ödem Gemache. Leder wohnte ebenso gut nebenan und war eiligst zurück mit dem roten Fläschchen, welches er seit einem halben Jahre immer wohlverwahrt bei sich führte.

Bernhard zeigte keine Lust, diese Mittel einzunehmen. War sein Vertrauen auf Blandini doch erschüttert? Der Tod der Lady Ludmilla, die ernste Haltung des sonst leichtblütigen jungen Groot, das Verschwinden Blandinis, welchen keine erneute Einladung zurückgebracht hatte, obwohl die Krankheiten im Lager Veranlassung geworden waren, mehrmals nach ihm zu senden — all das waren Samenkörner in Bernhards Seele geworden. Er wies Hoffmann zurück, dessen weißes Fläschchen ja doch zuerst an die Reihe kommen sollte. Nun wurden beide Quacksalber erst recht dringend. Der Eigensinn des kranken Herzogs aber bestand darauf, sie sollten sich fortpacken und ihm Ruhe lassen. Vielleicht fände er Schlaf, und wenn nicht, dann sei's am nächsten Morgen zeitig genug, an weiteres zu denken. Sie mußten gehen. Als Hoffmann am nächsten Morgen aber aus seiner Kammer sachte hereinschlich, um den Herrn nicht aufzuwecken, wenn er schliefe — und so hatte es ihm geschienen, da er die Tür der anstoßenden Kammer nicht eingeklinkt gehabt hatte —, da fand er den Herzog aufrecht sitzend. Er war hoch gerötet und gestand, daß ihn Phantasien gepeinigt und jeden wirklichen Schlaf vertrieben hätten.

„Laß den Feldarzt rufen!“ sprach er mit matter Stimme.

Es wurde nach ihm gesendet. Ehe er aber anlangen konnte, war auch Leder da, und er wie Hoffmann kamen nun mit größerem Fluge darauf zurück, dies sei nicht das Lagerfieber,

dies sei der gefürchtete Rückfall, und der Herzog sollte doch um Gottes willen die Mittel des weisen Blandini einnehmen. Der Herzog schüttelte den Kopf. Da trat der Graf von Nassau ins Gemach und meldete: „Wir haben's mit einem Waldsteinschen Feldherrn zu tun, der keinen Verlust an Mannschaft scheut. Auf, Herzog, auf! Den Götz kümmert's nicht, daß wir heute morgen fünfzehnhundert seiner toten Leute von den Brücken und Wegen geräumt haben, er marschiert vor Langendenzlingen in Schlachtordnung auf, binnen einer Stunde wird der Tanz von neuem losgehen, und der Tag hat von jetzt an — es ist acht Uhr — noch wenigstens neun Stunden. Das ist zu lang für uns, wenn Ihr nicht dabei seid. Also, auf, auf! Wir erwarten Euch."

Bernhard wußte zu gut, daß es das Äußerste gälte. „Wohlan denn," rief er, „ich muß in einigen Stunden auf dem Pferde sein — Eure Mixturen sollen ja das zuwege bringen —, so gebt sie her!" Hoffmann und Leder waren eiligst zur Hand mit ihren Fläschchen. „Nicht beide zugleich, Herr Kanzler," eiferte Hoffmann, „zuerst das meine! Und wenn dessen Wirkung nicht zureicht, also im schlimmsten Falle nach einigen Stunden erst das Eurige."

„Richtig!" sagte Leder, „so hat der Doktor Blandini angeordnet." „Nichts da!" stöhnte Bernhard, „zu langsamem Probieren hab' ich keine Zeit. In einigen Stunden muß ich auf dem Pferde sein. Also gleich das stärkere Mittel! Deins, Leder!"

Kopfschüttelnd goß Hoffmann den Inhalt des roten Fläschchens in die kleine Schale, welche er bereit hielt. Auch dieser Inhalt war farblos, die rote Farbe gehörte nur dem Fläschchen. Es war eine Arsenikauflösung mit hinreichender Kraft, um in kurzer Frist den Tod herbeizuführen. Der Herzog saß aufrecht im Bette und streckte die Hand aus nach der Schale. Hoffmann reichte sie ihm. Als er sie zum Munde führen wollte, trat der Feldarzt ein.

„Komm her, alter Knabe," rief Bernhard, „und fühle

meinen Puls! Wir glauben, es sei nicht das Lagerfieber allein, das mich schüttelt. Sag' mir deine Meinung!"

In der einen Hand behielt der Herzog die Schale mit dem Gifte, die andere reichte er dem Feldarzte. An diesem wetterbraunen alten Praktikus von ganz untergeordneter medizinischer Kenntnis hing das Leben des damals mächtigsten Feldherrn. Er fühlte lange.

„Nun?" schrie Bernhard ungeduldig. „'s ist ein starkes Fieber," sagte endlich der Feldarzt, „und es hämmert wohl ein bißchen anders als — — aber unser nichtswürdiges Lagerfieber ist's doch." „Es hämmert anders? Wer soll da klug werden! Und an meinen damaligen Zustand in der Schweiz, der mich vom Pferde riß, an jenen Anfall erinnert mich mein jetziger Zustand gar nicht. Da war mir ganz anders!" „Natürlich, fürstliche Gnaden," bemerkte hochweise Hoffmann, „damals wart Ihr übrigens gesund gewesen; jetzt habt Ihrs Lagerfieber noch dazu, jetzt muß Euch freilich anders zumute sein." „Und ein Versuch wird ja nicht schaden," setzte Leder hinzu, „wenn das Mittel den Feind nicht findet, für den es bereitet ist, so wird's als Beruhigungsmittel wohl auch das Fieber beschwichtigen, das Euch schüttelt. Es befreit Euch also entweder ganz oder es erleichtert Euch doch." „Was ist's?" sagte Bernhard zum Feldarzte und reichte ihm die Schale unter die Nase. „Es riecht gar nicht," antwortete dieser. „Mit Erlaubnis!" setzte er hinzu und tauchte seinen Finger in die Flüssigkeit, den Finger alsdann an seine Zunge führend. „Nun?" „Süßlich — scharf!" Und dann schüttelte der Alte wunderlich den Kopf. „Du weißt nichts! Machen wir ein Ende, ich will auf."

Und er setzte die Schale an den Mund — und trank. Nach dem ersten Schlucke setzte er ab. Der Gedanke an Blandini fuhr ihm durch den Sinn wie ein blendender Blitz —

„Ich könnt's für Arsenik halten!" sagte gleichzeitig der Feldarzt. „Ich halt's auch für Gift!" schrie Bernhard und schleu-

derte die noch mit drei Vierteilen des Getränks angefüllte Schale weithin auf den Fußboden.

Die Folgen des Giftes kündigten sich auf der Stelle an: Druck und Hitze im Magen, brennender Durst, Wühlen in den Gedärmen. — Hoffmann und Leder schrien vor Entsetzen. Ihr törichtes Zureden war ja die Veranlassung geworden.

Glücklicherweise verlor der alte Feldarzt nicht im mindesten den Kopf. Er zog aus seiner ledernen Gürteltasche sogleich eins der Pulver, deren er bei der Feldpraxis ohne Apotheke täglich bedurfte, verschaffte sich selbst Gefäß, Wasser und Löffel und bot in kürzester Frist dem Herzoge ein Brechmittel stärkster Sorte. Auf Pferdenaturen berechnet tat es augenblicklich seine Wirkung, und der Feldarzt meinte behaupten zu können, der Schluck giftiger Flüssigkeit, welchen fürstliche Gnaden leider verschlungen, sei großenteils nun wieder herausgeworfen. Warme Milch und warmes Öl werde den Rest beschwichtigen. — „Milch und Öl", schrie der Herzog, „empfahl mir der Schurke damals in der Schweiz! Jenen Anfall hat er gewiß selber angestiftet, um mich langsam —. Rosen soll Reiter nach der Schweiz jagen und den Kerl aufheben lassen. Ich will ihn haben! Fragt nach, ob Götz vorrückt und angreift!"

Götz griff nicht an; er fand seine Truppen zu tief gelichtet, zu sehr erschöpft und erhielt die Nachricht von der Niederlage des Lothringers bei Thann. Er gestand sich die Unmöglichkeit ein, die weimarischen Verschanzungen, welche stärker wären als Breisach selber, zu erstürmen. Er zog ab. Auf Nimmerwiederkehr. Der Zwiespalt unter den kaiserlichen Führern unterstützte die Anklage gegen ihn, daß er seine Schuldigkeit nicht getan. Nach solchem Sturme! Er wurde verhaftet und jahrelang zu Ingolstadt inquiriert. Es stand nichts mehr im Wege, daß die Belagerung Breisachs langsam und mittels Aushungerung zu Ende geführt würde. Herzog Bernhard war zu Wagen nach Neuenburg gebracht worden, damit er dort in bequemerer Häuslichkeit seine Genesung betreiben könnte. Der alte Feldarzt

hatte recht gehabt: es waren nur geringe Spuren der Vergiftung in ihm zurückgeblieben. Sie verschwanden allmählich samt dem Lagerfieber.

Blandini war in Luzern nicht aufzufinden gewesen; er war spurlos verschwunden. Die Arsenikstücke auf seinem Zimmer in Neuenburg, welche man entdeckte, erhoben den Verdacht gegen ihn fast zur Gewißheit. Leder von Rehlingen war bei dieser Entdeckung in Blandinis Zimmer tätig gewesen, er wußte jetzt, daß er damals an die Giftstücke gerochen, und erinnerte sich, daß er lecken gewollt. Es beschlich ihn eine natürliche Melancholie über das Unzureichende menschlicher Weisheit. Auch mit einem Schriftstücke hatte er jetzt in Neuenburg Unglück. Es war aus den Verschanzungen um Breisach an ihn ergangen mit dem Auftrage, es dem Herzoge Bernhard sogleich zu übergeben. Triumphierend unter wehmütigem Lächeln überreichte er es dem Herzoge. Er war außer Zweifel, daß es die Kapitulation des hartnäckigen Reinach, des Kommandanten von Breisach wäre. Es war aber ein zweiter Brief des Herzogs von Savelli mit der Aufforderung an Bernhard, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Er verlangte Ort und Zeit zu wissen, wo und wann die Verhandlungen beginnen könnten.

„Und das schickt man an Euch? Und aus unserem Lager? Wer hat's gebracht?"

Der bestürzte Leder wußte nur zu sagen, daß ein Reiter —

„Aus dem Regimente, in welchem Herr von Mitzlau steht?" fragte Erlach, welcher eben ins Zimmer getreten war. „Kann sein — genau weiß ich das nicht." „Zur Strafe", sagte der Herzog, „sollt Ihr sogleich die Antwort schreiben. Er läßt uns keine Ruhe, dieser welsche Fant, wenn er nicht abgetrumpft wird."

Und nun mußte sich Leder hinsetzen und ohne weitere Überlegung, die er sich sonst zu gönnen pflegte, eine Erwiderung aufsetzen. Leder fand diese Strafe gnädig und schrieb in ergeben aufgeregter Stimmung unter anderem wie folgt:

„Seine fürstliche Gnaden der Herzog Bernhard von

Sachsen-Weimar läßt zwar geschehen, daß es des Herrn Feldmarschalls Duca Exzellenz altadeligen Geschlechtes mit dem ganzen heiligen römischen Reiche gut meine, daß aber Seine Exzellenz einen geborenen Herzog von Sachsen in der Liebe zum Vaterlande unterrichten wolle, in Tugenden, die er mit dem hohen Geblüte seiner großen Ahnherrn ererbt hat, und meine, ihm sagen zu müssen, was dem Vaterlande dienlich sei, oder was demselben mangle, und worin dessen Ruhe, Sicherheit und Wohlstand bestehe, das könne Seiner fürstlichen Gnaden nicht anders als seltsam und befremdend vorkommen."

Bernhard nickte lächelnd — die Wiederkehr der Gesundheit spiegelte sich in diesem Lächeln — zur pathetischen Vorlesung dieser Stelle und setzte hinzu: „Damit seid Ihr aber, Freund Leder, noch nicht absolviert für Eure Leichtgläubigkeiten. Jetzt müßt Ihr trotz hereinbrechender Winterszeit Eure Lenden gürten und auf Reisen gehen. Zunächst in unsere Linien vor Breisach mit diesem Eurem Schreiben an Savelli. Dort wendet Ihr Euch — harmlos und vorsichtig! — an den Herrn von Mitzlau. Ihr gesteht ihm vertraulich, daß Savelli an mich geschrieben im Auftrage des Kaisers, daß ich dies Schreiben freundlich aufgenommen und merkwürdig eingehend beantwortet hätte. Ihr wäret beauftragt, es heimlich und unscheinbar zu befördern, könntet aber den jetzigen Aufenthalt des Savelli durchaus nirgends erfahren und bätet Mitzlau, Euch behilflich zu sein für eine zuverlässige Übersendung. Wir hegen den Verdacht, daß dieser Mitzlau seit Rheinfelden und Lauffenburg mit diesem Savelli zusammensteckt und Durchstecherei treibt; wir wollen ihm Gelegenheit geben, sich zu verraten, und Ihr sollt das zuwege bringen. Verstanden?" „Vollkommen, fürstliche Gnaden. Eine geheime diplomatische Aufgabe." „Ganz geheim, bis Ihr mich wiederseht. Ich folge Euch morgen und erwarte Euren Bericht. Sobald Ihr ihn mir erstattet habt, geht Ihr trotz Winterwetter nach der Schweiz. Erlach hat Briefe vorbereitet, welche

Euch Bekanntschaften zuführen und Hilfsmittel. Ihr waret stets ein wohlwollender Verehrer Blandinis; Euch wird er nur Freundliches zutrauen. Ihr geht nach Luzern, von wo er allerdings verschwunden sein soll. Erlach aber meint, daß ihn die dortigen Pfaffen nur verbergen. Ihr fragt nach ihm, als hättet Ihr ihm Geschenke und Botschaft zu überbringen. Ich wäre entrüstet über den Verdacht, welchen man gegen ihn ausgesprengt, ich hätte felsenfestes Vertrauen in seine Kunst und wünschte nur ihn zum Arzte für meine erschütterte Gesundheit. Gelingt's Euch, so führt ihn hierher nach Neuenburg und zeigt mir's eiligst an. Gute Verrichtung! Zunächst auf morgen abend in meinem Lagerhause."

---

Zum nächsten Tage hatte Bernhard außerdem an seine Truppen vor Breisach den Befehl erlassen, die große Schanze Sankt Jakob am linken Rheinufer zu erstürmen, die letzte, welche noch zu erobern war. Nachmittags — es herrschte ein dichter Novembernebel — kam er in seinen Linien an. Er sah etwas bleicher und magerer aus, aber das Auge war wieder frisch, die Truppen schrien ihm jauchzend entgegen, Sankt Jakob sei um Mittag gefallen, Breisach müsse sich nun ergeben. Des Abends kam Leder, Bericht zu erstatten. Mitzlaus Regiment sei mitgewesen beim Sturme, und er habe ihn erst am späten Nachmittage getroffen. In einem steinernen Häuschen, das Mitzlau allein bewohne. Mitzlau habe sich anfangs scheu und verschlossen gehalten. Dann sei aber ein fremder Mann eingetreten. Kein Soldat, ein Mann in der wohlhabenden Tracht eines Bürgers. Das habe sichtlich Mitzlau in Verlegenheit gesetzt — habe aber rasch zum Ziele geführt.

„Wie das?" „Ich erkannte den Mann, fürstliche Gnaden", fuhr Leder fort, „ich! Durch meinen ausgebreiteten Verkehr mit Gelehrten. Vor Jahren hab' ich ihn in Dresden gesehen. Da tat er sich hervor durch staatsrechtliche Kenntnis, und der kurfürstliche Minister benützte ihn beim Prager Friedensschlusse.

Damals hieß er einfach Heusner. Von Prag mag er nach Wien gekommen sein, kurz vor unserem Einrücken nach Frankreich — es war in der Frankfurter Gegend — wurde mir erzählt, der Heusner habe eine schöne Karriere gemacht und heiße jetzt, da der Kaiser ihn geadelt, Heusner von Wandersleben. Na, was der hier zu suchen hat, und beim Herrn von Mitzlau, das wurde mir natürlich auf der Stelle deutlich, und ich machte dann keine Umstände und sagte es geradeheraus, daß ich ihn erkennte und daß ich mich freute, ihm auf Versöhnungs- und Friedenswegen zu begegnen, denn fürstliche Gnaden wären jetzt in ihrer Macht und Herrlichkeit ganz geneigt, sich durch einen Pakt mit dem Kaiser von den letzten Franzosenfesseln zu befreien." „Bravo, Leder!" „Nun konnten sie nicht mehr anders, sie mußten zugeben und einräumen, und Heusner gestand, daß er mit Vollmachten ausgerüstet wäre." „Gut. Verlange die Vollmachten zu sehen! Stelle dich geneigt; schildere mich geneigt! Schilt auf die Franzosen, sage, daß ich ihrer satt wäre! Sage, daß es nur eben darauf ankomme, was der Kaiser zu bieten habe! Es dürfte nicht bloß mich persönlich betreffen, es müßte Reich und Kirche angehen. Nur dann würd' ich davon Notiz nehmen, nur dann würd' ich ihn selber — ja, setze hinzu, erst wenn Breisach in meiner Gewalt, erst wenn ich da oben im kaiserlichen Schlosse wohnte, und wenn du mir sagen könntest, seine Anerbietungen wären der Rede wert, dann erst würd' ich ihn selber sprechen. Das wird gute Wege haben; denn die Toren bilden sich immer noch ein, mich bestechen zu können. Die guten Wege kosten Zeit und machen die Unterhändler sicher. Namentlich den Mitzlau, den wir uns gar kochen wollen. Der Patron spioniert augenscheinlich schon lange und verdient ein Zehrgeld. Suche klar zu werden, ob und wie weit er gutes Kind mit dem Savelli ist, und ob die Zärtlichkeit nicht bis Lauffenburg zurückreicht, bis zum Wortbruch des welschen Abenteurers und zur Flucht desselben. Ich erinnere mich deutlich, daß Mitzlau mich bat, den Savelli nicht nach Hohentwiel, sondern nach Lauffenburg zu

senden. Man muß alle Schulden bezahlen. — Noch eins! Dieser Mitzlau war recht vertraut mit Blandini. Wer weiß, ob nicht —! Kurz, du wirst jetzt nicht eher nach der Schweiz aufbrechen, um mir den Blandini zuzuführen, bis dieser Mitzlau erledigt ist. Sage beiläufig, daß meine Meinung für Blandini die günstigste geblieben sei, kirre den Mitzlau mit ausgesucht gutem Futter. Nichts Abscheulicheres, als Schlangen im Busen nähren. Erlach wird dafür sorgen, daß er in keinem Falle entschlüpfen kann. Gute Nacht!"

---

Es waren nur einige Tage, welche Leder zu seiner Aufgabe blieben. Breisach konnte sich nicht länger halten. Die Hungersnot in der Stadt war entsetzlich. Über den Genuß unsauberer Tiere war man längst hinaus, man verzehrte schon Menschenfleisch. Der charakterstarke Freiherr von Reinach mußte sich entschließen, das wichtige kaiserliche Bollwerk auszuliefern. Als Bernhard dies aus dem weicher werdenden Tone der Unterhandlungen merkte, berief er all seine wichtigen Truppenführer und alle seine Agenten aus der Nähe und Ferne herbei. Auch Hans von Starschädel, welcher im Hessischen mit Melander, dem hessischen Feldherrn, unterhandelte. Da oben in der kaiserlichen Burg sollte ein Kriegsrat gehalten werden, welcher nach so großen Erfolgen der Weimarischen Waffen von entscheidender Wichtigkeit werden konnte für den deutschen Krieg und für das Deutsche Reich. Am dritten Dezember wurden die Feindseligkeiten eingestellt, und mittags um drei Uhr erschienen die Geiseln beider Parteien zwischen der Stadt und der Aumühle. Aber eine schwarze Wolke des Grolls legte sich auch jetzt noch zwischen die ersten Schritte und den endlichen Abschluß, welcher Reinach und der Besatzung einen ehrenvollen Abzug mit fliegenden Fahnen und zwei Kanonen zusichern sollte. Und Bernhard war bekannt als gewaltsam, wenn ein Groll in ihm wühlte, welchen er für berechtigt hielt. So ent-

schloß er sich jetzt nicht, auch dem kaiserlichen Kanzler Volmar freien Abzug zu bewilligen. Dieser Kanzler hatte den Herzog mit ehrenrührigen Äußerungen und Pasquillen geschmäht. Ferner hatte sich das Gerücht verbreitet, Reinach habe weimarische Gefangene verhungern lassen. Beide Punkte erzeugten eine peinliche Spannung, als der Morgen der Übergabe erschien. Auch in der Umgebung Bernhards, wo einige das große Ergebnis nicht durch einen grausamen Akt befleckt sehen wollten. Unter diesen stand Hans, welcher soeben angekommen war, dem Herzoge am nächsten, und er zögerte auch nicht, seinen Gedanken vollen Ausdruck zu geben, als sich dieser aufs Pferd schwingen und mit seinem Generalstabe zum Kupfertore reiten wollte. Herzog Bernhard sah ihn streng und finster an und sagte trocken: „Alles muß seine Grenzen haben, auch im Kriege. Sonst wird er noch grausamer und macht uns zu Kannibalen."

Es war ein Sonntag, dieser neunte Dezember. Leichter Schnee bedeckte die Erde; aber die Luft war mild, und die Sonne trat zuweilen hervor. Die schwarze Erde kam hie und da zum Vorscheine unter ihren tauenden Strahlen. Vom Eisenberge bis zum Kupfertore waren weimarische Fußtruppen aufgestellt. Zwischen ihnen hindurch ritt der Herzog mit sechzig Reitern, seinen vorzüglichsten Offizieren, bis in die Nähe des Tores. Das Tor ging auf, und heraus wankte nach einigen Kutschen und Packwagen die halbverhungerte Besatzungsmannschaft. Es stürzten mehrere vor Erschöpfung nieder. Hunderte von Weibern kamen mit ihnen und erhöhten die Kläglichkeit des Anblicks. Selbst die Anführer, Freiherr von Reinach, Kanzler Volmar und Oberst Escher sahen auf ihren abgemagerten Rossen wie Bilder des Jammers aus. Vor dem Herzoge stiegen sie ab. Reinach nahte sich unter tiefer Verbeugung, küßte den Stiefel Bernhards und wünschte ihm mit schwacher Stimme Glück zur Eroberung. Eine ängstliche Stille herrschte unter den Anwesenden; jedermann blickte

auf den schweigenden Feldherrn, in dessen Antlitz Zorn und Mäßigung miteinander kämpften. Endlich sprach er:

„Erst seit dem Abschlusse des Vertrages habe ich den jammervollen Tod meiner Leute vernommen, welche Ihr gefangen hieltet. Es ist eine unerhörte und unverantwortliche Grausamkeit, die der gerechte Gott nicht ohne Strafe lassen wird. Ich habe mehrmals ein Lösegeld für sie angeboten; Ihr habt es ausgeschlagen. Darum hätte ich Ursache, den Vertrag zu brechen.“

Reinach entschuldigte sich mit der allgemeinen Not, die in der Stadt geherrscht, und daß man zu Augsburg gefangene Kaiserliche auch nicht besser behandelt hätte, als die eigenen, auf dürftigste Nahrung angewiesenen Truppen. Bernhard sah streng auf ihn hinab und sprach herb tadelnde Worte. Dann aber entließ er ihn mit einer Handbewegung. Der Kanzler Volmar kam jetzt an die Reihe, und es stand zu fürchten, daß sich das Ungewitter ganz auf diesen entladen würde. Er war in einen langen Trauermantel gehüllt wie ein Büßender und trug einen Stab in der Hand. Er mußte aufs Äußerste gefaßt sein, denn beim Abschluß der Kapitulation hatte Bernhard jede Begnadigung dieses Kanzlers abgelehnt. Dreimal fiel der arme Mann auf die Knie und flehte mit aufgehobenen Händen um Verzeihung.

„Was hat ein Gesell wie Ihr verdient,“ rief der Herzog, „welcher mich mündlich und schriftlich beschimpft und verleumdet hat?“ „Ich gestehe mein Vergehen ein,“ erwiderte dieser, „ich bereue es und bitte flehentlich, Gnade vor Recht ergehen zu lassen.“

Bernhard sah sich im Kreise der Seinigen um. Alle Gesichter waren streng und ernst. Man erwartete des Herzogs Ausruf: „Einen Strick für den Mann!“ Bernhards Auge verweilte auf Hansens Mienen. Sie drückten Wehmut und Traurigkeit aus, Wehmut und Trauer über das Schicksal besiegter Menschen. Er hätte mit seinem Blicke so gern den Her-

zog um Nachsicht gebeten. Aber gerade dadurch konnte er dem Bedrohten schaden: Bernhard hatte einen starken Eigensinn des Herrschers in sich. Vielleicht versteht er — dachte Hans — mein Weh um das Glücksspiel der menschlichen Kreatur. So war es. Bernhard begnadigte den Kanzler und wendete sich nun zum Obersten Escher und zu den übrigen kaiserlichen Offizieren. Er sprach freundlich zu ihnen und lobte ihre Standhaftigkeit. Dann befahl er, Lebensmittel auszuteilen und in die Stadt zu schaffen, und während seine Fußtruppen in die Stadt einmarschierten, wendete er sich zu Hans mit den Worten: „Du siehst, wie weich ich geworden bin. Dort oben in der Burg sollst du im nächsten Jahr erleben, wie das zugegangen. Mit dem Frühlinge denke ich dort ein Fest zu feiern, welches du besser verstehen wirst als mein bärtiger Generalstab. Hast du Weib und Kind gesehen auf der Rückreise von Lüneburg nach Hessen?"

„Ich habe sie gesehen und genossen." „Der Tod Lady Ludmillens bringt deiner Frau, ihrer Schwester, eine stattliche Erbschaft. Nun geht es wieder eine Weile mit der Erhaltung deiner Regimenter. Hat der Kaiser Schwierigkeiten erhoben beim Anspruch deiner Frau auf die böhmischen Güter?" „Im Gegenteil. Minister Trautmannsdorf hat freundlich erklärt, er hoffte, wir würden beim Friedensschlusse unsere Wohnung auf den böhmischen Gütern aufschlagen." „Es träufelt eitel Honig auf uns von Wien, seit wir siegen."

Da marschierten die letzten Truppen ins Tor. Der Hofprediger des Herzogs schloß sich ihnen an, und hinter ihm folgte nun Bernhard mit seinem Gefolge. Der Weg ging zum Dome. In ihm sollte zum ersten Male lutherisch gepredigt und „Herr Gott dich loben wir" von Protestanten gesungen werden. Als der Zug vor dem Dome ankam, erschien oben auf der Zinne der Burg neben der schwarzrotgelben Reichsfahne die schwarzgelbe Fahne des sächsischen Hauses, und es donnerten die Kanonen, geladen und abgeschossen von weimarischen Stückknechten.

Es schlug eben zwölf von den Türmen und die Sonne schien hell. Kuriere hatten schon drei Tage vorher — denn der Tag der Übergabe war schon drei Tage vorher hinreichend gewiß — nach allen Festen den Befehl getragen, um die Mittagsstunde überall das Geschütz zu lösen, und, wie man später erfuhr, hatte man überall — in Hagenau, in Kolmar, in Benfeld, in Schlettstadt, in Freiburg, Neuenburg, Rheinfelden bis Waldshut und Hohentwiel hinauf — die Stunde eingehalten. Dem weiten fruchtbaren Länderkreise von den Vogesen bis hinter den Schwarzwald war verkündet worden: „Es beginnt ohne Widerstand eine neue Herrschaft!“ Herzog Bernhard gebärdete sich in der kaiserlichen Burg zu Breisach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrscher. Der Feldherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Obersten, welche alle einberufen waren und einen Kriegsrat für neue große Feldzugspläne erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen und erhielten Aufträge für friedliche Organisierung ihrer Bezirke. Warten indessen sollten sie noch einige Tage, da eine allgemeine Zusammenberufung noch erfolgen werde. Wichtige Besuche strömten übrigens von allen Seiten herzu. Der König von England sandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs und ließ sein Bündnis anbieten für Wiederherstellung von Kurpfalz. Ein Markgraf von Baden stellte sich ein, treue Nachbarschaft in Anspruch nehmend. Die Städte aus dem Bereiche des Heilbronner Bundes schickten Vertreter, Zustimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das Breisacher Schloß gewann das Ansehen einer neuen, weithin mächtigen Residenz, und leise wie laut sprach man davon, das Jahr neununddreißig wird einen neuen Kaiser, einen evangelischen Kaiser sehen! Man beruhigte sogar die erschrockenen Katholiken unten in der Stadt und sagte ihnen: „Was fürchtet ihr? Erfahrt ihr nicht an euch selbst, daß eurem Glauben und eurer Kirche gar nichts in den Weg gelegt wird? Volle

Religionsfreiheit wird einkehren unter dem Zepter Kaiser Bernhards."

Die beiden Vertrauten Bernhards, Erlach und Hans von Starschädel, sahen mit ganz verschiedenen Empfindungen zu. Hans war glücklich und half nach allen Seiten, wo es auszugleichen und zu versöhnen galt. Ihm war das Herz Bernhards zugetan, und ihm war seine letzte Sendung trefflich gelungen. Er hatte Zusagen von großer Tragweite mitgebracht, der frühere Plan Arnims zu einer mächtigen Mittelpartei war neu erweckt und stand jetzt in größerer Gestalt zum Abschlusse da. Freilich hatte sich Hans nach heftigem innerem Kampfe entschließen müssen, die Schweden aufzunehmen in den neuen Bund. Bernhard hatte ihm schlagend dargetan, daß ein Sperren dagegen eitel Torheit wäre. „Sie stehen ja doch einmal", hatte er gesagt, „seit einer Reihe von Jahren als große Kriegsmacht im Reiche. Was nützt es, das nicht sehen zu wollen? Hinauswerfen können wir sie doch erst, wenn wir mit dem Kaiser fertig geworden sind. Und außerdem sind sie uns doch verwandter als die Franzosen. In ihren Heerlagern ist ja alles deutsch; die Sprache wie die Mannschaft; wir haben sie germanisiert. Ist der Reichsfriede da, was bedeuten die paar Generale und Obersten? Ein Aufruf an die Truppen, die zu neun Zehnteilen aus unseren Landsleuten bestehen, löst diese Truppen von ihnen, und die paar Generale und Obersten müssen froh sein, wenn wir sie beschenkt einschiffen an der Ostsee."

Das war der Wahrheit gemäß, und Hans hatte mit Banér eine Übereinkunft vorbereitet, welche nur der Bestätigung von Stockholm bedurfte, um das Zusammengehen der schwedischen Heere mit Bernhard in vollem Maße festzustellen. Rat Müller war bereits in Breisach eingetroffen und hatte des Kanzlers Oxenstierna Botschaft überbracht, die Bestätigung sei unterwegs, und Banér werde befehligt, an der Fuldaschen Grenze dem Herzoge Bernhard zur Vereinigung entgegenzukommen, sobald der Herzog seinen Marsch dorthin

richte. Ein gemeinschaftlicher Einbruch in Böhmen und Bayern nach Wien zu werde den Kaiser zum Friedensschlusse und zur Abdankung nötigen. Denn auch Bayern fange an zu wackeln und lau zu werden in seiner kostspieligen Verbindung mit Österreich. Es mache Miene, sich mit Frankreich zu verständigen, welches seinen Johann von Wörth mit verführerischer Höflichkeit behandle. Diese Verständigung werde eine andere Richtung nehmen, sobald Bernhard und Banér mit vereinter großer Macht einbrächen.

Mit den kleineren Kriegsmächten, die noch immer tapfer das Feld hielten, und mit den wichtigsten Städten endlich war die Übereinkunft abgeschlossen. Hessen mit dem erfahrenen Feldherrn Melander harrte der Ankunft Bernhards, um sich mit ihm zu vereinen, und die weiten Länder der Welfen unter dem kriegs- wie staatskundigen Lüneburger Herzoge schlossen sich mit vollem Nachdrucke an. Die evangelische Sache war in der Tat seit Gustav Adolfs Zeiten nie so mächtig gewesen, als jetzt nach den Siegen Bernhards, und sie hatte in ihm ein Haupt, welches allerwärts als Haupt geachtet wurde. Bernhard selbst war sich all dessen klar bewußt. Er war auch nie so froh und heiter gewesen, als in diesen hellen Wintertagen auf der Breisacher Burg. Reiner Sonnenschein lag auf den Ländern, welche er diesseits wie jenseits des Rheins weit überblickte als sein Reich. Ausdehnen und ausdehnen sollte es sich nach allen Himmelsgegenden — das war sein Vorsatz. Die Fenster standen offen, denn eine milde Winterluft wehte draußen. Bernhard war beschäftigt, den südlichen Teil des Schlosses wohnlich und schön herrichten zu lassen. Er wies die Werkführer an und fragte Hans hie und da um Rat, ob dies oder jenes für Frauen geeignet wäre? Nicht ein Wort hatte er Hans erzählt von seiner Liebe zu Margueriten. Er war darin verschlossen, ja verschämt wie ein Jüngling. Aber aus allem ging deutlich hervor: hier sollte zum Frühling eine junge Frau einziehen als Herrin des Kriegsfürsten! Und Hans hatte genug erfahren durch Hoff-

mann, um zu wissen, daß Bernhards Anstalten eine nahe Hochzeit bedeuteten.

Erlach folgte verdrossen durch die Zimmer. Ihm gefiel das alles nicht. Er sah nur Heil im französischen Bündnisse. Das war zum äußersten bedroht durch ein Bündnis mit Schweden, Hessen und den welfischen Fürsten und durch einen Kriegszug ins innere Deutschland. Er sah auch mißtrauisch auf die volle Besitzergreifung der vorderösterreichischen Lande und des Elsasses, denn er wußte bereits genau durch Desnoyers, daß Frankreich die Landgrafschaft Elsaß in Anspruch nehmen und Bernhard nur einige Nutznießungen zugestehen wollte. Selbst die immer deutlicher auftauchende Heirat mit einer Rohan war ihm unerwünscht, denn er wußte, daß die französischen Minister diese Heimführung einer reichen Hugenottin sehr unpassend fänden. Er war seit Bernhards letzter Abreise aus Paris dem Minister Desnoyers näher und näher gekommen, und nur sein erprobter politischer Verstand hatte ihn abgehalten, seine französische Gesinnung deutlich auszusprechen vor Bernhard. Er hatte nur immer leise gewarnt und gehindert und geschoben, weil er gemerkt hatte, daß volles Aussprechen seiner Gesinnung ihn um die Gunst Bernhards bringen, ihn aus der Nähe des Herzogs scheuchen würde. Diese Nähe und diese Gunst waren aber doch zunächst das Wichtigste für ihn. Für Bernhard freilich, der diese Richtung Erlachs wenig beachtete, war die Nähe Erlachs eine tief reichende Gefahr. In Wahrheit war ein französischer Spion in der Person Erlachs fortwährend an Bernhards Seite.

Hans ahnte etwas davon, und er hatte es vermieden, den Bericht über seine diplomatische Sendung in Erlachs Gegenwart zu erstatten. Aber Bernhard war arglos und vermied es nicht, von den nahen Beziehungen zu Melander, zu Banér, zum Lüneburger zu sprechen und den deutschen Feldzugsplan gelegentlich anzudeuten. Erlach war klug und ergänzte sich leicht, was verschwiegen wurde. Endlich hatte er sich auch —

es war gestern geschehen — einmal direkt dahin ermannt, dem Herzoge offen zu sagen, daß er nach allem, was er sähe und hörte, die Allianz mit Frankreich für gefährdet erachtete. Er hatte offen hinzugesetzt — denn er war kein gemeiner Verräter, sondern ein politischer Parteigänger —, daß er dies sehr bedenklich fände. Politisch wie moralisch bedenklich. Letzteres, weil der Herzog doch mannigfache Unterstützung von Frankreich angenommen und Zusagen erteilt habe.

„Jene werd' ich bezahlen und diese werd' ich halten!" hatte Bernhard erwidert.

Damit hatte der Herzog gestern dies Gespräch abgeschnitten. Heute waren die Generale und Obersten um ein Uhr aufs Schloß beschieden, und Erlach, tief verstimmt, unterbrach jetzt die häuslichen Anordnungen Bernhards mit der Meldung, es sei gegen eins, und die Herren kämen in Masse den Berg herauf nach der Burg.

„Sie sollen sich im Waffensaale versammeln und auf mich warten;" erwiderte der Herzog; „vorher aber will ich Leder sprechen. Er soll auf mein Zimmer kommen."

Erlach ging; Bernhard und Hans folgten ihm bald. Leder erwartete sie schon vor des Herzogs Zimmer. Alle drei traten ein, da Bernhard Hans bedeutet hatte, er könnte zugegen bleiben.

„Nun, schriftkundiger Freund," begann Bernhard „wie weit seid Ihr mit dem Heusner und dem Mitzlau gekommen? Was bietet jener, wie tief steckt dieser in der Verräterei?"

Leder fand diese Veranlassung schicklich, eine historisch-politische Abhandlung zu entwickeln. Der Herzog wollte den Inhalt kürzer geboten haben und unterbrach den Redner mit der Frage: „Mit einem Worte, was bietet der Kaiser?" „Er bietet dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar das Direktorium bei den Friedensverhandlungen!"

Bernhard sah erstaunt auf Hans. Dieser sagte: „Da seht Ihr's! Trautmannsdorf ist ein geistvoller und billiger Mann."

„Das ist allerdings fein genug und artig", sprach Bernhard. „Es ist aber auch so allgemein und weitsichtig, daß es Zeit und Erklärung übrigläßt. Und da es uns hierbei um nichts zu tun ist, als um eine artige Kurzweil — denn derjenige nur wird den Frieden dirigieren, der die letzte Schlacht gewinnt —, so wollen wir den Herrn Heusner nur als langen Strick gebrauchen für den nichtswürdigen Mitzlau. Sagt ihm also, Freund Leder, daß ich ganz erbaut sei von der mir zugedachten Rolle bei der Friedensschließung, daß ich aber um nähere Erklärung bitten müßte, was denn bis zur Friedensschließung zwischen dem Kaiser und mir für ein Verhältnis herrschen solle. Ich wüßte keins als den einfachen Krieg, solange nicht neue Grundlagen über Reich und Kirche vorgelegt würden. Einer solchen Vorlage sei ich immer gewärtig, und erst wenn er diese brächte, würde ich für den Herrn zu sprechen sein." „Die will er in der Tasche haben, aber nur Euch selbst, fürstliche Gnaden, vorlegen." „Dann soll er warten; ich habe jetzt keine Zeit. Morgen beginnen wir einen fröhlichen Winterfeldzug —" „Wie?!" riefen Leder und Hans einstimmig. „Der meine Gegenwart nötig macht. Wir wollen die gefrorenen Wege benützen. Sobald ich nach Breisach zurückkehre, wird der Boden des Kaisers wieder um etwas verringert sein. Herr Heusner von —" „Wandersleben." „Wandersleben soll unterdessen seine Instruktionen demgemäß ergänzen und erweitern lassen. Teilt ihm das recht ernsthaft mit, damit er Zutrauen fasse und den Mitzlau nicht kopfscheu mache. Habt Ihr Anzeichen, daß wir dem Mitzlau nicht unrecht tun?" „Die allerdeutlichsten. Mitzlau ist in alles eingeweiht und augenscheinlich seit der Rheinfeldener Schlacht im genauesten Rapport mit dem Herzog von Savelli." „Dann ruft den Obersten Rosen aus dem Waffensaale herüber!" Leder eilte fort. Hans fragte nun dringend, ob der Herzog ernsthaft gesprochen, als er einen Winterfeldzug angekündigt? „Ganz ernsthaft. Und du gerade mußt ihn besonders billigen. Ich will als ehrlicher Mann die Gelder an Frankreich zurückzahlen, welche es an uns gewen-

det. Und zwar in Land und Leuten. Ich will ihm eine Provinz erobern, die uns nicht gehört und die Frankreich naturgemäß sich aneignen kann."

Ehe Hans weiter fragen konnte, trat Rosen ein. Der Herzog wendete sich sogleich zu ihm.

„Nun, Rosen, der Augenblick ist da, Eurem Widerwillen gegen Mitzlau ein Genüge zu tun, wenn Ihr Beweise aufgefunden habt für Euren Verdacht." „Die hab' ich, Herr Herzog, Zwei Reiter von mir sind dazugekommen, als er bei Rheinfelden den Savelli gefangen hat. Sie sagen aus, daß sie die beiden Herren in freundschaftlichem Gespräch gefunden und das Wort ‚Amnestie für einen schlesischen Kavalier' vernommen haben, kurz, daß es ihnen nicht geringe Mühe gekostet, den Savelli festzunehmen. Denn der von Mitzlau hätte offenbar die Absicht gehabt, ihn entwischen zu lassen." „Und die Lauffenburger Flucht?" „Ist auch klar gemacht. Fürstliche Gnaden haben einen Wachtmeister aus Rheinfelden in Bücken verhört, der Euch früher hat fangen wollen —" „Kenn' ihn." „Der Mann hat sich brav unter uns aufgeführt, und ihm hab' ich die Ausforschung in Lauffenburg übertragen, weil er von früherer Garnison her dort genau bekannt war. Er hat's herausgebracht, daß Mitzlau dem Frauenzimmer mit Mittel und Wegen an die Hand gegangen ist zur Entweichung des Savelli, demselben Frauenzimmer, welches die ganze Expedition geleitet hat und dann gehenkt worden ist." „Und Ihr glaubt an die Wahrhaftigkeit dieser Zeugnisse?" „Wie an mein Ehrenwort." „Ich hab' den Verräter geschont, weil er mir in Paris einen guten Dienst geleistet. Ich will ihm deshalb auch jetzt noch einen ehrlichen Tod gönnen. Er erfährt nichts von dem, was gegen ihn vorliegt. Ihr nehmt ihn auf meinen Befehl zu Eurem Korps. Wir werden in nächster Zeit vorzugsweise Bergfesten zu stürmen und Schluchten zu säubern haben. Stellt ihn überall in erste Linie, wo der Tod am wohlfeilsten ist! Jetzt folgt mir in den Saal! — Ihr, Herr Leder, geht heute noch, sobald Ihr den Heusner ge-

sprochen, an Eure zweite Aufgabe. Die Briefe Erlachs, welche Euch in Luzern Anknüpfungen verschaffen, liegen bereit. Und wenn Ihr zum Ziele kommt und den Doktor nach Neuenburg gebracht habt, so schickt mir die Nachricht über Hüningen, Pfirt und Pruntrut nach Pontarlier?! Pontarlier soll mein Hauptquartier werden." „Pontarlier!" riefen jetzt Leder und Rosen einstimmig. „Pontarlier!" erwiderte der Herzog und schritt voraus zum Saale, wo seine Heerführer ihn erwarteten.

Kriegsrat im gewöhnlichen Sinne war Bernhards Sache nicht. Er faßte seine Entschlüsse allein und selbständig. Auch jetzt wollte er seine Truppenführer nicht befragen; er wollte ihnen nur ankündigen, was zu tun wäre. Und er kündigte ihnen einen Feldzug an nach — Hochburgund. Das allgemeine Staunen war groß. Zurück in die Berge! Mitten im Winter! Während alles darauf gerichtet war, tiefer ins Deutsche Reich einzudringen und in Gemeinschaft mit Bundesgenossen in großem Heereszuge vorzuschreiten!

„Der Zug wird nicht lange dauern; in ein paar Monaten wird er vollendet sein," sprach der Herzog, „und wird reiche Beute eintragen, denn er trifft ein vom Kriege noch unberührtes Land, in welchem der Papismus ungestört herrscht und seine Schätze aufgehäuft hat. Trefft Eure Anstalten! Morgen früh brechen wir auf. Am Doubsflusse kommen wir zusammen. Ich hoffe, die Herren werden mit mir speisen. Ich bitte mich im Bankettsaale zu erwarten."

Brausend und klirrend verließ die Masse den Saal. Hans und Erlach allein blieben beim Herzoge zurück. Erlach war ebenso erstaunt wie Hans. Aber nicht so unangenehm. Er sah darin einen neuen Anschluß an Frankreich und hörte jetzt mit Vergnügen, daß er in des Herzogs Auftrage sogleich nach Paris gehen sollte. Dort sollte er erklären, wie der Herzog diesen Feldzug lediglich zugunsten Frankreichs unternähme. Eine unheilvolle Idee, diesen Erlach nochmals dorthin zu senden, wo ohnedies seine Anhänglichkeit nistete, und wo er jetzt völlig

unbewacht und unbeaufsichtigt der Verführung durch Richelieu und Desnoyers preisgegeben war!

„Gebt die Schweizer Briefe an Leder", schloß der Herzog, „und sprecht mich heute abend noch einmal, damit Euch meine Gesichtspunkte vollständig eingeprägt werden!"

Erlach ging.

„Nun, Freund, brich los und gib dem Worte, was in deinen Mienen herumläuft!" sagte der Herzog zu Hans. „Das Verhängnis ist eben unergründlich," sprach dieser mit matter Stimme, „wir spähen umsonst nach seinen Gesetzen. Ich fürchte, Euer und unser Verhängnis liegt eingesargt in dem Worte ‚Frankreich'. Alles steht jetzt bereit, in unerhört günstiger Konstellation steht es bereit für Euch, den deutschen Krieg an ein glückliches Ende, für die evangelische Sache an ein glückliches Ende zu führen, da fallt Ihr zurück auf französische Seite, durch welche unsere gute Sache so lange vergiftet worden ist!" „Ich falle zurück! Bist du denn unverständig? Eben weil ich endigen will mit den Franzosen, weil ich sie abfinden will mit einem uns gleichgültigen Stück Landes, unternehme ich eine Zwischenexpedition, weiter ist es ja nichts. Jetzt in den Wintermonden ist weder Melander, noch Banér, noch der Lüneburger bereit. Wir lägen müßig hier in Winterquartieren, weiter geschähe nichts. Und bis zum Frühsommer ist jenes Bergland erobert. Mit Pferden, die mir fehlen und die dort zu holen sind, komme ich zurück und marschiere stärker, als ich's jetzt könnte, an den Main hinab. Die Franzosen aber sind abgefunden, ich habe als ehrlicher Mann ihre eigennützigen Geldopfer reichlich vergolten, lauter Dinge, welche du, gerade du billigen und loben müßtest. Was weiter?" „Weiter? Jetzt, wo Euer Leben für uns, für unser Vaterland das Höchste bedeutet, jetzt wollt Ihr Euch plötzlich ohne Not in die Schluchten eines fanatisch katholischen Landes stürzen, wo die spanischen Pfaffen den Meuchelmord gegen Euch predigen werden, wo die Gelegenheit zu Hinterhalt und Mord überall geboten ist,

wo —." „Aber, Hans, wo gerätst du hin! Der Lebensgefahr wegen! In welcher ein Kriegsmann täglich schwebt. Was ist dir? Du verblassest obenein. Wie kommt dein ruhiger Verstand zu solchen Übertreibungen?!" „Es ist nicht mein Verstand, es ist mein Gefühl, es ist eine unselige Ahnung, welche mich überfällt. Wir haben gesündigt mit dem Hereinziehen der Fremden in die Streitigkeiten unseres Vaterlandes, und jetzt wollt Ihr dies heillose Bündnis abzahlen in einem Augenblicke, der unsere frische, gesammelte Kraft für die entscheidende Anstrengung in heimatlichem Bürgerkriege — Gott steh' mir bei, es steigen Gebilde auf vor meinem sonst nüchternen Auge, ich sehe einen Fluch sich entladen, der aus diesem Bündnisse sich entwickelt." „Hör' auf! Du wirst ein Geisterseher. Das steht dir nicht. Dergleichen Schwärmerei überlaß den Katholischen. Das Leben wär' eine Last, wenn man für jeden Schritt den Abgrund besorgen müßte. Komm zur Tafel! Meine Gedanken wandeln in Hoffnung, und die Räume dieser lichten Burg verheißen mir das schönste Jahr meines Lebens."

Er schritt hinaus. Hans blieb stehen. Er war eine Beute trostloser Gedanken. Bernhard begegnete auf dem Wege zum Bankettsaale seinem Leibdiener Hoffmann, der einen prächtigen Pokal in den Händen trug.

„Wo hast du den her?" fragte der Herzog. „Aus der Silberkammer der Burg. Die ist prächtig angefüllt. Dieser Kelch stammt vom Kaiser Max und heißt der Kaiserbecher. Ich trag' ihn für Fürstliche Gnaden hinein. Wenn's morgen wirklich ins spanische Gebirge hinaufgeht mit uns, dann denken Fürstliche Gnaden an unseren Keller hier. Der ist ganz leer, und der Vorrat an spanischem Weine, welchen wir mitgebracht, geht stark auf die Neige."

Bernhard war kein Weinkenner und kein Weintrinker. Aber seit den Vergiftungen fühlte er zum öfteren seine Verdauung angegriffen und trank zur Kräftigung derselben bei Tische einen süßen spanischen Wein. Mit diesem Getränk

wurde ihm auch jetzt der Kaiserbecher angefüllt, und eh' er ihn an die Lippen setzte, rief er über die Tafel hin: „Auf das Wohlergehen meiner treuen Kriegskameraden!" Hiermit war die Redseligkeit und der Trinkspruch entfesselt. Hans kam verspätet in den Saal. An der Tür blieb er wieder stehen und blickte über die bärtigen, wild ausschauenden Männer hin, welche lebendig und geräuschvoll tafelten. Das Kriegshandwerk ist allen geläufig, war sein Gedanke, die Ursache des Krieges, die Sorge um Form und Wesen des Vaterlandes ist ihnen fremd. Der rohe Tag, die gemeine Wirklichkeit verwildert die Seele. Ist es gleichgültig, wie die Werkzeuge beschaffen sind? Da sprang der lebensfrohe Taupadell von seinem Sessel auf. „Ruhe! Ruhe! Achtung!" schrie man von allen Seiten. Taupadell rief: „In der vorderösterreichischen Kaiserburg, welche jetzt die Sonne wie mit silbernem Golde durchscheint, trinke ich auf die Gesundheit, auf die Fröhlichkeit und auf ein hundertjähriges Leben — wessen?" „Nun?" fragte man lachend ringsum. „Auf die Gesundheit", fuhr Taupadell mit erhöhter Kommandostimme fort, „des neuen evangelisch deutschen Kaisers!" Alle sprangen von den Sitzen auf, und ein donnernder dreimaliger Zuruf erschütterte den Bankettsaal. Nur Bernhard blieb sitzen und führte lächelnd seinen Kaiserbecher voll spanischen Weines an den Mund. Die Sonne schien wirklich schräg durch den Saal und beleuchtete grell die ausdrucksvollen Köpfe der Kriegsobersten. Aber weil sie sämtlich aufrechtstanden, geriet der sitzende Bernhard in Schatten. Hans meinte, seine Züge kaum noch zu erkennen. Jene krankhafte Traurigkeit, sonst wirklich seinem männlichen Wesen fremd, kam von neuem über ihn; ein Schauer schüttelte seine Nerven — er ging nicht an seinen Sitz, er verließ den Bankettsaal.

## VII.

Blandini war noch in Luzern. Er wohnte verborgen im Jesuitenkloster. Zu ebener Erde war ihm dort ein weites,

gewölbtes Zimmer eingeräumt, vor welchem sich der Klostergarten ausbreitete. Der gebietende Obere des Klosters behandelte ihn laut Instruktion wie eine achtungswürdige Respektperson und hatte strenge Order erteilt, nicht ein Wort von der Anwesenheit des Doktors zu verlautbaren, als dieser in kläglichem Zustande von Neuenburg zurückgekommen war. In kläglichem Zustande. Der Schrecken hatte sich seiner dergestalt bemächtigt, daß er um keinen Preis der Welt wieder in die Nähe des Herzogs von Weimar zurückgekehrt wäre. Auch Norberts Drohungen widerstand er jetzt. Zweimal schon war dieser seit dem unglücklichen Frühlinge des verflossenen Jahres in Luzern eingekehrt. Der überall umherreisende und spähende Norbert hatte ihn vorwurfsvoll unterrichtet, daß das zurückgelassene Gift wirkungslos verschüttet wäre, daß der deutsche Herzog gesund verblieben und von Sieg zu Sieg flöge, daß der Untergang desselben nun peremtorisch verlangt würde, und daß kein Verdacht gegen Blandini obschwebte, wie die wiederkehrenden Einladungen des Herzogs bezeugten. — Blandini beharrte fest auf seinem „Nein! Nicht wieder!" Er verglich die allerdings schwere Strafe, welche ihm vom Orden drohte für seine Weigerung, mit der Gefahr in Bernhards Nähe, und seine Furcht flüsterte: Diese Gefahr im deutschen Heerlager ist noch größer, noch furchtbarer. Er blieb bei seinem Nein, als Norbert jetzt binnen drei Vierteljahren zum dritten Male nach Luzern kam. Drohend stand er vor ihm. Es war gegen Ausgang Januar 1639; draußen im Garten schneite es dicht. Norbert wußte schon davon, daß der ketzerische Herzog in die Freigrafschaft eingefallen war, und siegreich, mörderisch vordrang ins Innere des spanischen Burgund. Dies Land war eine treueste Burg des Jesuitenordens, war ein höchst wertvoller Vorposten der spanischen Monarchie, die alte Heerstraße nach den Niederlanden von Albas Zeiten her, und Olivarez hatte im schlimmsten Zorn von Norbert verlangt, daß jetzt auf jede Gefahr hin ein Ende gemacht werden müßte mit dem

verderblichen Leben des Weimaraners. Norbert wiederholte dies Blandini in schneidenden Worten. Blandini saß gebeugt an seinem Arbeitstische, Pflanzen sortierend, und erwiderte mit matter Stimme, aber festem Tone: „Nein!"

Norbert trat einen Schritt näher, als wollte er ihn körperlich ergreifen. Blandini rückte erschreckt seinen Sessel weiter ab, sah scheu auf Norbert und sagte hastig: „Da stehen zwei angefüllte Fläschchen. Nehmt sie selbst! Seit ich von Neuenburg entkommen, zwingt mich der ängstliche Geist gegen meinen Willen, nichts als Gifte zu bereiten. Das weiße kennt Ihr schon; das dunkle ist aus Belladonna gepreßt. Dies Pflanzengift Eurer Tollkirsche, aus Wurzel, Kraut und Beere gezogen, wirkt fast noch wilder als das mineralische. Wenn es der Herzog verschluckt hat, so wird Euch die Erweiterung seiner Pupille sagen, daß ein Hexentanz in ihm losgeht, der mit lustigem Wahnsinne und pestartigem Tode endet. Blaue und rötliche Flecken bleiben auf dem Körper zurück, und die Feldärzte werden einstimmig sagen: Er ist an der Pest verstorben. Nehmt das! Nehmt beide! Wählt nach der Gelegenheit. Tut's selbst, oder laßt es tun. Auch der höchsten Autorität gegenüber fühl' ich mich nicht zur unmittelbaren Handlung verpflichtet. Ich hab's mit Aussetzung des eigenen Lebens versucht, habe meinen guten Willen hinlänglich bekundet. Meine Schuldigkeit geht gewiß nicht weiter, als daß ich Euch die Mittel liefere. Sie sind ganz sicher, beide. Mein abermaliges Hingehen wäre gar nicht sicher; ich bin so erschreckt, daß ich es ungeschickt anfangen würde. Wenn ich überhaupt dazu käme! Denn ich vertraue den Versicherungen des Herzogs nicht, daß er *mir* noch traue. Sie müssen das rote Fläschchen gefunden haben, und da Ihr selbst von einem Krankheitsfalle vor Breisach wißt, so hat er's wahrscheinlich probiert und für das erkannt, was es ist. Nehmt selbst! Ich gehe, ich wiederhol' es Euch, um keinen Preis der Welt wieder hin."

Norbert nahm beide Fläschchen und schob sie in verschie-

dene Taschen seines Wamses. Die Rede Blandinis hatte ihn überzeugt, daß der so gründlich erschreckte Doktor unbrauchbar geworden sei zur Ausführung. Ohne ein Wort zu erwidern, ging er fort. Blandini atmete auf. Er schritt nun an die Ausführung seines neuen Lebensplans. Durchdrungen davon, daß seine ganze Existenz durch den Orden vernichtet würde, weil er sich ungehorsam erwiesen, hatte er vor, nach Genf zu flüchten. Dort gab's keinen Katholiken, und wenn er auch seinen Namen ablegte, so konnte er vielleicht, freilich nur vielleicht, ungefährdet fortbestehen. Ach, ohne den reichen Erwerb, an den er sich gewöhnt hatte! Eine Hoffnung blieb jedoch. Es war lange vorbedacht, daß er Norbert selbst zur Tat aufgefordert und ihm die Gifte überlassen hatte. Er kannte diesen Norbert als einen äußerst verwegenen Mann. Wenn dieser es selbst unternahm, so konnte er darüber zugrunde gehen. Dann gab's keinen direkten Ankläger für Blandini — das war Blandinis Hoffnung, welche ihn jetzt stärkte unter den Vorbereitungen zu heimlicher Abreise von Luzern.

---

Leder kam verspätet nach Luzern. Auch er fürchtete sich. Er hatte sich unterwegs überlegt, daß Luzern ein stockkatholischer Ort wäre, daß er als Agent des ketzerischen Herzogs erkannt werden dürfte und daß dies mißliche Folgen haben könnte. Er war in Zürich erkrankt und kam erst an dem Tage in den „Schwan" zu Luzern, als obige Szene zwischen Norbert und Blandini vorgegangen war.

Sein Trost war ein Züricher Bürger, dessen Begleitung ihm Erlachs Briefe verschafft hatten. Man hatte ihm in Zürich einleuchtend bewiesen, daß er allein in Luzern gar nichts erfahren würde. Leder fand diese Beweisführung ganz erwünscht. War er doch von Tag zu Tag mehr abgekommen von dem eigenen Wunsche, daß seine Aufgabe gelingen möchte. Er war ein weicher Mensch. Was geschah, wenn seine Aufgabe gelang,

und er Blandini nach Neuenburg brachte? Der arme Schurke — und war's denn auch ganz erwiesen, daß er ein Schurke war? Der Herzog hatte ja den Trank verschüttet, und krank war er vorher, das Roßpulver des Feldarztes konnte ja die unangenehmen Symptome erzeugt haben! — Der arme Blandini wurde ja doch in seinen Tod geschleppt! Dies Amt fand Leder sehr unbehaglich, als er im Gasthofe zum Schwan sein Mittagsmahl mit dem Züricher Bürger verzehrte. Es war auch alles so unerfreulich! Man hatte ihm von dem prächtigen Blick erzählt auf den Vierwaldstädter See vom „Schwan" aus — denn dieser Gasthof stand damals schon da, wo er jetzt steht — und nun sah man nichts als ein wenig Wasser, und lauter, lauter weißen Schnee, der die ganze Luft anfüllte.

„Wer ist der stattliche Herr, welcher da in den Schwan tritt?" fragte Leder den schwer verständlichen Kellner, welcher in wunderbaren Kehl- und Gurgellauten versicherte, er spreche deutsch. „Das ist ein ‚dütscher' Kavalier," antwortete der Kellner. „Mich dünkt, ich hab' ihn schon gesehen!"

Es war Norbert, der von Blandini kam. Und Leder hatte ihn allerdings in Frouard gesehen vor einigen Jahren neben Blandini. Norbert trat ins Gastzimmer. Fremde gab's damals sehr selten in Luzern, nach Naturschönheiten reiste gar niemand, am wenigsten im Winter. — Leder mußte ihm gleich auffallen. Er hatte auch ein scharfes Personengedächtnis und erinnerte sich auf der Stelle an die Begegnung in Frouard. Sogar Leders Namen wußte er noch — Blandinis Mitteilungen aus neuerer Zeit hatten ihn aufgefrischt. Mit gemütlicher Freimütigkeit erneuerte er also die Bekanntschaft, setzte sich zu ihm und hatte ihm nach einer halben Stunde, wie der Züricher Bürger sagte, „alle Würmer aus der Nase gezogen". Besonders dadurch, daß er Leder warnte. Wovor? Sich als Ketzer zu verraten, denn daß er ein solcher wäre, zeigte sich ja gleich! Kurz, Leder schloß sich diesem Norbert im Laufe des Nachmittags vertraulich an. Norbert hatte noch nicht Zeit gefunden,

die beiden Giftfläschchen abzulegen, da wußte er schon genau, was Leder in Luzern wollte. Leder hatte ihn natürlich um Blandinis jetzigen Aufenthalt befragt! Norbert wollte Blandini jahrelang nicht gesehen haben und gestern erst in Luzern angekommen sein. Er habe selbst eine Bestellung an Blandini auszurichten und hoffe ihn morgen zu sehen, wenn er noch in Luzern wäre. Der Züricher Bürger war ärgerlich fortgegangen, um Erkundigungen einzuziehen über Blandini. Als er abends wiederkehrte, war die Wirtsstube leer, und der Kellner berichtete, daß die beiden Herren zusammen auf des „dütschen" Kavaliers Zimmer wären und pokulierten. Das war Norberts Sache nicht, wohl aber Leders, und diese Neigung Leders kam Norbert ganz erwünscht: sie machte den weimarischen Kanzler immer redseliger und unterrichtete Norbert über alle intimen Lebens- wie Charakterzüge Bernhards. Auf geschickte Nachfrage auch über das Liebesverhältnis zu Marguerite von Rohan, für welches Leder mit Zuversicht eine nahe Hochzeit auf der Breisacher Burg voraussagte. Norbert hatte sich dem wißbegierigen Leder neuerdings als eine Künstlernatur vorgestellt, welche des wüsten Kriegswesens in Deutschland müde geworden und schon vor Jahren auf Reisen gezogen wäre, um fremde Landschaften, Bauten und Bilder zu sehen. Nicht bloß zur Unterhaltung, auch zum Studium. Eine Zeitlang zu medizinischem Studium. Daher die damalige Reise mit Blandini. Die Religionsfrage hatte Norbert wie ein vornehmer Zweifler behandelt; er hatte allen Nachdruck darauf gelegt, daß er ganz Europa gesehen habe, um sich zu bilden. Das war Lockspeise für Leder, der einen lobenswerten Trieb hatte, sich über alles zu unterrichten.

So saßen sie denn wie der Fuchs und das Kaninchen beieinander. Norbert sollte und wollte erzählen und schildern, in Wahrheit erzählte und schilderte aber Leder, welcher sich etwas zugute tat auf die Behendigkeit seiner Rede. Er fühlte sich auch absonderlich angeregt. Herr von Norbert, wie er

sich nannte, hörte vortrefflich und aufmunternd zu, der Wein aus dem Waadtlande trank sich leicht und angenehm, und ein kleiner Page in Norberts Dienste, welcher ab und zu ging, hatte etwas eigentümlich Reizendes an sich für die hervorquellenden Augen Leders. Sie quollen dem Pagen lüstern über die runden Formen hinweg, und Norbert gestand lächelnd zu, daß der Page wirklich ein Mädchen wäre, welches er in Spanien zu sich genommen, wo er es in schlechten Händen gefunden. Das Kind sei maurischer Abkunft und in der Erziehung grenzenlos verwahrlost gewesen. Es habe einen eigenen Reiz, solch ein halb wildes Geschöpf in die Kultur einzuführen.

„Glaub' das! Glaub' das! Merkwürdig!" lallte Leder just, als der Züricher Bürger eintrat und ihn abrufen wollte. „Sprecht nur frei," sagte Leder, „mein erfahrener Freund hier, Freiherr von Norbert, ist von allem unterrichtet."

Mißtrauisch äußerte der Züricher Bürger bloß: „Der Mann scheint wirklich nicht mehr in Luzern zu sein. Wenigstens hat ihn seit Monaten kein Mensch mehr gesehen."

„O, das würde nichts beweisen," sagte Norbert, „Doktor Blandini vergräbt sich oft lange in seine Studien. Aber darüber verschaff' ich Euch, wie gesagt, morgen Gewißheit. Ich hab' ihn auch hier aufsuchen wollen. Habe eine wissenschaftliche Bestellung an ihn von einem Naturforscher aus Bologna. Den Brief geb' ich morgen im Kloster ab. Ist er hier, so läßt er mich vor, um mir die erbetene Antwort mitzuteilen. Auf morgen also!"

Norbert benutzte diese Unterbrechung, um den weinseligen Leder, den er hinlänglich ausgeweidet hatte, loszuwerden. Am andern Morgen ging er nach dem Kloster. „Vielleicht", dachte er, „macht dieser persönliche Zudrang des herzoglichen Kanzlers dem eingeschüchterten Blandini doch einen ermunternden Effekt." Blandinis Zimmer war leer; die wichtigsten Habseligkeiten fehlten. Der herbeigerufene Klosterdiener berichtete, der Herr Doktor sei gestern abend auf seinem Maul-

tiere abgereist. Ganz unerwartet und trotz des Schneegestöbers. „Er hat die Flucht ergriffen, der Wicht!" sagte sich Norbert und ging stehenden Fußes zum Oberen des Hauses. Er war zu lang und zu tief im Dienste, als daß er nicht das Bedürfnis gefühlt hätte: Nun mußt du wirklich die Aufgabe selbst übernehmen! Er war bereits so eingelebt in seine Ordenspflicht, daß es ihm außer Frage stand, ein so wichtiges, lang vorbereitetes Unternehmen müsse um jeden Preis vollendet werden. Ein tätiger Mensch, sei er gut, sei er böse, betreibt seine Obliegenheiten allmählich mit Leidenschaft. Kalten Blutes und von frageloser, im Notfalle tapferster Verwegenheit war dieser Norbert ohnehin; es schien ihm unmöglich, daß ein Werk ungetan bleiben konnte, weil ein Instrument versagte. Was hätte er, der alle Einleitungen übernommen und den Seinigen sowie Olivarez verkündigt, was hätte er den Seinigen und Olivarez sagen wollen, wenn dies Werk unterblieben wäre, und unterblieben wäre in solchem Zeitpunkte?! Der Zeitpunkt war — das wußte er nur zu gut! — furchtbar bedrohlich für die Seinigen. Nicht Taupadell allein dachte an die Möglichkeit eines evangelischen Kaisers. Und der Siegeswagen dieses Bernhard erschien in unaufhaltsamem Rollen, und der mordbrennerische Einfall in Hochburgund brannte und mordete noch dazu die Jesuiten am eigenen Leibe. Wenn irgendwo, so war dort an den Ketzer zu kommen. Dort schützte ihn kein Mensch von der Bevölkerung, wie allenfalls draußen in Deutschland. Fast entschlossen trat Norbert ein in das Gemach des Obern, der beiden Fläschchen eingedenk, welche er gestern von Blandinis Tische mitgenommen. Sie waren unschätzbar, wenn kein Burgunder einen guten Schuß anbringen konnte.

Ganz entschlossen trat er nach einer Stunde aus diesem Gemache. Er brachte Briefe mit an Ordensbrüder in Pontarlier, welches Leder als Hauptpunkt genannt hatte. Und er brachte eine Notiz mit, welche fast noch wertvoller war: zu Pontarlier im ersten Gasthofe hauste ein alter Spanier als

Wirt, welcher zu jedem Dienste bereit stünde. Dieser alte Knabe hatte noch Autodafés in Madrid gesehen und hatte die blutigsten Tage in den Niederlanden mitgemacht. Jeder Ketzer war für ihn vogelfrei; einen Ketzer niederzustrecken galt ihm für ein frommes Werk. Nunnez hieß er. Krumm und lahm geschossen und gehauen, war er von den dankbaren Vätern auf einen einträglichen Ruheposten gebracht worden. Dieser Ruheposten war der Gasthof „Zum Mandelbaum“ in Pontarlier. Hier übte er Aufsicht über alles was einkehrte, über alles, was gesprochen wurde, und an jedem Samstage erstattete er dem dortigen Obern Rapport. An diesen Nunnez war Norbert jetzt gewiesen und empfohlen durch Brief, Merkzeichen und Losungswort. Leder harrte im Schwan und war eigentlich recht zufrieden, als Norbert ihm sagte: „Er scheint wirklich fort zu sein, der Doktor! Was tu' ich mit meiner Bestellung? Ich habe bestimmt versprochen, sie an ihn auszurichten. Man glaubt im Kloster, daß er in Paris sei. Dorthin wollte ich eigentlich auch. Die Feste locken mich, die dort gefeiert werden sollen, weil die Königin endlich einen Dauphin geboren. Blandini soll durch seine Arzneimittel dazu beigetragen haben. Wahrscheinlich ist er auch deshalb hin, um seinen Lohn einzukassieren. Gehen wir zusammen nach Paris, Herr Kanzler!“ Darauf konnte nun doch Leder nicht eingehen. Er wollte nach Neuenburg zurück, wo diplomatische Arbeit seiner warte und von wo er dem Herzoge Nachricht von seinem Mißerfolge senden werde. Nach Pontarlier habe sie der Herzog befohlen.

„Pontarlier? Das wäre der Mühe wert. Am Neufchâteler See vorüber und bei dem berühmten Paß von Joux hinein könnte man den geraden Weg über Besançon nach Paris nehmen und berührte dabei Pontarlier, wenn man Aussicht hätte, den berühmten Herzog von Weimar einmal zu sehen den möglichen Kaiser. Das wär' verlockend; ich hab' ihn nie gesehen.“ „Tut's, tut's, Herr Baron!“ „Nicht doch! Man geriete ohne

Not ins Schlachtgedränge hinein, und Euer Herzog wird nicht gerade an dem Tage in Pontarlier sein, an welchem ich durchpassiere! Und bloßes Sehen genügte mir nicht. Mit solch einem Manne möchte ich ein paar Worte gesprochen haben." „Ich geb' Euch ein paar Zeilen mit an seinen Leibdiener, den Hoffmann, der macht das möglich." „Sehr freundlich! Bravo! Das könnte mich bestimmen. Und noch mehr! Durchs Berner Land reitend könnt' ich vielleicht die schöne Braut des Herzogs im Vorbeireiten sehen und dem Herrn Herzoge sagen — in Kaisersfeld wohnt sie mit ihrer Mutter?" „Königsfelden, unweit Königsfelden!" „Ach, wir sind beide Sanguiniker, Herr Kanzler, mit unserm Enthusiasmus für geschichtliche Berühmtheiten. Wer weiß, ob ich nach ein paar Stunden noch aufgelegt bin zu solchen Abschweifungen?! Aber dieser unser Enthusiasmus gibt doch unserm Leben einen reichen Inhalt und verschönert es. Nicht wahr?" „Sehr richtig."

---

Der Page war unter Obhut des Schwanenwirtes in Luzern zurückgeblieben, und Norbert stand nach einigen Tagen vor der Frau Herzogin von Rohan. Als feiner Weltmann entschuldigte er seine Zudringlichkeit. Des Herrn Herzogs von Weimar Kanzler, der ehrenwerte Herr Leder von Rehlingen, habe ihn in Luzern aufgefordert, auf seiner Reise nach Pontarlier bei der Frau Herzogin anzufragen, ob dieselbe und Prinzessin Tochter vielleicht eine Bestellung an den Herrn Herzog mitzugeben hätten. Die Herzogin war rückhaltend höflich, aber die hinzukommende Marguerite zeigte sich höchlich erfreut von der Gelegenheit, einen Brief an Herzog Bernhard schicken zu können. Die Gerüchte über Vergiftungsattentate hätten sie äußerst beunruhigt, und sie möchte Glück wünschen und um nähere Auskunft bitten. Zu letzterer erklärte sich Norbert befähigt. Herr Kanzler von Leder habe ihm in Luzern alle Einzelheiten erzählt. Dadurch machte er sich nun allerdings

interessant, und selbst die Herzogin nahm nun Anteil an ihm. Er stellte die Vorgänge so dar, als ob alles auf Mißverständnissen beruhte. Die Sendung Leders nach Luzern, um Blandini neuerdings einzuladen, zeige ja auch, daß der Herzog zu derselben Überzeugung gekommen wäre.

„Ich hab' mir's auch nicht denken können," rief Marguerite, „Doktor Blandini ist ein so ruhiger und gebildeter Mann. Ruhe und Bildung braucht ja doch ein gutes Gewissen. Und ein so feiner Mann, wie käm' der zu so grobem Verbrechen!" „Ja, ein feiner Kopf ist er. Sein Herz haben wir nicht kennen gelernt", sagte nachdenklich die Mutter.

Marguerite reizte Norbert ungemein. Eine Rosenknospe, die im schönsten Aufblühen stand! Leuchtenden Auges sah er ihr nach, als sie hinweg ging, um den Brief zu schreiben. Aber er faßte sich ehrbar vor der immer noch in tiefes Schwarz gehüllten Herzogin, und begann ein politisches Gespräch mit ihr im Tone eines wohlunterrichteten Protestanten. Der Brief, welchen ihm Marguerite unter Kopfschütteln der Mutter einhändigte, war ihm das erwünschte Einführungsmittel beim Herzoge Bernhard. Wirklich dankbar schied er von den beiden Damen. Nur zwei Personen lagen ihm noch als bedenklich vor Augen. Er hatte wie auf den Namen „Königsfelden" den wackeren Leder auf beide so geschickt zu führen gewußt, daß Leder zuerst ihre Namen genannt und Auskunft über sie gegeben. Aber die Auskunft genügte nicht. Die beiden Namen waren Mitzlau und Hans von Starschädel. Er wollte natürlich in Pontarlier niemand begegnen, der ihn kannte. Der Herzog konnte ihn zu Frouard, wo er nur einmal auf seiner Türschwelle erschienen war, nicht bemerkt haben, und in Paris waren sie einander nie in die Nähe gekommen. Und von des Herzogs Umgebung kannte ihn wohl auch niemand. Aber Mitzlau! Er hatte zwar aus Leders Rede gemerkt, daß Mitzlau nicht gut angeschrieben stände beim Herzoge und Rosens Truppen zugeteilt wäre. Aber dennoch —! Es kam alles auf die erste Be-

gegnung an. Er mußte Mitzlau als warmer Freund und mit sicherer Zusage von Wien entgegentreten. Dann fände er in ihm vielleicht sogar einen Verbündeten. Das wollte er, und die Wiener Zusage sollte groß und artikuliert sein. — Hans von Starschädel dagegen war ein schwerer Stein des Anstoßes. Der kannte ihn von Podiebrad aus als einen Feind, als einen Partisan der Jesuiten. Da mußte sich Leders Vermutung bestätigen. Leder hatte nämlich gemeint, Starschädel werde gar nicht beim Herrn sein, weil er die Expedition nach Hochburgund gemißbilligt, und weil er eine sehr freie, freundschaftliche Stellung neben dem Herzoge einnehme.

Am Fort Joux vorüber, das schon in Trümmern lag, kam Norbert in den ersten Februartagen nach Pontarlier. — Die Stadt war leer und still. Das Ketzerheer war schon hindurch, und gegen St. Claude weiter. — Norbert konnte es nicht besser wünschen; nun konnte er sich dort einrichten.

Im „Mandelbaum" absteigend, erkannte er schon im Äußeren den alten Nunnez. Ein kleiner Mann, mager, aber von starken Knochen. Schneeweißes, dünnes Kraushaar. Dunkelbraunes, wie Leder eingeschrumpftes Antlitz mit stechenden braunen Augen und wohlerhaltenen Zähnen. Er hinkte, und ein Arm hing steif an der Hüfte hinunter. Als er neben Norbert stand, sprach dieser leise ein Merkwort aus. Die braunen Augen leuchteten auf. Norbert machte unscheinbar mit dem Zeigefinger der linken Hand ein Kreuz in die Luft — und Nunnez riß sogleich dem Hausknechte den Mantelsack aus der Hand, „ich werde selbst den Herrn hinaufführen", in scheltendem Tone ausrufend. Auf der Treppe flüsterte Norbert: „Ein verstecktes Zimmer, von welchem aus man sehen kann, ohne gesehen zu werden!" Nunnez führte ihn schweigend hoch hinauf und in ein Mansardengemach, von welchem man auf Straße und Platz blicken konnte. Als sie eingetreten waren, winkte Norbert, nach der Tür zu sehen. „Sicher!" sagte Nunnez.

Nun zog Norbert die Briefe hervor an die Patres in

Pontarlier und zeigte die Adressen Nunnez der Reihe nach. Es waren drei, und dreimal sprach Nunnez in grimmig traurigem Tone: „Tot! Tot! Tot!“ Jetzt öffneten sich die Schleusen des alten Fanatikers. Er schilderte unter Ausbrüchen von Wut die Greuel des Ketzerheeres. In die Flammen der heiligen Häuser hinein hätten sie die frommen Väter geschleudert und Hohngelächter dazu aufgeschlagen.

Es war zum großen Teil Wahrheit, was er sagte. Dieser Feldzug in Hochburgund wurde grausam geführt. Die Bevölkerung selbst widersetzte sich überall und erbitterte die Truppen durch Hinterhalt, Überfall und Tücke. Es war ein Krieg geworden bis ans Messer, und in diesem abgelegenen katholischen Winkel zum ersten Male wieder unter den entfalteten Fahnen der verschiedenen Religion. Norbert verständigte sich mit Nunnez in der ersten Viertelstunde. Der alte Spanier war nicht nur bereit zur Ermordung des Herzogs, des ketzerischen Königs Jehu, er war begierig danach, er küßte Norbert mit tränendem Auge Hand und Arm, als ihm dieser das Giftfläschchen übergab. Norbert gab ihm das farbige, das Belladonnagift. Das farblose Arsenikgift behielt er für sich, wenn ihm zuerst die Gelegenheit käme. Die Farblosigkeit war immerhin ein Vorteil. Nunnez hielt die Ausführung für ganz leicht. Der Herzog habe sein Quartier im „Mandelbaume“. Sein Diener sei hier geblieben, weil der Herr täglich zurück erwartet werde. Dieser Diener sei ein Leckermaul und ein Weinschmecker. „Nun hab' ich“, fuhr Nunnez fort, „den verdienten Ruf eines guten Kochs, und was noch besser zutrifft, des besten Weinkellers, besonders in spanischen Sorten. Da hat sich denn der Ketzer mit dicken Lippen an mich gedrängt, um immer unsere geschmorten Erbsen frisch aus der Pfanne zu haben, und alle die kleinen Flaschen von Malaga und Alicante zu verkosten. Für den Jehu schüttet er immer solch eine kleine Flasche in einen bestimmten Pokal, den die Kanaille Kaiserbecher nennt. Was ist also leichter, als daß ich das nächste Alicantefläschchen

mit dieser Mixtur, die Ihr mir gegeben, segne. Arglos sauft sie der Jehu und ist hin!" Pferdegestampf von unten unterbrach ihn. Er sah aus dem Fenster und rief Norbert zu: „Da kommt er! Seht! Und mit schwachem Geleit. Ans Werk! Er pflegt nur einen Tag hier zu bleiben und speist nur einmal; trinkt aber nur beim Speisen; es muß also heut' geschehen. Ehe er hinabhumpelte, übernahm er noch die genaue Anfrage, ob Herr von Mitzlau oder Herr von Starschädel mitgekommen wären, ein Fremder hätte nach beiden gefragt. —

Nach einer Viertelstunde war er wieder da: „Der Diener des Jehu hat gesagt, keiner der beiden sei mitgekommen. Der Jehu selbst wäscht sich und kleidet sich um, in einer halben Stunde speist er. Aber der Teufel dient seinen Leuten! Der Lump von Diener hat hinzugesetzt, sein Herr brauchte heut keinen Wein von mir; in St. Claude wäre ein voller Weinkeller der frommen Väter erbeutet worden, der Graf von Nassau hätte ein spanisch Faß zur Probe geschickt, davon sollte heut auf die Tafel kommen. Das geht nicht durch meine Hand, und morgen früh reitet er weiter. Was tun?"

„Nun, dann muß ich selbst an die Arbeit!" sagte Norbert nach kurzer Überlegung. „Führ mich in den Speiseraum, zeig mir, wo das Getränk aufgestellt wird, und dann sei zur Hand. Wer am leichtesten an den Becher kommt, der verrichtet das Werk. Ich laß mich sogleich bei ihm melden und übergebe ihm, was ich mitgebracht. Es ist eine große Freude für ihn, und ich denke, er wird mich zur Tafel behalten, um erzählt zu hören, was ich erzählen kann. Werden wir entdeckt, hast du Leute, welche uns unterstützen können, sobald wir uns zur Wehre setzen?" „Nein, Herr, dann müssen wir sterben. Der ganze ‚Mandelbaum' ist voll von bewaffneten Ketzern, und unsere Leute sind eingeschüchtert." „Wenn auch! Gehen wir."

Sie wurden es nicht gewahr beim Hinabsteigen, daß neue Reiter vor dem „Mandelbaume" abstiegen. Es war Rosen

mit seinen Offizieren. Unter letzteren Mitzlau, den Rosen unter seinen Augen zu haben liebte, wenn's just nicht ins Feuer ging. Feuer und Schwert hatten übrigens Mitzlau bis jetzt wunderbar verschont, obwohl er an den gefährlichsten Stellen hineingejagt worden war. Rosen hatte darüber ärgerlich geäußert: „Wenn man das Leben wohlfeil gibt, dann will's kein Teufel." Mitzlau selbst hatte es wohl gemerkt, daß man Übles mit ihm vorhabe. Es schwante ihm, daß der Herzog seine Umtriebe mit Savelli entdeckt hätte; denn Bernhard sah ihn nicht mehr an. Mitzlau dachte an Flucht. In dieser Stimmung schritt er mit Rosen die Treppe herauf im „Mandelbaume", und — stand plötzlich vor Norbert, der aus dem Speiseraume kam. Einer wie der andere stand betroffen. Aber einer wie der andere war geübt, Fassung zu finden. „Mein werter Freund, Mitzlau," rief Norbert zuerst, „wie freut's mich, Euch zu begegnen!" Mitzlau äußerte sich ängstlich, und Arm in Arm wandelten sie einen Korridor entlang. Rosen sah ihnen kopfschüttelnd nach und trat in das Zimmer, welches ihm zur Wohnung angewiesen wurde.

„Freund," flüsterte Norbert. „Ihr steht auf einer Wolfsgrube. Jeden Augenblick könnt Ihr in den Tod fallen. Der Herzog kennt Euren ganzen Verkehr mit Wien, hält Euch für einen Katholiken, für einen Verräter. Ich bin da, um Euch zu erretten, aber ich wage dabei selbst das Äußerste. Drängt Euch eng an meine Seite, tut alles, was meine Stimme flüstert, meine Augen winken! Kommt zur Tafel, auch wenn Ihr nicht geladen seid, denn dort wird's zur Entscheidung kommen, und wenn wir zusammenstehen, können wir obsiegen. Fragt nicht! Ich muß zum Herzoge, der mir verfallen ist. In Wien werden wir glänzend entschädigt."

Ohne irgend eine Antwort zu erwarten, kehrte Norbert zurück und eilte in die Wohnung des Herzogs, welche ihm Nunnez bezeichnet hatte.

„Fragt gefälligst an, Herr," sagte er zu Hoffmann, „ob

der Herr Herzog den Freiherrn von Norbert sprechen wolle, welcher aus Königsfelden kommt und einen Brief der Prinzessin Marguerite von Rohan zu übergeben hat."

Ein freudiger Ausruf Bernhards und „Herein! Herein!" war die Antwort auf Hoffmanns Anfrage.

„Ihr habt die Frauen gesehen? Es geht ihnen wohl?" fragte der Herzog, Norbert entgegenkommend. „Ganz wohl, Fürstliche Gnaden, und die schöne Prinzessin verbirgt den Wunsch nicht, sondern spricht ihn herzlich aus: Euch bald wiedersehen zu können." „Das freut mich sehr, und ich danke Euch, danke Euch! Ihr kommt über Valengin und Travers? Ist der Weg brauchbar?" „Ganz gut." „Zwischen den beiden Seen, dem Neufchâteler und Bieler, keine Schneeverwehung?" „Gar kein Schnee! Die Luft viel milder als hier."

Bernhard hatte den Brief hastig ergriffen und fast unwillkürlich geöffnet. Er setzte nur eiligst hinzu — man sah ihm den Drang an, ihn sogleich zu lesen —: „Nochmals Dank! Ich bitte Euch, mit mir zu speisen und mir viel zu erzählen von den Rohanschen Damen." Norbert zog sich zurück und fragte Hoffmann recht harmlos, wo gespeist würde? Er wußte es recht gut, aber er wollte hingewiesen sein, um unbeargwohnt jede Gelegenheit am Schenktische beobachten zu können. Dieser Schenktisch stand nicht im Speiseraume selbst, sondern im Vorzimmer. Neben der Tür, welche in den Speiseraum führte. Der Speiseraum selbst war ein mäßig großes Gemach mit nur einem großen Fenster, durch welches man in den Hof hinabsah. Im Hofe wimmelte es von Rosenschen Reitern, und es schienen immer noch neue anzukommen. In der Mitte des Gemaches stand ein runder Tisch. Ein Dutzend Gedecke auf ihm. Norbert ging in diesem Raume auf und nieder, stets nach der Tür des Vorzimmers kehrend. Er erwartete Nunnez und erwartete den Leibdiener Hoffmann, welcher den bewußten Pokal und den Wein bringen würde. Zunächst kamen nur Kellner des Gasthofes, welche den Schenktisch mit Batterien von Wein-

flaschen belasteten. Auch steinerne Krüge voll Wein stellten sie unten neben den Tisch. Als Norbert wiederum nach rückwärts in den Speiseraum hineinging, zog er vorsichtig das weiße Fläschchen aus dem Wamse und lüftete den fest eingedrückten Korkstöpsel, damit kein Atom Zeit verloren ginge, wenn der Moment sich darböte zur Ausleerung des Giftes in den Kaiserbecher. Als er sich wieder umwendete, sah er zwischen den Kellnern Nunnez ins Vorzimmer treten. Er trug auf dem gesund gebliebenen Arme Teller, Messer, Gabeln, Becher und rief den Kellnern zu: „Fünfzehn Gedecke werden's, drei mehr!“ Dann trat er in den Speiseraum und entledigte sich ganz geschickt seiner Last mit derselben Hand, welche sie trug. Während des dadurch verursachten Geräusches aber fragte er den herzutretenden Norbert laut: „Versteht Ihr Spanisch?“ „Natürlich!“ antwortete dieser. Dann fuhr er mit leiser Stimme in spanischer Sprache fort: „Ich mache noch einen Versuch mit dem Hoffmann. Er soll zeitig den Becher füllen. Gelingt das, so vollbring' i ch ' s. Gebt nur auf uns acht. Gelingt es nicht, dann laß ich keinen Kellner mehr ins Vorzimmer, sobald der Herzog kommt, und beschäftige den Hoffmann so, daß er nicht auf den Schenktisch sehen kann. Hier sind die Stühle nicht an den Tisch gerückt. Während dies geschieht, tretet Ihr hinaus und gießt Euren Saft binnen einer Achtelminute in den Becher. Still, da kommt der Ketzer!“

Hoffmann trat ins Vorzimmer, in der einen Hand einen zierlichen Krug, welcher den besonderen Wein von St. Claude enthielt, in der anderen Hand den Kaiserbecher. Er sagte zu dem herauskommenden Nunnez: „Es wird noch eine Weile dauern, fürstliche Gnaden schreibt erst noch einen Brief, der gleich fort soll in die Schweiz.“ Damit setzte er Krug und Becher auf den Schenktisch. Nunnez erklärte sein Mißtrauen gegen den Wein von St. Claude und meinte, der seinige werde doch besser sein. Er bat, ihn kosten zu dürfen. Hoffmann hatte nichts dagegen. Er achtete die Küche- und Kellerkenntnis des

„Mandelbaum"-Wirtes hoch. Er goß aus dem Krüglein eine Neige in den nächststehenden gemeinen Becher und reichte ihn Nunnez. Dieser kostete wie ein Kenner kostet, einmal, zweimal, dreimal, zuckte die Achseln und sagte: „Mein Alicante ist besser!" Kopfschüttelnd kostete nun auch Hoffmann und sagte mit Zuversicht: „Nein!"

„Auch die Farbe ist unklar. Gießt ihn nur in den goldenen Becher, dann werdet Ihr's sehen." „Nein, jetzt noch nicht. Er würde verduften, da der Herzog noch eine Weile ausbleibt."

Dieser Versuch also, welchem Norbert aufmerksam folgte, war gescheitert, und jetzt traten die Obersten ein. Zuletzt auch Mitzlau, obwohl er nicht geladen war. Norberts Kenntnis seiner Lage hatte ihn veranlaßt, diesem kundigsten Patrone zu folgen. Er trat zu ihm. „Setzt Euch neben mich, wenn es zu Tische geht," flüsterte ihm Norbert zu und bewegte sich nach der Tür zum Vorzimmer. Da kam Rosen und sah ihn von oben bis unten an. Als er Mitzlau im Hintergrunde des Zimmers erblickte, ging er geraden Wegs auf diesen zu und fragte barsch: „Wer hat Euch denn geladen zur herzoglichen Tafel?"

„Der Kavalier dort", erwiderte Mitzlau, auf Norbert deutend, „hat mir, von einer Audienz beim Herrn Herzoge kommend, die Einladung gebracht." „Ihr kennt den Kavalier?" „Ja." „Er nannte Euch vorhin seinen werten Freund?" „Ja."

Das Vorzimmer war unterdessen ganz leer geblieben, denn Hoffmann und Nunnez waren beim Eintritte der Gäste fortgegangen. Jetzt kam Hoffmann eilig, trat zum Schenktische und goß aus dem Kruge den Wein in den Kaiserbecher. Dann eilte er zurück an die Eingangstür des Vorzimmers, in welcher der Herzog Bernhard erschien. Norbert trat zur Seite und drückte sich in den Winkel neben der Speiseraumtür. Er wollte nicht sogleich von Bernhard gesehen werden, damit er nicht angeredet würde. Gerade wenn Bernhard eingetreten wäre, hoffte er durch Nunnez' Hilfe das Beschlossene ausführen zu können. Dies gelang auch. Bernhard be-

merkte ihn nicht und wendete sich zur Tafel. Ein Offizier schob ihm den Sessel zu. Bernhard winkte, die Herren möchten sich niederlassen. Während dieser Verzögerung und Unruhe war Norbert längst an der Vorzimmertür und sah, daß Nunnez gekommen war und sich Hoffmanns bemächtigt hatte. Er trug eine Weinflasche in der Hand und schien zu verlangen, daß dem Herzoge von diesem besseren Weine vorgesetzt würde. Er stand dabei an der äußeren Tür des Vorzimmers, und der abwehrende Hoffmann kehrte dem Vorzimmer und dem Schenktische den Rücken. Auf dem Vorsaale draußen war kein Kellner zu sehen. Norbert war von ungestörter Kaltblütigkeit. Er versicherte sich durch einen Rückblick auf die mit Herbeischaffung der Stühle beschäftigte Gesellschaft, daß kein Blick auf ihn gerichtet wäre, und schritt hinaus an den Schenktisch, zog das Fläschchen hervor, entkorkte es, goß das Gift in den Kaiserbecher und steckte Kork wie Fläschchen wieder in seine Brusttasche. Wohl berechnet hatte er keinen Moment Zeit dazu verschwendet, den kleinen Kork wieder einzustopfen in das Fläschchen. Und diese Berechnung sollte ihn gefährden! Gerade als er mit dem Eingießen fertig geworden, trat ein Kriegsmann neben den disputierenden Hoffmann und Nunnez in das Vorzimmer und schritt raschen Ganges auf den Speiseraum zu. Er sah auf Norbert, dessen Erscheinung am Schenktische ihm auffallen mochte, und stand just neben ihm, als sich dieser hastig in den Speiseraum wenden wollte. Ihre Augen begegneten sich. Norbert war zunächst davon unangenehm berührt, daß überhaupt jemand so unerwartet neben ihm war, und langsam erst stieg der noch unangenehmere Gedanke in ihm auf: „Das ist ja—!" Die Vergeltung stand neben ihm. Es war Hans von Starschädel, der gegen Leders Vermutung beim Heere war und jetzt mit Rosens Truppen ankam. Er erkannte den Pater Norbert sogleich. Die Szenen von Podiebrad waren ganz lebendig in seinem Gedächtnisse. Während dieser kurzen Pause gegenseitiger Erkennung fiel etwas zwischen ihnen zur

Erde. Es war der kleine Pfropf des Fläschchens, welcher aus der Brusttasche Norberts herabgekollert war — Hans betrachtete ihn und sah dann zum Schenktische. Sein Auge haftete an dem Kaiserbecher, aus welchem nur der Herzog zu trinken pflegte, und er machte dann, völlig stumm verbleibend, eine Handbewegung nach dem Speiseraume, welche besagte: „Ihr wart auf dem Wege dorthin, laßt Euch nicht stören!" Norbert ging voraus. Er ging fest, obwohl er sich eingestand: „Jetzt ist dein Leben so viel wert wie eine taube Nuß." Herzog Bernhard hatte eben nach ihm gefragt und rief dem Eintretenden zu, sich an seiner Seite niederzulassen. Norbert tat das in guter Haltung, sich nach Mitzlau umsehend, welcher noch stand. Er winkte ihn neben sich, und dieser hatte die Dreistigkeit, sich so in der Nähe des Herzogs niederzusetzen. Der Herzog bewillkommnete eben Hans, der nicht erwartet war in Pontarlier, und wies diesem den Platz an zu seiner Rechten. Er teilte ihm halblaut mit, daß er einen Abstecher machen wollte in die Schweiz hinüber, und daß ihn Hans begleiten sollte. „Die Eroberung hier ist so gut im Gange, daß wir eine Zeitlang entbehrlich sind", sagte er heiteren Blickes und wendete sich zur Suppe, die jetzt aufgetragen wurde. Herzog Bernhard pflegte rasch zu speisen, sogar etwas hastig. Die Suppe war also rasch verzehrt, und jetzt setzte Hoffmann den gefüllten Kaiserbecher mit dem tödlichen Inhalte vor ihn hin unter den geflüsterten Worten: „Die neue Sorte von St. Claude!" Bernhard griff nach dem Becher und hob ihn mit der rechten Hand. Da legte Hans seine Linke auf den Arm des Herzogs und sagte leise: „Trinkt nicht, Herzog!"

„Warum nicht?"

Hans sprach leise in ihn hinein. Den Becher fortwährend in der Hand hörte Bernhard zu, wie es schien ungläubig. Sein Auge richtete sich auf Norbert, dessen Antlitz bleich war, der aber langsam seine Suppe aß und nur mitunter, kaum bemerkbar, einen halben Blick nach der Hand des Herzogs sendete.

Endlich setzte Bernhard den Becher wieder hin und sagte halblaut zu Hans: „Unterrichte Rosen!“ Hans stand auf, ging zu Rosen und sprach ihm ins Ohr. Alles das wurde von den übrigen Tischgenossen nicht beachtet. Erst als Rosen von seinem Sitze aufsprang und ziemlich laut die Worte ausstieß: „Das sieht dem ‚werten Freunde‘ ähnlich,“ wurden einige aufmerksam. Rosen ging hinaus. Es wurde Fleisch aufgetragen. Man speiste ruhig weiter. Auch Bernhard aß. Hoffmann kam zu ihm mit der Frage, ob der neue Wein dem Herrn nicht munde, und erhielt keine Antwort. Mittlerweile trat Rosen wieder ein und sagte einigen speisenden Offizieren ein paar Worte ins Ohr. Diese legten augenblicklich Messer und Gabel hin — es entstand unheimliche Stille an der Tafel. Bernhard, welcher seine Fleischportion verzehrt hatte, unterbrach jetzt diese Stille und sagte zu dem neben ihm sitzenden Norbert: „Ich weiß Euren Namen noch nicht, Herr!“ „Norbert heiß’ ich“, antwortete dieser mit fester Stimme. „Von Zierotin“, setzte Hans hinzu. „Ich höre, Ihr seid ein Jesuit!“ fuhr Bernhard fort, und nun geriet die ganze Tafel in Bewegung. „Nein!“ erwiderte Norbert. „Ihr bestätigt mir wohl dieses Nein dadurch, daß Ihr mir aus meinem Becher herzhaft zutrinkt. Hier ist der Becher!“

Norbert bezwang sich so, daß er lächeln konnte. Übrigens schwieg er.

„Ihr wollt nicht trinken?“

Norbert schüttelte unter demselben erzwungenen Lächeln den Kopf.

„Dann tut vielleicht Euer ‚werter Freund‘ Mitzlau, welcher ungeladen hier sitzt, die Ehre an, den Becher auf mein Wohlsein zu leeren?!“

Mitzlau ahnte in Todesschrecken, daß Norbert nicht ohne den triftigsten Grund den Becher abgelehnt haben könnte, daß ein Attentat auf das Leben des Herzogs vorliege, daß auch er verloren wäre durch die „werte Freundschaft“ Norberts. Er ermannte sich zum Trotze und sprach heftig: „Ich habe den

Mann neben mir seit zwanzig Jahren nicht gesehen und habe nichts mit ihm zu schaffen."

„Ihr lehnt es also ab," sagte Bernhard, „meinen Becher auf mein Wohlbefinden zu leeren?" „Weil er es ablehnt!" schrie Mitzlau. „Wie erfahren wir also —?" begann Bernhard und sah sich im Kreise um. „Ganz leicht, Herr Herzog," rief Rosen, „meine Leute haben einen Mönch eingebracht, welchen der Strick erwartet. Er hat sechs Mann in einem Hause eingeschlossen und Feuer an das Haus gelegt. Sie wären verbrannt, wenn nicht neue Leute gekommen wären. Er ist kerngesund und wird den vollen Becher als letzte Labung vor dem Galgen willkommen heißen. Sein Befinden nach dem Trank wird deutliche Auskunft geben." „Da!"

Bernhard reichte Rosen den Becher und Rosen ging fort.

„Weiter auftragen!" sagte Bernhard zu Hoffmann, der jetzt an allen Gliedern schlotternd hinter ihm stand und sich bittere Vorwürfe machte, daß er den braven Nunnez abgewiesen mit dem unschuldigen Weine.

Es wurde weiter aufgetragen, und nach einigem Zögern wurde auch gegessen. Norbert wenigstens aß, und als die entsetzliche Stille allmählich in Murmeln übergegangen war — denn jeder drückte seinem Nachbar seine Gedanken aus, und einer teilte auch dem andern mit, was Rosen vorhin nur einzelnen still gesagt hatte — flüsterte Norbert Mitzlau zu: „Wenn es zum Äußersten kommt, erstechen wir den Herzog; macht Euer Schwert locker!" So verging eine Viertelstunde. Da trat Rosen wieder ein mit dem leeren Becher.

„Nun?" fragte der Herzog. „Der Mönch entgeht wirklich dem Galgen," sagte dieser, „er liegt in Konvulsionen, schreit vor Schmerz, und wird den Tag nicht überleben, wie die Feldärzte einstimmig sagen."

Ein wütender Schrei der Offiziere folgte dieser Rede. Alle waren von ihren Sesseln aufgesprungen. Nur Herzog Bernhard, Norbert und Mitzlau waren sitzen geblieben. Bern-

hard winkte mit der Hand. Es wurde still. Und zu Rosen sich wendend sagte er langsam: „Sechs Musketenschüsse! Drei für jeden dieser Herren!“ Er deutete auf Norbert und Mitzlau. Da sprangen auch diese beiden auf, rissen ihre Schwerter aus der Scheide — oder wollten sie aus der Scheide reißen. Rosens frühzeitige Anordnung verhinderte sie. Er hatte angeordnet, die beiden „Kerle“ festzuhalten, sobald sie sich vom Sessel rührten, und zu visitieren. Sie waren im Nu umringt und grimmig festgehalten. Und aus Norberts Brusttasche kam das leere Fläschchen zum Vorscheine. Hans gab es Hoffmann und trug ihm auf, den Stöpsel dazu neben dem Schenktische zu suchen. — Binnen einer Minute war das geschehen — der kleine Stöpsel paßte genau. Der ruhig dasitzende Bernhard winkte Rosen: Norbert und Mitzlau wurden abgeführt. Mitzlau brüllte mehr als er schrie: „Das ist ja niederträchtig! Ich habe mit einem Giftmischer keine Gemeinschaft.“

„Mitgefangen, mitgehangen!“ entgegnete Rosen. „Doch ja!“ rief Herzog Bernhard plötzlich, indem er sich umwendete, „der Jesuit hat ein frommes Werk zu tun gemeint. Er wird die Tröstungen seiner Kirche wünschen. Das will ich nicht stören. Es soll ihm ein Pater gerufen werden!“ „Fürstliche Gnaden,“ sagte ein Offizier, „in ganz Pontarlier ist kein katholischer Geistlicher mehr zu finden. Was nicht erschlagen ist, hat sich geflüchtet oder versteckt.“

Diese Rede war ein unangenehmer Eindruck für Bernhard, absonderlich für Hans. Die abscheulichste Seite des Religionskrieges kam da noch einmal ans Tageslicht.

„Dann kann ich nicht helfen,“ sagte Bernhard tonlos, „aber Mitzlau wenigstens gebt einen Feldpastor!“ „Zum Teufel mit eurem Pastor,“ brüllte dieser, „ich bin mein Lebtag nicht zum Ketzertum übergetreten!“ „Ihr seht, Herzog,“ sagte Rosen, „wie sehr er sein Schicksal verdient, dieser heuchlerische Verräter!“

Und fort ging's mit beiden. Der Vorsaal war voll Truppen,

die Rosen bei seinem ersten Weggehen heraufbeschieden hatte und denen jetzt die armen Sünder überantwortet wurden. Man band ihnen die Arme auf den Rücken, und auf Rosens Befehl wurden sie zur Kirche geführt, welche dem Mandelbaume gegenüber am Platze stand. Unten im Hausflur stand Nunnez in einem Winkel. Er war gerade in diesen Winkel gekrochen, weil er sah, daß Norbert auf dieser Seite die Stiege herabkam. So mußte der Verurteilte — für Nunnez ein heiliger Märtyrer — dicht an ihm vorüber. Norbert sah ihn, und sein Blick sprach zu ihm: „Räche mich!" Eine dunkle Flamme in Nunnez' Auge antwortete: „Das ist geschworen." — Als sie zum Haus hinaus waren, kroch Nunnez die Treppen hinauf in das Zimmer, welches er heute morgen Norbert angewiesen. Hier konnte er vom Fenster auf die Kirchenmauer sehen, welche entweiht werden sollte. Er warf sich auf die Knie und betete. Norbert war totenbleich, ging aber ohne Wanken über den Platz hinweg und lehnte sich ruhig an die Kirchenmauer. Er sprach kein Wort. Mitzlaus Antlitz war karminrot und nahm sich übel aus neben dem fuchsroten Barte. Er schrie, schimpfte und fluchte ohne Unterlaß und wollte sich nicht hinstellen. Der Korporal, welcher die sechs Musketiere befehligte, suchte ihm begreiflich zu machen, daß er dadurch nur selbst den Tod sich erschwerte. Denn wenn er nicht ruhig stünde, würde er schlecht getroffen und hätte dann viel zu leiden. Ein tapferer Offizier wie er, wüßte ja doch, was sich schickte. Das half. Noch ein Fluchwort gegen Norbert, welcher ihn ins Verderben gerissen, und er stand ruhig. Ganz nahe, nur fünf Schritte entfernt, hatten sich die sechs Musketiere schon aufgestellt und hatten die Musketen schon an die Backen genommen. Schnell kommandierte der Korporal „Feuer!", und jeder hatte drei Kugeln in der Brust. Nunnez oben am Fenster sah, daß sie vornüber aufs Antlitz fielen, und er stieß einen fanatischen Schrei aus. Niemand hörte ihn da oben. Es wäre den Weimaranern da unten heilsam gewesen, wenn sie ihn gehört hätten.

## VIII.

Der Brief Marguéritens an Bernhard, welchen Norbert gebracht, war kurz gewesen und hatte gelautet:

Mein liebster Freund! Ich habe nur Zeit für zwei Worte. Diese wollen sagen: wie lange, wie lange haben wir unsern besten, unsern einzigen Freund nicht gesehen! Just ein Jahr lang nicht! Ein so langes Jahr! Die Mutter verschmerzt den Tod meines guten Vaters nicht, gar nicht. Ich auch nicht. Ach, er war so lieb! Aber ich meine doch, er sei mir nicht ganz verloren. Er steht so lebendig vor mir, oder vielmehr er sitzt zwischen mir und Euch, und spricht so freundlich, und nimmt Eure Hand und nimmt die meinige. Ach, lieber Bernhard, Ihr solltet doch nicht so weit von uns sein und bleiben! Täglich reite ich auf Eurem höchst vortrefflichem Schimmel gegen Westen hin, wo Ihr hinter dem Juragebirge fechten sollt, und strenge die Augen an, ob Ihr denn nicht einmal des Weges daher kommen werdet. O tut's bald; wir sind so einsam. Eure Marguerite.

Bernhard hatte die Antwort gesendet:

Morgen reite ich durch den Jura, und es kommt zu seiner liebsten Freundin Euer Bernhard.

So ritt er denn am nächsten Morgen aufwärts am Doubs, neben sich Hans, hinter sich ein paar Reitknechte. Der Morgen war frisch, die Luft hell. Sein Gemüt war zwischen zwei Empfindungen schwankend. Die eine schwellte ihm hoffnungsvoll die Brust, und zum ersten Male gab er ihr laute Worte, wenn auch kurze Worte. Er liebte Hans und wußte, daß dieser die Liebe zu einem Weibe ehrlich verstehe. Auch in halben Worten verstehe. Er brauchte ihn dabei nicht anzusehen; er sprach über den Kopf seines Pferdes hinaus in die frische Luft. „Du verstehst mich?" warf er nur einmal dazwischen.

„Vollkommen, Herzog, und ich freue mich herzlich, die junge Dame kennen zu lernen. Sie soll so schön als tüchtig sein."

„Beides, Hans! Und ihr Besitz wird mich sehr beglücken. Aber es tut auch not. Die gestrigen Erfahrungen lasten doch schwer

auf mir. Den Mord fortwährend an der Ferse zu wissen, ist auch für einen Kriegsmann niederschlagend. Die ganze Menschheit wird einem verdächtig — — wer jagt da hinter uns?"

Es waren zwei Reiter. Graf Guébriant war der eine, Erlach der zweite. Beide kamen von Paris mit Botschaften und Erklärungen der französischen Regierung. Guébriant bat um eine Unterredung unter vier Augen. Wär's ein anderer Franzos gewesen, so hätte Bernhard gesagt: „Reitet neben mir und sprecht." Guébriant achtete er als Soldaten, ihn und den jungen Vicomte von Turenne. Er stieg also ab und ging mit ihm in ein Häuschen am Flusse. Das zerstörte Fort Joux schaute von oben herab auf den schäumenden Doubs und das steinerne Häuschen. Erlach und Hans warteten außen. Hans fragte, wie der Kardinal die Anzeige des Herzogs aufgenommen habe. „Sehr ungünstig!" antwortete Erlach und führte alsdann des breiteren aus, wie natürlich dies wäre und wie Richelieu sich für geprellt erachten müßte. Um ein Stück Bergland könnte Frankreich nicht jahrelang kostspielige Anstrengungen gemacht haben. „Chevalier de Lisle, der Bote des Kardinals," schloß er, „wartet drin in Pontarlier auf die Antwort, welche der Herzog dem Grafen Guébriant gibt, wie auf ein Ultimatum. Es steht zu fürchten, daß Frankreich den Spieß umkehrt, wenn sie ungenügend ausfällt. Verwendet Euren Einfluß, Herr von Starschädel, daß der Herzog nachgiebiger auftritt. Wenn Frankreich den Elsaß als unser Widersacher mit Truppen überzieht, so stehen wir zwischen zwei Feuern."

„Das zweite Feuer seh' ich nicht," erwiderte Hans, „denn es steht kein kaiserliches Heer im Felde, und mit den Franzosen wollen wir binnen einer Woche fertig werden. Macht Ihr Euch lieber frei von Eurer unseligen Ergebenheit für die Franzosen!"

Erlach sah ihn betroffen, aber sehr unfreundlich an. Sein herber Blick schien zu fragen: „Weißt Du Näheres von mir?" Erlach war nämlich bei seinem diesmaligen Aufenthalte in

Paris der Verführung Desnoyers' völlig erlegen. Er hatte eine große Summe Geldes genommen, er hatte eine hohe Leibrente angenommen, er hatte sich vollständig bestechen lassen. Wozu? Den Franzosen bei erster Gelegenheit Breisach auszuliefern und die festen Plätze im Elsaß, in Vorderösterreich, selbst die württembergische Feste Hohentwiel. Düstern Blicks kamen jetzt Bernhard und Guébriant aus dem Häuschen, bestiegen ihre Pferde und trennten sich unter kühlem Gruße, Guébriant ritt nach Pontarlier zurück. — Erlach ritt mit dem Herzoge weiter. Bernhard forderte ihn auf, im Reiten Bericht zu erstatten. Erlach tat das in der Weise, wie er kurz vorher mit Hans gesprochen. Nur vorsichtiger und ausführlicher. Die persönliche Verstimmung des Königs und Richelieus gegen Herzog Bernhard betonte er nachdrücklich.

„Mag sein!" schloß Bernhard, „ich habe meine Schuldigkeit getan, indem ich dies Land von den Spaniern erobert und es der französischen Regierung überantwortet. Ihr mögt zurückkehren nach Pontarlier, Oberst Erlach, und die Einrichtungen danach treffen in diesem Lande, daß die Franzosen Besitz ergreifen können, sobald meine Truppen abziehen. Jenseits des Doubs, wo die deutsche Sprache anfängt, soll den Franzosen kein Dorf zufallen. — Dort macht die Runde durch alle festen Plätze. Sie sollen in straffer Armierung und vor jedem Überfalle der Franzosen sichergestellt sein. In acht Tagen denke ich bei Basel aus der Schweiz herauszukommen, und meinerseits eine große Rundreise zu unternehmen durch mein jetziges Reich, um die Landesverwaltung in meinem Sinne zu ordnen. In Breisach treffen wir zusammen. Dort erwart' ich Eure Meldung, daß alle festen Plätze unter zuverlässiges Kommando gegeben sind."

Nach dieser Rede ritt auch Erlach gen Pontarlier zurück. Er war entschlossen — denn er war bezahlt dafür — das Gegenteil von dem zu tun, was ihm der deutsche Herzog aufgetragen. Hans deutete darauf hin gegen Bernhard. Mißmutig erwiderte

dieser: „Erschüttere nicht auch du noch mein Vertrauen. Erleb' ich nicht Verrat genug? Hab' ich nicht erst diesen Mitzlau strenger gestraft, als es redlich notwendig sein mochte?! Wohin geraten wir? Freilich hat dieser Schweizer ein übertrieben günstig Vorurteil für die Franzosen. Aber nur aus Gründen, die ihm wohl zustehen, weil er unsere gestiegene Macht im Deutschen Reiche nicht kennt. Übrigens hat er sich doch stets als ein zuverlässiger, meinen Befehlen streng gehorchender Mann erwiesen. Ich täte ihm unrecht wenn ich ihm was Falsches zutraute." Unmutig spornte er sein Pferd, und sie flogen nach der Tiefe hinab, in welcher sich der Neufchateler See ausbreitet. Die Witterung erwies sich hier wirklich milder, und das Frühjahr schien sich als ein weiches, wahrscheinlich regnerisches anzukündigen. Am folgenden Tage war auch die Stimmung Bernhards gründlich verändert. Alle die Kriegs- und Regierungssorgen und das Unbehagen, stets vom Morde bedroht zu sein, war verflogen. Höhere Gespräche, welche Hans anschlug, und auf welche Bernhard gegen seine Gewohnheit bereitwillig einging, erhoben sie über die Sorgen des Tages. Hans hatte die Fähigkeit, in einfachen, natürlichen Ausdrücken intimere Betrachtungen anzustellen, und was Bernhard sonst lächelnd als „Philosophie" abzuweisen pflegte, das fand er jetzt ansprechend. Das Schicksal schien ihm eine Sammlung gewähren zu wollen. Sie sprachen von der Bestimmung des Menschen, und Hans führte aus, daß diese doch sehr mannigfaltig sein und auf sehr mannigfaltige Art Glück gewähren könne, wenigstens Befriedigung. Nach irgend einer Seite müßte auch der Glücklichste entsagen. Darum hielte der verständige fromme Mensch dies Leben nur für einen Übergang, für eine Vorbereitung. Wem nun gar ein liebendes und geliebtes Weib beschieden und ein Kindersegen geschenkt sei, der könne sich eine lieblich umfriedete Welt bilden. „Ich habe zwei solche Beispiele vor mir," fuhr er fort, „das Familienglück eines Freundes aus dem Waldsteinschen Kreise, Leo Steinwald ist er geheißen,

und mein eigenes. Freund Leo, welchen ich auf meiner letzten Reise besucht, lebt im mecklenburgischen Lande wie auf einer glücklichen Oase mit Frau und Kind. Er schafft Gutes und nützt, wo er nützen kann. Das empfinden und achten selbst die Kriegführer in seiner Nähe und verschonen den Umkreis seiner Wirksamkeit. Und ich selbst habe mich in den letzten trüben Jahren, da Ihr in Frankreich verschwunden waret, mit dem Gedanken vertraut gemacht: unsere Sache des Glaubens und Vaterlandes in Leid und Trübsal verfallen zu sehen. Die Sache des Glaubens ist es ja für mich schon lange; denn Eure lutheranischen Grenzen sind nicht die meinigen. Dennoch — o, es hat freilich schmerzliche Kämpfe gekostet! — hab' ich mit meiner Marie einen Standpunkt gefunden, welcher uns leidlich beruhigt. Wir erziehen unsern Sohn für unsere Ideen, wir vertreten unsere Grundsätze überall im Alltagsleben fest und ruhig, wir wirken still für die Zukunft. Sind unsere Gedanken wahr, so befruchten sie auch, und die Familie ist der kleine Staat, welchen keine Gewalttat verwüsten und vernichten kann."

„Ja, Hans," sprach Bernhard, „du bist ein guter Sproß unserer sächsischen Heimat, und du erweckst mir sehnsüchtige Gedanken an diese Heimat. Seit wie lange hab' ich diese Sehnsucht nicht gekannt! Erfurt wäre ein guter Mittelpunkt, wenn Gott mir ferner Leben und Sieg schenken will. Da wären wir nahe beieinander und sähen uns oft, und unsere Frauen schlössen Freundschaft."

Hans sah erschrocken auf Bernhards Auge, welches mit ungewöhnlichem Blicke ins Weite schaute. Warum war er denn erschrocken? Die Rede Bernhards und sein Blick wie sein Wesen erweckten in Hans einen erschreckenden Gedanken. Bernhard kam ihm ganz verwandelt vor, und der erschreckende Gedanke sprang ihm aus einem alten Volksspruche vor die Seele, aus dem Volksspruche: „Der muß nahe an seinem Tode sein, denn so war er nie!" Hans schob es auf die immer wiederkehrenden Vergiftungsattentate und wurde auch rasch davon

abgelenkt. Denn Bernhard zeigte hastig mit dem Arme hinauf — sie waren am Fuße eines Hügels — und rief: „Sieh doch, sieh doch! Meine Ahnung! Das kann niemand sein als — das ist der Zelter, das ist sie!“ Und wie ein Pfeil flog sein Pferd hinauf. Hans blieb zurück; er wollte das Wiedersehen nicht stören. Zwei Frauen und ein Mann kamen von der Höhe des Berges herab. Es war Marguerite, Marthe und Mathieu. Wie schwang sie ihr Taschentuch als begrüßende Flagge, da sie Bernhard heranstürmen sah, mit welchem Freudenrufe reichte sie ihm beide Hände entgegen, als er dicht bei ihr sein schnaubendes Roß jählings zum Stehen brachte. Denn sie konnte die Zügel fallen lassen, ihr Zelter war fromm wie ein Lamm bei allem Feuer. Sie ritten allein nebeneinander den Hügel hinab. Marthe und Mathieu warteten auf Hans und die Reitknechte. Marthe schien der Meinung zu sein, daß Mathieu nicht zu hören brauchte, was die jungen Herrschaften einander zu sagen hätten; sie schnitt ihm wenigstens eine mißbilligende Grimasse, als er sein Pferd ihnen nachwenden wollte. Die jungen Herrschaften Marthes aber kamen gar nicht dazu, sich etwas zu sagen. Sie fragten und fragten, und fragten in Ausrufungen, welche keine Antwort bedurften. Endlich kam's doch zur Klarheit zwischen ihnen, daß Königsfelden noch einige Meilen entfernt, und daß Marguerite schon einige Stunden unterwegs wäre.

„Gestern abend kam Euer Bote an,“ sagte sie in hastiger Rede, „und wir erfuhren, daß Ihr kommen wolltet. War das eine Freude! Ich rief gleich aus: Mit dem Frühesten reite ich ihm entgegen! Und als die Mutter sprach: So ins Ungewisse hinaus und ungeleitet, das geht ja nicht, und schickt sich nicht! — da fragte ich meine alte Marthe, ob sie mitreiten wollte, und die gute Marthe lachte — ich weiß nicht recht, warum sie lachte! — und sagte ja. Außerdem versprach ich der Mutter, nur bis zur Mittagsstunde zu reiten, und wenn ich Euch bis dahin nicht begegnet wäre, dann wieder umzukehren. Ihr seid aber gekommen just um die Mittagsstunde. 's hat himmlisch gepaßt,

alles." „Aber da werdet Ihr ja ganz erschöpft sein, obwohl Ihr gar nicht so ausseht," rief Bernhard, „habt Ihr denn Lebensmittel bei Euch? Oder seid Ihr eingekehrt?" „O nein! Wir sind immerfort scharf geritten, bis Marthe anfing zu stöhnen. Ich bin auch gar nicht erschöpft, ein wenig durstig vielleicht." „Dort unten stehen Häuser am Wege! Da steigen wir ab und verlangen Milch, und ruhen eine Weile!" „Jawohl. Das wird auch der Marthe erwünscht sein. Wie mich das freut, so selbständig in die Welt hinein zu sprengen! Einen Augenblick vorhin, eh' wir auf den Hügel hinauf kamen, wurde mir bange. Jetzt, da Ihr neben mir seid, fühl ich mich so sicher, als ob mein lieber Vater neben mir wäre." „Fast hätte ich nicht kommen können!" „Warum nicht?" „Der Tod streckte die Hand nach mir aus." „Um Gottes willen!"

Und nun erzählte er ihr das Attentat, welches ihr Briefbote Norbert gegen ihn gerichtet. Sie erschrak so, daß sie blaß wurde. — Und daß sie selbst den bösen Mann geschickt hatte —! Sie zitterte, als Bernhard vor dem ersten Hause still hielt, abstieg und ihr vom Pferde half. Sie zitterte so, daß er sie vom Pferde herunterheben mußte. Es durchschauerte auch ihn, als er fühlte, in welcher Aufregung der weiche, voll gewordene Mädchenkörper bebte unter seinen Händen. Ein Bursch aus dem Hausflure kam herbei und hielt die Pferde. Eine rüstige Bauersfrau öffnete eine leere Stube für das vornehme Paar und versprach Milch. Bernhard führte Marguerite in die Stube und zu einem Sessel von grobem Holze, ihr Mut zusprechend. Als Tochter eines tapferen Vaters müsse sie ja wissen, daß ein Kriegsmann stündlich in Gefahr schwebe, und doch gewöhnlich heil aus der Gefahr herausschreite.

„Ja, so dacht' ich wohl in meiner Jugend, bis mein armer Vater an jenem Abende plötzlich schwieg, starren Auges, atemlos! Oh, da hab' ich mit Entsetzen erfahren, was Tod heißt! Und wenn ich mir vorstelle, daß auch Ihr —"

Bernhard stand dicht vor ihr und legte leise beide Hände

auf ihre Schultern, und sagte mit verhaltener Stimme: „Liebe Marguerite, bin ich Euch wirklich so wert, daß Ihr —?"

„O wahrhaftig!" unterbrach sie ihn und sah so treuherzig zu ihm auf mit tränenfeuchtem Auge, daß ihm das Herz in Wonne bebte, „wahrhaftig! Die Mutter und Ihr — mein Gott, daran habe ich noch gar nicht gedacht, daß ich die Mutter verlieren könnte, aber —"

Die Tür ging auf, Bernhard trat sogleich einen Schritt zurück. Die Bauersfrau brachte die Milch und fragte, ob sie Feuer machen sollte in dem kalten Zimmer? „O nein!" antwortete Marguerite. Die Bauersfrau ging.

„Wollt Ihr nicht trinken?" fragte Bernhard, und reichte ihr den ganz sauberen Topf. „Ich habe keinen Durst mehr." „Aber Ihr braucht eine Labung. Fort mit den Todesgedanken. Wir leben ja beide frisch und kräftig. Wir haben, will's Gott, ein langes Leben vor uns. Lächelt, liebe Marguerite, lächelt getrost. So! Und nun trinkt herzhaft, trinkt mir zu auf unser Wohlergehen!" „Auf Euer Wohlergehen!" „Nein, auf unseres!" Wollt Ihr das nicht?" „Wie gern!"

Sie trank und ihre Augen sprachen zu ihm eine reizende Sprache. Als sie ihm das Gefäß reichte, führte er es da an die Lippen, wo die ihrigen geruht. Sie errötete unter seinem Blick. Er stellte das Gefäß auf einen Tisch und holte sich einen Sessel, welchen er dicht neben sie setzte. Er empfand es im Geiste und im Herzen, daß die jahrelange Liebeshoffnung langsam aber glücklich gereift sei in Marguerite, welche wie eine eben aufgeblühte Rose still dasaß, still zur Erde schauend. Nur daß draußen das Gefolge ankommen und den schönsten Augenblick unterbrechen konnte, war eine Störung. Schnell also meinte er sich überzeugen zu müssen, ob die selige Empfindung in ihm vollen Widerhall finde im Geiste und Herzen Margueritens.

„Marguerite," sagte er halblaut, indem er sich niederließ, „ich möchte gern wissen, wie es in Eurem Herzen aussieht!" „In meinem —?" und dabei ließ sie die Handschuhe, welche

sie ausgezogen, aus den Händen fallen. Einer blieb im Schoß des blauen Reitkleides, der andere glitt auf den Fußboden. Sie bückte sich, ihn aufzuheben und klagte, daß ihr Blut und Wärme so sehr nach dem Kopfe steige. „Das macht Euer Hütchen, welches so fest sitzt, und welches Ihr so scharf unter dem Kinn gebunden habt. Erlaubt!"

Und nun löste er mit nicht recht sicherer Hand — der sonst so tapfere Kriegsheld — die Bandschleife unter ihrem Kinn, und berührte ungeschickt mehrfach ihre untere warme Wange — und dann hob er das Hütchen von ihrem vollen dunklen Haar, und ermannte sich sogar, das ein wenig wirr gewordene Haar glatt zu streichen, indem er noch leiser sagte: „Ihr habt Eure Antwort unterbrochen, ob in Eurem Herzen —" „Das weiß ich ja nicht," unterbrach sie ihn. „Seht nur tapfer hinein!" „Wie kann man das?" „Man stellt sich Fragen." „Welche?" „Zuerst, ob man ganz befriedigt ist, oder ob man was vermißt. Seid Ihr immer ganz befriedigt?"

Sie schwieg.

„Oder hofft Ihr noch etwas, was noch nicht da ist?" „Letzteres wohl!" „Und wenn Ihr der Hoffnung einen Namen geben solltet, wie würde der Name lauten?"

Da erhob sie die großen dunklen Augen und sah ihn an. So vertrauensvoll und doch nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit, so warm, so lieb, und der kleine Mund mit seinen schwellenden Lippen öffnete sich, der Name schwebte darauf, es fehlte nur noch der Mut des Atems, welcher ihm Ton geben sollte und Bernhard selbst unterdrückte diesen Ton! Als wollte er die leiseste Betonung gewiß vernehmen, hatte er sich näher und näher zu ihrem Munde gebeugt, und der erste Kuß entstand wie eine Übereilung — der Laut „Bernard" kam erst nachträglich und für den Sprachforscher zweideutig zu Gehör, als ein Klopfen an der Tür den Kuß unterbrach. — Marthe hatte draußen sich erinnert, daß sie die jungen Herrschaften doch wohl auch beaufsichtigen sollte, und hatte gemeint, daß sie nun lange genug allein

geblieben wären, um sich das Notwendige zu sagen — törichte alte Amme! Es ist den Menschen so wenig Zeit vergönnt zum Glücke, und man spricht deshalb nur von glücklichen Augenblicken. Gute Freunde sollen sie nicht noch abkürzen. Am wenigsten einem Manne wie Bernhard, dessen Leben so heftig bedroht war mit Abkürzung.

---

Und dennoch wurden es drei glückliche Tage in Königsfelden. Die schönsten seines Lebens. Das natürliche Wesen, die frische Jugendliebe Margueritens entfaltete sich ihm während dieser drei Tage zu nie empfundenem Entzücken. Und Bernhard wußte den Wert der Zeit zu schätzen, er trat vor die Frau Herzogin hin und bat sie, die Hand Margueritens ihm sogleich zu gewähren. „Was Pomp und Hochzeitsprangen!" rief er, „die ich allerdings selbst vorbereitet, wir stehen im Kriege, und jede Verzögerung kann unwiederbringlicher Verlust sein. Laßt den nächsten Prediger kommen und bewilligt unsere Trauung!" Das war leider gegen den Charakter der etwas förmlichen Frau. Sie fand solch eine Heirat aus dem Stegreif nicht schicklich. Des Pompes bedürfe es nicht, meinte sie, aber überraschen dürfe die Heirat einer Rohan die Welt nicht. Zudem sei das Trauerjahr für den verstorbenen Vater kaum abgelaufen, und mindestens fünf Vierteljahre schreibe die Sitte ihres Hauses vor zwischen Grab und Brautbett. Sobald der Sommer über Wald und Feld eingekehrt sei, werde sie ihm die Tochter nach Breisach bringen. —

„Ich werde sie holen lassen wie eine Königin!" sagte Bernhard seufzend, denn er wußte nur zu gut, daß diese strenge Frau nicht abzubringen wäre von ihren Grundsätzen.

Die Frau Herzogin beraubte zwei glückliche Menschen, wie Marthe sie beraubt hatte.

---

In Pontarlier entwickelte sich denn auch die letzte, wahrscheinlich entscheidende Gefahr für Bernhard. Nunnez hatte

ratlos dem fortreitenden Herzog Bernhard nachgesehen. Nach der Schweiz hatte es geheißen, und nach Pontarlier kehrt er nimmer wieder! Was blieb dem ingrimmigen Greise für eine Hoffnung übrig, dem König Jehu ans Leben zu greifen! Leibdiener Hoffmann mit seiner unerschöpflichen Weisheit blieb ihm übrig. Er trat zu Nunnez unter das Haustor und kündigte ihm an, daß auch er abreise und zwar nach Neuenburg, wo er seinen Herrn erwarten solle. Und nun verlangte der Leibdiener mit der unglücklichen Hand etwas, was Nunnez nicht besser hätte erfinden oder wünschen können, er verlangte einen Vorrat spanischen Weines für den Herzog. Kein Schatten von Mißtrauen war in ihm gegen Nunnez. Ganz im Gegenteile! Reue bewegte ihn, daß er gestern nicht den Wein des ehrlichen Nunnez angenommen hatte für den Kaiserbecher; dann wäre dem Giftmischer wahrscheinlich die Gelegenheit entgangen, unbemerkt an den Schenktisch zu treten. Er meinte also sogar, Nunnez eine Art Entschädigung schuldig zu sein, und forderte ihn jetzt auf, die Lieferung spanischen Weins für den Herzog auch nach Deutschland, auch für den Burgkeller in Breisach zu übernehmen. Nunnez' trüb gewordenes Auge blitzte auf. Sein Geist fand: Da öffnet sich ein Weg! Als praktischer Händler machte er Schwierigkeiten; er mußte sich selbst Zeit lassen, den richtigen Fußpfad auf diesem Wege auszufinden. „Der Transport dieses feinsten spanischen Weines", sagte er zögernd, „hat große Schwierigkeiten. Wenn er gefahren wird, so macht ihn das Schütteln trübe. Wenn ich was liefere, so will ich's gut liefern, um meinen guten Ruf zu erhalten."

„Nun dann," erwiderte Hoffmann, „dann schickt die Fässer nicht auf Wagen!" „Fässer dürfen's überhaupt nicht sein. Den feinen Alicante muß man zeitig abziehen auf Krüge und Flaschen, den feinsten auf ganz kleine Steinflaschen, so daß nicht mehr als ein Kelch voll beisammen ist." „So schickt ihn abgezogen in Krüge, Flaschen und kleinen Flaschen wie hierzulande das meiste transportiert wird — auf Maultieren." „Das wär' nötig. Aber

's hat auch seinen Haken. Man müßte dabei sein, und dafür bin ich zu alt. Die Racker von Maultiertreibern, die aus Spanien bis hierher kommen, und die den Transport verstehen, die müssen beaufsichtigt werden. Sie saufen unterwegs aus den Krügen und Flaschen und gießen Wasser zu, um die Krüge und Flaschen wieder voll zu machen. Man muß dabei sein, wenn man für gutes Getränk einstehen soll, und ich alter Krüppel wag' mich nicht mehr auf so weite Reise." „Weite Reise! Ein paar Meilen über den Doubs hinunter, was ist denn das? Der Herr Herzog hat mir gesagt, daß er eine Rundreise durch sein jetziges Reich machen und diese Rundreise am Doubs, also etwa bei St. Hippolyte, abschließen will. Dort wird er seine hiesige Kriegsmacht erwarten und nach Breisach führen zum Feldzuge ins innere Reich. In Hippolyte also trefft Ihr uns. Was ist das für 'ne Reise! Ihr kommt gar nicht aus Euren Bergen heraus." „Wann denn?" „Das laß ich Euch sagen. Es gehen ja täglich Boten vom Heere zum Herzoge und vom Herzoge zu Euch. Und sobald wir uns dem Doubs zuwenden, schick' ich Euch einen Zettel und Ihr brecht auf." „Das kann also noch lange dauern?" „An sechs bis acht Wochen." „Wer da noch lebt!" „Paperlapap! Ihr seid zäher als ein Junger!" „Seit kurzem nicht mehr. Na, also meinethalben! Aber nun verlaß ich mich drauf, denn ich mache Auslagen, um das beste Gewächs zu bringen, und so wie's hier im Lande zugeht, ist nichts auf den Straßen sicher vor Raubsoldaten. Ich kann das Risiko nicht aufs Ungewisse übernehmen." „Ungewiß! Alter Narr! Bin des regierenden Herrn Leibdiener. Was ich bestelle, ist sicherer bestellt, als wenn's der Kaiser täte. Mein Zettel kommt so bestimmt wie die wärmere Jahreszeit kommt, und dann haltet Wort!" „Ja, Herr."

So schieden sie. Und nun begann eine qualvolle Zeit für Nunnez. Qualvoll, weil er zweierlei fürchtete. Erstens, daß wirklich sein Leben nicht so lange vorhielte, wenigstens seine Lebenskraft, welche zur Reise, und zur letzten Ausführung

nötig wäre. Er war sehr alt, und die Erschießung Norberts hatte ihn arg erschüttert. Ein beständiges und bedenkliches Zittern verließ ihn seit gestern nicht mehr, und der Atem war ihm seit gestern kurz geworden. Zweitens, daß dieser Leibdiener vergessen könnte, den Zettel zu schicken. Wie gebrechlich er sich fühlte, die Begierde in ihm war doch grenzenlos, die Rachetat an dem ketzerischen Herzoge zu vollenden. Zweimal täglich keuchte er von nun an in die Kirche hinüber und betete inbrünstig zu seinem Heiligen um Kraft und Gelegenheit zur frommen Tat. Denn daß es eine solche wäre, das stand zweifellos in seiner Seele. Und jedesmal wenn er aus der Kirche kam, trat er an die Mauer hin, an welcher Norbert erschossen worden. Er küßte sie und sprach murmelnd einen gräßlichen Fluch aus über den teuflischen Herzog, welcher die Hinrichtung befohlen. So vergingen vier Wochen. Die warmen Lüfte kamen vom Mittelmeer und versetzten den greisen Körper in erhöhte Aufregung. Die Furcht, daß er erliegen könnte, steigerte sich in ihm und erschöpfte ihn — er blieb eines Abends liegen an der Kirchenmauer, er mußte nach Hause getragen, er mußte ins Bett gelegt werden. Vier Wochen lag er schon. Wenn nun auch der Zettel kam, er konnte nicht aufstehen. Er versuchte es mehrmals, aber er erhielt sich nicht auf den Füßen, die Kraftlosigkeit warf ihn stets wieder aufs Lager zurück.

Der alte Mann weinte wie ein Kind. Der Plan, welchen er gefaßt, war so leicht und einfach! In eine der kleinen Flaschen, welche kaum so viel enthielten als jener Becher faßte, wollte er das Gift gießen, wollte diese Flasche versiegeln und sie zuerst und allein dem Hoffmann einhändigen kurz vor der Mahlzeit. Das war so schlicht und so sicher! Jedermann konnte es ausführen, und Nunnez in seiner Schwäche kam denn auch endlich auf die Idee, die Ausführung einem andern zu übertragen. Aber er wußte keinen Zuverlässigen. Sein altes Gesinde war verjagt durch die feindlichen Krieger, und ein Pater, der jemand

hätte beschaffen können, war in Pontarlier nicht vorhanden; es wagte sich keiner zurück, solange die Weimaraner herrschten; es gab seit Monaten keinen Gottesdienst. Und einem nicht ganz Zuverlässigen wollte er's um keinen Preis anvertrauen. Da konnte ja das letzte, so glücklich vorbereitete Mittel verloren gehen. So kam der Monat Mai, und die Gefahr für Bernhard schien vorüberzugehen. Nunnez erholte sich nicht mehr, und der Zettel Hoffmanns blieb aus. Woche auf Woche verging — im Mandelbaume verfiel die Wirtschaft, und man sagte sich laut: „Der alte Nunnez liegt im Sterben." Da füllte sich Pontarlier mehr und mehr mit Weimarschen Truppen. Sie sammeln sich zum Abzuge, hieß es, der Herzog nähert sich und will Musterung halten jenseits des Doubs.

Diese Nachricht drang auch zu Nunnez. Gleichzeitig war in der Nacht ein heftiger Umschlag des Wetters eingetreten. Das ganze Frühjahr war regnerisch gewesen, und die Wege waren nirgends trocken geworden, ein Grund wohl für Bernhard, seine Rundreise zu verlängern und den Zug ins innere Reich hinauszuschieben. In der Nacht aber hatte ein heftiger Nordwind die dicke, feuchte Luft weggefegt, es war kühl geworden, und dieser Umschlag war auch den gesunkenen Nerven des alten Nunnez erkräftigend geworden. Als er die Nachrichten von der Annäherung des Herzogs vernahm, gab er von seinem Geiste aus dem matten Körper einen neuen, heftigen Anstoß, er taumelte aus dem Bette, er hielt sich an den Sessel, er versuchte zu stehen — er stand, und nach einigen Stunden konnte er mit einem Stocke langsam gehen. Er humpelte zur Kirche hinüber. Das Gebet stärkte ihn wunderbar. Heimkehrend ließ er den damals schon vorbereiteten Wein verpacken, ließ er die Maultiere rüsten. Er war entschlossen, auch ohne den Zettel Hoffmanns aufzubrechen, wenn der Körper es irgend zuließe. Auf dem Maultiere, meinte er, werde ja wenig Kraft in Anspruch genommen, und wenn er nur ankäme, und die kleine Steinflasche übergeben könnte, dann möchte der Tod

ihn niederwerfen, das Werk sei ja vollbracht —! Der Nordwind hielt an. Am nächsten Morgen war Nunnez um einen großen Grad frischer, und gegen Mittag — wurde durch einen Reiter Hoffmanns Zettel im Mandelbaume abgegeben. Um die Mittagsstunde ließ sich Nunnez auf's Maultier heben und ritt langsam mit dem Transporte von sechs anderen Maultieren aus Pontarlier, abwärts gen St. Hippolyte.

## IX.

Der Nordwind hielt an. Seine Frische hielt den alten Nunnez aufrecht im Sattel seines Maultieres, obwohl der Marsch sehr beschwerlich war. Weimarsche Truppen nämlich, welche die burgundische Freigrafschaft verließen, nahmen die Heerstraße ein, und Nunnez mit seinen sechs Maultieren wurde oft unsanft zur Seite gedrängt in Getreidefelder oder unwegsame Lehden. Es war gegen Abend, als er vor St. Hyppolite ankam. Aber er ward nicht eingelassen. Ein weimarscher Offizier hielt zu Pferde vor dem Tore und wies jedermann zurück. Die Truppen mußten links und rechts die Stadt umgehen. Warum? Die Pest sei in St. Hippolyte ausgebrochen.

„Und der Herzog von Weimar?!" stöhnte Nunnez. „Ist längst fort nach Pfirt!"

So war es auch. Bernhard hatte von hier aus ein glänzendes Geleit unter Hansens Führung nach der Schweiz abgesendet, um seine Braut Marguerite von Rohan nach Breisach einholen zu lassen, und hatte die Stadt verlassen, weil wirklich Todesfälle vorgekommen waren, denen man Zeichen der Pest absehen wollte. Nunnez mußte also weiter. Es war ein harter Marsch für ihn des anderen Tages durch das Pruntrutsche — eine Schweizerecke, welche hier herüber greift — ins deutsche Land hinein. Der Wind kam ins Schwanken, die Luft wurde wärmer, er selbst wurde schwächer und schwächer. Sein mattes Auge sah trübselig auf das Land hin, welches in Sommerlust

üppig grünte und blühte. Denn die reichlichen Frühlingsregen hatten die Fruchtbarkeit erweckt auch auf den dürrsten Hügeln. Und er hatte den Tod im Herzen und in seiner Satteltasche. Als er spät abends die Türme von Pfirt sah, da ächzte er: „Endlich! Wenn er auch hier nicht mehr wäre, dann erreicht' ich ihn nimmer; denn weiter kann ich nicht mehr." Er war nicht mehr da. Das Schicksal stellte sich an, als wollte es ihn erretten. Man erzählte in Pfirt, daß er ernst und schwermütig gewesen. Wohl wegen grausamer Aufführung seiner Truppen in Mont Benoit. Auch die Hingebung der Pfirter Einwohnerschaft hatte nur seine Melancholie vermehrt. Die Leute hier waren gut deutsch und protestantisch und hatten sich zu ihm gedrängt, seinen Stiefel zu küssen, hatten sich auf die Erde geworfen, hatten ihn gefeiert wie einen Gott. Das hatte er abgewehrt soviel er gekonnt, und zu seinem Hofprediger sollte er gesagt haben: „Ich befürchte, das Schicksal des Schwedenkönigs teilen zu müssen! Denn sobald das Volk mehr auf diesen als auf Gott sah, mußte er sterben." Eiligst hatte er Pfirt verlassen und war nach Hüningen aufgebrochen.

„Nun ist's aus!" murmelte Nunnez und fiel aufs Lager in der Herberge.

Am andern Morgen meinte er, nicht mehr aufstehen zu können. Der Gastwirt nötigte ihn dazu. Der Zudrang von Truppen war immer größer geworden, er konnte die Offiziere nicht mehr unterbringen und machte mit dem alten Spanier keine Umstände. Er sah's ihm an und hörte es aus seinem gebrochenen Deutsch, daß er oben aus den Pfaffenschluchten stammte und schon deshalb verdiente, an die Luft gesetzt zu werden. Nunnez hatte bald gar kein anderes Plätzchen mehr als den Sattel auf seinem Maultiere. Er wurde von dem Soldatengedränge geradezu hinausgeschoben aus der Stadt Pfirt und wurde in diesem Tumulte außerdem auch noch von seinen übrigen Maultieren getrennt. Allein sah er sich auf der Heerstraße. Aber es war die Straße nach Hüningen, und sein

Maultier war ein starkes lustiges Tier, es schritt vorwärts, ohne ihn zu fragen. Da sein Reiter nirgends anhielt, — er schlummerte wie ein Mann, der sich zum Sterben anschickt — so suchte es sich seine Mahlzeiten in den Getreidefeldern, im langsamen Vorübergehen fleißig die jungen Ähren abzupfend. Bei einbrechender Nacht schritt es durch das Tor von Hüningen. Die Torwache weckte den hinsterbenden Nunnez zum Leben auf, und der einzige Gedanke, welcher noch in ihm lebte, gab ihm die richtigen Fragen ein:

„Ist der Herzog von Weimar — noch hier?" „Freilich!" „Wo find' ich — seinen Leibdiener — Hoffmann?" „Neben dem Rathause."

Nun erwachte noch einmal die Lebenskraft des fanatischen Greises, wie der letzte Öltropfen in einer verglimmenden Lampe aufleuchtet. Er fand das Haus neben dem Rathause, er berief sich darauf, daß der Leibdiener des Herzogs ihn dringend herbestellt habe, er erreichte dadurch, daß man nach Hoffmann schickte, daß man ihm ein kleines Kämmerchen anwies hinter der großen Wirtsstube, und daß man ihm den Sattel seines Maultiers nachtrug in dies Kämmerchen. Hier fiel er auf ein Strohlager, das im Winkel ausgebreitet lag, und bat seinen Heiligen inbrünstig, ihn nur so lange am Leben und bei Sinnen zu erhalten, bis Hoffmann gekommen wäre und die kleine Steinflasche aus dem Sattel in Empfang genommen hätte. Es war nicht viel Aussicht dazu vorhanden: sein Atem wurde kürzer und kürzer, seine Besinnung immer unklarer und Hoffmann kam nicht. Ein Hausknecht, welcher die Bestellung übernommen hatte, war im oberen Stocke, wo der Herzog wohnte, nicht durchgedrungen bis zu Hoffmann. Zahlreiche Offiziere und Deputationen hatten ihn zurückgeschoben, und weil sie schwer anzubringen war, hatte er die Meldung auf sich beruhen lassen. Am andern Vormittage erst, als der Wirt das Kämmerchen brauchte, erinnerte er sich, daß der Leibdiener ja nicht gekommen wäre. Er rief den Hausknecht und trat in das Kämmerchen.

Nunnez lag leise röchelnd bewußtlos auf dem Stroh. — „Der alte Mann stirbt mir hier und macht mir Ungelegenheiten jetzt, wo man ohnehin alle Hände voll zu tun hat!“ Und als der Hausknecht eingestanden, daß er gestern nicht zum Ziel gekommen, ging der Wirt selbst hinauf, suchte und fand Hoffmann und machte ihm die Anzeige.

Hoffmann erkannte nach der Beschreibung sogleich, daß es der alte Gastwirt aus Pontarlier wäre mit dem sehnlich erwarteten Weine und folgte dem Wirte auf der Stelle. Im Hinuntergehen machte dieser Hoffmann aufmerksam, daß ein Gewitter am Himmel stehe drüben über dem Rhein, und daß die Gewitter, welche mit der Morgenluft kämen, sehr schwere zu sein pflegten in Hüningen. Der Herr Leibdiener möchte also Order geben, daß die im Hofe offenstehenden Wagen der herzoglichen Hoheit unter Dach gebracht würden. Der Donner grollte schon von fern, und die Luft verfinsterte sich, als Hoffmann in das Kämmerchen trat und recht erschrocken war, daß der kläglich aussehende Nunnez nicht aufwachen wollte.

„Ich hab's ja gesagt,“ rief der Wirt, „der alte Mann liegt im Sterben.“

Da leuchtete ein breiter Blitz durch das große Gastzimmer bis in das dunkle Kämmerchen, und ein heftiger Donner folgte ihm nach. — Nunnez krümmte sich und schlug die Augen auf. Sein Leben und Sterben hing offenbar von atmosphärischen Einflüssen ab. Hoffmann sprach in ihn hinein — Nunnez kam zu sich, und in abgebrochenen Worten machte er sich dahin verständlich, daß die Maultiere mit den Weinkörben in Pfirt von ihm getrennt worden. —

„Sie werden schon nachkommen,“ sagte Hoffmann ärgerlich, „dann haben wir aber für die heutige Tafel wieder nichts Gutes!“

Nunnez richtete mühsam seinen Blick auf den Sattel. Bei dem Scheine eines neuen Blitzes folgte Hoffmann diesem Blicke und fragte: „In der Satteltasche?“

„Ja — das beste!“

Hoffmann zog die steinerne kleine Flasche hervor und sagte: „Bravo! Versiegelt?“

„Erst öffnen — wenn getrunken — werden soll — sonst —“ „Verfliegt die Blume!“ ergänzte Hoffmann des Nunnez Rede. „Das soll geschehen! Und Ihr, Herr Wirt, schickt einen Boten, daß die Maultiere mit den Körben hierher gelangen. Die kleine Flasche wird heut' verbraucht; wir brauchen morgen mehr. Und laßt den Mann pflegen; er hat sich für uns geopfert!“

So ging er fort mit der kleinen Steinflasche. Das Gewitter brach aus und tobte stundenlang. Unter seinem Toben und unter einem Regengusse ging man oben zur herzoglichen Tafel. Plötzlich entstand ein Laufen und Rufen. Diener kamen die Treppe herab und sprangen in den Hof. Ein Wagen sollte sogleich angespannt, ein Bote sollte an den Rhein hinunter geschickt werden. Der Herzog wollte ans Wasser hinabfahren und dort zu Schiffe nach Neuenburg gebracht sein.

„Was ist vorgefallen?“ fragte der herbeistürzende Wirt. „Der Herzog ist unwohl geworden!“ „Unwohl?“ „Pest oder Vergiftung!“ schrie ein Diener, indem er beide Hände neben den Mund hielt, um das Schreien zu dämpfen oder zu steigern. „Halt dein Maul, Lästerzunge! Was weißt Du davon?! Eine einfache Übelkeit, wie sie jedermann passiert. Woher sollte heute die Vergiftung kommen!“

Dies sprach Hoffmann, dessen entsetzlich glotzende Augen aber zu diesen Worten gar nicht stimmten. Er eilte durch die Gaststube nach dem dunklen Kämmerchen. Der Wirt folgte ihm. Hoffmann rüttelte den regungslos daliegenden Nunnez und rief ihn beim Namen. Der Wirt tat desgleichen, da sich gar keine Wirkung zeigte, und beugte sich nieder. „Der Mann ist tot!“ sagte er endlich.

„Tot?!“ lallte Hoffmann. „Mausetot.“ „Ich hab's wohl gedacht.“

Hoffmann taumelte zurück in die Gaststube. Sein breiter

Mund stand offen, seine großen Ochsenaugen stierten regungslos ins dunkle Kämmerchen — „Nein! Nein!!“ sagte er erst leise, dann laut, und nochmals sagte er „Nein!“ mit erkünstelter Festigkeit.

„Was denn?“ fragte der Wirt. „Man ruft Euch auf der Stiege, Herr Leibdiener!“ setzte er hinzu.

Hoffmann ging wie ein Betrunkener zur Stiege und stolperte hinauf. Trotz des Gewitterregens füllte sich der Hof mit Menschen. Sie wollten den Herzog sehen. Auf zwei Offiziere gestützt kam er die Treppe herab und schritt in den Regen hinaus. Man wollte ihn schützen vor dem Regen, er aber machte eine ablehnende Bewegung, die Nässe schien ihm willkommen, er richtete das unbedeckte Haupt in die Höhe und ließ sich ins Antlitz regnen. Seine Augen sahen starr in die nasse Luft und erschienen sehr groß, die Züge waren schmerzlich verzogen, die Knie wankten. —

„Der Herr ist sehr krank!“ flüsterte der Wirt.

In eine bedeckte Kutsche ward er gehoben, vor welche die Pferde erst gespannt wurden. Langsam fuhr dann die Kutsche nach dem Rheintore und ans Ufer des Stromes. Das Schiff war bereit. Ein Dach wurde aufgeschlagen gegen den Regen. Unter dies Dach wurde Bernhard gelegt. Zwei Dutzend Ruderer fingen an zu arbeiten, und dahin flog das Schiff in großer Schnelligkeit. Das nasse Frühjahr hatte den Rhein überfüllt; „bis zur Nacht“, meinten Zuschauer, „kann der kranke Herr in Neuenburg sein.“

---

Es war am achten Juli 1639. Der Morgen war rein und schön und warm. Die Vögel sangen lustig von den großen Bäumen zwischen dem Rhein und dem herzoglichen Wohnhause in Neuenburg. In dem Hause selbst aber sah es traurig aus. Drei Tage lang litt Herzog Bernhard hier auf seinem Schmerzenslager. Doktor Schmidt, der herbeigerufene Arzt, verzweifelte an seiner Kunst, und der Herzog selbst hatte heut'

bei Tagesanbruch geäußert: „So übel habe ich mich nie befunden — es ist der Tod, der über mich hereinbricht — ich bin vergiftet! — Wer ist von meinen Generalen und Obersten in Neuenburg?" Hoffmann hatte unter Schluchzen geantwortet: „Erlach, Ehm und Rosen." Sie waren gerufen worden und kamen jetzt. Es war sechs Uhr. Sie mußten sich durch eine dichte Menschenmenge drängen, welche vor dem Hause stand. Bürger, Frauen, Soldaten waren's. Alle waren tief traurig, alte Soldaten sogar weinten. Erlach, Ehm und Rosen schritten durchs Vorzimmer in den gewölbten Saal. Von hier aus sahen sie ihn schon, die Tür zu Bernhards Zimmer stand offen, der Tür gegenüber mitten im Zimmer sein Bett. In diesem der Kranke sitzend, das Antlitz gegen die offene Tür. Er war bleich und erschöpft. Das Gift der Tollkirsche, obwohl abgeschwächt durch das Quantum Wein, hatte grimmige Verwüstung angerichtet. Das Atmen war beschleunigt und mühsam, auf der Stirn und den Händen zeigten sich blaue und rötliche Flecke. Dennoch sprach er vernehmlich, wenn auch in Absätzen zu den drei Kriegern, welche auf beiden Seiten an sein Bett getreten waren:

„Wie's scheint — muß ich sterben, Freunde — eh' ich mein Werk vollendet. — Haltet treulich zusammen — treulich! Meine Absichten — kennt ihr. Vollführt sie! — Laßt die gute Sache — nicht sinken. — Und hütet euch — vor dem Laster — vor dem Laster der Zwietracht."

Nun winkte er mit der Hand, sie möchten gehen! Und sagte leise: „Mein Kanzler!" Die Generale gingen. Leder kam und setzte sich auf bloßes Augenwinken des Herzogs an einen Tisch, um den wahrscheinlich letzten Willen seines Herrn niederzuschreiben. Der Herzog schwieg und machte nur eine kleine Bewegung mit den Fingern. Leder rückte den Tisch dicht ans Bett; der Herzog nickte, sprach aber immer noch nicht. Er deutete auf Brust und Hals — Hoffmann brachte einen vorbereiteten Suppenteller und einen Löffel. In dem Teller war verdünnter Rheinwein, Zucker und geriebenes Brot, was man

in Sachsen „kalte Schale“ nennt und was der Herzog liebte. Hoffmann reichte dem Herzoge eine Anzahl Löffel; das stärkte ihn und er sprach zu Leder: „Schreibe!“ Zu Hoffmann aber: „Laß uns allein! — Der Hofprediger soll warten!“

Hoffmann ging; der Herzog diktierte mit schwacher Stimme:

„Die Länder, welche ich erobert, — sollen — beim Reiche der — deutschen Nation — verbleiben. Meine Brüder — sollen sie übernehmen — unter dem Schutze — der Schweden. Nur, wenn meine Brüder — nicht wollen oder nicht können — darf Frankreich gestattet sein — meinem Heere zu helfen — bei Bewachung der Länder. — Alle aber müssen sie — nach geschlossenem allgemeinem Frieden — ans Deutsche Reich abgetreten werden. Erlach, Graf von Nassau, Ehm und — Rosen sollen — mein Heer führen.“

Leder fragte leise: „Nebeneinander? Aber unter wessen Oberbefehl?“

Bernhard antwortete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Mein Schlachtroß an Guébriant; meine Kleinodien an meine Brüder —“

„Ein Wort, fürstliche Gnaden, wegen des Oberbefehls —“

„Unterbrich nicht — meine Kraft und Zeit — verrinnt ohnedies — und verschweige den Inhalt zunächst standhaft — schwöre!“

Leder schwor. Aber was hieß „zunächst“? Er wollte fragen. Doch Bernhards Kopf sank ins Kissen zurück, und kaum verständlich nur sagte er: „Der Prediger!“

Leder holte den Hofprediger Rücker herein. Dieser erteilte dem Herzoge unter wenigen, frommen Worten das Abendmahl. Bernhard empfängt es lautlos. Leder wartet mit der Schrift und mit der Feder und reicht beides dem Herzoge, sobald der Prediger zurücktritt. Der Herzog nimmt die Feder, sie zittert in seiner Hand, und mühsam, undeutlich unterschreibt er auf der nachgebenden Bettdecke seinen Namen. „Es ist hohe Zeit gewesen!“ stöhnt er. —

„Nichts weiter zu erinnern?" fragt Leber und deutet auf das Blatt.

„Oh, ich hätte — noch viel — aber die Zeit — wird mir zu kurz!"

„Ich höre, fürstliche Gnaden!"

Leise spricht der Herzog, in langen Absätzen, noch einige Vermächtnisse aus, und Leber schreibt sie an den Rand der Schrift — da geht die Tür auf, und alles, was zur Umgebung des Herzogs gehört, Hoffmann an der Spitze, drängt sich herein. Jeder will seinen verehrten Herrn noch einmal sehen. Die meisten bleiben jedoch in einer gewissen Entfernung. Sie hatten von den blau und roten Flecken gehört und dachten an die Pest.

„Starschädel?" fragte leise der Herzog.

Hoffmann machte eine traurige Bewegung, die sagen will: „Er ist ja von Euch gesendet!" Bernhard senkt das Haupt. Nach längerer Weile scheint er die letzte Kraft zusammen zu raffen, er hebt den Kopf, sieht rasch über alle hin und spricht fast wie er in gesunden Tagen gesprochen: „Kinder, lebt wohl! — Und geht jetzt hinaus! Ihr macht mich sonst irre. Ich muß mit Gott sprechen." Unter heftigem Schluchzen leeren sie das Zimmer. Der Hofprediger tritt ans Bett und betet. Bernhard schließt die Augen; der Atem wird immer kürzer, aber das Herz schlägt noch heftig. Man sieht es an dem bewegten Hemde. Da legt Bernhard die Hand aufs Herz und sagt mit schwacher Stimme: „Ich wundere mich, daß das Herz noch so frisch ist, und sich zum Tode — nicht schicken will. — Vater! — In deine Hände — befehl' ich — meinen Geist!"

Langsam, mühselig versuchte er noch mit der rechten Hand ein Kreuzchen vor seinem Angesichte zu machen, faltete dann tastend die Hände, ruft „Jesus!" und — verscheidet. Die Turmuhr in Neuenburg schlug gerade sieben.

---

Wie auf Fittichen des Sturmwindes flog die Nachricht nach allen Ländern, daß der gewaltigste Fahnenträger der Evan-

gelischen des Todes verblichen wäre. Hans von Starschädel war just in Königsfelden angekommen, als die Schreckenskunde eintraf. Die Herzogin faltete die Hände, Marguerite aber brach in eine leidenschaftliche Verzweiflung aus, welche niemand dem heiteren Mädchen zugetraut hätte. Wie eine gesunde Pflanze war die Liebe zu Bernhard in ihr erwachsen, langsam aber regelmäßig. Jetzt stand sie in festen Wurzeln. Da kam der verheerende Sturmwind. „Es ist ja nicht möglich, ist nicht möglich", schrie das entsetzte Mädchen ihrer Mutter zu. „Und doch ist es", sagte diese leise in trauriger Resignation.

„O Mutter, Mutter! was hast du getan!" rief Marguerite wie in wahnsinnähnlicher Verstörung. „Du hast uns getrennt, als der Himmel ja sagte zu unserer Hochzeit, du hast uns getrennt aus nichtigen formellen Gründen. Alles wäre anders geworden! Ich wäre immer an seiner Seite gewesen, keinen Schluck hätte er trinken können, den ich nicht vorher geprüft — Mutter, Mutter, was hast du angerichtet!" „O mein Kind!" „Verzeih' deiner bösen, unglücklichen Tochter, o verzeih', verzeih'!" schrie Marguerite im nächsten Augenblicke mit brechender Stimme und sank laut weinend der Mutter in die Arme.

Hans eilte spornstreichs nach Breisach. Der Tod des Freundes hatte ihn niedergeworfen, die Sorge um das Vaterland hatte ihn aufgerissen. Erlach, welchem er immer mißtrauisch zugesehen, trat vor sein Auge. Der Mann — sagte er sich — wird alles an Frankreich verraten und ausliefern, was Bernhard erobert hat. Auf! Dies nach Kräften zu hindern! Umsonst. Als Hans nach Breisach kam, war alles schon geschehen. Erlach hatte gehandelt wie ein von Frankreich angestellter Mann. Dem schwachen Leder hatte er den „letzten Willen" Bernhards abgetrotzt und hatte den Generalen und Obersten versichert, der sterbende Herzog hätte befohlen, Heer und Festungen in den Schutz Frankreichs zu stellen. Bernhards Kasse hatte er erbrochen und das Geld verwendet, sich unter den Generalen und Obersten eine übermächtige Partei zu schaffen. Guébriant

hatte er gerufen mit allen nur erreichbaren französischen Truppen, damit sie in Breisach, in Freiburg, in Neuenburg einrückten. Kuriere auf Kuriere hatte er nach Paris gesendet an Desnoyers um Geld, Geld, Geld und Truppen. Beides war in Fülle unterwegs, als Hans auf der Breisacher Burg den jetzigen Generalmajor Erlach zur Rede stellte. Er war der Mann, Rede zu stehen. Die Unterredung wurde grimmig, und Erlach erklärte nachdrücklich, daß er den Herrn von Starschädel verhaften lassen würde, wenn dieser Meuterei stiftete. Die vier Direktoren, er selbst, Rosen, Ehm und der Graf von Nassau hätten laut letzter Order des verstorbenen Herzogs zu kommandieren, sonst niemand.

„Die Weimarschen Herzöge, die Brüder unseres verstorbenen Herzogs, sind die natürlichen und die eingesetzten Herren!" rief Hans. „Sie sollen kommen und zusehen, wieviel sie gelten!" entgegnete Erlach.

Hans blieb unmächtig. Erlach hatte dafür gesorgt, daß seine drei Mitdirektoren über das Land verteilt und nicht in Breisach waren, er hatte dafür gesorgt, daß die Obersten und Truppenteile, welche nichts von Frankreich wissen wollten, auseinandergelegt waren in ferne Garnisonen — Hans stand machtlos vor der listig gesammelten Macht des Usurpators. Seine letzte Hoffnung war Herzog Wilhelm, der ältere Bruder Bernhards. Er nahm seine Regimenter und führte sie ins Badische. Sie sollten keinem Befehle Erlachs gehorchen; sie sollten einen Monat lang harren auf ihn, und erst wenn er dann nicht wieder käme, auseinandergehen. Konrad weihte er ein in seine Gedanken, und ihn ließ er zurück. Alles umsonst. Während dieses Monats bemächtigten sich die Franzosen aller Zügel in den eroberten Ländern Bernhards. Hans mußte verzichten und mußte bestätigen, was er selbst gesagt: zu seiner Familie mußte er heimkehren nach Gnadenfrei und seinen Sohn erziehen für die Zukunft. Seine Ahnung war ebenso jammervoll bestätigt: daß die Herbeiziehung der Franzosen in den deutschen Krieg

den Untergang des Deutschen Reiches veranlassen würde. Ein Führer läßt sich nicht erfinden. An einem deutschen Führer fehlte es von nun an der evangelischen Sache gänzlich, und so ging die Leitung des Krieges völlig an die Fremden über.

Und das Schicksal schenkte obenein den Schweden einen genialen Führer. Gustav Torstenson war dies. Ein kränklicher Körper, welcher fast mehr in der Sänfte als zu Pferde Schlachten lieferte, entwickelte er geistig und moralisch alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, und belebte das letzte Dritteil des Dreißigjährigen Krieges mit kühnen Märschen und glänzenden Schlachten. Er führte aus, was Bernhard zuletzt vorgehabt, er brach in Böhmen ein, schlug im Süden dieses Königreichs, bei Jaukau, eine große siegreiche Feldschlacht, und rückte bis an die Donau vor Wien. Bis an den Spitz bei Florisdorf, den Donauauen gegenüber, hinter welchen die Spitze des Stefansdoms emporragt, führte er seine Schweden. Seine Schweden? Ach nein! Seine Deutschen, die unter schwedischen Fahnen fochten. Der Bart-Konrad unter ihnen, welcher die Gelegenheit ausgespürt hatte, noch einmal siegreich in österreichisches Land zu kommen. Er ist alsdann verschollen. Das Weimarsche Heer selber hat sich in große Haufen zerspalten und ist bald mit den Franzosen, bald mit den Schweden, bald mit den Hessen auf kleinen Schlachtfeldern erschienen, immer tapfer und ungestüm, allmählich ganz eine Landsknechtschar.

Mitten in diesem wüsten Kriegstreiben gingen jahrelang Friedensunterhandlungen nebenher, und zu Osnabrück und Münster saßen die Friedensstifter vier Jahre lang und markteten miteinander, während die Kriegsfurie fort und fort tobte. Hatte der Kaiser einen Kriegsvorteil errungen, so erwiesen sich die kaiserlichen Gesandten, Max von Trautmannsdorf an ihrer Spitze, stolzer in ihren Ansprüchen; hatten die Schweden gesiegt, dann wuchsen die Ansprüche des jungen Oxenstierna und der Herren Longueville und d'Avaux. Noch im letzten Jahre, im Sommer 1648, warf eine Waffentat die kaiserlichen Minister

hatte er gerufen mit allen nur erreichbaren französischen Truppen, damit sie in Breisach, in Freiburg, in Neuenburg einrückten. Kuriere auf Kuriere hatte er nach Paris gesendet an Desnoyers um Geld, Geld, Geld und Truppen. Beides war in Fülle unterwegs, als Hans auf der Breisacher Burg den jetzigen Generalmajor Erlach zur Rede stellte. Er war der Mann, Rede zu stehen. Die Unterredung wurde grimmig, und Erlach erklärte nachdrücklich, daß er den Herrn von Starschädel verhaften lassen würde, wenn dieser Meuterei stiftete. Die vier Direktoren, er selbst, Rosen, Ehm und der Graf von Nassau hätten laut letzter Order des verstorbenen Herzogs zu kommandieren, sonst niemand.

„Die Weimarschen Herzöge, die Brüder unseres verstorbenen Herzogs, sind die natürlichen und die eingesetzten Herren!" rief Hans. „Sie sollen kommen und zusehen, wieviel sie gelten!" entgegnete Erlach.

Hans blieb unmächtig. Erlach hatte dafür gesorgt, daß seine drei Mitdirektoren über das Land verteilt und nicht in Breisach waren, er hatte dafür gesorgt, daß die Obersten und Truppenteile, welche nichts von Frankreich wissen wollten, auseinandergelegt waren in ferne Garnisonen — Hans stand machtlos vor der listig gesammelten Macht des Usurpators. Seine letzte Hoffnung war Herzog Wilhelm, der ältere Bruder Bernhards. Er nahm seine Regimenter und führte sie ins Badische. Sie sollten keinem Befehle Erlachs gehorchen; sie sollten einen Monat lang harren auf ihn, und erst wenn er dann nicht wieder käme, auseinandergehen. Konrad weihte er ein in seine Gedanken, und ihn ließ er zurück. Alles umsonst. Während dieses Monats bemächtigten sich die Franzosen aller Zügel in den eroberten Ländern Bernhards. Hans mußte verzichten und mußte bestätigen, was er selbst gesagt: zu seiner Familie mußte er heimkehren nach Gnadenfrei und seinen Sohn erziehen für die Zukunft. Seine Ahnung war ebenso jammervoll bestätigt: daß die Herbeiziehung der Franzosen in den deutschen Krieg

den Untergang des Deutschen Reiches veranlassen würde. Ein Führer läßt sich nicht erfinden. An einem deutschen Führer fehlte es von nun an der evangelischen Sache gänzlich, und so ging die Leitung des Krieges völlig an die Fremden über.

Und das Schicksal schenkte obenein den Schweden einen genialen Führer. Gustav Torstenson war dies. Ein kränklicher Körper, welcher fast mehr in der Sänfte als zu Pferde Schlachten lieferte, entwickelte er geistig und moralisch alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, und belebte das letzte Dritteil des Dreißigjährigen Krieges mit kühnen Märschen und glänzenden Schlachten. Er führte aus, was Bernhard zuletzt vorgehabt, er brach in Böhmen ein, schlug im Süden dieses Königreichs, bei Jaukau, eine große siegreiche Feldschlacht, und rückte bis an die Donau vor Wien. Bis an den Spitz bei Florisdorf, den Donauauen gegenüber, hinter welchen die Spitze des Stefansdoms emporragt, führte er seine Schweden. Seine Schweden? Ach nein! Seine Deutschen, die unter schwedischen Fahnen fochten. Der Bart-Konrad unter ihnen, welcher die Gelegenheit ausgespürt hatte, noch einmal siegreich in österreichisches Land zu kommen. Er ist alsdann verschollen. Das Weimarsche Heer selber hat sich in große Haufen zerspalten und ist bald mit den Franzosen, bald mit den Schweden, bald mit den Hessen auf kleinen Schlachtfeldern erschienen, immer tapfer und ungestüm, allmählich ganz eine Landsknechtschar.

Mitten in diesem wüsten Kriegstreiben gingen jahrelang Friedensunterhandlungen nebenher, und zu Osnabrück und Münster saßen die Friedensstifter vier Jahre lang und markteten miteinander, während die Kriegsfurie fort und fort tobte. Hatte der Kaiser einen Kriegsvorteil errungen, so erwiesen sich die kaiserlichen Gesandten, Max von Trautmannsdorf an ihrer Spitze, stolzer in ihren Ansprüchen; hatten die Schweden gesiegt, dann wuchsen die Ansprüche des jungen Oxenstierna und der Herren Longueville und d'Avaux. Noch im letzten Jahre, im Sommer 1648, warf eine Waffentat die kaiserlichen Minister

noch einmal in Nachteil. Nach Torstenson taten sich unter den Schweden auch zwei Wrangel und ein Königsmark hervor. Letzterer eroberte am 15. Juli 1648 die Kleinseite von Prag, und so endigte der Krieg da, wo er angefangen. Unter diesem Eindrucke wurde im Herbst der Westfälische Friede geschlossen, noch zuletzt also nachteilig für den Kaiser und vorteilhaft für — die Evangelischen? O nein, vorteilhaft für die Franzosen und Schweden, denn auch die Schweden ließen die evangelische Freiheit der Deutschen beim Friedensschlusse im Stiche. Es brachte ihnen mehr Geld ein, wenn sie nicht auf ihr bestanden. So wurde denn in der Religionsfreiheit festgestellt, daß es mit ihr so verbleiben sollte, wie es zu Anfang des Kriegs gewesen war. Zwei Normaljahre wurden bestimmt für den Besitzstand der säkularisierten Güter. 1624 für den Norden, 1618 für den Süden. Was die Evangelischen damals besessen, das konnten sie jetzt behalten. Nur Österreich war ausgenommen, da blieb die protestantische Kirche unterdrückt. Für dies Zugeständnis nahm Königin Christine ein gutes Stück Geld. Die Reformierten allein errangen einen Vorteil. Es wurden ihnen gleiche Rechte wie den „Augsburger Konfessionsverwandten" bewilligt. Der Religionsfriede von 1555 ward bestätigt, das war die ganze Errungenschaft eines Dreißigjährigen Krieges in Sachen des Glaubens. Im Politischen aber zahlte Deutschland, der Kaiser wie die Evangelischen, alle Kriegskosten in erschrecklichster Ausdehnung. Das Deutsche Reich verlor neunzehnhundert Quadratmeilen, und vier und eine halbe Million Einwohner.

Frankreich erwarb die Landgrafschaft Elsaß, und seine Herrschaft über die Bistümer Metz, Toul und Verdun wurde anerkannt. Der Traum Richelieus, bis an den Rhein vorzudringen, war verwirklicht. Der Nebenerwerb Lothringens war nur noch eine Frage der Zeit, sowie die Besetzung der freien Reichsstadt Straßburg. Schweden erhielt Vorpommern, Verden, Wismar und fünf Millionen Taler. Die deutschen Reichsstände aber — und dies war der Keil, welcher das Deutsche Reich

innerlich zersprengte — erhielten das Recht der Landeshoheit. Sie konnten von nun an Bündnisse mit fremden Mächten schließen. „Nur nicht gegen Kaiser und Reich" wurde zwar hinzugesetzt, aber wir wissen, wieviel das zu bedeuten hatte unter diplomatischer Erklärung. Die vielen deutschen Höfe und Kabinette entstanden hiermit und die mit ihnen verbundene auswärtige Diplomatie. Der Westfälische Friede vergiftete das Deutsche Reich in Herz und Nieren. Er vergiftete den Kaiser, er vergiftete die Nation.

Hans von Starschädel überlebte auch diesen Friedensschluß. Er erklärte ihn seinem Sohne mit den Worten:

„Dies Unglück unseres Vaterlandes ist daraus entstanden, daß der eine die Seele des anderen nicht geachtet hat. Der eine hat zum andern gesagt: Wenn du dir unseren Herrgott nicht gerade so vorstellst wie ich, wenn du ihn nicht geradeso anbeten willst wie ich, dann bist du ein Verbrecher, und ich schlage dich nieder. Das mag bei romanischen Völkern ohne Gefahr ablaufen, denn bei ihnen gleichen sich die Unterschiede zwischen den einzelnen Personen leichter aus als bei uns. Wir sind eigensinniger. Aus guten und aus schlechten Gründen, jeder will bei uns eine eigentümliche Kraft sein — und das ist tüchtig; jeder ist aber auch neidisch auf den Vorzug des andern — und das ist sehr übel. Dem deutschen Volke durfte also und darf man nie mit Tyrannei begegnen in religiösen Dingen. Tut man es, wie man's getan, dann stehen unsere besten wie unsere schlechtesten Eigenschaften zum Kampfe auf, und der Kampf dauert bis zu gegenseitiger Vernichtung. Dann kommen die Nachbarn und sagen: Eure Vernichtung müssen wir hindern! und berauben uns von allen Seiten. Das ist jetzt unser Schicksal. Diejenigen haben es verschuldet, welche dem deutschen Volke das Verhältnis zu Gott vorschreiben und befehlen wollen. Freiheit brauchen wir für all unsere höheren Bedürfnisse. Versagt man sie, so werden wir wild und unregierbar. Gewährt man sie, so sind wir fromm und in allem Untergeordneten lenksam.

Mannigfaltigkeit muß unter uns gestattet sein, wenn wir ein Ganzes bilden sollen. Einförmigkeit löst uns auf. Seit Bernhards Tode bin ich dreimal auf dem Punkte gewesen, ins Heer des Kaisers überzutreten, um zu helfen, daß die Fremden aus dem Reiche geworfen würden. Ich gestand völlig zu, daß die beiden habsburgischen Kaiser, der zweite wie der dritte Ferdinand standhaft ihr Alles daran setzten, die Einheit und Unverletzlichkeit des deutschen Reichsbodens zu bewahren. Aber dreimal schreckte mich die Tyrannei im Glauben zurück. Und dieses unselige Friedensdokument zeigt mir schrecklich, daß mein Zurückbleiben wohlbegründet war. Den letzten Pfennig gibt der Kaiser hin, damit wenigstens in seinen Erblanden kein Schatten von Glaubensfreiheit bestehen dürfe! So ist die Zukunft düster wie die Gegenwart. Und das alles im Namen des Christentums, dessen Herzblut Liebe und Duldung war und ist und ewiglich sein soll!"

„Amen!" sagte Frau Marie, und umarmte weinend ihren Sohn und ihren Gatten, der seine Tränen mit den ihren mischte über das unabsehbare Unglück des deutschen Vaterlandes.

---

Die Asche Bernhards kam erst 1655 in die sächsische Heimat. Im Sankt Stephan zu Breisach war sie bis dahin verblieben. „Die Reichsstände," schreibt der Chronist, „deren Gebiete der Zug berührte, erboten sich, die Leiche mit Gepränge durch ihre Lande begleiten zu lassen. Es wurde abgelehnt.

Auf sächsischem Boden aber, oben auf der Wartburg, wurde sie mit aller Pracht und Würde einer Landestrauer empfangen und gefeiert. Dort stand sie mehrere Monate und wurde endlich am 12. Dezember in der Stadtkirche zu Weimar beigesetzt. Derselbe Hofprediger Rücker, welcher dem sterbenden Herzoge in Neuenburg das letzte Abendmahl gereicht, sprach mit Begeisterung Bernhards letzte Grabrede über die biblischen Worte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft."

Auch des edlen Waffenfreundes Heinrichs von Rohan Asche wurde von den Glaubensgenossen würdig geehrt. Der Rat von Genf begehrte sie, und die Herzogin mit ihrer Tochter geleitete sie bis in die Peterskirche zu Genf. In dieser Hauptkirche Kalvins fand sie ihre Ruhestätte, und Heinrich von Rohan wird in Genf noch heute als ein Held des reformierten Bekenntnisses geehrt.

Witwe und Tochter kehrten nach Frankreich zurück, wo drei Jahre nach Bernhard auch Richelieu gestorben war. Die reiche Erbin Marguerite war das Ziel zahlreicher Bewerbungen. Sie schlug alle aus, auch einen ältesten Sohn des Hauses Savoyen, auch Rupert, einen jüngeren Sohn des Winterkönigs. Erst spät, da sie die Schwierigkeit weiblichen Alleinstehens mehrmals peinlich empfunden hatte, entschloß sie sich zu einer äußerlichen Konvenienzehe. Einem Marquis von Chabot war es um ihren großen Namen zu tun. Er nannte sich nun Herzog von Rohan-Chabot, ohne ein Rohan zu sein.

Die letzte echte Linie der Rohans, zugleich die älteste — Rohan Guémenée — ist aus Frankreich verschwunden. Sie blüht aber jetzt noch in Böhmen, und ihr Haupt, Camille, ist erblicher Reichsrat des Herrenhauses von Österreich.

---

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.



